Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Drei und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Fünfter Theil.

In der Reihe die siebente Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt.

Fortsetzung und Beschluß der Reise durch England und Frankreich.

Fortsetzung und Beschluß
der
Reise
durch
England und Frankreich,
in Briefen
an
einen jungen Freund in Deutschland,
vom Herausgeber.

Sechzehnter Brief.

London.

Ich habe Dir, mein lieber Eduard, die Größe des Volks, unter dem ich jetzt lebe, durch einige Nachrichten von seinem Seewesen, von seinem Handel, von seinem Landbaue und von seinem Kunstfleiße anschaulich zu machen gesucht. Es ist nun noch übrig, Dir auch etwas von seinen wohlthätigen Anstalten und Einrichtungen zu sagen, welche zur Absicht haben, das menschliche Elend zu vermindern, und Leidenden aller Art, wo nicht immer Hülfe, doch Erleichterung und Trost zu verschaffen. Da ich aber, meines erbärmlichen Gesundheitszustandes wegen, mich von London nicht sehr weit entfernen, und die bessern Zwischentage und Zwischenstunden nur dazu benützen kann, mich mit den Merkwürdigkeiten dieses Einen Orts bekannt zu machen, so ist es natürlich, daß ich auch nur von denjenigen menschenfreundlichen Anstalten, die man hier in der Hauptstadt sieht, zu reden in Stande bin.

Große Städte, große Sünden, sagt man, und man hat freilich Recht so zu sagen, es mag dabei auf die Zahl der Lasterthaten, oder auf den Grad ihrer Strafbarkeit gesehen werden. Denn natürlich müssen 800,000 in einer einzigen Stadt zusammengepreßte Menschen mehr Sünden begehen, als 5 oder 10,000 andere, die an einem kleinen oder mittelmäßigen Orte

zusammen leben; auch ist es eben so natürlich, daß Taugenichtse aller Art und große Schurken von Handwerk lieber die ungeheuern Hauptstädte, wo sie sich eher unter der Menge verbergen können, und wo sich ihnen die meisten Gelegenheiten zu Schelmereien und Schurkereien aller Art darbieten, zu ihrem Aufenthalte wählen, als kleinere Oerter, in welchen jene Vortheile für sie wegfallen. Natürlich also auch, daß in jenen mehr schauderhafte Sünden, mehr Verbrechen im großen Geschmacke, wenn ich so sagen darf, begangen werden, als in diesen.

Man könnte und sollte aber auch mit gleichem Rechte, freilich ebenfalls nur in einem gewissen Sinne, sagen: große Städte, große Tugenden. Wenigstens ließe dieser Spruch sich, in gewisser Hinsicht, eben so gut vertheidigen, als jener. In welchem Sinne, und in welcher Hinsicht ich das nehme, willst Du wissen? Ich will mich erklären.

Man durchreise hundert kleine und mittelmäßige Städte, es sei in welchem Lande es wolle, um Wirkungen des Gemeinsinns, einer allgemeinen Menschenliebe und Wohlthätigkeit auszuspähen: und ich will behaupten, daß man in allen jenen Städten, zusammengenommen, kaum halb so viel davon entdecken werde, als in dem einzigen London; selbst unter der Voraussetzung, daß die Bevölkerung jener hundert Städte, zusammengenommen, eben so groß oder noch größer, als die von dieser unermeßlichen Hauptstadt sei. Ich will damit keinesweges zu erkennen geben, daß die Sittlichkeit überhaupt, und die Menschenliebe oder der Gemeinsinn insbesondere, in großen Städten, und namentlich in London, mehr als in kleinern zu Hause sind — wie könnte ich das, ohne einer allgemeinen Erfahrung zu

widersprechen? Aber das will ich kühnlich behaupten, daß in Städten von so ungeheurer Bevölkerung die Menschen nicht bloß mehr Gelegenheit und Veranlassung haben, sondern auch mehr innern und äußern Drang fühlen müssen, zum gemeinen Besten etwas beizutragen, und Werke der Menschenliebe zu verrichten, als an kleinern Orten. Vernimm meine Gründe.

Erstens, und was die Mittel und Veranlassungen zu dergleichen Werken betrifft, so ist es ja bekannt, daß sowol die Reichthümer eines Landes den großen Hauptstädten zuströmen, als auch, daß Menschen in preßhaften Umständen und Verunglückte aller Art sich gleichfalls dahin zu wenden pflegen, weil sie hier eher, als anderswo, entweder Mittel und Wege zu einem bessern Fortkommen, oder doch wenigstens mehr Unterstützung und Hülfe in ihren bedrängten Umständen zu finden hoffen dürfen. Große Städte dieser Art bieten daher mehr als andere die entgegengesetzten Schauspiele des höchsten Wohlstandes und der tiefsten Dürftigkeit, des glänzendsten Glücks und des größten Elendes dar. Je kleiner hingegen der Ort, desto beschränkter ist die Gelegenheit, mehr zu erwerben, als Jeder für sich selbst und die Seinigen gebraucht; desto beschränkter daher auch die Neigung und das Vermögen, zum gemeinen Besten mitzuwirken, so wie ebenmäßig die Gelegenheiten und Veranlassungen dazu hier seltner und weniger dringend, als dort, zu sein pflegen.

Zweitens verdient auch Dieses erwogen zu werden: Ungeachtet die Regierungen für die großen Hauptstädte verhältnißmäßig mehr thun, und mehr thun müssen, als für die kleinern Oerter, so können sie doch unmöglich Alles thun, was Städte von so ungeheurer Größe und Volksmenge erfodern, wenn es nur einigermaßen ordent-

lich, ruhig und kristlich darin hergehen soll. Es wird daher bald eine so fürchterliche Masse von Unsittlichkeit und Elend sichtbar, und für alle Bewohner eines solchen Orts so fühlbar und schädlich, daß sogar der entschiedenste Selbstsüchtling sich durch die allgemeine, auch ihm beschwerlich fallende Noth, selbst wider seine Neigung gezwungen fühlen muß, zur Verminderung jener gräulichen Masse mitzuwirken. Wenn es so weit erst gekommen ist — und dahin muß es an einem solchen Orte, ehe der Gemeingeist daselbst erwacht ist, sehr bald kommen — daß man keinen Schritt thun kann, ohne auf Elende aller Art zu stoßen, deren bloßer Anblick das menschliche Gefühl empört, oder auf Verworfene, welche der öffentlichen Wohlanständigkeit spotten, die öffentliche Ruhe stören, und die öffentliche, wie die besondere Sicherheit eines jeden Einwohners in Gefahr setzen: so fühlt Jeder, auch wenn er sonst am Herzen ziemlich abgestumpft und verkrüppelt ist, daß er für sich selbst und für die Seinigen wirkt, indem er zur Verminderung jener Unsittlichkeit und jenes Elendes mitzuwirken sich nicht entbrechen kann. Daher entstehen denn an einem solchen Orte wohlthätige Anstalten aller Art, zur Verminderung der Unsittlichkeit und des Elendes, Waisenhäuser, Armenschulen, Kranken- und Verpflegungshäuser, Findelhäuser, Zucht- und Arbeitshäuser u. s. w. Niemahls aber hat man an irgend einem Orte in der Welt mehr dergleichen, oder nur eben so viele in einer und ebenderselben Stadt beisammen gesehen, als hier in London.

Ungeachtet es daher zwar, drittens, wahr ist, daß an einem so großen und volkreichen Orte der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen fremder und gleichgültiger wird, so ist es doch auch eben so wahr, daß die

ganze Gesellschaft der Mitbewohner und das öffentliche Wohl des Orts jedem einzelnen Bewohner insonderheit in gleichem Grade wichtiger werden muß. Die Eitelkeit wirkt dann natürlicher Weise auch hier, wie überall, im Verborgenen mit; und sie wirkt hier um so kräftiger, je größer die Bühne ist, auf der sie sich zeigen kann. Wer möchte nicht lieber von 800,000, als nur von 1000 Menschen sich beklatscht hören?

Du siehst, mein lieber Freund, daß ich gerade nicht gesonnen bin, der Sittlichkeit dieser großen Stadt auf Kosten kleinerer Städte eine Lobrede zu halten, indem ich, der Wahrheit gemäß, behaupten muß: daß London alle andere Städte, die ich kenne, an menschenfreundlichen und wohlthätigen Anstalten aller Art, man mag auf die Vielheit, oder auf die Größe, Pracht und vortreffliche Einrichtung derselben sehen, weit zurückläßt.

Von dem prachtvollen Verpflegungshause für alte oder unbrauchbare Seeleute zu Greenwich habe ich schon in einem meiner frühern Briefe mit derjenigen Bewunderung geredet, wozu Jeder, der diese Anstalt sieht, sich hingerissen fühlt. — Für die alten, oder verletzten Krieger des Landheers hat man eine ähnliche Anstalt zu Chelsea, nahe bei London, errichtet. Auch diese ist in einem weitläufigen und schönen Palaste angelegt worden, der aus drei großen Vierecken besteht, welche eben so viele geräumige Hofplätze einschließen. Breite und lange bedeckte Gänge und ein schattenreicher Pferch oder Park dienen den Bewohnern dieses Palastes, jene bei feuchter, dieser bei trockner Witterung, zu angenehmen Wandelbahnen. Die Zahl Derer, welche innerhalb des Gebäudes, und zwar sehr bequem und wohl unterhalten werden, beläuft sich jetzt auf 503. Dieses ist für eine so große Landmacht, als England in dem Laufe des

nunmehr geendigten Krieges unterhalten hat, freilich nicht viel, aber die Menge Derer, welche außer dem Hause leben, und Kostgeld erhalten, ist denn auch um so viel größer. Diese schätzt man nämlich auf 10,000 Köpfe, wovon jeder jährlich 12 Pfund oder 72 Rthlr. Verpflegungsgelder empfängt.

Daß die Kosten zur Unterhaltung dieses Verpflegungshauses, wo nicht ganz, doch größtentheils von den gemeinen Soldaten der Brittischen Landmacht und ihren Anführern hergegeben werden müssen, ist ein Uebelstand, den schon Andere *) mit Recht gerügt haben. Es wird nämlich dazu, bei der Soldzahlung für das Heer, von jedem Pfund Sterling eine Kleinigkeit zurückbehalten. Außerdem muß jeder Soldat und jeder Offizier sich jährlich noch einen Tag an seiner Löhnung abziehen lassen. Reicht Beides noch nicht zu, so bewilliget der Volksrath das Uebrige. Allein mit welchem Scheine von Billigkeit kann man die Verpflegung Derer, die für's Vaterland, oder — für den Minister, zerschossen oder zerhauen wurden, ihren Waffenbrüdern aufbürden, die der Gefahr, zerhauen oder zerschossen zu werden, so gut als sie, ausgestellt wurden? Will man Diese etwa dafür strafen, daß sie glücklicher als Jene davonkamen?

Es ist übrigens kein Zweig des menschlichen Elendes zu erdenken, für welchen hier nicht die wirksamsten Gegenanstalten, und zwar größtentheils nicht von der Regierung, sondern von Privatleuten, die zu dergleichen wohlthätigen Zwecken sich vereinigten, getroffen worden sind. Dieser letzte Umstand erregt und verdient die Bewunderung des Fremden mehr, als die ungemeine,

*) S. Wendeborn's Zustand Großbritanniens.

vielleicht zu weit getriebene, Pracht und Größe jener Anstalten. Die dazu errichteten Gebäude, ihr äußeres Ansehen und ihr Inneres verkündigen häufig eher die Wohnung eines Fürsten, oder Königes, als einen Aufenthalt verarmter oder verunglückter Menschen, welche von Wohlthaten leben. Selbst das berühmte Narrenhaus Bedlam (man spricht Bedlem) ist ein Palast, dessen der größte Herr sich nicht zu schämen haben würde. — Wozu diese Verschwendung? War es bloß Verlangen, die Hauptstadt zu verschönern, was dieselbe veranlaßte, oder wirkte vielleicht in einigen Fällen auch die Eitelkeit der Stifter solcher Anstalten mit? Bei einigen wenigstens ist dieser Einfluß nicht zu verkennen; wie denn bei andern auch die der Englischen Denk- und Sinnesart eigene Seltsamkeit und Grillenhaftigkeit bis zum Lächerlichen mit im Spiele gewesen sind. So hat z. B. ein gewisser Francis Bencroft, der zu seiner Zeit Vorschneider an der Tafel des Lordmayors war, und durch allerlei, gerade nicht sehr rühmliche Mittel ein ansehnliches Vermögen erwarb, 28,000 Pfund zu einer milden Stiftung vermacht, aber auch die Bedingung beigefügt, daß man seinen Körper einbalsamen, und den Deckel des Sarges mit einem Glasfenster und mit Hespen versehen solle: jenes, damit er sehen, dieses, damit er wieder herausgehen könne, sobald es ihm beliebe. Dem jedesmahligen Küster der Kirche, in welcher er beigesetzt werden wollte, vermachte er jährlich zwei, dem Prediger ein Pfund; dafür sollte dieser alle Jahr eine Gedächtnißpredigt auf ihn halten, jener aber die Zelle, worin er ruhen würde, fleißig auskehren und ausstäuben. Ein Anderer machte zur Bedingung, daß ihm zu Ehren jährlich ein großer Schmaus angestellt werde; mit der Bedingung, daß, vor Tafel, die Gesellschaft der Ge-

ladenen sich jedesmahl erst feierlich zur Kirche zu begeben habe, wo denn Einer von ihnen mit vernehmlicher Stimme die Worte in sein Begräbniß rufen solle: Sir N. N. (den Namen des Thoren habe ich nicht erfahren) how do you do? Hr. N. N., wie befindet ihr euch?

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, hier die Bemerkung einzuschalten, daß wol in keinem andern Lande so viele Urmenschen (Originale) und Sonderlinge aller Art, die sich durch irgend eine seltsame Eigenheit auszeichnen, gefunden werden, als in England. Die hiesige Erziehungsart, welche nicht, wie die in andern Ländern, zur Absicht hat, alle Köpfe nach einerlei Form zu modeln, sondern Jedem alle Freiheit läßt, sich nach eigenen Anlagen und Fähigkeiten auf seine Weise auszubilden, ist unstreitig, wo nicht die einzige, doch die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung. Die vielen Sonderlinge, welche dem Beobachter hier überall aufstoßen, machten es denn auch ganz begreiflich, warum die Engländischen Geschichtsdichtungen (Romane) und Bühnenstücke so viel reicher an neuen und seltsamen Figuren dieser Art sind, als die unsrigen. —

Man zählt in London wenigstens 24 große Anstalten, welche die Verpflegung und Wiederherstellung armer Kranken und Leidenden aller Art zum Gegenstande haben, nebst 17 Freiapotheken, aus welchen Hausarme die ihnen nöthigen Arzeneien unentgeltlich erhalten. Die meisten dieser Anstalten sind, wie gesagt, durch die Mildthätigkeit einzelner Personen oder Gesellschaften entstanden, und werden auch auf solche Weise unterhalten. Darunter sind zwei für die Einimpfung der Pocken, der natürlichen sowohl, als auch der Schutzpocken *); fünf

*) Diese letzten haben aber die eingeimpften natürlichen Po=

oder sechs Entbindungshäuser für schwangere Frauen; einige für Krüppel und Lahme; eins für Verletzte jeder Art; eine, um ansteckenden Krankheiten theils vorzubeugen, theils ihre weitere Ausbreitung zu verhindern; eine für solche, die aus den Krankenhäusern, als Wiederhergestellte, entlassen worden sind, aber noch einer besondern Pflege bedürfen, und drei — große Narrenhäuser. Wenn Dir die Zahl dieser letzten für Eine Stadt ein wenig viel dünket, so muß ich erinnern, daß ich bei meinem Aufenthalte zu Paris, vor dreizehn Jahren, doch auch zwei ziemlich große und stark bevölkerte Anstalten dieser Art, die eine in dem Bicêtre, die andere, wenn ich mich recht erinnere, in der Salpetrière fand. Doch ist von mehr als Einem Beobachter schon bemerkt worden, daß es unter den Engländern mehr Verrückte giebt, als in andern Ländern; so wie auch der Selbstmord von jeher nirgends häufiger als gerade hier begangen worden ist, wo doch die Menschen, im Ganzen genommen, sich so wohl befinden. Eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade ein Land, wo die gesunde Vernunft so allgemein verbreitet, und von jeher so vorzüglich thätig gewesen ist, und wo die meisten Menschen sich eines angenehmern Daseins zu erfreuen haben, als die Bewohner anderer Länder, die meisten Narren und die meisten Selbstmörder zählt! Man hat die Ursachen von beiden theils in der hiesigen dicken Luft, theils in den starken Speisen und Getränken der Engländer finden wollen. Der Einfluß dieser Dinge mag allerdings dazu mitwirken; allein der Hauptgrund von beiden scheint mir geistiger und sitt-

---

cken beinahe gänzlich schon vertrieben. In einem dieser Häuser hatte ein einziger Arzt am Ende des Jahrs 1801 schon 5400 Personen die Schutzpocken mit immer gleichem Glücke eingeimpft.

licher Art zu sein. Die Engländer sind, wenigstens großentheils, verzogene Kinder des Glücks und der Erziehung. Viele von ihnen haben von Kindheit an fast immer ihren Willen gehabt, und fast nie oder selten erfahren, was Mangel, Druck und Widerwärtigkeiten bedeuten. Sie haben also auch gar keine Uebung in gelassener Ertragung derselben gehabt. Begegnet diesen verzogenen Glückskindern nun auch einmahl etwas Widerwärtiges, welches denn doch selbst dem Reichsten und Mächtigsten zuweilen widerfahren muß, so wollen sie, wie man spricht, darüber gleich aus der Haut fahren. Sie rennen, wie Wahnsinnige, mit dem Kopfe gegen die Wand, und verlieren entweder den Verstand oder die Lebenslust. Während meines Hierseins ist keine Woche vergangen, ohne daß zwei oder drei Fälle dieser Art bekannt gemacht wurden. Dieses Unglück ist aber hier etwas so Gewöhnliches, daß kaum mehr Bemerkung davon genommen wird.

Außer jenen großen Kranken- und Verpflegungshäusern giebt es hier noch viele vortreffliche Anstalten aller Art, zur Verminderung des menschlichen Elendes und zur Beförderung der Sittlichkeit; z. B. 170 Verpflegungshäuser (Almshouses) für arme Alte beiderlei Geschlechts, 18 andere Armenhäuser, 41 Freischulen, worin im Durchschnitt 3500 arme Kinder beiderlei Geschlechts frei erzogen und unterwiesen werden, 14 andere öffentliche Schulen für verlassene und arme Kinder, 165, worin auf Kosten der einzelnen Kirchspiele im Durchschnitt nicht weniger als 6000 Knaben und Mädchen gekleidet und erzogen werden *). Blicke noch einmahl auf die Zahlen, die ich hier angegeben habe, zurück, und Du wirst Dich

*) Siehe The picture of London for 1802.

mit mir von Bewunderung und Hochachtung gegen ein Volk durchdrungen fühlen, welches die Pflicht der Mildthätigkeit in einem so beispiellosen Grade übt. Man berechnet, daß die Unterhaltung aller dieser Anstalten jährlich nicht weniger als 850,000 Pfund oder 5,100,000 Rthlr. koste. Wer aber kann berechnen, wie viel hier überdas von einzelnen Personen an einzelne Bedürftige gegeben wird! Bloß in demjenigen Theile dieser Stadt, welcher London im engern Sinne oder die Stadt (City) genannt wird, haben sich nicht weniger als 91 Gesellschaften gebildet, welche jährlich 75,000 Pfund unter sich aufbringen, um sie unter Hausarme zu vertheilen. Denke, Eduard! 75,000 Pfund oder 450,000 Rthlr., bloß zur Unterstützung solcher, die nicht dazu geeignet sind, in die öffentlichen Verpflegungshäuser aufgenommen zu werden; und das nur in dem einen Drittel der Stadt!! Ziehe den Hut ab, so oft Du den Namen Engländer nennen hörst. Hier verdienen sie unsere Ehrfurcht.

Alle jene Anstalten sind in Ansehung der darin herrschenden Reinlichkeit, Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und zarten Sorgfalt für das Wohlsein Derer, die darin verpflegt werden, so ungewöhnlich musterhaft, daß sich etwas Aehnliches schwerlich in irgend einem andern Lande finden läßt. Besonders haben einige der vielen menschenfreundlichen Gesellschaften, die sich hier gebildet haben, theils durch die Wohlthätigkeit der Absichten, wozu sie sich vereinigten, theils aber auch durch die Zweckmäßigkeit der dazu getroffenen Anstalten und durch den treuen und gewissenhaften Eifer, womit sie jene Absichten unermüdet verfolgen, mich mit hoher Bewunderung und Rührung erfüllt. Ich kann und will nur einige davon anführen.

Das erste sei das von einer solchen Gesellschaft un-

terhaltene Magdalenen=Verpflegungshaus, welches die menschenfreundliche und heilige Absicht hat, verführte und entehrte Personen des andern Geschlechts von dem Wege des Verderbens, den sie unglücklicher Weise betreten haben, wieder auf den der Tugend, der Ehre und der Glückseligkeit zurückzuführen. Man hat dabei besonders sein Augenmerk auf die große Klasse jener bedauernswürdigen jungen Geschöpfe gerichtet, die von teuflischen Verführern unter dem falschen Versprechen der Ehe entehrt, dann verlassen, von erzürnten Anverwandten verstoßen, und dadurch beinahe in die Nothwendigkeit gesetzt werden, Verbrechen auf Verbrechen zu häufen, und entweder Hand an sich selbst zu legen, oder das schändliche Gewerbe feiler Buhlerinnen zu ergreifen. Diese finden hier einen sichern Zufluchtsort, worin es ihnen nicht bloß möglich, sondern auch leicht gemacht wird, ihren Fehler zu verbessern, ihre Schande zu tilgen, und nach einiger Zeit in den Schooß ihrer Familien und in die menschliche Gesellschaft als gutgesinnte und nützliche Mitglieder derselben, zurückzukehren. Aber auch selbst den verworfensten öffentlichen Buhldirnen wird der Eingang in dieses Haus der Besserung nicht versagt, wenn sie den Vorsatz gefaßt haben, ihre schändliche Lebensweise zu verlassen und zur Tugend zurückzukehren.

Man fängt damit an, die Unglücklichen in jeder nöthigen Rücksicht auszufragen, und genaue Erkundigungen über sie einzuziehen, um den Grad ihres Verderbens und alle ihre Verhältnisse kennen zu lernen. Danach wird die ihnen anzuweisende Klasse und Gesellschaft bestimmt; denn sehr weise und menschenfreundlich sucht man zu vermeiden, daß eine Aufgenommene mit Andern zusammenkomme, die schon zu einem tiefern Grade der Unsittlich=

keit und des Verderbens hinabgesunken waren. Jede aber, ohne Ausnahme, hat sich, sobald sie aufgenommen worden ist, der schonendsten und sanftesten Behandlung zu erfreuen. Sie werden in allerlei nützlichen weiblichen Arbeiten, besonders aber in häuslichen und wirthschaftlichen Geschäften unterwiesen, und sowol der Geistliche des Hauses, als auch die menschenfreundlichen Vorsteher desselben, suchen dabei durch sanfte Belehrungen und Ermunterungen auf ihren Verstand sowol, als auf ihr Herz zu wirken. Man wendet sich hienächst an die Aeltern und Verwandten der Unglücklichen, falls sie deren haben, um diese zur Versöhnung zu bewegen, und sie geneigt zu machen, die Verirrten wieder aufzunehmen, sobald sie hinlängliche Beweise ihrer völligen Besserung gegeben haben. Findet sichs aber, daß eine solche Person ganz verwaiset ist, oder daß die Ihrigen hartnäckig entschlossen sind, sie nicht wieder aufzunehmen, so bleibt sie so lange in der Anstalt, bis die unermüdete Sorgfalt der Vorsteher irgend eine andere gute und sichere Lage für sie ausfindig gemacht hat.

Das Vertrauen, welches diese ehrwürdige Anstalt sich erworben hat, ist so groß und wohlgegründet, daß viele Herrschaften die daraus Entlassenen vorzugsweise in ihren Dienst zu nehmen wünschen; ja sogar, daß ein großer Theil der Gebesserten in der Folge von rechtschaffenen Männern geheirathet worden ist; und — was dem Verdienstlichen der Anstalt vollends die Krone aufsetzt — man will bemerkt haben, daß diese, der menschlichen Gesellschaft wiedergeschenkten Personen die besten Dienstboten, die treuesten Gattinnen und die sorgfältigsten Hausmütter zu werden pflegen.

Zwei und dreißig Mitglieder derjenigen Gesellschaft, welche dieses Haus unterhält, sind die Vorsteher der-

selben. Unter diese ist die Aufsicht getheilt; eine verständige Frau vertritt die Stelle der Hausmutter.

Die Anstalt wurde im Jahr 1758 gestiftet. Von da an bis 1798, also in einem Zeitraume von 40 Jahren, hat sie nach und nach nicht weniger als 3188 verirrte junge Personen aufgenommen. Davon waren, einem öffentlich bekanntgemachten Auszuge aus den Büchern der Anstalt zu Folge,

1) mit ihren Verwandten ausgesöhnt, verheirathet, oder als Dienstboten in guten Häusern untergebracht worden	2075
2) mit unheilbaren Uebeln behaftet, und deßwegen abgegeben	98
3) gestorben	63
4) auf ihr eigenes Gesuch entlassen	439
5) schlechter Aufführung wegen fortgeschickt . .	446
6) beim Abschlusse in der Anstalt befindlich . .	67
Ueberhaupt	3188

Da man nun die in der ersten Klasse als Gebesserte und Gerettete ansehen kann, so erhellet daraus, daß die Anstalt bei mehr als zwei Dritteln der Aufgenommenen ihre menschenfreundliche Absicht bisher glücklich erreicht hat. Welch ein Gewinn für den Staat und die menschliche Gesellschaft! Welch hohes Verdienst für Diejenigen, welche dazu mitwirkten!

Das Seitenstück zu dieser wohlthätigen Anstalt ist eine andere, der man den Namen Asylum oder Zufluchtshaus gegeben hat. So wie jene die Rettung verirrter und gefallener Personen zur Absicht hat, so zweckt diese im Gegentheil darauf ab, den Verirrungen und dem Falle zuvorzukommen. Sie bemächtiget sich besonders solcher jungen Mädchen, die keine Aeltern

oder anderweitige Fürsorger haben, von welchen sie eine sittlich-gute und vernünftige Erziehung erhalten könnten, und die daher, im erwachsenen Zustande, Gefahr laufen würden, verführt und unglücklich gemacht zu werden. Diese bleiben unter zweckmäßiger Anführung, Unterweisung und Aufsicht so lange in der Anstalt, bis sie irgendwo entweder als Dienstboten, oder auf eine andere Weise untergebracht werden können. Auch hier begnügen Diejenigen, welche dieser Gesellschaft beigetreten sind, sich nicht damit, bloß Geldbeiträge dazu zu geben, sondern sie verwalten dabei auch selbst der Reihe nach das Aufseheramt. Heil den wackern Männern, welche auf eine so edle Weise der Menschheit denjenigen Zoll von ihrem Vermögen und von ihren Kräften entrichten, den jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft ihr schuldig ist!

Die sogenannte menschenfreundliche Gesellschaft (humane Society) hat den Zweck, ertrunkene und erstickte Personen durch schnelle und zweckmäßige Hülfe ins Leben zurückzuführen. Nach öffentlichen Amtsberichten hat sie, seit ihrer Stiftung, diese wohlthätige Absicht nun schon bei nicht weniger als 2659 Verunglückten erreicht! Was in aller Welt mag die Ursache sein, daß man hier, wie in Hamburg, so oft nur plötzliche Hülfe (d. i., in der ersten, auch wol noch in der zweiten Stunde nach dem Unfalle) möglich ist, die meisten Ertrunkenen und Erstickten wieder zu beleben weiß? und daß an andern mir bekannten Orten, wo es doch auch nicht an geschickten Aerzten, Wundärzten und eifrigen Menschenfreunden fehlt, man so selten oder fast niemahls damit zu Stande kommt? Die Mittel, die dabei angewandt werden müssen, so wie die ganze Verfahrungsart, sind doch lange schon kein Geheimniß mehr!

Sollte es nicht der Mühe werth sein, von solchen, besonders wasserreichen Oertern, wo dergleichen Unfälle sich oft ereignen, einen jungen Arzt oder Wundarzt auf öffentliche Kosten nach Hamburg und London zu schicken, um die an beiden Orten errichteten Rettungsanstalten, und die ganze Verfahrungsart, die dabei angewandt wird, genauer zu beobachten?

Eine andere Gesellschaft hat sich hier in der menschenfreundlichen Absicht vereinigt, arme Kranke in ihren Wohnungen aufzusuchen, um ihnen dort nach Möglichkeit Hülfe, oder doch wenigstens Erleichterung zu verschaffen.

Wiederum eine andere hat sich zum Zwecke gesetzt, armen Eheweibern zur Zeit ihrer Entbindung die ihnen nöthige Hülfe, Bequemlichkeit und Pflege, gleichfalls in den eigenen Wohnungen derselben, zu verschaffen. Sie unterhält zu diesem Behufe 32 Witwen, welche immer bereit sein müssen, dahin zu gehen, wo ihre Hülfe erfodert wird. Alles, was der armen Wöchnerinn in diesem Zustande nöthig ist, und was sie aus Dürftigkeit sich selbst nicht würde verschaffen können, wird ihr unentgeltlich geliefert.

Selbst die unglücklichen Gefangenen in den öffentlichen Gefängnissen sind der Aufmerksamkeit der hiesigen Menschenfreunde nicht entgangen. Es war mir, als ich das berühmte Gefängniß für Schuldner, welche nicht bezahlen können, King's Bench (Kins Bentsch) genannt, besuchte, erfreulich und rührend, innerhalb des mit einer hohen Mauer eingeschlossenen Hofraums einen angeklebten Anschlag des Inhalts zu finden: daß, wenn irgend einer der Gefangenen einen schicklichen Wunsch oder ein dringendes Bedürfniß habe, er hiemit eingeladen werde, sich deßhalb schriftlich an eine Gesellschaft zu

wenden, deren Versammlungshaus angegeben wurde; da denn Einer aus ihrer Mitte kommen werde, um darüber mit ihm zu reden. Wie mancher arme Hausvater, der um einer Kleinigkeit, vielleicht um einer oder zweier Guineen willen, sich in dieses Gefängniß geschleppt sah, wird auf diese Weise seiner Familie wiedergegeben!

Sogar zur Verminderung des Schadens, welchen listige Schurken dem bessern Theile der Gesellschaft zufügen, haben sich wackere Rechtsgelehrte in Gesellschaften vereiniget, und sich selbst die Verbindlichkeit aufgelegt, allen Arten von Betrügereien nachzuspüren, um ihre Urheber gerichtlich zu verfolgen und zur Strafe ziehen zu lassen. Man hat mir zwei dergleichen Gesellschaften genannt, die schon manchem Beeinträchtigten Schutz und Hülfe verschafft haben sollen.

Ich habe mir Mühe gegeben, irgend einen Zweig des menschlichen Elendes zu ersinnen, für den man hier noch nicht auf Hülfe gedacht hätte; allein es hat mir nicht damit gelingen wollen. Wo ist ein anderer Ort in der Welt, von dem man etwas Aehnliches sagen könnte? Edle Britten, wie gern verzeihe ich euch, nachdem ich diesen euren fast beispiellosen Eifer zur Verminderung des Elends eurer Brüder kennen gelernt habe, euren, vielleicht oft zu übermäßigen Volksstolz! Wie geduldig lasse ich mir jetzt die Kälte, ja sogar die Geringschätzung gefallen, womit ihr, freilich ein wenig gar zu selbstgefällig, von eurer wirklichen oder eingebildeten Höhe auf uns andere Ausländer, weß Volks wir auch sein und wie wir auch heißen mögen, herabsehen zu dürfen glaubt! Selbst die oft unmäßige Geldgier, selbst den euch schlechtkleidenden Geldstolz, den mehr als Ein unparteiischer Beobachter euch schon vorgeworfen hat, vergebe ich euch, nachdem ich gesehen habe, welchen edlen

Gebrauch ihr, zum Theil wenigstens, von den erworbenen Schätzen zu machen sucht. Die Begierde, die ganze Welt von euch und eurem Gelde abhängig zu machen, und die unnöthigen Kriege, die ihr zuweilen führt, um diesen, nicht sehr weisen Zweck zu verfolgen — möge euch Gott vergeben! Ich habe eure starken Seiten kennen gelernt; was kümmern mich die schwachen! Besser wäre es freilich, wenn ihr auch von diesen euch loszumachen gewußt hättet; aber da jedes Volk, wie jeder einzelne Mensch, seine schwache Seite hat, und haben muß, wie es scheint, so soll die eurige mich nicht abhalten, euch auf euren entgegengesetzten bessern und ruhmwürdigen Seiten zu lieben, zu ehren und zu bewundern.

Eins ist indeß, nach allen jenen Beobachtungen über den Wohlthätigkeitstrieb der Engländer, sehr befremdlich und auffallend; dieses nämlich: daß man, trotz den vielen großen und prächtigen Verpflegungsanstalten für Arme und Nothleidende, trotz jenen drei Millionen Pfund Sterling, welche das Land zum Behuf des Armenwesens gesetzmäßig jährlich aufbringen muß, und trotz der großen Mildthätigkeit einzelner Personen und Gesellschaften, doch auch hier, mitten in dem reichen und wohlthätigen London, noch immer Straßenbettler sieht! Zwar ist es damit Gottlob! bei weiten so arg nicht mehr, als es zu Wendeborn's Zeiten, seiner Beschreibung nach, gewesen sein muß, aber doch immer noch ärger, als man es hier zu finden erwarten sollte. Die Schuld davon kann sicher nicht an mangelhaften Hülfsquellen für das Armenwesen liegen — diese sind ja hier ergiebiger, als in irgend einem andern Lande; — sie muß nothwendig in unvollkommenen und fehlerhaften Einrichtungen zu finden sein. Hievon soll man auch, wie ich höre, sich hier selbst überzeugt haben, und deßwegen

entschlossen sein, das Armenwesen nach dem Muster des Hamburgischen zu verbessern. Dabei könnten denn die Engländer, wenn sie sonst wollten, zugleich lernen, daß andere Länder doch auch ihr Gutes haben, und daß man daher, besonders wenn man nie aus London oder aus England gekommen ist, nicht so geradezu mit Geringschätzung oder Verachtung auf sie hinabblicken sollte. Es könnte, besonders in Deutschland, wol noch mehr für sie zu lernen geben, wovon sie in ihrem hohen Selbstgefühle sich nie etwas träumen ließen. —

Genug für heute! Denke doch darüber nach, guter Eduard, ob es nicht etwa thulich sei, eine oder die andere jener menschenfreundlichen Gesellschaften, von welchen ich Dir Nachricht gegeben habe, auch bei uns nachzuahmen? Für mein Leben gern möchte ich mit Hand, Mund und Herzen dabei sein. Du doch auch?

Siebzehnter Brief.

London.

Ein Reisender, dem es darum zu thun ist, den Geist, die Sitten und besonders die gegenwärtige Stimmung eines fremden Volkes kennen zu lernen, muß nicht versäumen, die Schauspiele und überhaupt die öffentlichen Vergnügungsörter zu besuchen. An diesen herrscht nämlich gewöhnlich mehr Freiheit, als man sonst irgendwo in ebendemselben Lande findet; hier lassen daher auch die Menschen, mehr als sonst wo, ihr Eigenthümliches, ihre Denkart, ihre Meinungen, ihren Geschmack und die jedesmahlige Stimmung des Tages zum Vorschein kom-

men. Auch ich habe deßwegen, so weit mein jämmerlicher Gesundheitszustand es erlauben wollte, diese Gelegenheiten, den öffentlichen Volksgeist zu beobachten, nicht versäumen zu müssen geglaubt, so wenig lüstern ich auch sonst, wie Du wol weißt, nach Lustbarkeiten dieser Art seit Jahren schon gewesen bin.

Viele Engländer scheinen hierin meines Sinnes zu sein. Zwar sind sie durch die Bank ziemlich neugierig, vielleicht mehr als wir; allein ihre Neugier hat fast ausschließlich nur die Staatsbegebenheiten zum Gegenstande. Sie sind daher die stärksten Zeitungsleser in der Welt; und diese Art von Neuigkeitssucht erstreckt sich bei ihnen durch alle Stände. So gute Esser sie auch sind, so würden doch, glaube ich, viele von ihnen lieber auf Frühstück und Abendbrot, als auf die Morgen- oder Abendzeitung Verzicht thun. Man hat hier nämlich Neuigkeitsblätter, nicht bloß für alle Tage, sondern auch für jede Tageszeit, Morgen-, Mittags- und Abendblätter; und wer sich Abends ohne Gewissensbisse ruhig niederlegen will, der muß wenigstens eins derselben von jeder Gattung gelesen haben. Die Kaffee- und die andern öffentlichen Häuser sind daher immer voll von Zeitungslesern, die ihr Geschäft so emsig und so stille treiben, wie Mönche und Nonnen, die den Rosenkranz abbeten*).

Das Schauspiel hingegen hat, scheint es, weniger Reiz für sie. Wie käme es sonst, daß in dieser ungeheuren Stadt, außer zwei oder drei Volksbühnen, auf welchen Possenspiele der untersten Art, untermischt mit Reiter-,

*) Ich habe hier in London nicht weniger als 30 Zeitungen, welche theils täglich, theils an bestimmten Tagen der Woche erscheinen, und 36 Monatsschriften gezählt.

Springer- und Seiltänzerkünsten, gegeben werden, nur zwei rechtliche Schauspielergesellschaften, die von Drury-Lane und von Covent-Garden, nebst einem Welschen Singspiele, zur Befriedigung aller Schauspielbedürfnisse vollkommen hinreichen; und daß selbst diese den Sommer über, wenn die Großen und Reichen auf dem Lande leben, zu feiern sich gezwungen sehen? Wie sticht in diesem Betrachte das schaulustige Paris dagegen ab, wo oft zwanzig Bühnen aller Art, selbst mitten im Sommer, kaum hinreichend sind, die Menge der sich andrängenden Zuschauer aufzunehmen!

Die erste der genannten beiden Bühnen wird allgemein für die vorzüglichste gehalten. Man muß indeß gestehen, daß die zweite ihr rühmlich nacheifert; ich wenigstens habe den Unterschied zwischen beiden kaum noch merklich finden können. Einer der vorzüglichsten Miteigenthümer von jener ist der berümte Sheridan, eins der beredtsten und witzigsten Mitglieder des Unterhauses. Der erste Schauspieler auf dieser Bühne heißt Kemble, die erste Schauspielerinn Siddons; Beide mögen leicht zu den besten in der Welt gehören.

Der Geschmack der Engländer in der Schauspielkunst nähert sich dem unsrigen. In Ansehung des Trauerspiels wenigstens entfernen sich beide von dem der Franzosen gleich weit. Man zieht auch hier, wie bei uns, den einfachen und natürlichen Ausdruck der Empfindungen dem erkünstelten und übertriebenen vor; und die höchste Kunst des Schauspielers ist hier, wie bei uns, sich selbst und seine Kunst zu verstecken, und nur die Personen erscheinen zu lassen, in deren Rolle er auftritt. So wie der Engländer und der Deutsche ihre Empfindungen und Leidenschaft in der Wirklichkeit anders als der Franzose äußern, so geschieht Dieses auch auf ihren

Bühnen. Jene reden, wo diese schreien; jene machen oft nur eine gelinde Handbewegung oder ein stilles Mienenspiel, wo diese mit ihren Armen hoch über dem Kopfe in der Luft fechten; jene erschüttern oft durch eine sanfte Dämpfung und Erstickung der Stimme, wo diese toben und brüllen zu müssen glauben. Wie in der Natur, so auf den Bühnen. Alle drei ahmen ihre Natur nach; und alle drei thun recht daran.

Nur darin unterscheidet der Englische Bühnengeschmack sich von dem Deutschen, daß man hier mehr, als bei uns, das Zusammengesetzte und Verwickelte in der Handlung, und das Starke, Grelle nnd Sonderbare in der Personenzeichnung und in den Handlungen liebt. Man ist hier für die starken Genüsse, wie an der Tafel, so vor der Bühne. Ein Stück, wie Emilia Galotti, Nathan der Weise oder Regulus, würde hier eben so wenig Beifall finden, als unser Kohlgericht und unser Schinken, ohne Kayennepfeffer und Soja genossen. Der Himmel erhalte uns unsern Geschmack an dem Einfachern! Er ist doch, man sage was man wolle, der älteste und der natürlichste. Die Griechen hatten ihn, wie wir.

Will man die hiesige oberste Volksklasse — ich meine die auf dem Geländergange (Galerie), sonst auch John Bull genannt — in ihrer muthwilligsten Laune und in der vollsten Ausübung ihrer Hoheitsrechte bewundern, so muß man in die Schauspielhäuser gehen. Hier ist dieser Stand, wie der höchste, so auch der lauteste und der alleinbefehlende. Selbst der König und die Königinn müssen, wenn sie ins Haus treten, zu ihm hinaufsehen, und ihm eine anständige Verbeugung machen. Fiel diese einmahl, seiner Meinung nach, nicht ehrerbietig genug aus, so hat man Beispiele,

daß er noch einmahl! (da Capo!) oder tiefer! rief; und sein Wille mußte geschehen. »Es hat sich ereignet«, sagt Wendeborn, »daß das Volk, wenn es eine Zeit lang auf den König warten mußte, ungeduldig geworden, und ihn, wenn er endlich erschien, statt des gewöhnlichen Händeklatschens, mit Zeichen des Unwillens empfing. Alsdann hat der König wol seine Uhr aus der Tasche gezogen, nach derselben gesehen, und den Kopf geschüttelt, als ob er nicht gewußt, daß es schon so spät sei; worauf denn das Volk durch Händeklatschen ihm hinwiederum Dankbarkeit für seine Herablassung zu einer solchen Art der Entschuldigung bezeigt hat.«

Ich habe 56 Jahre gelebt, folglich allerlei Geräusch und Lärm auf diesem Erdenrunde zu hören Gelegenheit gehabt; ich bin vier Jahre lang Mitglied zweier Deutschen Hochschulen gewesen; ich habe zur Zeit des siebenjährigen Krieges manchem wilden Auftritte, besonders bei einer nächtlichen Plünderung von berauschten Helden, in der Nähe beigewohnt, wobei wahrlich tapfer geschrien und getobt wurde; ich habe zweimahl auf dem Meere das Heulen des Sturmwindes und das Brüllen rollender Wogen gehört; und glaubte daher wirklich, mich rühmen zu dürfen, einigermaßen aus Erfahrung zu wissen, was wilder Lärm und ungestümes Toben sei. Allein ich irrte mich; denn jetzt muß ich ehrlich gestehen, daß ich, ehe ich neulich zum ersten Mahle einem Schauspiele zu Drurylane beiwohnte, noch gar keinen Begriff davon hatte. Solch ein Getöse, als ich hier, sowol vor dem Anfange des Stücks, als auch in den Zwischenzeiten von einem Aufzuge zum andern, und bei zufälligen Veranlassungen mitten im Gange des Stücks, zu hören bekam, war mir noch niemahls vorgekommen.

Als z. B. zwei der ersten Schauspieler auf die Bühne

traten, um den fünften Aufzug zu eröffnen, fiel es den Herren und Damen in der Höhe plötzlich, wie durch Eingebung, ein, vorher erst einen Gesang haben zu wollen. Hundert und mehr Stimmen brüllten daher auf einmahl donnernd in das Haus hinein: a Song! a Song! ein Lied! ein Lied! Die Schauspieler, ehrerbietig hinaufblickend, standen ein Weilchen unbeweglich still; da aber das Geschrei sich nicht legte, sondern vielmehr immer zunahm, so kehrten sie hinter die Schiebewände zurück. Nun zogen jene vollends die Schleusen ihrer mächtigen Kehlen auf, und es entstand ein so fürchterliches und zugleich so seltsames Getöse, daß man, ohne es selbst gehört zu haben, sich unmöglich einen Begriff davon machen kann. Ein Theil der Herren fuhr fort: a Song! a Song! zu brüllen; Andere hingegen, und zwar die Meisten, ahmten die Stimmen aller Thiere, und zwar mit einer Kraftfülle nach, daß die stärksten und wildesten unter diesen selbst davor erbebt sein würden. Einige wieherten, wie Pferde; Andere grunzten, wie Schweine; Einige brüllten, wie Löwen oder Stiere; Andere schrien, wie Esel oder Hirsche in der Brunstzeit; Einige brummten wie Bären, Andere kräheten, Andere pfiffen, Andere blökten, Andere heulten. Man glaubte, in Noahs Dreidecker zu sein. Aber der Lärm kam aus dem Paradiese; nur freilich aus dem verlornen.

Endlich, nachdem man hinter den Bühnenwänden seinen Entschluß gefaßt hatte, trat einer der beiden Schauspieler wieder hervor, um ihn anzukündigen. In dem Augenblicke war das Ungewitter beschworen. Eine tiefe Stille herrschte durchs ganze Haus; der Schauspieler näherte sich in demüthiger Haltung des Körpers der Vorbühne, machte den Herren in der Höhe eine

ehrerbietige Verbeugung, und sagte: wenn die edlen Herren (Gentlemen) geneigen wollten, zu erlauben, daß man erst den fünften Aufzug spiele, um unterdeß die nöthigen Vorkehrungen zum Gesange zu machen, so würden sie die Gesellschaft sehr verbinden, und ihr Befehl solle dann sofort erfüllt werden. Hundert Stimmen schrien hierauf die Antwort hinab: Gut! gut! Wir sind's zufrieden! Wir wollen warten! Der Schauspieler verbeugte sich, und man fuhr nun ungehindert fort, den Aufzug auszuspielen. Unterdeß hatten die beste Sängerinn und der beste Sänger sich zu einem Gesange vorbereitet; sie traten auf, sangen mit Begleitung ein paar beliebte Lieder, und nun war Alles beruhiget und zufrieden.

Daß diese Herren und Damen, welche das Paradies bewohnen, sich eine besondere Gemüthsergetzlichkeit daraus zu machen pflegen, Diejenigen, welche sie, sowol auf dem Erdplatze, als auch in den Seitengestühlen oder Logen, so tief unter sich erblicken, mit Sinesischen Apfelschalen zu bewerfen, ist bekannt. Auch ich bin mit dieser Gunstbezeigung, gleich Andern, mehrmahls beehrt worden; und ich habe sie, gleich Andern, als einen höflichen Scherz, mit Lächeln angenommen. Der erste Lord und die erste Lady können nichts Anderes dabei thun.

Eins scheint mir hiebei sehr bemerkenswerth zu sein. Ungeachtet diese Volksklasse sich nirgend muthwilliger, als in den Schauspielhäusern, zeigt — die Zeiten der Parlementswahlen ausgenommen, wo sie vollends ganz ausgelassen zu sein pflegt — so hat man doch nur selten Beispiele von irgend einer Art von Gewaltthätigkeit hier erlebt. Und doch ist keine Wache vorhanden, von der sie im Zaume gehalten würde! Hier sieht man, daß

das Englische Volk den Genuß der Freiheit gewohnt ist, und daß die heilige Stimme des Gesetzes ihm, in den meisten Fällen wenigstens, mehr als Flintenspieße gilt. Eben diese Bemerkung dringt sich dem Fremden alle Tage und Nächte durch ganz London auf. Kannst du es glauben, Eduard! daß diese unermeßliche Stadt und die in ihr querlende ungeheure Volksmasse den ganzen Tag über, ohne soldatische Aufsicht, sich selbst überlassen bleiben, und zur Nachtzeit nur von einer Handvoll abgelebter Nachtwächter bewacht und beschützt werden? Außer der königlichen Leibwache, welche den Dienst in St. James besorgt, sieht und hört man hier nichts von Soldaten. Dies ist wirklich groß und einzig in seiner Art. In andern, viel weniger volkreichen Städten Europens glaubt man eines ganzen Heeres von Fußknechten und Reitern zu bedürfen, um Ordnung und Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu erhalten. Hier überläßt man die Leute, selbst den unbändigen Pöbel, sich selbst und der Aufsicht des unbewaffneten Gesetzes. Nur im Nothfalle erscheinen einige bürgerliche, bloß mit Stäben bewaffnete Diener der Ordnung, Konstabel genannt, um Ruhe zu gebieten, oder, wenns ja einmahl recht arg wird, so tritt ein Friedensrichter hervor, um den Ruhestörern, die sich vergessen, das Gesetz wider den Aufruhr vorzulesen: und in den allermeisten Fällen ist das vollkommen hinreichend. Der unruhigste Pöbel wird dadurch beschwichtiget, und schleicht beschämt von dannen. In keiner Stadt in der Welt, die mit London nur einigermaßen in Vergleichung kommen kann, wird so wenig von Gewaltthätigkeiten, von nächtlichen Einbrüchen oder Mordthaten gehört, als hier. Wahrlich! die Engländer verdienen freie Leute zu sein, weil sie gelernt haben, das Gesetz zu ehren, ohne durch Flinten-

kolben und Flintenspieße dazu gezwungen zu werden

Die Preise der Schauspiele sind hier, wie Alles, doppelt so hoch, als bei uns. Die ersten Plätze in der Oper gelten eine halbe Guinee, in den beiden andern Schauspielhäusern sechs Schillinge. Außer diesen giebt es in der Oper nur noch geringere Plätze zu fünf Schilling; in den beiden andern Häusern aber gelten die zweiten Plätze drei Schilling und einen Sixpenze, die erste Galerie aber zwei, die andere einen Schilling. Bei uns würde das Haus zu solchen Preisen ziemlich leer gelassen werden.

Die beiden vornehmsten öffentlichen Vergnügungsörter der Bewohner London's sind bekanntlich Vauxhall und Ranelagh *). Beide liegen an dem äußersten Süd- und Südwestende der Stadt, so daß man, auch wenn man in dem Mittelpunkte derselben wohnt, nicht gut zu Fuß dahingehen oder von da zurückkehren kann, wofern man nicht, wie ich, ein geübter Fußgänger ist, für den ein paar Meilen in Einem Tage nicht viel sagen wollen. Dies vermehrt die Kosten dieses Vergnügens sehr, die, was den bloßen Eintritt betrifft, in Vauxhall 3, in Ranelagh 5 Schilling betragen, wofür man im letzten auch Thee oder Kaffee, nach Belieben, unentgeltlich erhält. Aber was kümmert man sich hier um Kosten, wenn die Sache, welche bezahlt wird, nur der Mühe werth ist!

Ob dies an den genannten beiden Orten der Fall sei, wage ich nicht zu entscheiden. Beide sind wirklich sehr prachtvoll; aber es geht in beiden, nach Engländischer Sitte, denn doch ein wenig sehr einförmig, steif und frostig her; mehr aber noch in Ranelagh, wo vorzüglich die große

---

*) Dieses letztere hat bald nachher ganz aufgehört. A. z. n. A.

und vornehme Welt sich versammelt, als in Vauxhall, wo die Gesellschaft gemischter ist. In diesem letzten ist auch das Oertliche zwei oder dreimahl geräumiger, als in jenem, und die Erleuchtung größer und glänzender. In der Mitte des Gartens steht ein der Tonkunst gewidmeter Tempel von ganz eigener Bauart. Das zweite Geschoß nämlich bildet eine offene Bühne für die Gesellschaft der Tonkünstler, die von da herab, unter Begleitung einer Orgel, das Ohr durch Spiel und Gesang entzücken. Hier kann man manche der besten Sänger und Sängerinnen London's und vortreffliche Tonspieler hören. Diese Unterhaltung mag etwa anderthalb Stunden währen. Dann lustwandelt man entweder in den schönerleuchteten Gängen des Gartens, oder geht in ein nicht weit von jenem Tempel stehendes großes Gebäude, um die darin sitzenden und wandelnden Menschen zu mustern, oder läßt sich nach Gefallen irgend eine Erfrischung oder ein Abendbrot geben. Hundert und mehr gedeckte Tische stehen sowol in dem genannten Gebäude, als auch außerhalb desselben in langen Reihen von Verschlägen (Logen) bereit, welche für kleine geschlossene Gesellschaften eingerichtet sind. Das Innere des Gebäudes besteht aus einem prächtigen, sehr geschmackvoll verzierten Rundsale, einem großen und langen Speisesaale, und einer mit schönen Gemählden und Standbildern geschmückten Vorhalle. Gegen elf Uhr pflegt wöchentlich ein oder zweimahl ein Feuerwerk gegeben zu werden; und damit hat das Fest, wenigstens für Diejenigen, welche kein Nachtessen einnehmen wollen, ein Ende.

Zu Ranelagh wird die ganze, oft sehr zahlreiche Gesellschaft in einen einzigen, aber freilich sehr großen und prächtigen Rundsaal zusammengedrängt, weil der Gar-

ten zu klein und zu unbedeutend ist, als daß man ihn öfter als ein= oder zweimahl durchwandeln möchte, welches in einer halben Viertelstunde vollbracht ist. Die Mitte des gedachten Rundsaals ist mit einem Grottengebäude geziert; um dasselbe her steht ein Kreis gedeckter Tische, und auf diesen folgt ein breiter und weiter Kreis, worin die Gesellschaft unaufhörlich die Runde macht. An den Wänden rings umher sieht man Verschläge oder sogenannte Logen, gleichfalls mit Tischen versehen, worin kleine Gesellschaften, nach Belieben, speisen oder Erfrischungen nehmen können. Im zweiten Geschosse läuft ein Gang oder eine sogenannte Galerie herum, aus welcher man die Gesellschaft von oben herab überschauen kann. Hier ist auch eine Bühne für die Tonkünstler errichtet, welche die Gesellschaft durch Spiel und Gesang unterhalten.

Nachdem man sich auf der gedachten kreisförmigen Wandelbahn fünf= oder sechsmahl mit der Gesellschaft, wie ein Kreisel, herumgedreht hat, wird man des Dinges satt, und setzt sich hin, um den Zuschauer zu machen. Aber auch dieser Unterhaltung — ich rede hier von meinem eigenen Gefühle — wird man bald herzlich müde. Vier bis fünf hundert wohlgekleidete Menschen, gleich den Pferden in einer Roßmühle, sich unaufhörlich, und zwar großen Theils schweigend, wenigstens ohne lebhafte Unterhaltung, einige Stunden lang im Kreise herumdrehen zu sehen, kann zwar eine Zeit lang belustigen, wird aber doch am Ende zu einem langweiligen Vergnügen, welches man, je eher je lieber, beendiget zu sehen wünscht. Auch fühlt man sich beim Anblicke dieser ewigen Kreisbewegung zuletzt vom Schwindel ergriffen, und muß sich von Zeit zu Zeit entfernen, um den Kopf wieder zum Stillstande zu bringen. Der Eng-

länder verläugnet sich auch bei seinen Vergnügungen nicht. Es geht hier Alles so still, so kalt, so steif und ruhig, als bei einem Leichenzuge her. Die Meisten schreiten in sich gekehrt und schweigend für sich allein daher; und selbst die kleinen Gesellschaften, die an einandergeschlossen umherwandeln, haben sich so wenig zu sagen, daß man im Ganzen nur ein leises Gemurmel vernimmt, welches durch keinen starken Laut, noch weniger durch schallendes Freudengelächter unterbrochen wird. Man muß gestehen, daß die Vergnügungen der Engländer nicht sehr fröhlicher Art sind. Die Franzosen verstehen sich besser darauf.

Dagegen geht aber auch hier Alles — zur Ehre dieses Volks sei's gesagt! — so vollkommen anständig her, daß weder das Auge noch das Ohr durch irgend eine Unschicklichkeit, geschweige denn durch Unsittlichkeit, beleidiget wird. Diese preiswürdige Wohlanständigkeit findet hier, so weit meine eigenen Beobachtungen reichen, bei allen öffentlichen Vergnügungen Statt. Ein schöner Zug in dem Gemählde dieses Volks! Unstreitig giebt es in dieser reichen und üppigen Stadt der sittenlosen Menschen nicht weniger, als an ähnlichen großen Orten, allein das äußere Bezeigen ist doch hier noch viel ehrbarer und anständiger, als an jenen. Ein Beweis, daß dem Engländer, im Ganzen genommen, doch noch mehr Schamgefühl, als gewissen andern Völkern beiwohnen muß; und wo dieses noch nicht zerstört ist, da muß es nothwendig auch noch mehr innere Sittlichkeit geben *).

---

*) Schreiber dieses kann nicht unbemerkt lassen, daß zur Zeit seines Aufenthalts in London (1815) in der obigen Hinsicht eine große Veränderung eingetreten war; daß z. B. die sogenannten gutwilligen Dirnen daselbst

Auch hier in Ranelagh pflegen die Feste sich mit einem schönen Feuerwerke zu endigen. Wenn man die Summen berechnete, welche zu London und Paris, besonders aber an diesem letzten Orte, wo man die Feuerwerke mehr als irgendwo leidenschaftlich liebt, alljährlich in abgebrannten Lustfeuern in die Luft geschickt werden, so würde man finden, daß sie zusammengenommen einen bedeutenden Tilgungsstock (Sinking fond) zur Abtragung der Staatsschulden beider Völker abgeben könnten.

Außer den jetzt beschriebenen Vergnügungsörtern giebt es in London selbst noch eine Menge anderer, von welchen ich aber hier nur das auch im Auslande berühmte Pantheon auf der Orfordstraße nennen will. Dieses prächtige Gebäude, dessen Erbauung nicht weniger als 90,000 Pfund oder 540,000 Rthlr. gekostet haben soll, wurde zu öffentlichen Lustbarkeiten — Bällen, Larventänzen, Tonspielen u. s. w. — bestimmt, hat aber, ich weiß nicht durch welches Verhältniß ungünstiger Umstände, wenig Glück gemacht. Jetzt scheint es beinahe ganz vergessen zu sein, ungeachtet die innern Einrichtungen überaus schön und prächtig, und zu dergleichen öffentlichen Belustigungen sehr bequem sind. Es wird jetzt fast nur noch zu Ausstellungen solcher Kunstsachen und Seltenheiten gebraucht, die für Geld gezeigt werden. Diesmahl war, außer einer Sammlung recht schöner neuer Gemählde, ein bisher unbekanntes Meerungeheuer (versteht sich, nur in der ausgetrockneten und

---

ihre Schwestern zu Paris an öffentlich zur Schau getragener Schamlosigkeit weit übertrafen, und in den Schauspielhäusern, wie bei den Tanz-Vergnügungen in Vaux-hall eine Rolle spielten, welche mit der obigen Schilderung des Verf. im grellsten Widerspruch stand.

Anm. z. n. Aufl.

nach dem Leben ausgespannten Haut) darin zu sehen, welches man vergangenes Jahr an der Küste der Grafschaft Dorset gefangen hat. Es ähnelt dem Haifische, unterscheidet sich aber doch von demselben, theils durch seine ungeheure Größe, theils dadurch, daß es hinten, nach dem Schwanze zu, zwei dicke Schenkel hat. Seine Länge ist 28, sein Umfang in der Dicke gegen 20, und die Breite seines Schwanzes 8 Fuß. In seinem entsetzlichen Rachen soll es nicht weniger als 4000 Zähne haben. Selbst habe ich sie nicht gezählt. Als dieser gräuliche Fisch sich in den Netzen verwickelt hatte, mußte man ihm erst 17 Kugeln in den Leib schießen und viele andere Wunden ihm beibringen, ehe man damit zu Stande kommen konnte, ihn zu tödten. Um das getödtete Ungeheuer ans Land zu ziehen, mußte man, außer einer Menge Menschen, sieben Pferde vorspannen. Aus diesem Umstande läßt sich auf sein Gewicht schließen.

Diese naturgeschichtliche Seltenheit erinnert mich, daß ich Dir noch kein Wort über das Brittische Museum gesagt habe. Diese kostbare Sammlung besteht theils aus beträchtlichen Büchersälen, theils aus einem Schatze von Handschriften, theils aus alterthümlichen Kunstsachen aller Art, wozu vornehmlich die herrliche Hamiltonsche Sammlung der in Italien ausgegrabenen Alterthümer, besonders der vielen Etrurischen Gefäße gehört, die den Engländischen Künstlern und Gewerksmeistern eine so reiche Fundgrube der schönsten Formen darbieten*), theils aus Seltenheiten, die Kleider, Werk-

*) Im J. 1816 hat dieser Theil des Museums, durch den Ankauf der von Lord Elgin in Griechenland gesammelten Alterthümer, einen sehr bedeutenden Zuwachs erhalten.

Anm. z. n. Aufl.

zeuge, Waffen, Götzen u. s. w. verschiedener neuentdeckter Völker, besonders auf der Südsee, betreffend, theils aus einem Münzkabinette, theils endlich aus einer naturgeschichtlichen Sammlung. Diese letzte schien mir die unbedeutendste und mehr vernachlässiget zu sein, als man von einer dem Brittischen Volke gehörigen Naturschatzkammer vermuthen sollte. Wenn man andere große Sammlungen dieser Art, besonders die unermeßlichen Schätze in dem Pflanzengarten (Jardin des plantes) zu Paris, gesehen hat, so kommt Einem diese etwas dürftig, und der Ehre, einem so großen und reichen Volke anzugehören, nicht sehr würdig vor. Gleichwol habe ich auch hier Etwas kennen gelernt, welches mir bis dahin nur aus Beschreibungen bekannt gewesen war. Dies ist das wunderbare Schnabelthier (den von unserm Blumenbach ihm beigelegten Griechischen Namen, der etwas sehr lang und schwerfällig ist, wirst Du mir wol erlassen), ein Geschöpf, welches die Lücke zwischen den beiden Klassen der vierfüßigen Thiere und der Vögel ausfüllt, und zum Uebergange aus der einen in die andere dient. Es ist beinahe von der Größe eines Iltiß, rauh und vierfüßig wie dieser, aber statt der Schnauze hat es einen Gänse- oder Entenschnabel. Es ist daher auch beidlebig (amphibisch), und wohnt sowol im Wasser, als auf dem Trocknen. Sein Vaterland ist Neuholland.

Da ich mich nicht darauf einlassen kann und darf, Dir mehr einzelne Merkwürdigkeiten aus diesen Sammlungen zu beschreiben, so füge ich nur noch hinzu, was denn doch hier in London auch wol für eine Merkwürdigkeit gelten kann, daß die Schätze dieses Museums — unentgeltlich gezeigt werden! So viel ich weiß, ist dieser Fall hier der einzige in seiner Art. Einer der er-

sten Vorsteher dieses Museums, Herr Planta, ein Schweizer, welcher die Güte hatte, mich selbst herumzuführen, ungeachtet ich ihn gerade von Geschäften sehr gedrängt fand, ist ein eben so braver und gefälliger, als kenntnißvoller Mann.

Ich glaube, den schmalen Raum, der mir noch übrig ist, nicht besser anfüllen zu können, als wenn ich ein Wort über den Musentempel, oder die ungeheure Büchersammlung des berühmten Lackington hinzufüge. Dieser merkwürdige Mann war, wenn ich recht gehört habe, ursprünglich ein Schuhflicker, dann ein Trödler, der besonders mit alten Büchern schacherte, und hörte endlich damit auf, der erste und größte Buchhändler in Europa, oder, welches in diesem Betrachte einerlei sagt, in der Welt zu sein. Es lebe die Betriebsamkeit! — Man schätzt die Zahl seiner zum Verkauf ausgestellten gebundenen Bücher auf 800,000! Eine der größten Büchersammlungen, die es giebt. Die Bibliothèque nationale*) zu Paris enthält nur 300,000 Bände. Mag jene Zahl, die Lackington selbst und seine Leute angeben, auch ein wenig übertrieben sein — wer vermag es nachzuzählen? — so überzeugt man sich doch bald durch den bloßen Anblick des von ihm selbst aufgeführten mächtigen Gebäudes, worin diese erstaunliche Sammlung aufgestellt ist, daß die Angabe von der Wahrheit sehr weit nicht abweichen kann. Dieses Gebäude ist ein Eckhaus, und läuft, vier Stockwerke hoch, auf beiden Seiten zwei Straßen entlang. Auf der einen Seite tritt man gleich von der Straße in einen großen Büchersaal, in dessen Mitte man durch alle Stockwerke hinauf in einen runden, aus lauter aufgestellten Büchern gebildeten Tem-

*) Jetzt wieder: „Royale.“

pel schaut. In jedem Stockwerke läuft vor den daselbst befindlichen Bücherbörden ein Geländergang herum, so daß man überall bequem hinzutreten kann. Der Anblick ist wirklich groß und einzig in seiner Art, und doch mag dieser hohe und volle Tempel nicht den zehnten Theil der ganzen Sammlung enthalten. So viel vermögen Fleiß und Betriebsamkeit! Ehre dem Manne, der sich dadurch zu dieser Höhe hinaufzuschwingen wußte! Wenn Du Lust hast, mehr von ihm zu erfahren, so laß Dir aus der Schulbuchhandlung sein, aus dem Engländischen übersetztes merkwürdiges Leben geben, welches durchgesehen zu haben Dich nicht gereuen wird.

Und nun lebe wohl, mein Lieber! Mit der nächsten Post erhältst Du meinen letzten Brief aus London. Von woher ich Dir dann wieder schreiben werde? — Rathe! Mein nächster Brief wird Dir sagen, ob Du es getroffen habest.

Achtzehnter Brief.

London.

Hier also, lieber Eduard, mein letzter schriftlicher Besuch aus London! Nimm mich, wie ich bin, und wie man kurz vor der Abreise immer zu sein pflegt; ein wenig zerstreut, ein wenig ermüdet vom Packen, und den Kopf ein wenig voll von den hundert Kleinigkeiten, welche man zuletzt noch zu besorgen hat. Bei mir kommt nun überdies — Du weißt, welcher Erfahrungen wegen — noch die Bangigkeit vor der vortrefflichen Engländi-

schen Post hinzu, der ich mich nun schon noch einmahl hingeben muß. Auf dem Meere habe ich viele böse Stunden gezählt, aber wenn ich mir Das, was mir in der göttlichen Postkutsche, wie ich sie einst von einem Reisenden nennen hörte, bevorsteht, durch die Einbildungskraft vergegenwärtige, so wünsche ich, je eher je lieber, wieder mitten auf jenem zu sein. Dies zur Entschuldigung, wofern diesmahl nicht viel Zusammenhang in meinem Briefe sichtbar werden sollte!

Am meisten fürchte ich mich vor dem Drange, der in diesen Postkutschen so häufig zu herrschen pflegt. Zwar sind sie an sich geräumig und bequem; zwar giebt es hier auch Gesetze, welche die Zahl der Personen, die eine Postkutsche in Verhältniß zu ihrer Größe aufzunehmen berechtiget ist, genau bestimmen; allein die Habsucht der Posthalter geht diesen Gesetzen vorbei, und packt, so oft sie Gelegenheit dazu hat, ein Drittel Personen mehr hinein, als sie sollte. Ob diese, besonders die zarteren und schwächlicheren unter ihnen, darüber zu Grunde gehen, und ob die schönen Rosse durch den rastlosen Schnelllauf vor solchen Lasten, als man ihnen unbarmherziger Weise aufbürdet, in kurzer Zeit abgetrieben werden, kümmert sie wenig. Sie haben ja auf die Gesundheit und das Leben jener nicht gezeichnet, um mich eines kaufmännischen Ausdrucks zu bedienen; und was diese betrifft, so hat man ja berechnet, daß sie nach zwei Jahren, außer Dem, was sie kosteten, einen Gewinn von 10 vom Hundert eingebracht haben werden. Mögen sie dann nachher, wenn sie als Postpferde nicht mehr gebraucht werden können, immerhin zu der Schmach und dem Elende eines Karrengauls hinabsinken! Der schöne Spruch: Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes, steht vermuthlich nicht in der Bibel dieser Herren,

oder sie müssen glauben, daß Das, was dem Gerechten vorgeschrieben ist, einen Posthalter nicht angehe.

Es giebt hier, außer den gewöhnlichen Kutschen, welche den unsrigen gleichen, auch größere, von länglicher Bauart, in welchen zwei Bänke, nicht Hinter- und Vorsitze bilden, sondern der Länge nach durch den Wagen gehen, so daß die Reisenden alle seitwärts fahren, und einander gegenüber sitzen. Mit Erstaunen habe ich dergleichen Wagen hier mitten in London, beim Ankommen oder Abfahren, oft dergestalt mit Menschen von innen und außen überladen gesehen, daß sie von fern kleinen, durch Aufthürmung menschlicher Wesen entstandenen Bergen glichen, die sich durch die Straßen bewegten. Um Dir aber einen Begriff von dieser Ueberladung, nicht nach einem dichterischen Bilde, sondern nach bestimmten Angaben, zu bilden, wisse, daß ich ein paar Mahl die Unglücklichen, die ich so übereinandergepackt sah, gezählt habe, und nicht weniger als zwölf Personen in dem Wagen, und sechszehn auf der Außenseite, also zusammen 28, sage; acht und zwanzig erwachsene Menschen fand, kleine Kinder, welche Frauenzimmer auf dem Schooße hielten, ungerechnet! Dazu das Gepäck aller dieser Leute in großen ledernen Verschlägen vor und hinter der Kutsche! Dazu nur vier Pferde, um diese übermäßigen Lasten fortzuschaffen! Und das in einem Schnelllaufe, wodurch zwei Deutsche Meilen in Einer Stunde zurückgelegt werden! Wie wird Dir, Eduard? Möchtest Du lieber einer der Ziehenden, oder einer der Gezogenen sein? Ich glaube, keins von beiden. Dies zu meiner Rechtfertigung, wenn Dir die Lust anwandeln sollte, mich der Weichlichkeit zu zeihen, daß ich über die Unbequemlichkeiten der vollkommensten Post in der Welt klage.

Da ich unwillkührlich auf diesen Gegenstand noch einmahl zu sprechen gekommen bin, so muß ich doch auch im Vorbeigehen die Frage Dir beantworten, die uns Deutschen, so oft wir von Engländischen Postkutschen reden hören, immer auf der Zunge zu schweben pflegt: wie die Engländer und Engländerinnen es anfangen, um sich oben über dem Kutschkasten (denn das versteht man unter der Außenseite) festzuhalten und das Herabstürzen zu vermeiden? Wisse denn, daß bei den meisten kleine eiserne Bogen am Rande des Kastens befestiget sind, an welchen man sich halten kann. Allein oft sieht man dergleichen kleine Lehnen auch nur vorn und hinten, so daß Diejenigen, welche an den Seiten sitzen, gar keinen Stützpunkt haben. Manche Kutsche ist sogar auch damit nicht einmahl versehen, sondern oben völlig eben so nackt, als die unsrigen. Und doch werden auch diese mit Menschen bepackt. Diese mögen denn sehen, wie sie es anfangen, um bei dem pfeilschnellen Fluge durch die Luft nicht hinabgeschleudert zu werden; es ist ihre Sache. Allein theils kommt ihnen die vollkommene Ebene der Engländischen Landstraßen dabei zu Statten; theils ist man hier in dieser Art zu fahren von Kindheit an so geübt, daß ich sogar Mütter mit kleinen Kindern auf dem Schooße auf diese Weise völlig frei ohne alle Aengstlichkeit sitzen und dahinfliegen gesehen habe. Und das sogar auf dem Steinpflaster in der Stadt!

Eine Art von Post gereicht dieser weitläufigen Stadt zu einer großen Bequemlichkeit. Dies ist die Zweipfennigpost, welche täglich, und zwar zu verschiedenen Stunden bis in die Nacht hinein, Briefe, nicht bloß in der Stadt, sondern auch mehre Meilen weit ins Land besorgt. Ehemahls hieß sie die Pfennigpost, weil man für jeden Brief nur einen Engländischen Pfennig

bezahlte. Jetzt, da das Doppelte dafür entrichtet werden muß, ist auch die Benennung danach umgeändert worden. Wie mühselig und kostspielig würde es sein, wenn man in dieser unermeßlichen Stadt alle Briefe und Briefzettel oder Billets durch eigene Boten bestellen lassen müßte! Dieser Unbequemlichkeit ist man durch die Zweipfennigpost überhoben.

Auch des Hinschickens der Briefe nach den Posthäusern bedarf es hier nicht; denn täglich hört man zu verschiedenen Zeiten Leute durch die Straßen klingeln, die mit einem ledernen Sacke versehen sind, worein sie alle für die Posten bestimmte Briefe sammeln, um sie gehörigen Ortes abzuliefern. Man giebt eine Kleinigkeit dafür, und ist sicherer, daß sie richtig besorgt werden, als wenn man sie durch seine eigenen Leute bestellen ließe. Das Amt solcher Briefsammler ist nämlich einträglich (auch kauft man es für 50 Pfund, wie ich mir habe sagen lassen); und Diejenigen, die sich damit belehnt finden, hüten sich daher wohl, es durch irgend einen Unordnungsfehler zu verscherzen. —

Ich versprach Dir in einem meiner vorigen Briefe, Dich noch einmahl nach dem Parlamentshause zu führen; und ich halte Wort. Erst in diesen letzten Zeiten meines Hierseins habe ich einer Sitzung des darin versammelten Volksrathes beigewohnt, weil ich jedesmahl, wann ich mich um einen Einlaßzettel *) bewarb, erfuhr, daß nichts von Bedeutung vorkommen würde, wobei

*) Dieser muß von einem Mitgliede des Parlaments unterzeichnet sein, und gilt bloß für Einen Tag und nur für eins der beiden Häuser, das Unter- oder Oberhaus, je nachdem das Mitglied dem einen oder dem andern angehört. Mißbräuchlich wird man auch für drei oder vier Schillinge von den Thürhütern eingelassen.

ich Gelegenheit haben könnte, einige der vorzüglichsten Redner zu hören. Endlich, da die Auflösung des Volksraths bevorstand, mußte ich mich denn doch entschließen, aufs Gerathewohl hineinzugehen. Es geschah; und über mein Hoffen hatte ich das Vergnügen, doch wenigstens drei vorzügliche Männer sich erheben zu sehen, um für eine Sache zu reden, die keinesweges zu den unerheblicheren gehörte.

Es war im Unterhause. Das Oertliche desselben antwortet der Erwartung nicht, die man von dem Versammlungssaale der Stellvertreter eines so mächtigen Volkes zu haben berechtiget ist. Dieser Saal ist für die Menge Derer, die sich darin versammeln soll, so enge, daß ich nicht begreife, wie sie Platz darin finden würden, wenn sie einmahl, was aber freilich wol nur selten oder nie der Fall sein mag, den Einfall bekämen, alle zu erscheinen. Denn jetzt, nach der Vereinigung Irlands mit Großbritannien, beläuft, wenn ich nicht irre, die Zahl derselben sich auf 700; und schon 500 müßten in diesem Raume sich nicht wenig gedrängt finden. Auch der Begriff von Anstand, Feierlichkeit und Würde, den man mit der Zusammenkunft der Stellvertreter eines großen Volks zu verbinden sich nicht erwehren kann, wird, wenn man einer Sitzung dieses Hauses beiwohnt, sehr herabgestimmt. Nur der Sprecher und die dienenden Beamten erscheinen in schwarzen, langen und weiten Feierkleidern, den Kopf in mächtige Perücken gehüllt, die ihnen vorn in zwei breiten lockigen Zöpfen auf der Brust, und hinten, ich weiß nicht in wie vielen andern, über die Schultern den Rücken hinabfließen. Die übrigen Mitglieder des Hauses kommen in ihren häuslichen Alltagskleidern, die meisten in Stiefeln, und überhaupt sehr nachlässig angezogen. Eben so we-

nig legen sie sich irgend einen andern Zwang während der Sitzung auf. Viele sind in beständiger Bewegung, gehen bald zu Diesem, bald zu Jenem, sprechen und lachen mit einander, setzen sich, stehen wieder auf, verlassen den Saal, um etwa Apfelsinen, Nüsse oder dergleichen zu holen, und kehren dann wieder zurück, um das Geholte zu verzehren; so daß die Versammlung fast immer in unruhiger Bewegung ist. Andere, welche ihr Frühstück noch nicht gehörig verdaut haben mögen, strecken sich der Länge nach aus, und legen dabei wol gar (wie ich von Einigen wirklich gesehen habe) die gestiefelten Beine auf die Rücklehne derer, welche vor ihnen, und zwar auf einer etwas niedrigeren Bank sitzen. Für den mit Ehrfurcht gegen eine Volksversammlung erfüllten Fremden hat dieser Anblick etwas Empörendes; der Engländer ist daran gewöhnt.

Nachdem der Sprecher die schon angekommenen Mitglieder einige Mahle mit lauter Stimme überzählt hatte, erklärte er endlich, daß die gesetzliche Zahl dasei. Hiemit setzte er sich auf seinen thronmäßigen Stuhl; und die Sitzung war eröffnet. Dieser Sprecher soll ein braver und sehr verdienter Mann sein, aber sein Ansehen ist das eines steifen Schulmonarchen, seine eintönige Stimme und sein Vortrag die eines Küsters, der die Merkwürdigkeiten einer alten Domkirche zeigt, und in auswendig gelernten Formeln herbetet, was für eine Bewandtniß es damit habe. Ich glaubte den seligen Semler auferstanden zu sehen, welcher seine Vorlesungen gerade eben so eintönig und schulmeisterisch anzufangen pflegte.

Es erhob sich nun zuvörderst ein Mann, der besonders durch den menschenfreundlichen Eifer, womit er den schändlichen Sklavenhandel, aber leider! noch immer

ohne Erfolg bestritt, im Auslande sowol, als in England selbst, sich eben so berühmt, als beliebt gemacht hat — Wilberforce. Auch diesmahl war der Gegenstand seiner Rede sittlicher und menschenfreundlicher Art. Er machte bekannt, daß ein gewisser Doktor Smith ein kräftiges Mittel gegen die Verbreitung ansteckender Krankheiten erfunden habe, und legte Zeugnisse, sowol von verschiedenen Schiffskapitänen, als auch von den ersten Aerzten London's vor, welche einstimmig erklärten, daß sie das Mittel, jene auf Schiffen, auf welchen bösartige Krankheiten ausgebrochen waren, diese in Krankenhäusern, vollkommen bewährt gefunden hätten. Dann trug er darauf an, daß das Haus den König in einer Bittschrift ersuchen möge, dem Erfinder dieses höchstschätzbaren Mittels (er nannte es nitrous fumigation, ein salpeteriges Dampfmittel) eine Belohnung angedeihen zu lassen. Hr. Erskine, ein durch ganz Europa berühmter Rechtsgelehrter und trefflicher Redner, unterstützte den Antrag, in einer zwar nur kurzen, allein dem Gegenstande angemessenen, sanfthinfließenden Rede. Man sieht und hört es diesem würdigen Manne an, daß er seit vielen Jahren schon in großen Versammlungen zu reden gewohnt ist. Seine Stimme ist sanft, wohltönend und biegsam; sein Vortrag scheint von selbst und ohne Anstrengung des Redenden sich zu ergießen; sein Anstand ist eben so natürlich und ungezwungen, als edel. Der gute Wilberforce thut es ihm in Ansehung dieser letztgedachten Rednervollkommenheit bei weiten nicht gleich. Er ist vielmehr, indem er zu reden anfängt, unruhig und gezwungen, und weiß, gleich einem Anfänger im Reden, lange nicht, wie er die Füße setzen, und was er mit den Händen vornehmen soll, Erst wenn er durch den Gegenstand seiner Rede sich erwärmt fühlt,

legt er das Gezwungene ab, und dann nimmt auch er eine edlere Stellung an, und seine Bewegungen werden natürlicher.

Außer einigen andern, minder berühmten Gliedern des Hauses, trat auch der jetzige Minister der Schatzkammer, Addington, zur Unterstützung des Antrages auf. Dieser brave Mann nimmt durch seine redliche Gesichtsbildung, wie durch sein anspruchloses Bezeigen, schon beim ersten Blicke ein. Da nun Alles für, und Keiner wider den Antrag redete, so erklärte der Sprecher endlich, daß er einstimmig genehmiget sei, und zwei Tage nachher las man in den Zeitungen, der König habe, auf die ihm eingereichte Bittschrift des Unterhauses, dem Doktor Smith eine Belohnung von 1700 Pfund verwilliget. Eine gleiche Summe wurde dem Engländischen Gesandten am Neapolitanischen Hofe, Drummond, zuerkannt, um die ausgegrabenen alten Handschriften dafür abschreiben zu lassen. So nehmen hier die Gesetzgeber sowol, als auch die Regierung, durch öffentliche Ermunterungen und Belohnungen an Allem Theil, was das Wohl und die Fortschritte der Menschheit betrifft!

Für die Sitzung des Oberhauses, der ich an ebendiesem Tage beizuwohnen gedachte, kam ich zu spät. Sie war, als das Unterhaus auseinander ging, schon aufgehoben, und da einige Tage danach das Parlament vom Könige aufgelöset wurde, für diesen Tag aber, des großen Zulaufs wegen, kein Eintrittszettel für mich zu erlangen war, so mußte ich darauf verzichten.

Die erwähnte Auflösung des Volksraths, welche bekanntlich alle sieben Jahr geschieht, wurde auch diesmahl, wie gewöhnlich, mit großer Feierlichkeit vollzogen. Gegen Mittag wurde die Straße von St. James bis zum Parlamentshause von der königlichen Leibwache zu Pferde

und zu Fuß besetzt, aber erst zwischen zwei und drei Uhr nahm der Zug unter Kanonendonner und Glockengeläute seinen Anfang. Ein Trupp Reiter eröffnete ihn; diesem folgten zwei sechsspännige Wagen mit königlichen Edelknaben, und auf diese ein anderer, worin des Königs Oberstallmeister fuhr. Nach diesem gingen königliche Bediente, mit schwarzen Kappen auf den Köpfen, paarweise. Dann erschienen die schon neulich von mir beschriebenen Yeomen in ihrer Tracht aus den Zeiten Heinrichs VIII. Auf diese folgte wieder Reiterei; und nach derselben trat eine Anzahl sogenannter Konstabel oder Ordnungswächter, mit Stäben bewaffnet, zu Fuß einher. Unmittelbar nach diesen fuhr der König selbst, in einem mit acht buntgeschmückten isabellfarbigen Pferden bespannten großen und ganz übergoldeten Prachtwagen. Oben über dem Kasten dieses Wagens erblickt man die Figuren zweier Götterknaben oder Genien, und hinten, statt der Bedienten, die Gestalt des Wassergottes, und eine zweite, die ich nicht unterscheiden konnte. Ehemahls waren die Wände dieses Wagens von Glase, damit der König von allen Seiten her gesehen werden könnte; allein seit den wiederholten verruchten Anfällen auf das geheiligte Leben des Monarchen, hat man die Vorsicht angewandt, sie aus starkem Eisenbleche, und die beiden Fenster der Schläge aus spiegelndem, folglich undurchsichtigen Kronglase machen zu lassen. Der gute König, seiner redlichen Gesinnungen sich bewußt, kann und mag aber zu dieser ängstlichen Vorsicht sich nicht erniedrigen. Er hatte beide Fenster heruntergelassen, und saß mit seiner unbefangenen, ruhigen und gutmüthigen Miene zu Jedermanns Ansicht offen da; und wahrlich, nur von einem Teufel oder von einem Verrückten könnte er mit dieser Miene und mit dem von

reinen Vatergefühlen gegen sein Volk erfüllten Herzen, welches aus dieser Miene spricht, Etwas zu besorgen haben. Hinter ihm fuhren die königlichen Prinzen, nebst den ersten Staatsbeamten, und Volksgetümmel erfüllte die Straße. So ging der Zug bis nach dem Westminsterpalaste oder Parlamentshause. Hier tritt der König erst in ein Nebenzimmer, um den zu diesem Behuf aus dem Tower hergebrachten königlichen Schmuck, Krone, Reichsmantel u. s. w., anzulegen; dann verfügt er sich ins Oberhaus, und entläßt in einer kurzen Anrede die bisherigen Stellvertreter des Volks ihrer Pflichten, indem er das Parlament für aufgelös't erklärt. In einer kleinen halben Stunde war Alles geschehen, und der Zug kehrte, unter einem dumpfen Zurufe des Volkes, nach St. James zurück.

Wenn ich bei diesen meinen Briefen über England und London irgend eine Art von Vollständigkeit beabsichtigte, so dürfte ich nicht verabsäumen, Dir nun auch erst einen bestimmten Begriff von den wesentlichen Bestandtheilen der Engländischen Verfassung zu geben. Allein diese steht schon in so vielen Büchern beschrieben, daß ich nicht wüßte, wie ich es anfangen sollte, Dir Etwas darüber zu sagen, was nicht geradezu für nachgesprochen oder nachgeschrieben erklärt werden müßte. Ich verweise Dich also lieber auf ein Werk, in welchem Du nicht bloß Das, was diesen Gegenstand betrifft, sondern auch Alles, was zu einer genauern Kenntniß dieses Landes und seiner Bewohner gehört, mit Deutscher Gründlichkeit und Vollständigkeit deutlich auseinandergesetzt finden wirst. Es ist das schon einige Mahle von mir angeführte Werk über Großbritanniens gegenwärtigen Zustand, von unserm verdienten Landsmanne Wendeborn geschrieben. Hier wirst Du jene Nach-

richten über Englands Verfassung gleich vorn im ersten Bande finden *).

So sehr und so laut man, in England nicht bloß, sondern auch im Auslande, und wie es scheint, mit Recht, über die Einbrüche geklagt hat, welche das Meisterstück der Staatsklugheit, die Verfassung Großbritanniens, besonders in neuern Zeiten, durch Bestechungen gelitten hat, so ist sie doch, selbst in diesem, hier und da durchlöcherten Zustande, noch immer die weiseste und beste, welche Europa bisher gesehen hat. Denn nie gab es, wenigstens in Europa, eine andere, in welcher die verschiedenen Gewaltszweige weiser beschränkt und zu einem vollkommneren Gleichgewichte mit einander verbunden gewesen wären; und nie befand sich ein Volk unter seiner Verfassung, im Ganzen genommen, und in jeder wichtigen Rücksicht besser, als das Engländische unter der seinigen. Auch hier gilt der Ausspruch des Meisters: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Was aber jene Klagen über die Verletzungen dieser Verfassung in dem Munde der Engländer selbst zu einer nicht sehr rühmlichen für sie macht, ist die Bemerkung, daß die wesentlichen Grundlagen dieses ehrwürdigen alten Gebäudes (wozu ich vornehmlich das Recht der Parlamentswahlen und das Geldbewilligungsrecht rechnen zu müssen glaube) noch immer so fest liegen, daß das Volk es noch heute in seiner Gewalt hätte, den durch jene Einbrüche bewirkten Schaden, so bald es wollte, vollkommen, und zwar ohne gewaltsame Umwälzungen, wieder auszubessern. Es brauchte nur

*) Ein neues, sehr geschätztes Werk, diesen Gegenstand betreffend, ist: »Gedrängte Darstellung der Engl. Staats-Verfassung, von Custance.« Brschw. b. F. Vieweg, 1826.

jetzt, da eine neue Parlamentswahl vor sich gehen soll, ein einziges Mahl unbestechlich zu sein, um unbestechliche Stellvertreter zu wählen; und es ist kein, in neuern Zeiten eingeschlichener Mißbrauch zu erdenken, der durch ein so besetztes Unterhaus nicht auf einmahl wieder abgeschafft werden könnte. Aber freilich heißt das mit andern Worten nichts anders, als: das Volk, oder doch wenigstens alle Diejenigen, welche eine Stimme zu geben haben, müßten ein einziges Mahl tugendhaft dabei zu handeln sich entschließen. Eine Foderung, die so bald wol nicht erfüllt werden dürfte!

Die Völker haben in neuern Zeiten mancherlei kostbare und gefährliche Versuche gemacht, die vollkommenste Verfassung zu erfinden; allein keins derselben ist bis jetzt aufgeklärt genug gewesen, um die so nahe liegende und so leicht begreifliche Wahrheit einzusehen: daß man, um frei zu sein, damit anfangen müsse, tugendhaft zu sein. Es ist mit den Staaten, wie mit den einzelnen Menschen, mit der bürgerlichen Freiheit, wie mit der sittlichen. Beide bestehen in der Herrschaft der Gesetze — dort der bürgerlichen, hier der sittlichen — und in dem unbedingten Gehorsam, welcher denselben geleistet wird. Beide sind also ohne Tugend gar nicht denkbar. Der unsittliche einzelne Mensch ist ein Sklav seiner Leidenschaften; das unsittliche Volk (wie vollkommen seine Verfassung auch immer sein mag) ein Spielwerk und ein Knecht der Herrschsüchtigen, die, unter welcher Benennung es auch sein mag, sich an seine Spitze zu drängen wissen. Diese Vormänner, welche einem lasterhaften Volke Freiheit verheißen, sind ohne Ausnahme, entweder Schwärmer, die nicht wissen, was sie thun, oder listige Betrüger, die unter dem

Scheine der Befreiung dem Volke schwerere Ketten bereiten, als diejenigen waren, die es bis dahin trug. Die neueste Weltgeschichte hat diese Wahrheit außer allen Zweifel gesetzt.

Die Vorbereitungen zu den neuen Wahlen haben nun schon ihren Anfang genommen. Diejenigen, welche für London und Westminster gewählt zu werden wünschen, haben bereits Trinkhäuser eröffnet, worin Jeder auf ihre Kosten, so viel er will, verzehren kann. Dies ist die Zeit, in welcher Johann Bull seine Hoheitsrechte in gänzlicher Zügellosigkeit ausübt. Es fallen die größten Ausschweifungen und Unordnungen dabei vor, zu denen die Regierung, so lange es immer möglich ist, durch die Finger sehen muß. Die Zeitungen werden, die nächsten sechs oder acht Wochen lang, voll davon sein.

Es ist unglaublich, welche Summen von Einzelnen, die gewählt zu werden wünschen, oder von ihren Freunden verschwendet werden müssen, um sich der meisten Stimmen zu versichern. Für Einige belaufen sich diese Kosten auf mehr als 100,000 Pfund oder 600,000 Rthlr. Die Partei des Hofes und die der Obstands- oder Oppositionsseite liegen dabei öffentlich im Streite. Jede von ihnen bewegt Himmel und Hölle, und streuet Gold mit vollen Händen aus, um diejenigen Männer wählen zu lassen, deren Denkart der ihrigen gemäß ist. Zwar sind Gesetze da, welche die Bestechungen scharf verbieten; allein man weiß ihnen auszuweichen. Bald kauft man Dem, der eine Stimme zu geben hat, Etwas ab, oder läßt, wenn er ein Handwerker ist, Etwas bei ihm machen, und bezahlt es hundertfältig; bald beschenkt man die Frau, die Tochter, den Sohn desselben, oder läßt sie durch die dritte oder vierte Hand be-

schenken, ohne dabei zu sagen, daß man seine Stimme dafür zu erkaufen wünsche. In allen diesen und ähnlichen Fällen muß das Gesetz wider die Bestechungen schweigen, weil es, wie alle Engländische Gesetze, nur buchstäblich erklärt und angewandt werden darf. Als ein Pröbchen solcher verlarvten Bestechungsarten theile ich Dir folgenden lächerlichen Vorfall mit, der sich, ich weiß nicht ob bei der letzten oder vorletzten Parlamentswahl, zugetragen haben soll. Die Stimmen einer Gemeine waren zwischen zwei Bewerbern vollkommen getheilt. Nur Einer, ein Haarkünstler und Bartpfleger oder Barbier — denn hier, wie in Frankreich, sind beide Geschäfte in einer und derselben Person vereiniget — hatte noch nicht gestimmt. Dieser sollte also den Ausschlag geben. Einer der beiden Bewerber verfügte sich zu ihm, mit der Bitte, daß er ihm den Bart abnehmen möge. Es geschah; der Geschorne bezeigte über die vortreffliche Art, wie er bedient worden sei, sein höchstes Wohlgefallen, versicherte, nie geglaubt zu haben, daß die Kunst zu scheren bis zu einem solchen Grade der Vollkommenheit ausgebildet werden könne, und fügte hinzu, daß ein so vorzüglicher Künstler nicht auf gewöhnliche Weise belohnt werden müsse. Bei diesen Worten drückte er ihm einen Beutel mit 50 Guineen in die Hand und ging. Erst in der Thür empfahl er sich beiläufig seiner Gunst beim Wahlgeschäfte, und erhielt dagegen die Versicherung, daß man einen so großmüthigen Kundmann nicht vergessen werde. Sein Nebenbuhler, der jeden Schritt des Gegners belauren ließ, hatte den Vorgang kaum erfahren, so ging auch er ins Haus des Bartscherers. Ebenderselbe Vorwand, ebendieselben Lobpreisungen, dann das Doppelte jener Belohnungen, nämlich 100 Guineen, und nun zuletzt ebendieselbe Empfeh-

lung beim Weggehen, und von Seiten des geschmeichelten Künstlers ebendieselbe Zusicherung. Der Erste, der es gleichfalls nicht an sorgfältiger Beobachtung seines Nebenbuhlers fehlen ließ, und dem folglich auch nicht verborgen blieb, was dieser gethan hatte, besuchte am folgenden Morgen, und zwar kurz vor dem Schlage der Stunde, zu welcher die letzte Stimme nothwendig gegeben werden mußte, seinen Gönner, den Haarkräusler, von neuen, versicherte, daß er der Wollust, von ihm geschoren zu werden, durchaus noch einmahl theilhaftig werden müsse, und ersuchte ihn daher, weil gerade noch so viel Minuten bis zum Schlage der entscheidenden Stunde übrig wären, ihm diese Wohlthat in der Geschwindigkeit erst noch angedeihen zu lassen. Sein Wunsch wurde gewährt, und unter tausend Lobpreisungen und Danksagungen schenkte er dem Künstler diesmahl gleichfalls 100 Guineen. Jetzt war es die höchste Zeit, nach dem Wahlplatze zu gehen. Beide liefen dahin, und der Zweimahlgeschorne erhielt die Stimme des Scherers. In diesem Augenblicke sprang der getäuschte zweite Bewerber hinzu, packte den Bartscherer beim Arm und fragte: Kennt er mich? — Allerdings, antwortete dieser; Sie sind der edle Herr, der mich gestern für meine geringe Bedienung so großmüthig belohnt hat. — Und erinnert er sich, Herr! was er mir beim Weggehen versprach? — O ja, war seine Antwort; aber ich hatte das Nämliche auch jenem Herrn zugesagt, und dieser ließ sich zweimahl von mir scheren. — Hiemit trug der Eine seine Guineen, der Andere seine Nase heim.

Aehnliche Auftritte ereignen sich bei dieser Gelegenheit oft. Selbst Diejenigen, welche entweder bloß der Ehre wegen, oder gar aus reiner Absicht dem Vaterlande zu dienen, gewählt zu werden wünschen, müssen,

wollen sie anders ihren Zweck nicht verfehlen, zu dem unwürdigen Mittel der Bestechung sich erniedrigen. Unter 3 — 4000 Pfund gelangt zu dieser Ehre Keiner. Haben die Bestechungen bei den Wahlen ihren Zweck erreicht, so kommen die unwürdigern des Ministers hinzu, der den Einen durch Standeserhöhung, den Andern durch Verleihung eines einträglichen Amtes, ohne Arbeit, den Dritten durch andere Begünstigungen für die Hofpartei zu gewinnen oder vielmehr zu erkaufen weiß. Wie kann man von einem so gewählten und so gestimmten Volksrathe erwarten, daß er seine hohe Bestimmung, über die Rechte und Freiheit des Volkes zu wachen, erfüllen werde? —

Ehe ich schließe, muß ich doch noch einer kleinen Begebenheit erwähnen, welche hier gestern zur öffentlichen Gemüthsergetzlichkeit diente, und von der ich gern gestehe, daß sie auch mir kein geringes Vergnügen gemacht hat. Ein Buchhändler nämlich, welcher überwiesen war, ein auf die Verführung der Jugend abzweckendes schändliches Buch gedruckt zu haben, war verurtheilt, eine Stunde lang öffentlich am Pranger zu stehen, und dann ein halbes Jahr lang in Newgate gefangen zu sitzen. Die erste Hälfte dieses gerechten Urtheilsspruches wurde nun gestern vollführt, und die liebe Straßenjugend rächte sich an ihrem Verführer durch einen Regen von faulen Eiern, Koth und desgleichen, womit sie den Schändlichen frohlockend überschüttete. Möchten wir doch recht bald ein ähnliches Schauspiel in Deutschland erleben, wo es so sehr noth thäte!

Und hiemit zum letzten Mahle von hieraus: Lebe wohl! Das nächste Mahl — woher meinst Du? Ach, guter Eduard, nicht von Lissabon oder Cadix, wie Du zu erwarten berechtiget warest, sondern von —

Calais oder Amiens. Der schöne Reiseplan, mit dem ich ausfuhr, ist zerplatzt. Mein jämmerlicher Gesundheitszustand zwingt mich, auf dem kürzesten und zugleich bequemsten Wege, d. i. durch Frankreich, zu euch zurückzukehren. Es steht geschrieben: Meine Wege sind nicht eure Wege; das habe ich zehn tausend und mehr Mahl in meinem Leben erfahren; und da ich hintennach noch immer gefunden habe, daß die Wege der heiligen Vorsehung besser waren, als die meinigen, so füge ich mich auch diesmahl ohne Murren. Macht ihr es auch so, wenn ihr mich vielleicht kränker und elender zurückkommen seht, als ich war, da ich von euch ging. Der Himmel weiß, wozu mir und euch das nützlich oder nöthig sein mag. Sein Wille geschehe! Morgen reise ich nach Dover, übermorgen bin ich vielleicht schon in Calais. Ich umarme euch Alle mit Innigkeit und Sehnsucht.

Neunzehnter Brief.

Calais.

Kaum habe ich wieder festen Boden unter mir, so fühle ich auch schon von neuen das Bedürfniß, mich mit Dir, mein theurer Eduard, zu unterhalten. Da ich nun alles Sehenswürdige, was es hier für mich giebt, gestern schon hinlänglich beschaut habe, so kann ich die drei oder vier Stunden, die mir hier noch übrig sind, wol nicht besser, wenigstens nicht angenehmer für mich selbst, hinbringen, als wenn ich Dir erzähle, wie es mir auf dem Wege von London bis hieher gegangen ist.

Ich hatte mich zu London in eine viersitzige Postkutsche einschreiben lassen, welche die Reisenden für 5 Guineen (die Ueberfahrt von Dover nach Calais, welche eine Guinee kostet, mit eingeschlossen) in vier Tagen nach Paris, also einige 70 Deutsche Meilen weit, zu bringen verspricht. Da ich aber nicht Lust hatte, Frankreich eben so, wie England, zu durchfliegen, so bezahlte ich meinen Platz nur bis Dover, um es in meiner Gewalt zu behalten, die fernere Reise so geschwind oder so langsam, als ich wollte, zu machen. Mein Gepäck mußte ich den Abend vor der Abreise abliefern; ich selbst wurde beschieden, mich des folgenden Morgens drei Viertel auf vier Uhr einzustellen.

Bei meiner Ankunft vor dem Posthause fand ich den Platz mit Menschen angefüllt, welche sämmtlich ein reisemäßiges Ansehn hatten. Wo will das hin? dachte ich; und fühlte im Geiste schon die Drangsale, die meiner warteten. Der zweite unangenehme Anblick war, daß ich das Gepäck aller dieser Personen, mit dem meinigen vermischt, wie Kraut und Rüben durch einander geworfen und einen großen Hügel bilden sah. Statt Einer Kutsche, die ich zu finden erwartet hatte, fuhren deren jetzt zwar drei vor; allein auch diese schienen mit der Menge von Menschen, welche fortgeschafft werden sollten, noch in gar keinem paßlichen Verhältnisse zu stehen. Jetzt fing man an, in die Packräume des vordersten Wagens von den aufgehäuften Koffern, Kisten und Päckchen so viel zu werfen, als sie fassen konnten; dann schob man von den vorräthigen Personen so viel hinein, und ließ so viele andere auf die Außenseite klettern, bis jeder Raum und jedes Räumchen mit menschlichen Gliedmaßen völlig angefüllt war. Der so bepackte Wagen fuhr ab, und der zweite vor. Ich hatte verlangt

und gebeten, daß mein Gepäck aus der Masse des übrigen herausgezogen und besonders hingestellt würde, um es auf demjenigen Wagen, welcher mir selbst zu Theil werden würde, zusammen zu haben; allein es gab kein Mittel, diesen Wunsch zu erreichen. Keiner achtete auf mein Verlangen, Keiner ließ durch mein Bitten sich abhalten, Alles durch einander zu werfen, und so geschah es, daß auf jeden der drei Wagen Etwas von dem Meinigen zu liegen kam. Zu Dover werdet ihr das Eurige wiederbekommen! Das war Alles, was ich zur Antwort erhielt.

Als endlich der dritte Wagen vorfuhr, und noch viel mehr Menschen übrig waren, als, ohne Einpökelung, Platz darin finden konnten, sprang ich zuerst hinein, und bemächtigte mich eines der Hintersitze, wozu ich berechtiget war, weil ich eher als alle Andere mich hatte einschreiben lassen. Ein wohlgekleidetes Frauenzimmer setzte sich neben mir. Zwei andere Frauen, wovon die eine zwei Kinder, ein ganz junges, welches noch an der Brust lag, und einen derb ausgestopften Buben von ungefähr drei Jahren mit sich führte, nahmen die Vordersitze ein. Ich hoffte, dies werde Alles sein; allein wie erschrak ich, als sich noch ein fünftes Wesen, eine große, sehr stark beleibte und schon etwas bejahrte Frau hereindrängte, und, so gut es gehen wollte, zwischen — nein auf mir und meiner Nachbarinn Platz nahm. Ihr einer ungeheurer Schenkel ruhete nämlich auf einem der meinigen, der andere auf dem meiner armen Mitschächerinn. Endlich arbeitete sich noch ein Herr herein, ein Irländer, der gleichfalls nicht übel beleibt war, und preßte seinen Leichnam zwischen die beiden Frauenzimmer auf den Vordersitzen. Diejenige von diesen, welche ihren Ehesegen bei sich hatte, und ihren Schooß durch

den Irländer so beengt fand, daß sie beide Stück unmöglich länger darauf halten konnte, warf ohne Umstände das dicke weinende Rotznäschen auf meinen Schooß, und legte das andere, welches gleichfalls erbärmlich schrie, an die Brust. Was war dabei zu thun? Wollte ich mein Gepäck, welches auf den andern beiden Wagen schon fort war, nicht ohne mich in die weite Welt fahren lassen, so mußte ich mich fügen, und mit Geduld ertragen, was nun einmahl nicht zu ändern war.

Der Weg von London nach Dover, sechzehn Deutsche Meilen lang, läuft größtentheils durch herrliche und vortrefflich angebaute Gegenden; der Tag war einer der heitersten und wärmsten, die ich in England erlebt habe; aber was half es mir, durch ein Paradies zu rollen, ohne Zeit und Genießkraft zu haben, mir irgend Etwas von den tausendfältigen Schönheiten, die überall vor mir ausgebreitet lagen, durch die Sinne zueignen zu können? Dazu schoß das Fuhrwerk, worin ich verpackt lag, viel zu schnell dahin; dazu waren auch die Drangsale, welchen alle meine Sinne in diesem Marterkasten unterlagen, viel zu groß, zu mannichfaltig und zu anhaltend.

Sobald man die grünen Hügel über Blackheath hinaus erreicht hat, übersieht man an vielen Stellen die reiche Ebene, durch welche die mit Schiffen bedeckte Themse ihr breites Gewässer dem Meere zuwälzt. Der schöne Anbau und die hohe Fruchtbarkeit des Landes, durch welches man hinfährt, erregen auch hier die Bewunderung des Reisenden. Ehe man über die Einwirkungen eines immer feuchten, mit Meersalztheilchen geschwängerten Dunstkreises, welcher auf diesem Lande ruhet, nachgedacht hat, begreift man nicht, wie dieser trockne und steinige Kies- und Kreideboden, der oft nur einen

halben Spaten tief mit besserem Erdreich überdeckt ist, einer so vorzüglichen Fruchtbarkeit fähig sei; am wenigsten, wie Bäume aller Art einen so üppigen Wuchs und ein so fröhliches Ansehen darin haben können. Waldungen von Belang sieht man hier zwar nirgends, aber überall Hecken, welche netzförmig die Felder durchschneiden, und überall einzelnes Gebüsch und Baumdruffeln, hin und wieder auch kleine Gehölze, welche den Landschaften ein sehr mannichfaltiges, munteres und mahlerisches Ansehn geben.

Die beiden beträchtlichen Städte, Rochester und Canterbury, durch welche die Straße läuft, sind, wie alle andere, die ich in England gesehen habe, voller Leben und Betriebsamkeit, und stellen, wie alle andere, ein schönes Bild der Reinlichkeit und des Wohlstandes dar. Auch diese gleichen der Hauptstadt darin daß fast alle Erdgeschosse der Häuser aus Kaufmannsläden bestehen. Besonders scheint Rochester an seinem schiffbaren Flusse, der sich nicht weit davon in die Themse ergießt, sich eines lebhaften Handels zu erfreuen. Wenigstens sah ich auf diesem Flusse dreimahl mehr Schiffe liegen, als ich hier zu Calais in dem Hafen und an dem Strande zähle. Und doch ist jenes nur eine Landstadt, dieses ein Seehafen!

Abends um sechs Uhr kamen wir zu Dover an. Wir würden früher daselbst eingetroffen sein, wenn nicht zweimahl unterweges, des Wagenwechsels wegen, hätte umgepackt werden müssen. Insofern uns dieses jedesmahl eine Stunde zum Ausruhen gewährte, war es mir ganz angenehm; wenn ich aber meinen schon wieder ganz zerschabten Koffer und den jämmerlichen Zustand meiner übrigen Habseligkeiten betrachtete, die beim jedesmahligen Umpacken, wie Bälle, hinunter auf das Stein=

pflaster, und wieder hinauf in die Behälter der Wagen geworfen wurden, so hätte ich wünschen mögen, daß man uns lieber gar keinen Ruhepunkt verwilliget hätte.

Dover liegt an dem Fuße eines grünen, mit einer alten Burg gezierten Hügels, hart an der Meerenge, durch welche die Nordsee mit dem Weltmeere zusammenhängt. Die Stadt ist weder groß, noch schön, sondern, der Bauart nach, älter und minder angenehm, als die übrigen Engländischen Städte, die ich gesehen habe. Auch hier, wie in allen Engländischen Häfen, sind die Schereien, welchen der Reisende unterworfen ist, groß und kostspielig. Erst mußt Du, so wie Du abgestiegen bist, nach dem Fremdenamte (Alien-office), um, für die Gebühr, Deinen Paß durchsehen und unterschreiben zu lassen, dann nach dem Steueramte, wo man Dir, gleichfalls für schuldige Bezahlung, Koffer und Packen durchwühlt, auch wol, wenn man Verdacht gegen Dich geschöpft hat, Dir in die Taschen greift, oder Dich wol gar ersucht, Dich bis aufs Hemde zu entkleiden; und das Alles, um sich zu überzeugen, daß Du kein Geld aus diesem Goldlande mit Dir nehmest. Nur 5 Guineen darf, wenn man mich recht benachrichtiget hat, der Reisende bei sich führen und mitnehmen; was mehr bei ihm gefunden wird, das ist verfallen. Eine harte Verfügung! denn eine von jenen 5 Guineen muß man für die Ueberfahrt bezahlen, und ich wüßte nicht, wie man es anfangen wollte, um mit den übrigen vieren von Calais bis Paris zu kommen. Wechsel aber auf Calais oder eine andere Zwischenstadt würde man, da noch gar kein Handel zwischen England und Frankreich wieder Statt findet, zu Dover schwerlich bekommen können. Wie oft habe ich nun schon Veranlassung gehabt, in Ge-

danken zu mir selbst zu sagen: wir glücklichen Braunschweiger! —

Der Irländer, mit dem ich gereiset war, ein gebildeter, kenntnißreicher und sehr gefälliger Mann, schloß sich mir angelegentlich an, so wie ich mich ihm. Wir nahmen in Dover und auch hier in Calais ein gemeinschaftliches Zimmer, und wurden bald bis zur Vertraulichkeit mit einander bekannt. Er war viel gereiset, hatte folglich viel gesehen und erfahren, und war obenein weit gesprächiger, wißbegieriger und theilnehmender, als die meisten Engländer zu sein pflegen. Da ich ihm nun an den letzten beiden Eigenschaften nicht nachstand, so war unser Freundschaftsband bald geknüpft. Daß er es eben so herzlich damit meine, als ich, davon gab er mir gestern Abend folgenden Beweis, für dessen reine Absicht jeder seiner redlichen Gesichtszüge bürgte.

Ich mußte ihm, auf sein Verlangen, meine häusliche Lage und meine wesentlichen Verhältnisse beschreiben. Er hörte mir mit vieler Aufmerksamkeit zu, und als ich fertig war, sagte er nach einigem Nachdenken, und mit einer Art von Rührung: ich würde Sie sehr glücklich preisen, wenn ich (hier sah er mich erst scharf darauf an, ob ich seine gute Absicht auch nicht übel deuten würde), wenn ich nicht Eins an Ihnen zu bedauern fände. — Ich merkte, was er sagen wollte (er war nämlich, wie die meisten Irländer, ein Katholik), und antwortete: daß ich Ihres Glaubens nicht bin, und folglich, der Lehre Ihrer Kirche gemäß, der ewigen Verdammniß entgegenlebe, nicht wahr? — Sie haben es getroffen, sagte er, indem er mir wohlwollend in die Augen blickte. Ich dankte ihm für seine freundliche Theilnahme an meinem Schicksale, und setzte hinzu: es freue mich, sowol von meinem Kirchenglauben, als auch

von meinen persönlichen Grundsätzen des Kummers überhoben zu sein, gleiche Besorgnisse über ihn unterhalten zu müssen; denn jener sowol, als auch diese, stimmten mit der Ueberzeugung des Apostels Paulus zusammen: daß Gott die Person nicht ansehe, sondern daß in allerlei Volk, folglich auch in allerlei Glauben, wer ihn fürchte und recht thue, ihm angenehm sei. Da er sich hierauf alles Ernstes rüstete, mir zu beweisen, daß gleichwol der wahre Glaube zur Bedingung unserer Seligkeit gemacht sei, und daß dieser kein anderer als der Glaube seiner Kirche sein könne, ersuchte ich ihn, nicht weiter fortzufahren, weil es mir wehthun würde, seiner menschenfreundlichen Bemühung eine Ueberzeugung entgegensetzen zu müssen, die durch keine erdenkliche Gründe mehr wankend gemacht werden könne. Er gewährte meine Bitte; und zu meiner Freude habe ich nachher nicht bemerken können, daß sein Wohlwollen und sein Vertrauen zu mir dadurch im mindesten wankend geworden wären. Der gute Mann war wirklich besser, als der Gott, dem er mich hätte zuführen mögen; denn er konnte Den noch achten und lieben, den dieser, seiner Meinung nach, ewig verdammen mußte.

Jetzt, mein lieber Eduard, mache Dich auf ein kleines Seeabenteuer gefaßt, welches ich auf unserer Ueberfahrt von Dover nach Calais zu bestehen Gelegenheit fand. Daß ich mit dem Leben davon gekommen bin, beweiset Dir dieser Brief. Laß Dir also nur nicht bange werden, wenn Dir die Umstände hier und da ein wenig kraus und wunderlich vorkommen sollten. Sie sind vorüber, diese Umstände, und ich sitze hier wohlbehalten auf festem Grund und Boden am Tische, um Dir das Abenteuer zu erzählen.

In jeder Meerenge, folglich auch in diesem sogenannten Paß von Calais, pflegt die Strömung stärker, der Wind heftiger, und aus beiden Ursachen das Wogengetümmel wilder zu sein, als auf der offenen See. Hier aber kommt noch der Umstand hinzu, daß die Hauptströmungen längs der Engländischen Küste hingehn, und daß sich daher oft dicht vor dem Hafen von Dover heute Sandbänke bilden, welche morgen vielleicht schon wieder fortgerissen sind. Die Lothsen dieses Orts müssen demnach fast täglich durch das Senkblei untersuchen, wo die Sandbänke jedesmahl liegen, und wie man folglich steuern müsse, um glücklich zwischen ihnen durchzukommen. Diese Lothsen behaupten daher auch eine vollkommene Herrschaft über die Meerenge, und sehen es als ein wohlerworbenes Recht an, daß jedes Schiff, welches entweder über oder durch dieselbe hinsegeln will, Einen aus ihrer Mitte an Bord nehmen müsse, um sich von ihm durchsteuern zu lassen. Thut ein Wagehals von Schiffer dieses nicht, so kann er, wenn ein Unglücksfall sich ereignet, auf ihre Hülfe keine Rechnung machen. Man will sogar mehrmahls Beispiele erlebt haben, daß dergleichen Schiffer von hiesigen Lothsen absichtlich irre und ins Verderben geleitet worden sind, indem sie, während seiner Durchfahrt, sich auf dem Meere etwas zu thun machten, und vor ihm hinsegelnd mit ihren leichten Fahrzeugen über Bänke steuerten, auf welchen jener, wenn er ihnen unvorsichtiger Weise folgte, mit seinem schwerern Schiffe sitzen bleiben mußte. Ich erzähle hier, was ich von glaubwürdigen Leuten gehört habe, und wünsche von Herzen, daß die Nachricht ungegründet sein möge. Was ich aber bei dem Vorfalle, den ich Dir jetzt erzählen will, selbst bemerken konnte, widerspricht ihr leider! nicht.

Da der Hafen von Dover während der Ebbezeit trocken liegt, so muß man, um auszulaufen, jedesmahl die zurückkehrende Flut abwarten. Diese trat erst Vormittags um acht Uhr ein, und um neune wurden wir an Bord gerufen. Der Tag war vollkommen heiter, der Wind zur Hälfte günstig, nur ein wenig scharf. Alles schien uns also eine angenehme und geschwinde Ueberfahrt zu versprechen. Ungefähr 50 Personen, Herren und Damen, alte und junge, machten die Reisegesellschaft aus. Das Packetboot war klein und leicht; die darin befindliche Kajüte konnte nur sechs bis acht Personen fassen; der übrige Schiffsraum unter dem Verdecke war ganz mit Gepäck angefüllt. Zu unserm Aufenthalte blieb also nur das Verdeck übrig, welches bei trockenem Wetter ohnehin Jedermann der dumpfigen Kajüte gern vorzuziehen pflegt. Der Schiffsführer oder Kapitän fand übrigens nicht für nöthig, einen Lothsen mit an Bord zu nehmen.

Das Schiff fing nunmehr an zu treiben, und die Bootsleute waren darüber aus, die Segel aufzuziehen. Ehe sie aber damit völlig zu Stande kommen konnten, glitten wir schon aus dem stillen Hafen in die sehr unruhige Strömung, welche hart an der Mündung desselben hinflutet. Hier fanden wir das Wogengewühl wilder und unbändiger, als es mir wenigstens jemahls vorgekommen war. Unser Mißgeschick aber wollte, daß die Segel nun zwar völlig aufgezogen, aber noch nicht gestellt, d. i. dergestalt befestiget und gerichtet warne, wie sie es in Verhältniß zu unserm Winde und zu der Richtung, die wir zwischen den Bänken hin zu nehmen hatten, sein sollten. Noch übler war es, daß man das sogenannte Schwert auf der dem Winde entgegengesetzten Schiffsseite hinabz ulassen gleichfalls versäumt

hatte. Das Schiff lag daher schon beim Auslaufen ziemlich schief, als wir, kaum eine Minute darauf, ganz unerwartet von einem der heftigsten Windstöße getroffen wurden, welcher ganz das Ansehen hatte, unser leichtes, noch nicht vom Schwerte unterstütztes und gehaltenes Fahrzeug umstülpen zu wollen. Wenigstens stieg die dem Winde entgegengesetzte Seite des Schiffes beinahe senkrecht in die Höhe, und die entgegengesetzte niedrige Seite sank in gleichem Verhältnisse so tief, daß beinahe die Hälfte des Verdecks unter Wasser ging. Hätte in diesem Augenblicke nicht Jeder von uns ein Tau, oder irgend einen andern festen Gegenstand ergriffen, um sich daran zu halten, so würden wenigstens alle Diejenigen, welche ihren Platz auf der Mitte des Schiffes, wo es kein Geländer, sondern nur eine Handbreit Bord gab, hinab ins Meer gesunken sein. Unter diesen befand sich auch Dein alter Freund, und zwar gerade auf der niedrigen Schiffsseite, so daß er jetzt, hangend an dem kleinen Geländer, welches der Kajütentreppe zur Einfassung dient, die Füße im Meere hatte.

Kaum hatte Jeder in dieser ungemächlichen Lage, so gut er konnte, sich zu befestigen gesucht, so stieg an der Windseite des Schiffs eine der gräulichsten Wogen, die ich je gesehen habe, wie ein Berg in die Höhe, brach sich, und schüttete die ganze Fülle ihres Gewässers, wie ein Stück von der Sündflut, unbarmherzig über uns aus. In diesem Augenblicke wußte Keiner von uns, ob er unter oder über dem Meere, diesseits oder schon jenseits der Sterne sei. Die Damen, lauter Engländerinnen, die bis dahin eine bewundernswürdige Ruhe und Fassung geäußert hatten, erhoben jetzt, da sie nicht wußten, wie ihnen geschah, ein durchdringendes Ge-

schrei; der Schiffer, am Steuerruder hangend, welches er nicht zu lenken vermochte, tobte gegen die Matrosen, und diese, bleich wie der Tod, wußten nun vollends nicht, wie sie es anfangen sollten, um das Schwert hinabzulassen, und die flatternden Segel, welche zur Hälfte auf und in dem Meere lagen, sowol aufzufangen und zu befestigen, als auch so weit einzureffen oder zu verkürzen, als die Gewalt des uns treffenden Seitenwindes es nöthig machte. Gleichwol mußte Beides nothwendig geschehen, wenn wir nicht Gefahr laufen sollten, das Schiff durch einen zweiten Windstoß völlig umgekehrt, oder auf eine der nahen Sandbänke geworfen zu sehen.

Eine der Damen, eine zarte Engländerinn, hatte sich kurz vor dem Unfalle neben mir platt auf dem Verdecke niedergelassen. Diese saß jetzt völlig im Wasser, und hatte, um nicht fortgespült zu werden, den untern Theil des Treppengeländers ergriffen, an dessen obern Theile meine eigene Persönlichkeit hing. Sobald nun das Wasser der zerplatzten Woge verlaufen war, und man wieder sehen konnte, wo man war, fühlte ich natürlicher Weise zunächst die Pflicht, dieser armen Person auf die Füße zu helfen. Ich hing daher das ganze, noch immer schwebende Gewicht meines eigenen Körpers an die rechte Hand, beugte mich zu ihr hinab, und suchte sie mit meiner Linken aus dem Wasser in die Höhe zu heben. Allein das ging über meine Kräfte. In der Todesangst, wovon sie ergriffen war, hatte sie sich so krampfhaft und so fest angeklammert, daß ich sie nicht zu mir heraufziehen konnte. Ein Herr, ihr Gatte oder Bruder, der, nur einige Schritte davon, an der entgegengesetzten Seite des Treppengeländers hing, arbeitete sich endlich bis zu uns heran; und unserer ver-

einigten Anstrengung gelang es hierauf, sie auf die enge Kajütentreppe zu heben, auf der sie dann, erstarrt und leblos, wie sie war, mehr hinabrutschte, als hinabstieg. Acht oder neun andere Frauenzimmer, und darunter eins mit einem Säugling im Arme, wurden nach und nach auf ebendieselbe Weise hinabgeschafft, und lagen nun in dem kleinen Kämmerchen, durchnäßt, krank und leichenähnlich, mehr über als neben einander, auf dem Boden ausgestreckt.

Ehe ich weiter erzähle, muß ich, so widerwärtig es Dir auch in die Ohren fallen wird, anzumerken nicht vergessen, daß die am Gestade versammelten Lothsen und übrigen Schiffsleute beim Anblicke unsers Unfalls ein so lautes Hurrah! erhoben, daß es, trotz dem starken Wogengeräusche, bis zu uns erscholl. Ob diese unzeitigen Frohlocker wirklich glaubten, daß wir in Gefahr wären, oder nicht, lasse ich gern dahin gestellt sein; allein auf jeden Fall schien ihr Freudengeschrei mir doch übel angebracht und eines theilnehmenden menschlichen Wesens nicht sehr würdig.

Das Uebelste bei dem ganzen Vorfalle war, daß die allermeisten Personen unserer Gesellschaft fast von dem Augenblicke an, da das Schiff sich auf die Seite legte und zwischen den hohen Wogen zu taumeln begann, plötzlich so seekrank wurden, als man es werden kann; und das in einer Lage, wo Jedermann der höchsten Anstrengung bedurfte, um sich festzuhalten. Wohin man blickte, sah man Leichen um sich her, die an Tauen hingen, und die, bei der schiefen Stellung und dem heftigen Schwanken des Fahrzeuges, in jedem Augenblicke in den Abgrund zu sinken droheten. Aus ihrem Anblicke konnte Jeder auf den Zustand schließen, worin er selbst sich befand.

Erst nach fünf oder sechs Minuten kamen die Bootsleute, mit unbeschreiblicher und gefahrvoller Anstrengung, endlich dahin, Schwert und Segel in Ordnung zu bringen. Zwei derselben sah ich auf Tauen, die höchstens nur zwei Finger dick waren, von dem Schiffsborde durch das wogende Meer und bis an den Gürtel unter Wasser, dahin reiten, wo die Hälfte des großen Segels auf und unter dem Wasser lag, um es einzubinden. Wie sie es machten, weiß ich nicht, denn ich mußte die Augen davon abkehren, weil ich besorgte, sie vom Meere verschlungen zu sehen, ohne ihnen beispringen zu können.

Das Schiff richtete sich zwar nunmehr so weit wieder auf, daß nur der äußerste linke Bord noch unter Wasser blieb; allein auch so noch war die Lage desselben viel zu schräg, und die schwankende Bewegung viel zu heftig, als daß man, ohne sich anzuklammern, aufrecht hätte stehen können. Hiezu kam, daß fast jede neue Woge, welche an die hohe Schiffsseite schlug, ihren Gipfel über uns hinspritzte, so daß es auf dem Verdecke unaufhörlich floß, und schon deßwegen Niemand festen Fuß darauf fassen konnte. Mein Uebelsein aber nahm von Minute zu Minute so rasch zu, daß ich dem Augenblicke schon entgegensehen mußte, da es mir an Kräften fehlen würde, mich in der schwebenden Stellung länger zu erhalten. In dieser mißlichen Lage blickte ich vergebens nach einem Plätzchen umher, wo ich mich hinlegen könnte. Endlich fielen meine Augen auf die hohe Schiffsseite gegen mir über, und ich dachte, wenn es mir nur gelingen wollte, dahin zu kommen, so würde ich an dem Tauwerke mich halten, die Füße aber gegen das Treppengeländer stemmen können, und so doch wenigstens einen festen Stützpunkt haben. Es gelang mir; allein ich fand bald, daß meine Lage dadurch um nichts

verbessert war. Das Geländer war von dem Tauwerke zu entfernt, als daß ich es mit den Füßen erreichen konnte, und ich hatte nun noch das Ungemach oben ein, daß jede an der Schiffswand sich brechende Woge mir ihr Wasser ins Angesicht spritzte. Was hiebei meine Lage vollends sehr betrübt machte, war, daß ich die Annäherung einer Ohnmacht fühlte. Was alsdann aus mir werden würde, wenn ich auf das schräge, immer überfließende Verdeck, ohne Kraft mich an irgend Etwas zu halten, hinstürzen würde, war leicht vorherzusehen, denn auf Hülfe stand nicht zu rechnen. Jeder Mitreisende hatte genug mit sich selbst, jeder Matrose mit dem Schiffe zu thun, dessen Lage der ganzen Mannschaft noch immer volle Beschäftigung gab. Zum Glück verschaffte mir die Natur, in dem Augenblicke, da ich hinsinken zu müssen glaubte, die mit der Seekrankheit verbundene Erleichterung; und die Ohnmacht ging vorüber.

Ich fühlte indeß nur zu sehr, daß ich in der neuen Lage es eben so wenig, als in der vorigen, lange würde aushalten können. Unaussprechlich sehnte ich mich nach irgend einem Winkel, wo ich mich mit Sicherheit hinstrecken könnte; allein es fand sich dergleichen nirgends. Da indeß irgend Etwas geschehen mußte, weil meine Kräfte mit jeder Minute mehr abnahmen, und ich vor Schwindel und Uebelsein die Augen nicht mehr offen zu halten vermochte, so fiel mir ein, zu versuchen, ob ich nach dem eingehobenen und auf das Vordertheil des Schiffs gestellten Boote mich hinarbeiten könne, um mich alsdann entweder an der Seite desselben auf das nasse Verdeck hinzulegen, oder, wenn ich es vermöchte, in dasselbe hineinzusteigen. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen kam ich endlich damit zu Stande, indem ich von Tau zu Tau langsam fortschwankte. Als ich

bei dem Boote angekommen war, sah ich zwar, zu meinem großen Leidwesen, daß die Woge, welche gleich anfangs sich über das Schiff ergoß, auch dieses Boot, wiewol in geringerem Maße, getroffen habe; es stand nämlich eine Handhoch Wasser darin; da es mir indeß auf ein wenig Nässe mehr oder weniger jetzt nicht mehr ankommen konnte, so ließ ich mich dadurch nicht abhalten, hineinzuklettern, und mich der Länge nach darin auszustrecken.

Der erste Augenblick, da ich den von Schwindel und Uebelsein schweren Kopf endlich niederlegen konnte, hatte etwas unbeschreiblich Süßes für mich; aber bald überfiel mich, von Nässe und halber Ohnmacht, eine so heftige Fieberkälte, daß ich nicht zu bleiben wußte. Die bei mir von Zeit zu Zeit vorbeilaufenden Bootsleute, die ich anrief und flehentlich bat, mir meinen Mantel aus dem Schiffsraume heraufzuholen, hörten mich entweder nicht, oder wollten mich nicht hören. Als endlich Einer von ihnen auf dem Borde meines Boots mit Anknüpfung eines Taues beschäftiget war, ergriff ich ihn bei den Beinen und hielt ihn so lange fest, bis er versprach, mir den gedachten Liebesdienst für ein gutes Trinkgeld zu erweisen. Es geschah; und nun streckte ich mich wieder, in meinen Mantel gehüllt, hin, und blieb in dumpfer Betäubung so lange liegen, bis ich, nach drei Stunden, an der sanftern Bewegung des Schiffes merkte, daß wir in ein stilleres Wasser eingelaufen sein müßten. Ich richtete mich auf, und sah, daß wir schon ganz nahe an der Französischen Küste hinsegelten, und den Hafen von Calais im Gesicht hatten. Da das Schiff in seiner jetzigen Richtung den Wind hinter sich hatte, so flog es mit Pfeilschnelle dahin. Die schaukelnde Bewegung hatte aufgehört, und von diesem

Augenblicke an wurde es mit jedem Kranken an Bord, auch mit mir, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich besser, so daß ich nach einigen Minuten auf dem nun wieder ebenen Verdecke aufrecht dastehen, und mich der außerordentlichen Schnelligkeit freuen konnte, mit der wir dahin- und in den langen und schmalen Hafen hineinflogen. Wären die Bootsleute in dem Augenblicke, da wir gegen das Hafengestade, wo gelandet werden sollte, anschossen, nicht damit zu Stande gekommen, alle Segel herabfallen zu lassen, so würde das Fahrzeug einen zerschmetternden Stoß erhalten haben. So aber blieb es, seiner Flügel beraubt, hart an der Hafenwand auf einmahl bewegungslos stehen.

Einige hundert Menschen standen an der Stelle, wo wir anlegten, versammelt. Einige hatte die Neugier, Andere ihr Beruf herbeigeführt. Diese Letzten — Gastwirthe mit ihren Tafeldeckern und Aufwärtern, Lohnbedienten, Dolmetscher, Haarkünstler und Bartpfleger, Wäscherinnen, Schneider und Schuster, Packträger u. s. w. — sprangen, sobald das Schiff an den Vorsätzen lag, wie vom Sturmwinde getrieben, zu uns herab, und in einem Augenblicke war das ganze Verdeck so voll, daß kein Apfel mehr zur Erde fallen konnte. Jeder von diesen suchte nun sich so vieler Fremden zu bemächtigen, als es ihm gelingen wollte. Die Gastwirthe betheuerten, daß ihre Hôtels die ersten und schönsten in der Stadt wären; die Haarkräusler und Bartscherer, daß die vornehmsten Lords sich nur von ihnen bedienen ließen; die Wäscherinnen, daß sie an Geschicklichkeit und an zarter Schonung, womit sie die Wäsche handhabten, alle andere weit überträfen, u. s. w. u. s. w. Der Eine packte mich beim Arme, ein Zweiter beim Schooße, und ein Dritter schlang seine beiden Arme mir um den

Leib, und schien fest entschlossen zu sein, seine Beute nicht wieder fahren zu lassen. So wie das Gepäck aus dem Schiffsraume heraufgehoben wurde, griffen bei jedem Stücke zwanzig Hände zugleich zu, um sich seiner zu bemächtigen. Es gelang mir indeß, Das, was mir gehörte, ihnen jedesmahl wieder zu entreißen, bis ich Alles zusammen hatte. Hier, wo ich mit Franzosen, wenn gleich mit hungrigen und aus Hunger unbescheidenen, zu thun hatte, durfte ich aus einem andern Tone reden, als es gegen Engländische Packträger rathsam sein würde. Auch erreichte ich meinen Zweck, und mein Gepäck wurde nicht eher angerührt, bis ich mit Denen, die es fortschaffen sollten, erst einen bestimmten Vertrag gemacht hatte. So entging ich also diesmahl der willkührlichen Schatzung und den Prellereien, welchen man bei solchen Gelegenheiten ausgesetzt zu sein pflegt, glücklich.

Wie gern wäre jetzt Jeder von uns dem Gasthofe zugeeilt, um die durchnäßten Kleider zu wechseln! Bei uns, wie Du weißt, würde keine menschliche Seele uns daran gehindert haben; allein hier, in dem Lande der Freiheit, mußten wir, wie in dem freien Albion, uns gefallen lassen, die nassen Kleider erst noch eine Stunde auf dem Leibe zu behalten, bevor wir die Erlaubniß hatten, mit unsern Personen und Sachen zu schalten, wie wir wollten. Denn erst mußten wir uns nach dem Steueramte (Douane), und dann nach der Stadtvogtei (Préfecture) verfügen, um dort unser Gepäck, hier unsere Päße durchsuchen zu lassen. Man behandelte uns indeß an beiden Oertern so billig und bescheiden, daß wir alle Ursache hatten, damit zufrieden zu sein. Endlich bezogen wir den von uns gewählten Gasthof, wechselten die Kleider, und ließen uns an einer wohlbesetzten Tafel nieder, um uns von dem ausgestandenen Un-

gemache zu erholen, und die verlornen Kräfte wieder herzustellen. —

Nun noch, ehe ich schließe, ein paar Worte von Calais. Diese ziemlich alte Stadt von mittelmäßiger Größe ist weder so schön, noch so belebt, als die Engländischen von gleicher Bedeutung, die ich gesehen habe. Volkmann *) giebt die Zahl ihrer Einwohner, die Unterstadt ungerechnet, auf 14,000 an. Dies kommt mir, nach dem bloßen Anscheine zu urtheilen, unglaublich vor. Ihr Umfang scheint mir nicht größer, als der von unserm Wolfenbüttel zu sein, und auf den Straßen, ja selbst in der Gegend des Hafens, sehe ich wenig Leben. Es würde mich daher wundern, wenn die Bevölkerung dieses Orts (die Unterstadt mit eingeschlossen) mehr als höchstens 10,000 ausmachen sollte. Vielleicht, daß er ehemahls mehr Handel und Gewerbe haben mochte, als man jetzt hier sieht; denn für eine so vortheilhaft liegende Seestadt finde ich den Hafen ziemlich leer, und wenig Gewühl auf den Straßen. Indeß hat doch Calais, wie fast jede Französische Stadt von einigem Belange, seine eigene Schauspielergesellschaft. In einer Deutschen Stadt von doppelt so starker Bevölkerung würde sich kaum eine halbe erhalten können. So dringend und allgemein ist in diesem Lande das Bedürfniß, Schauspiele zu sehen!

Die Festungswerke dieses Orts sind schlecht unterhalten. Schwerlich würde er daher in diesem Zustande jetzt eine eben so lange Belagerung aushalten, als jene im vierzehnten Jahrhunderte, bei der er sich ein ganzes Jahr lang vertheidigte, und nur durch Hunger gezwungen werden konnte, sich endlich zu ergeben. Du kennst

*) Neueste Reisen durch Frankreich. 3 Theile. Seite 204.

doch den schönen Geschichtsumstand, daß damahls, als der erzürnte König von England, Eduard III., den gedrohten Untergang der Stadt nur unter der harten Bedingung erlassen wollte, wenn man ihm sechs Einwohner ins Lager schickte, um daselbst aufgeknüpft zu werden, sich eben so viele edle Männer freiwillig darstellten, um sich für ihre Mitbürger aufzuopfern? Bekanntlich wurden sie aber, da sie schon in dem Lager des Tirannen angekommen waren, auf Fürbitte seiner bessern Gemahlinn begnadiget. Das Schauspiel, die Belagerung von Calais, worin dieser Gegenstand behandelt ist, verdient von Dir gelesen zu werden.

Uebrigens kann man, glaube ich, auf dem ganzen Erdenrunde zwischen eben so nahe liegenden Ländern wol keinen grellern Abstich sehen, als den zwischen England und Frankreich überhaupt, und zwischen Dover und Calais insonderheit, ungeachtet beide Oerter nur ungefähr fünf Deutsche Meilen weit aus einander liegen. Nur der Boden ist hier dem an der jenseitigen Küste gleich; denn er besteht auch hier, wie dort, aus Kies und Kreide. Alles Andere aber, was man sonst hier sieht, hört und bemerkt, ist von Demjenigen, was man drei oder vier Stunden vorher in England verließ, so sehr verschieden, als wenn diese Länder hundert Meilen aus einander lägen. Andere, nämlich trocknere Luft, andere Sprache, andere Sitten und Gebräuche, anderer Glaube, andere Verfassung, andere Lebensart, andere Speisen und Getränke, anderer Geschmack, andere Sinnesart und Gemüthsstimmung — kurz, Alles, Alles anders als in England. Selbst die ganze Natur umher hat hier, bei völlig leichem Boden, ein ganz verschiedenes Ansehen. Vergebens sieht man sich z. B. hier nach dem schönen lebhaften Grün um, womit sogar die letzten trockenen Kreidehügel

bei Dover noch so lieblich bekleidet sind; hier ist, wie bei uns nach einer anhaltenden Sommerdürre, der Boden überall versengt, das Gras verdorrt, das Laubwerk welk und ohne Glanz *). Manches, z. B. die Engländische Reinlichkeits- und Ordnungsliebe, möchte man aus England hieher, manches Andere hingegen, z. B. die Französische Artigkeit, Dienstfertigkeit und zuvorkommende Gefälligkeit, besonders gegen Fremde, von hier aus nach England verpflanzt sehen. Es thut dem Reisenden, der aus England kommt, über die Maßen wohl, sich hier auf einmahl unter feinen, artigen, gefälligen und theilnehmenden Menschen zu befinden, nachdem man in England der kalten, untheilnehmenden, finstern und mit stolzer Geringschätzung auf jeden Ausländer hinabblickenden Gesichter so viele gesehen hat.

Während des ganzen Laufs der Französischen Staatsumwälzung ist Calais mit gräuelhaften Auftritten aller Art verschont geblieben. Das macht, die verständigen und gutgesinnten Bürger dieser Stadt schlossen sich gleich anfangs einmüthig an einander, um Unordnungen und Gewaltthätigkeiten von sich abzuhalten. Sie wollten zwar auch die Freiheit, aber nur die gesetzliche, die vernünftige; nicht ihr Afterbild oder vielmehr ihr Gegentheil, die wilde Zügellosigkeit. Hier, wo Alles ruhig und ordentlich herging, bemerkt man daher auch nicht, daß der bekannte Französische Volkssinn irgend eine merkliche Veränderung erlitten habe. Man ist hier — ob auch anderwärts, kann ich hier aus eigener Beobachtung noch nicht wissen — noch eben so frohsinnig,

*) Der Grund davon liegt unstreitig in dem Umstande, daß in England alle Winde übers Meer kommen, folglich feucht sind, hier aber viele, besonders der Ost- und Südostwind, über weite Länder bis hieher wehen, folglich trocken sind.

leicht, gefällig und artig, als Franzosen in der Regel zu sein pflegen. Die unterscheidende Artigkeit dieses Volks, die sich bis auf die niedrigsten Klassen erstreckt, geht so weit, daß sie selbst dann, wenn sie einander etwas Bitteres oder gar Grobheiten sagen, doch noch immer eine Art von Höflichkeit und förmlicher Wohlanständigkeit dabei beobachten. So hörte ich z. B. diesen Morgen, als ich bei einem Bauplatze vorbeiging, einen Maurergesellen, mit einem Gesichte, welches Zorn ausdruckte, zu seinem Gefährten sagen: n'es-tu pas un grand nigaud, *s'il te plaît?* und den Andern darauf antworten: mais pourquoi, *je te prie?* *) So pflegt man hier, selbst wenn man schimpft oder geschimpft wird, die Gesetze der Artigkeit noch in Ehren zu halten.

Es wimmelt hier jetzt von Engländern und Engländerinnen, welche Alle nach Paris wollen. Jedes Packetboot bringt deren eine beträchtliche Anzahl herüber. Nichts kann auffallender sein, als der Abstich, den diese Leute mit den Franzosen, ihren so nahen Nachbaren, machen. Unter Zehnen ist kaum Einer, der ein Wort Französisch zu reden versteht; aber das verhindert sie keinen Augenblick, ihren gebietrischen Willen kräftig zu Tage zu legen und mit der ihnen eigenen Starrköpfigkeit gelten zu machen. Eben diese Menschen, welche von jedem Ausländer, der ihre Insel besucht, verlangen, daß er sich ihnen in allen Dingen, bis auf die erbärmlichsten Kleinigkeiten hinab, gleichzustellen wisse, wollen gleichwol hier, wo sie selbst fremd sind, nichts als Engländer sein, und fodern auch hier von den Inländern, daß sie sich nach ihnen modeln und bequemen sollen. Sie herr-

*) Bist du nicht ein Erztölpel, wenn's beliebt? — Aber warum denn, wenn ich fragen darf?

schen in den Gasthöfen, an den Wirthstischen, auf den Straßen, kurz überall, wo sie sich zeigen oder zu thun haben, als wenn sie bei sich zu Hause wären und nur mit ihrem Gesinde zu thun hätten; und die Franzosen, gutmüthig lächelnd, halten das Alles theils ihren Guineen, theils ihrer Seltsamkeit zu Gute. Es sind Engländer, sagen sie; und damit ist jede Unart dieser verzogenen Kinder des Glücks vergeben und vergessen. Ich schäme mich hier oft, wenn man auch mir die Ehre erzeigt, mich für Einen dieses übermüthigen Volks zu nehmen. Als ich daher gestern bei Tische nicht umhin konnte, einem sehr artigen und überaus gebildeten Manne, welcher neben mir saß, den Irrthum zu benehmen, und dieser nun in der Folge des Gesprächs erfuhr, daß ich aus Braunschweig sei, so glaubte er mir auch darüber etwas Verbindliches äußern zu müssen, und sagte: c'est une très-*jolie petite* ville, à ce qu'on dit, das soll eine niedliche kleine Stadt sein. Ni l'un ni l'autre, weder das Eine noch das Andere, antwortete ich; und er war nicht wenig betroffen, da er hörte, daß dieses Braunschweig größer sei, als Valenciennes oder Amiens. Unbekanntschaft mit dem Auslande haben Franzosen und Engländer, die nicht gereiset sind, mit einander gemein.

In einer Viertelstunde reise ich ab. Wenn die Eilkutsche (Diligence), in die ich mich habe einschreiben lassen, Wort hält, so kann ich, ohne alle Unbequemlichkeit, übermorgen Abend schon in Paris sein. Denn sie verspricht, dem ausgehängten Schilde zu Folge, diese Fahrt in 50 Stunden zu machen, und ihre Reisenden gleichwol zweimahl unterweges schlafen und Mittags und Abends jedesmahl mit aller Gemächlichkeit speisen zu lassen. Das verheißt eine sehr angenehme Reise. Ich eile, sie

anzutreten. Lebe wohl, lieber Eduard, und grüße mir in unserer très-jolie petite ville Alles, was von mir gegrüßt sein mag.

Zwanzigster Brief.

Paris.

Ja, ja, lieber Eduard, es ist und bleibt ewig wahr und gewiß, was geschrieben steht:

Die Menschen denken;
Die Götter lenken.

Ich dachte, versprochener Maßen, die Fahrt von Calais bis Paris in 50 Stunden zu machen, und habe gleichwol nicht weniger als vier Tage, also 96 Stunden darauf zugebracht. Warum? Weil das Aushängeschild in Calais, oder vielmehr Derjenige oder Diejenigen, die es ausgehängt hatten, mehr versprachen, als sie ganz wohl wußten, daß sie würden leisten können. Höre, wie es mir ergangen ist!

Statt einer Eilkutsche, wie man sie in England zu sehen gewohnt wird, fuhr ein plumper und schwerfälliger Frachtwagen, in Form einer Kutsche vor, mit dem, auch wenn er unbesetzt ist, vier wackere Pferde ihre volle Arbeit haben mögen. Statt der besagten vier wackern Pferde aber waren vier hochbeinige, ruppige und abgetriebene Rosse vorgelegt, die ihres Berufs und ihres Lebens herzlich satt und müde zu sein schienen. Gleichwol sollten wir denselben Abend noch zu Boulogne, mit dem Zusatze am Meere (sur mer), sechs Deutsche Meilen von Calais, das Nachtessen einnehmen und bis

zum andern Morgen schlafen. So lautete wenigstens die Versicherung der Herren dieser Eilpost, als sie zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags uns damit abfahren ließen.

Allein, was geschah? Wir kamen erst um Mitternacht nach Boulogne; eine halbe Stunde verging, ehe das Essen fertig wurde; eine Stunde wurde getafelt; und als hierauf um halb zwei vom Schlafen die Rede war, hieß es, daß wir um drei Uhr wieder abfahren müßten, wenn wir morgen in Amiens schlafen wollten. Alles also, was hier geschehen konnte, war, sich auf gut Glück unausgekleidet ein wenig hinzustrecken, um zu versuchen, ob man ein halbes oder ganzes Stündchen schlummern könne. Es dämmerte noch, als wir schon wieder abfuhren; und wir erreichten Amiens erst in der folgenden Nacht zwischen zwölf und ein Uhr. Und nun hieß es: weil es schon so spät sei, so könnten wir hier uns nur eine einzige Stunde verweilen, wenn wir den nächsten Abend in Paris ankommen wollten. Das war nun mehr, als ich meinem zerrütteten Körper bieten konnte; ich sah mich also genöthiget, die schon bis Paris bezahlte Kutsche fahren zu lassen, und in Amiens zurückzubleiben. Dies ist geschehen; ich ruhete hier aus, wandte den folgenden Tag dazu an, die Merkwürdigkeiten des Orts zu besehen, und fand in der darauf folgenden Nacht Gelegenheit, mit einer andern durchgehenden Eilkutsche für einen goldenen Ludwig vollends bis Paris zu fahren, wo ich denn Abends darauf um zehn Uhr wohlbehalten ankam. Jene ehrsame Postanstalt, auf deren Verheißungen man nicht bauen muß, nennt sich: Etablissement St. Grégoire, rue du Bouloy. Nro. 11. Eine andere Eilkutsche zwischen Calais und Paris macht den Weg wirklich in 50 Stunden;

allein diese verspricht auch nicht, zweimahl unterwegs schlafen zu lassen.

So viel im Allgemeinen über meine Fahrt nach Paris; und nun zu den kleinen Bemerkungen, die ich auf dieser Reise zu machen Gelegenheit hatte.

Was zuvörderst das Land, welches ich durchfuhr, und die Straßen betrifft, so war ich nicht wenig befremdet, beide überall in einem Zustande zu finden, der durchaus nicht bemerken läßt, daß Frankreich zehn bis zwölf Jahre lang die Schaubühne der größten Unordnung und einer gänzlichen Verwilderung war. Die Aecker sind in diesem schrecklichen Zeitraume, wenngleich nur von den Armen der Greise, der Weiber und der Kinder, doch so fleißig und so gut bearbeitet worden, daß ich nirgends auch nur die geringste Spur einer Vernachlässigung oder Verwilderung bemerken konnte. Ja, man zeigte mir sogar ganze große Strecken, die ehemahls wüst gelegen hatten, und nun, gerade in diesem Zeitraume, von diesen Armen urbar gemacht und angebauet worden waren. Die Weiber sind dieser Feldarbeiten in jener Zeit so gewohnt worden, und die Zahl der männlichen Arbeiter ist, nach so manchem blutigen Opfer, welches in dem Freiheitskampfe und unter dem Beile der Tirannen fiel, noch jetzt so geringe, daß ich auf dieser ganzen Reise mehr Weiber als Männer mit den Arbeiten des Ackerbaues, selbst mit den schwersten, beschäftiget gesehen habe. Die Landstraßen sind in dieser ganzen Zeit entweder so wohl unterhalten, oder doch, seit der Wiederherstellung der innern Ruhe, so vollkommen wieder ausgebessert worden, daß ich mich nicht erinnere, in dieser ganzen Strecke von beinahe 50 Deutschen Meilen auch nur eine einzige schlechte Stelle angetroffen zu haben. Noch mehr, als hierdurch, wurde mein Erstau-

nen durch den Zustand erregt, worin ich jede kleine Waldung (denn große sieht man auf dieser Reise nicht) und besonders die an der Straße liegenden weiland adeligen Schlösser, Prachtgärten und Anlagen fand. Da war doch nirgends auch nur die geringste Spur von Verwüstung zu sehen! Selbst die meilenlangen Reihen der herrlichsten Obstbäume, womit die Landstraßen hier häufig eingefaßt sind, standen so unversehrt und so vollständig da, als wenn dieses Land seit einer langen Reihe von Jahren des tiefsten Friedens genossen hätte. Man sieht hieraus mit Vergnügen, daß in jenen Zeiten der Unordnung und der Gräuel hier doch immer noch mehr Ordnung und Gesetzlichkeit geherrscht haben müssen, als die leidenschaftlichen Unglücksverkündiger unter unsern Zeitungsschreibern und Zeitschriftstellern uns damahls glauben machen wollten.

Nur in den Städten, wenigstens in allen denen, durch welche mein Weg führte, sieht man durchgängig Zweierlei, woraus man auf Das, was hier vorgegangen sein muß, einigermaßen schließen kann — verwüstete oder eingerissene Kirchen, und eine fürchterliche Menge von Bettlern. Zu Montreuil, das ehemahls fünf oder sechs Kirchen hatte, steht davon nicht Eine mehr. Alle lagen in Schutt. Diese Stadt erhebt sich auf einem beträchtlichen Hügel, welcher eine weit umher sich ausbreitende fruchtbare Ebene beherrscht. Um unsern keuchenden Rossen die Arbeit des Hinaufklimmens zu erleichtern, war ich mit meinen Gefährten ausgestiegen. Wir hatten ein ganzes Heer zerlumpter junger Barfüßler und Barschenkler (Sansculottes) hinter uns, welche uns anbettelten. Einer der Mitreisenden ergriff, als wir gerade bei einer niedergerissenen Kirche vorbeigingen, Einen von diesen scherzend beim Schopfe und sagte:

Schlingel, hast du diese Kirche eingerissen? — Nein! antwortete der Junge mit festem Tone; das hat das Französische Volk gethan! Non! c'est *la nation* qui l'a fait. Montreuil hatte ehemahls seine meiste Nahrung von reichen Rentnern, die sich hier, der angenehmen und gesunden Lage des Orts wegen, vorzugsweise niederzulassen pflegten. Alle diese sind jetzt entweder nicht mehr da, oder verarmt. Daher die jetzige Nahrungslosigkeit dieser Stadt und ihre nunmehrige Dürftigkeit!

Zu Abbeville, einer beträchtlichen, ehemahls blühenden Gewerksstadt, fand ich das Elend noch viel größer und allgemeiner. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich versichere, daß wol hundert ganz zerlumpte und ausgehungerte Bettler beiderlei Geschlechts und jegliches Alters, hier in der Gegend des Gasthofes, wo die Eilpost einzukehren pflegt, auf dem Straßenpflaster lagen, um der Ankunft der Reisenden zu harren. So wie wir ankamen und ausstiegen, waren sie Alle auf den Beinen, und Alle um uns her und an uns. Ein gräßlicher Anblick! Mit welchem Herzen mögen Diejenigen, welche durch die Französische Staatsumwälzung aus dem Staube emporgehoben und groß, reich und mächtig geworden sind, sich jetzt der Ueppigkeit und einer ausschweifenden Prachtliebe ergeben können, so lange sie um und neben sich in diesem Lande so viele Tausende von armseligen menschlichen Geschöpfen sehen, welche durch ebendiese Umkehrung der Dinge in das tiefste Elend hinabgestoßen wurden? Dies ist wenigstens der Fall mit jenen Scharen von Bettlern, die uns zu Abbeville umringten. Alle diese armen Menschen fanden hier ehemahls, da noch Handel und Gewerbe blüheten, Arbeit und Brot; jetzt ist der Bettelstab ihr Alles. Die Stadt

liegt in einer fruchtbaren Gegend, an der schiffbaren Somme, in welcher die Flut bis zu acht Fuß steigt, und welche folglich mit Seeschiffen befahren werden kann. Sie hatte daher ehemahls nicht nur ansehnlichen Handel, sondern auch sehr bedeutende Werkstätte, besonders für Tuch und andere Wollenwaren, worin einige tausend Arbeiter beschäftiget wurden. Jetzt ist Alles verschwunden. Der Handel schläft, oder ist vielmehr gänzlich todt, der Strom ist leer von Schiffen, die Gewerkshäuser stehen verödet, aller Kunstfleiß ist zernichtet. Necker giebt die Bevölkerung dieses Orts auf 19,000 an. Jetzt möchte ich kaum für 10,000 stehen. Denn außer den Scharen von Bettlern, welche die Straßen bevölkern, schien die Stadt wie ausgestorben dazustehen.

Selbst das Landvolk dieser gesegneten Kornländer, welches in den ersten und schrecklichsten Jahren der Umwälzung wohlhabend wurde, weil es damahls von allen Abgaben losgesprochen war, und alle Erzeugnisse seines Bodens zu unerhörten Preisen absetzen konnte, fängt jetzt, nach wiederhergestellter Ruhe und Ordnung, wieder an zu verarmen. Daran aber sind, wie es sich wol von selbst versteht, nicht die Ruhe und Ordnung, sondern die unerschwinglichen Auflagen Schuld, die mit jenen zugleich wieder eingeführt wurden. So lautet wenigstens die allgemeine Klage, die man hier überall hört. Ob und inwiefern dieselbe gegründet oder übertrieben sei, muß ich dahin gestellt sein lassen *); denn gründliche Nachforschungen darüber anzustellen, gebrach es mir an

*) Heute, am 4ten März 1803, liest man in den Zeitungen, Bonaparte selbst, in seiner Darstellung des gegenwärtigen öffentlichen Zustandes bei der neuen Versammlung der Gesetzgeber, habe anerkannt, daß diese Klage nicht ohne Grund sei.

Zeit. Was ich mit Gewißheit behaupten kann, ist: daß unser Wagen von einem Dorfe zum andern von Schaaren junger Bettler verfolgt wurde, die sich die Lunge ausliefen und ausschrien, um durch ihre Hartnäckigkeit am Ende doch noch einen Stüber zu erpressen. Ehemahls war mir dies in Frankreich nicht vorgekommen; auch widerstrebt das diesem Volke eigene zarte und lebhafte Ehrgefühl dem Hange zu muthwilliger Bettelei. Man kann daher mit ziemlicher Zuverlässigkeit annehmen, daß wer hier bettelt, durch die bittere Noth dazu gezwungen sein müsse.

Von Boulogne am Meere habe ich deßwegen geschwiegen, weil ich mitten in der Nacht daselbst ankam, und mit Anbruch des Tages schon wieder von da abfuhr. Das Einzige, was ich beim Abfahren bemerken konnte, war, daß nur zwei oder drei Einmaster oder sogenannte Briggs (Bricks) in dem Hafen dieser Stadt lagen; ein Beweis, daß auch hier, wie in den übrigen Städten, die ich auf dieser Reise berührte, der Handel sich noch immer in dem Zustande der Erstarrung befinden muß.

Ebendiese traurige Bemerkung gilt von Amiens. Die Somme, welche bis hieher schiffbar ist, glitt auch hier, wie bei Abbeville, so nackt von Schiffen dahin, als ein Mühlenbach. Was ich oben von letztbenannter Stadt bemerkte, das muß ich auch von Amiens sagen: bestand die Volksmenge dieses Orts vor der Staatsumwälzung, wie Necker angiebt, aus 43,500, so muß sie, allem Ansehn nach, um mehr als die Hälfte zusammengeschmolzen sein. An dem Tage, da ich hier still lag, war gerade Jahrmarkt; dennoch fand ich die meisten Straßen so leer von Menschen, daß der Augenschein hier ungewöhnlich trügen müßte, wenn die Zahl der

Einwohner dieser Stadt sich jetzt über 20,000 belaufen sollte. Ihrem Umfange nach könnte sie viel mehr einschließen; denn kaum mag sie um ein Fünftel kleiner sein, als unser Braunschweig.

Auch hier hat man den Kirchen arg mitgespielt. Die bischöfliche Hauptkirche, ein erhabenes Gothisches Gebäude, steht zwar, dem Gemäuer nach, noch da; allein ihr Inneres ist verwüstet. Gemählde, Standbilder, Denkmähler — Alles ist zerfetzt, zerschlagen und zerstört worden. Diese Zerstörungen sollten zwar eigentlich nur dem Priesterthume gelten; allein man schüttete das Kind mit dem Bade aus, und verfuhr am Ende gerade so, als wenn man dem lieben Gotte selbst den Krieg angekündiget hätte.

Das Stadthaus oder die sogenannte Munizipalität, ein sehenswürdiges Gebäude, wird forthin, des hier neulich geschlossenen Friedens wegen, die größte Merkwürdigkeit dieses Ortes sein. Ich ließ mir das Zimmer zeigen, wo die vier Bevollmächtigten über die Bedingungen dieses von der Menschheit erseufzten Friedens unterhandelten, und ihn endlich abschlossen. Es sind doch schöne und süße Empfindungen, welche den Gedanken begleiten: hier war es, wo einige vielvermögende Menschen dem Würgengel des Krieges geboten, sein blutiges Schwert in die Scheide zu stecken! Hier wurden die zerrissenen Bande der Menschheit wieder angeknüpft; und die sich vorher als Wölfe und Tiger zerfleischten, bieten sich nun wieder als Menschen und Brüder die Hand, um den Pfad des Lebens forthin in Frieden und Eintracht zu wandeln. — Die Französische Regierung hat der Stadt mit den schönen Gemählden, womit die vorzüglichsten Zimmer und Säle dieses Hauses geziert wurden, als man es zum Friedenstempel weihte, ein Ge-

schenk gemacht; und sie bleiben nun hier, zum Andenken an jene denkwürdige Begebenheit, für die Nachwelt hangen. Es sind zwar lauter neuere Werke, aber Alle von den besten Meistern der Französischen Schule.

Ich machte die Reise von Amiens bis Paris zwar an einem sehr heißen Tage, aber in so guter Gesellschaft, daß das Ungemach, welches Staub und Hitze uns verursachten, darüber leicht verschmerzt werden konnte. Unter den Mitreisenden war ein noch ziemlich junger Französischer Oberster, der die Feldzüge in Italien, Egipten und Sirien mitgemacht hatte, und bei verschiedenen Gelegenheiten von Türken und Arabern so zerhauen war, daß er fast kein Glied seines Körpers unzerfetzt davongetragen hatte. Ich versuchte einige Mahle, das Gespräch auf diese Feldzüge zu lenken, in der Hoffnung, daß er uns etwas von seinen überstandenen Abenteuern zum Besten geben würde; allein er war ein so bescheidener Mann, daß er jedesmahl kurz abbrach, sobald von seiner eigenen Person und von Dem, was er selbst erlitten hatte, die Rede war. Selbst den Umstand, daß sein Körper vom Scheitel bis auf die Schenkel hinab mit Narben bedeckt war, erfuhren wir nicht von ihm, sondern von seiner Gattinn.

Unser Weg ging über Clermont, Chantilly und St. Denis. Es giebt der Clermonts sieben oder acht in Frankreich; das, wovon hier die Rede ist, wird zum Unterschiede von den übrigen en Beauvaisis genannt. Es liegt auf einer Anhöhe mitten in einer schönen fruchtbaren Gegend, welche von dem Flusse Breche bewässert wird. Das dazu gehörige Schloß scheint mit schönen Gartenanlagen umgeben zu sein; wir fuhren hindurch, ohne anzuhalten. Dieses Clermont ist der Stammort der unglücklichen Bourbons.

Das reizende Chantilly, ehemahls dem Prinzen von Condé gehörig, hat die Wirkungen der alleszermalmenden Französischen Staatsumwälzung schwer empfunden. Die meisten Pracht- und Lustgebäude, welche man hier ehemahls bewunderte, sind nicht mehr; andere werden noch jetzt abgerissen. Es scheint den Käufern nur um den darin befindlichen Baustoff zu thun gewesen zu sein. Dem Orte selbst, einem hübschgebauten Flecken, sieht man äußerlich den Verfall noch nicht an, der seiner wartet, seitdem die Hauptquellen seiner Nahrung, der prinzliche Hof und die schönen Anlagen, wodurch Neugierige aus allen Gegenden und Ländern hergelockt wurden, nicht mehr sind. Wir fanden hier wenigstens noch einen so trefflichen Gasthof, und wurden so wohl darin bewirthet, daß mir auf der ganzen Reise von Calais bis hier noch nichts Aehnliches vorgekommen war. Mit Vergnügen bemerkte ich auch nachher, beim Durchfahren durch einen Theil der schönen Waldungen, welche ehemahls Thiergärten des Prinzen waren, daß sie, so weit ich sehen konnte, von der Hand der Zerstörung verschont geblieben sind. Nur das große und kleine Wild, wovon es hier ehemahls wimmelte, scheint verschwunden zu sein.

Von hier an merkt man an den vielen Landhäusern, Schlössern und Lustanlagen, bei welchen der Weg vorbeiläuft, daß man sich einer großen und üppigen Hauptstadt nähert. Zu St. Denis fährt man bei der verwüsteten Abtei-Kirche vorbei, worin ehemahls die prachtvollen Grabmähler der Französischen Könige befindlich waren. Diese sind sämmtlich zerstört; keine Spur ist mehr davon vorhanden. Die in den Gräbern befindlichen Kostbarkeiten wurden geplündert, die Denkmähler von Marmor zertrümmert, die von Metall in Kanonen

und Scheidemünze verwandelt. Der dem Königthume geschworne Haß wollte nichts in Frankreich übrig lassen, was Bezug darauf hätte. Und jetzt? *) — Aber es ist Zeit, daß wir eilen, denn schon ist es zwischen acht und neun Uhr; und Paris ist noch zwei Französische Meilen weit entfernt. Nichts ist unangenehmer, als an einem fremden Orte, besonders an einem von so ungeheuerem Umfange, wie Paris ist, erst spät in der Nacht anzukommen.

Ganz konnten wir dieser Unannehmlichkeit nun einmahl nicht entgehen, ungeachtet unser Fuhrmann sich der größten Eile befliß. Es war halb zehn Uhr, als wir bei dem Schlagbaume (la barrière) anlangten. Da wir hier kaum eine Minute lang aufgehalten wurden, so hatten wir beim Einfahren in die Vorstadt St. Denis noch dämmerndes Licht genug übrig, um die schon ehemahls von mir empfundenen übeln Eindrücke zu empfangen, welche diese und einige andere Vorstädte von Paris durch das ärmliche und veraltete Ansehen der meisten Häuser auf die Ankommenden machen. Erst wenn man durch das Prachtthor oder vielmehr durch den erhabenen Triumphbogen, das St. Denisthor genannt, hindurchgefahren ist, und nun auf die unermeßliche Wall- oder Bollwerksstraße (les boulevards) kommt, fängt man an zu merken, daß man in Paris ist. Bis dahin war man geneigt, zu argwöhnen, daß man durch Irrthum des Fuhrmanns nach irgend einer alten Landstadt gerathen sei.

Ehe wir das Posthaus erreichen konnten, war es

*) Bekanntlich ward die Kirche schon unter Napoleon wieder hergestellt, und ist jetzt auch wieder der Begräbnißort der königl. Familie. Anm. z. n. Ausgabe.

völlig finster geworden. Einem Reisenden, der vorher noch niemahls hier war, und seine erste Einfahrt zur Nachtzeit hält, muß sonderbar dabei zu Muthe sein. Die schon an sich größtentheils sehr engen Straßen, von Häusern eingeschlossen, welche fünf bis sechs, mitunter sogar sieben Stockwerke hoch sind, verengen und erhöhen sich bei der schwachen nächtlichen Erleuchtung dem getäuschten Auge so wunderbar, daß man in einer engen Schlucht zwischen senkrechten und thurmhohen Felsenwänden hinzufahren glaubt, und das auch zur Nachtzeit hier noch immer lebhafte und laute Straßengeräusch für das Getöse eines Schweizerischen Wassersturzes zu nehmen geneigt ist. Ich wollte in der Gutenkinderstraße (rue des bons enfans) meine Wohnung aufschlagen. Als ich aber die Mündung dieser vorzüglich schmalen Straße erreicht hatte, kam sie mir, der besagten Täuschung wegen, so ungebührlich enge, dumpfig und dunkel vor, daß mir um Luft und Licht bange zu werden anfing. Ich fragte daher meinen Führer, ob es nicht in der Nähe, und auf einer bessern Straße, einen andern guten Gasthof gebe, wohin er mich führen könne? — Allerdings! war seine Antwort; nur zwei Schritte von hier ist der (er nannte mir den Namen des Gasthofes), in welchem die meisten Engländischen Herren (vermuthlich nahm er auch mich für einen solchen) abzutreten pflegen. Ich bat ihn, mich dahinzuführen. Wenn Du jemahls nach Paris oder London kommst, und von zwei Schritten hörst, welche zu machen sind, so halte Dich nur immer auf tausend gefaßt. Viel geringer konnte die Zahl derer, die mein Führer mich machen ließ, um nach dem Hotel der Engländischen Herren zu kommen, wol nicht sein; denn wir brachten eine gute halbe Viertelstunde darauf zu. Was

aber das Aergerlichste dabei war, so fand es sich, daß ich diese langen zwei Schritte umsonst gemacht hatte. Eine artige junge Dame nämlich, welche mich beim Eintritt in den Gasthof empfing, und auf meine Frage: ob ich hier abtreten könne? schon mit großer Zuversicht: ohne Zweifel! geantwortet hatte, wünschte nun zunächst zu wissen: auf wie lange Zeit ich die Wohnung zu miethen gedächte? Auf meine Antwort: daß wir darüber morgen sprechen wollten, weil ich erst bei Tage zu sehen wünschte, wo ich wäre, hatten sich die Umstände plötzlich sehr geändert; denn nun bedauerte sie unendlich, daß ihr letztes leeres Zimmer schon vor einer Stunde bezogen worden sei. Was war dabei zu thun? Ich mußte mich entschließen, die bewußten zwei Schritte zurückzuthun; und so habe ich denn in der engen und dumpfigen Gutenkinderstraße, deren erster Anblick mich zurückstieß, mich dennoch einnisten müssen.

Gruß und Verehrung! heißt es hier jetzt am Schlusse der Briefe; und nicht mehr, wie vor einigen Jahren: Gruß und Brüderschaft! Ehe ich von hier wieder abreise, dürfte es Gruß und Unterwerfung heißen. Die Mode ist ja überall ein wunderbares Ding; nirgends aber mehr als hier. Zwischen Dir und mir soll es immer beim Alten bleiben: Gruß und Liebe!

Ein und zwanzigster Brief.

Paris.

Als ich vor dreizehn Jahren hier angekommen war, fragte ich unsern Freund T* in meinem ersten Briefe,

ob es denn auch wirklich wahr sei, daß ich ihm von Paris aus schriebe? So wenig stimmte damahls Alles, was ich hier sah und hörte — Menschen und Begebenheiten — mit den Begriffen überein, die wir bis dahin in Deutschland uns von Paris und seinen Einwohnern gemacht hatten. Ich glaubte nach dem alten Griechenlande oder Italien versetzt zu sein, und Sparter oder Römer, nur von milderer Sinnesart und sanfteren Sitten, vor mir zu sehen.

Jetzt möchte ich ebendiese Frage Dir, mein lieber Eduard, von neuen vorlegen, wenn nicht die wohlbekannten Straßen, Plätze und Gebäude dieser Stadt mich lebendig überzeugten, daß ich wirklich hier bin. So wenig stimmt Das, was ich jetzt hier vor mir sehe, höre und bemerke, mit dem Bilde der neuen Franken überein, welches ich damahls so begeistert auffaßte und aus Frankreich mit mir nahm. Alles scheint mich täuschen zu wollen. Bald kommt es mir vor, als wenn ich noch in London, mitten unter kalten, finstern, griesgramenden Engländern, wäre; bald glaube ich, statt der Neufranken, die ich damahls kennen lernte, wieder jene leichten, unbefangenen und jugendlich-frohsinnigen Franzosen vom alten Schnitte zu erkennen; bald überzeuge ich mich wieder, daß ich es weder mit den Einen, noch mit den Andern zu thun habe. Denn um Engländer zu sein, scheinen sie mir jetzt viel zu wenig Gemeinsinn und Theilnahme an den öffentlichen Begebenheiten ihrer Zeit und ihres Landes zu verrathen, um Franzosen, viel zu wenig Lustigkeit.

Mit welchem Bande soll ich diesen wandelbaren Proteus festigen? *)

---

*) Quo teneam vultus mutantem Protea nodo? *Horat.*

Aber ich muß diesen Proteus, ehe ich Dir seine jetzige Gestalt und Miene beschreibe, erst noch länger beobachten. Ein so schnell und so oft sich umwandelndes, und dabei gemeiniglich von dem einen äußersten Endpunkte zum andern, wie durch Luft- und Bühnensprünge, überhüpfendes Wesen lernt man so geschwind nicht kennen. Wer steht uns auch dafür, daß es am Ende der zehn oder zwölf Wochen, die ich hier zu bleiben gedenke, nicht wieder in einer ganz neuen Form und Gestalt, völlig verschieden von der gegenwärtigen, dastehen und dem Zeichner, der es vor der letzten Häutung vollkommen getroffen zu haben glaubte, ins Angesicht lachen wird?

Will ich also, daß Das, was ich Dir von und über Paris schreibe, noch bei meiner Zurückkunft wahr sein soll, so muß ich wol bis zu den letzten Tagen meines Hierseins mich hüten, von irgend etwas Anderm zu reden, als was in die äußern Sinne fällt, und mich des Schließens von diesem auf Das, was geistig und sittlich ist, gänzlich enthalten. Zwar ändert auch dieses Aeußere sich hier schneller und unerwarteter, als an irgend einem andern Orte, allein Paris ist zu groß, als daß hundert Veränderungen, welche mit einzelnen Gebäuden und auf einzelnen Straßen vorgenommen werden, die Gestalt und Miene dieser Riesenstadt im Ganzen merklich ändern könnten.

Diese Gestalt und diese Miene der Stadt an sich, sind im Allgemeinen noch ebendieselben, die sie vor dreizehn Jahren waren. Paris ist, einzelnen Theilen nach, noch immer eben so schön und erhaben, und, dem Ganzen nach, noch immer eben so enge, dumpfig und schmutzig, als damahls; nur daß mir Beides jetzt, da ich von London komme, zehnmahl mehr auffällt. Was hat diese

letztgenannte Stadt in ihrem ganzen unermeßlichen Umfange, welches mit dem großen und herrlichen Anblicke, dessen man hier auf den beiden Gestadestraßen zwischen der Neuen und der Eintrachtsbrücke *), besonders auf der zwischen beiden liegenden Königsbrücke, nach allen Seiten hin genießt, auch nur die entfernteste Vergleichung aushalten könnte? Aber wo ist auch in ganz Paris nur eine einzige Straße, oder ein einziger öffentlicher Platz, wo man eben die Reinlichkeit und Nettigkeit, eben den Wohlstand und die sorgfältige Unterhaltung in Bau und Besserung wahrnähme, die zu London beinahe in jeder Straße und auf jedem Platze die Blicke des Fremden so lieblich fesseln? In London athmet man, trotz dem dichten Straßengetümmel, fast überall die reinste Luft; nirgends werden Augen und Nase durch Unreinigkeiten beleidiget, deren man sich zu Paris an jeder Mauer und in jedem Winkel, häufig sogar bei hellem Tage und im Angesicht der großen Nation, entladet. Erkläre mir doch Einer, wenn er kann, woher es kommen mag, daß ein so feines und gebildetes Volk, ein Volk von so zarter Empfindlichkeit gegen jede Verletzung des Schönen und Wohlanständigen, gleichwol so wenig Sinn für das erste Erfoderniß aller Schönheit — die Reinheit — zu haben scheint!

Noch auffallender, besonders für Den, der von Lon-

*) Es ist jetzt schwer, über Paris zu reden oder zu schreiben, weil man nicht mehr weiß, wie man die Dinge benennen soll; so oft sind ihre Namen hier geändert! Obgedachte Brücke z. B. hieß vor der Umwälzung die Brücke Ludewigs XVI., dann die Revolutionsbrücke, hienächst die Eintrachtsbrücke; jetzt aber, da alle alte Namen wieder zurückzukehren angefangen haben, hört man sie häufig wieder die Ludwigsbrücke nennen.

don kommt, ist der Anblick der Menschen, welche hier das Straßengewühl bilden. Die große Mehrheit derselben besteht hier nämlich aus ärmlichgekleideten Leuten von verkümmerter Gesichtsbildung, unter welchen die einzelnen wohlgekleideten und wohlgenährten Straßengänger beinahe nur als Ausnahmen erscheinen. In London hingegen sieht man, wie ich von dort aus Dir schon gemeldet habe, gerade das Gegentheil. Ist der Unterschied des Wohlstandes zwischen beiden Städten wirklich so unermeßlich groß, als er sonach zu sein scheint? oder rührt jene Verschiedenheit zum Theil auch mit daher, daß der Engländer, selbst der gemeinere und ärmere, mehr, als der Franzose, auf einen reinlichen und rechtlichen Anzug hält? Darüber mögen Andere entscheiden. Wahrscheinlich aber sind beide Ursachen zugleich im Spiele.

Wenn man kurz vor seinem Eintritte in diese Stadt sich die Mühe gegeben hätte, nachzulesen, was in den letzten zehn Jahren des verflossenen Jahrhunderts manche Zeitungsschreiber und Zeitschriftler uns wöchentlich oder monatlich von den Gräueln der Verwüstung zu erzählen wußten, die hier täglich in Schwange gehen sollten, so würde man, ehe man an Ort und Stelle gekommen wäre (insofern man den Versicherungen jener Herren Glauben beimäße), nichts gewisser erwarten, als die Gegend, wo das Französische Sodom einst stand, mit einem ungeheuern Schuttberge bedeckt zu finden. So weit ging meine eigene Besorgniß nun zwar nicht; aber bei allem Unglauben an die Wahrhaftigkeit und Zuverlässigkeit jener unsterblichen Tageblätter, glaubte ich denn doch auch, darauf gefaßt sein zu müssen, auf manche Trümmer zu stoßen, die mich an die hier vorgefallenen schrecklichen Begebenheiten des letzten Jahrzehends auf eine schmerzliche Weise erinnern würde. In einer Stadt,

dachte ich, wo in diesem Zeitraume mehrmahls blutige Schlachten geliefert wurden, wo man einen rasenden Pöbel, dem man weisgemacht hatte, daß er aus lauter unbeschränkten Monarchen bestehe, von Seiten einer Partei gegen die andere hetzte, und von Seiten Aller zum Rauben, Morden und Verwüsten auffoderte; in einer solchen Stadt kann es, nachdem erst einige Jahre darüber verflossen sind, an traurigen Ueberbleibseln schauderhafter Zerstörungen aller Art wol unmöglich fehlen. So dachte ich; aber wie angenehm wurde ich überrascht, als ich bei meinen ersten Streifereien durch die Haupttheile dieser Stadt durchaus nichts entdecken konnte, was an jene Zeiten der Gesetzlosigkeit und der Ausschweifungen erinnerte, als — fünf oder sechs leere Plätze, wo ehemahls königliche Bildsäulen standen, und einige halb eingerissene Klöster und Kirchen, die bis jetzt noch keine anderweitige Bestimmung erhalten haben! Das ist auch noch heute der Fall, nachdem ich nun schon über 14 Tage hier gewesen bin, und die Haupttheile der Stadt mehr als einmahl schon mit gespannter Aufmerksamkeit in Augenschein genommen habe.

Denke einmahl nach, lieber Eduard, was das sagen will: 800,000 Menschen, großentheils Leute ohne Erziehung und Unterricht, von den Mauern einer einzigen Stadt eingeschlossen, zerbrechen, durch einige kühne Wagehälse angefeuert, Knall und Fall die Bande, womit ihre bisherigen Beherrscher sie seit Jahrhunderten zu bändigen wußten. Trunken vor Freude über die glücklichen Erfolge des Wagestücks, ist dieses leidenschaftliche, aber gutmüthige Volk schon bereit, Denen, die es seine Tirannen nennt, und für seine ärgsten bisherigen Feinde hält, zu verzeihen, und einen neuen gesellschaftlichen Vertrag mit ihnen zu schließen; als es nach je-

dem Versuche dieser Art immer wieder von neuen erfahren muß, daß man es nur zu hintergehen suche, um es von neuen zu fesseln. Nun fangen seine Leiter an, eigennützige Pläne, Jeder für sich und die Seinigen, zu bilden; Jeder sucht das arme unwissende Volk durch Beredsamkeit, Schmeicheleien und Bestechungen für sich und wider seine Nebenbuhler zu gewinnen. Alle leidenschaftliche Köpfe aus ganz Frankreich strömen in Paris zusammen; es strömen dahin auch Verräther und Schurken aller Art, wovon der Eine eine Gegenumwälzung zu bewirken, der Andere zu rauben, der Dritte redliche Männer, welche wichtige Posten bekleiden, zu stürzen sucht, um selbst an ihre Stelle zu treten. Die Allermeisten von Denen, welche das getäuschte Volk heute als seine Retter preiset, werden morgen für seine ärgsten Feinde erkannt. Die Gemüther sind in der höchsten Spannung; der Vater trauet seinem Sohne, der Bruder dem Bruder nicht mehr; alle Gesetze sind aufgelöset, alle gesellschaftliche Bande zerrissen; man tobt und wütet, man verfolgt und mordet; man liefert Schlachten in den engen Straßen der Stadt; der Strom wird mit Bruderblute gefärbt. Und dieser schreckliche Zustand dauert abwechselnd, und immer wieder zurückkehrend, beinahe zehn Jahre lang; — und die Stadt, in der das Alles vorgegangen ist, steht, die wenigen obgedachten Veränderungen ausgenommen, noch heute in ihrer ganzen ehemahligen Größe und Pracht so unbeschädigt da, als wenn von dem Allen gar nichts vorgefallen wäre! Wahrlich, die Franzosen sind keine Barbaren, wofür sie damahls durch ganz Europa ausgeschrien wurden! Sie sind freilich der höchsten Leidenschaft fähig, und können in diesem Zustande sich bis zur Unmenschlichkeit vergessen; aber wissentlich werden sie das

Schuldlose mit dem Schuldigen nie vermischen. Paris, das noch stehende, noch blühende unermeßliche Paris, ist ein unwiderlegbarer Beweis davon.

»Aber,« sagt man, »sie haben doch gegen unschuldige Werke der Kunst gewütet, die ihnen nichts zu Leide gethan hatten!« Gegen welche? Bekanntlich und augenscheinlich nur gegen diejenigen, welche Bezug auf Königthum, Adelthum und Priesterthum — diese drei Hauptgegenstände ihrer aufgeregten Wut — hatten. Alle andere stehen noch heute, selbst an öffentlichen Orten, wie z. B. in den Tuilerien, so unbeschädiget da, als ich sie vor dreizehn Jahren hier verließ. Freilich war die Zerstörung jener auch Raserei — wer wird das läugnen wollen? — aber doch immer nur Raserei aus Wut gegen wirkliche oder geglaubte Todfeinde, deren Andenken man zu vertilgen wünschte; nicht Raserei gegen die schuldlosen Künste, welche jene Denkmähler hervorgebracht hatten. Wer fühlt sich aber nicht von Achtung gegen dieses Volk durchdrungen, wenn er hört, welcher geringen Mittel es oft nur bedurfte, um es mitten in seiner Wut von der Verletzung solcher Dinge abzuhalten, welche zum Anbau der Künste und Wissenschaften dienen, oder zu öffentlichen Gemeingütern gehören. Ein dreifarbiges dünnes Band, um dergleichen Gegenstände gezogen, wirkte hier mehr, als anderswo ein eisernes Gitter. Es bildete, ungeachtet der kleinste Knabe es zerreißen konnte, eine heilige Schutzwehr, welche Keiner zu überschreiten wagte. In dem Kunstpflanzengarten (Jardin des plantes), worin täglich Tausende aus den untersten Volksklassen umherschwärmten, bedurfte es, um die vielen seltenen und kostbaren Gewächse, welche offen dastehen, vor jeder Verletzung zu sichern, keiner bewaffneten Gewalt, sondern nur einer

Inschrift bei den Eingängen, ungefähr folgendes Inhalts: Erinnert euch, Bürger, daß die Pflanzen dieses Gartens zur Erweiterung der Wissenschaften und zur Hülfe für arme Kranke bestimmt sind! und von Stunde an war jede Blume, jedes Blättchen, selbst in den Augen des rohesten Barschenklers, ein Heiligthum, welches Niemand anzutasten wagte. Mein ehrwürdiger Freund Faujas erzählte mir darüber Folgendes.

Er führte einst, und zwar mitten in dem Zeitraume der schrecklichsten Raserei, einen Fremden in diesem Garten umher, um ihm die merkwürdigsten Pflanzen desselben zu zeigen. Im Gespräche darüber hob er einen Blumentopf auf, um den Fremden die darin befindliche Pflanze näher sehen zu lassen. In dem nämlichen Augenblicke aber sprang Einer aus der Menge auf ihn zu, und rief mit ergrimmtem Gesichte: Vermuthlich habt ihr die Inschrift beim Eingange zu lesen verabsäumt! Faujas antwortete: Ich danke euch, Bürger! für die Erinnerung; aber wißt, daß ich einer der Vorsteher dieses Gartens bin, und jetzt das Geschäft habe, einige Schätze desselben diesem Fremden zu zeigen. — Das ist etwas Anderes! sagte hierauf Jener, und kehrte beruhigt zu der Menge zurück. So war Einer immer der Aufseher des Andern; und so geschah es, daß alle jene Sammlungen von Kunst- und wissenschaftlichen Schätzen in jenen Zeiten der Zerstörung nicht nur unversehrt erhalten, sondern auch gerade in diesem Zeitraume so unglaublich vermehrt und bereichert wurden, daß ich einige derselben kaum wiedererkennen konnte. Das thaten Diejenigen, welche man zu eben der Zeit durch ganz Europa als Vandalen verschrie!

Paris hat in allen diesen Jahren der Gesetzlosigkeit

und Gräuel nicht nur keine merkliche Verwüstungen im Aeußern erlitten, sondern es ist, einzelnen Theilen nach, in ebendiesen schrecklichen Jahren sogar verschönert worden. Neue Prachtgebäude und Gärten, ja ganze Straßen, wie z. B. die Säulenstraße*) (rue des colonnes), sind in diesem blutigen Zeitraume hervorgestiegen, die Tuilerien verschönert; der prachtvolle, schon vor der Umwälzung angefangene, sogenannte Allgottstempel, Pantheon, ist, bis auf die innere Ausschmückung, vollendet, der Garten des nun wieder sogenannten Palais royal gänzlich umgeschaffen; prächtige und anmuthige Bäder sind auf der Seine angelegt**), der Palast Luxemburg und der dazu gehörige Garten, ehemahls unscheinbar und

*) So genannt, weil zwei lange und prächtige Gebäude sie bilden, welche unten mit einem Säulengange versehen sind.

**) Eins dieser Badehäuser, an der Königsbrücke, ist besonders schön, groß und angenehm eingerichtet. Es ruhet, gleich den übrigen, auf einem sehr langen und breiten Fahrzeuge, und ist zwei Stock hoch. So viele Fenster (und dieser sind 150!) so viele Bäder in wohleingerichteten netten Zimmerchen. Da das Fahrzeug auf beiden Seiten des darauf ruhenden Gebäudes acht bis zehn Fuß breiter ist, als dieses, so ist der ganze Raum ringsumher in einen niedlichen Blumengarten verwandelt, in welchem man vor dem Bade umhergehen kann, um sich erst gehörig abzukühlen. Es versteht sich, daß die Blumen, so wie die hohen, schattengebenden Sträucher in Gefäßen stehen, die mit Erde angefüllt sind. Am Ufer, zwanzig Schritt davon, ist ein kleines Kaffeehaus angelegt, aus welchem man sich, nach Belieben, in oder nach dem Bade, mit Kraftbrühen und jeder Art von Erfrischung bedienen lassen kann. Das Badehaus selbst ist in zwei Hälften getheilt; die eine ist dem weiblichen, die andere dem männlichen Geschlechte gewidmet. Der Preis ist sehr geringe, ungefähr 7 — 8 Ggr. unsers Geldes. Der Grad der Wärme oder der Kälte des Bades hängt von eines Jeden Belieben ab.

klein, durch Bauverbesserungen, Erweiterungen und geschmackvolle Anlagen zu einem der schönsten und sehenswürdigsten Theile dieser an Prachtgebäuden so reichen Hauptstadt umgebildet worden. Wie in der Stadt, so auf dem Lande ringsumher. Statt auch hier diejenigen Lustgebäude, Gärten und Anlagen, welche schon ehemahls dawaren, zerstört und verwüstet zu finden, erblickt man vielmehr mit Erstaunen eine Menge anderer, welche in dem Laufe jener schrecklichen zehn Jahre errichtet und angelegt wurden. Wahrlich, man sollte glauben, wenn man dieses Alles sieht, daß Paris innerhalb jener gräulichen Jahre der tiefsten Ruhe und aller Segnungen eines ununterbrochenen Friedens genossen hätte! Ich bin in dem Lande der Wunder; das ist Alles, was ich zur Erklärung dieser Erscheinung zu sagen vermag.

Noch mehr aber staunt man, und fühlt sich immer geneigter, an Wunder zu glauben, wenn man sieht, was die jetzige Regierung, von welcher hier Jedermann glaubt und versichert, daß sie sich in den größten und dringendsten Geldverlegenheiten befinde, zur Verschönerung der Stadt und der Schlösser in diesem einzigen Sommer zugleich vornehmen und bewerkstelligen läßt. Drei prächtige Brücken von Quadern über die an Brücken schon so reiche Seine entstehen mit einer Schnelligkeit vor meinen Augen, als wenn sie von selbst aus dem Wasser hervorwüchsen; St. Cloud, Schloß und Garten, welches der Obervolksberather zu seinem eigenen Hoflager gewählt hat, wird mit gleicher Schnelligkeit umgeschaffen, und soll, wie Leute versichern, welche Mittel gefunden haben, die inneren Veränderungen in Augenschein zu nehmen (wozu nur Eingeweihte gelangen können), in einigen Monaten Alles übertreffen, was Frankreich Schönes und Prachtvolles in dieser Art unter sei-

nen ehemahligen Königen je entstehen sah; ein schöner weiter Platz, einer der geräumigsten, die es in irgend einer Stadt in Europa geben mag*), hat sich plötzlich hinter dem Tuilerienpalaste, da, wo vorher, ich weiß nicht, wie viele ineinandergebaute Bürgerhäuser eine kleine Stadt bildeten, ins Gevierte ausgestreckt, nachdem die daselbst befindlichen Häuser, auf den Wink des ersten Volksberathers, wie durch Zauberei, verschwunden waren; auf einigen anderen Plätzen, z. B. auf der Place des victoires und auf der Place Dauphine, sieht man Alles in voller Arbeit, um die ehemahligen Denkmähler der Könige durch neue Standbilder, man weiß noch nicht zu wessen Ehre, zu ersetzen; das lange und hohe linke Ufer der Seine zwischen der Königs- und Eintrachtsbrücke wird durch ein kostbares Quadergemäuer in eine Kaje (Quai) verwandelt, welcher schon jetzt der Name B o n a p a r t e feierlich beigelegt worden ist; zur Verbindung verschiedener gleichlaufenden Straßen werden eine Menge Bürgerhäuser weggerissen, um da, wo diese standen, Zwischen- oder Verbindungsstraßen anzulegen. Eine dieser Straßen sah ich schon vollendet; vier andere sind in Arbeit. Dies Alles, und mehr dergleichen, z. B. das Aufreißen des Steinpflasters in verschiedenen Theilen der Stadt, um ein neues und besseres zu machen; das Ausgraben eines Kunstflusses, welcher ein reineres und gesunderes Wasser herbeiführen soll u. s. w.

---

*) Er ist wenigstens groß genug, um 10,000 Mann Fußvolk und Reiterei einen Prachtaufzug darauf halten zu lassen. Ungefähr der dritte Theil desselben bildet den eigentlichen Schloßplatz, und ist zu diesem Behuf durch ein hohes eisernes, oben vergoldetes Gatter abgesondert, über welchem die vier ehernen Pferde aus Venedig auf erhabenen Fußgestellen prangen.

u. s. w. wird zugleich, und zwar zu einer Zeit unternommen, wo das Geld hier so rar ist, daß man den besten Wechsel nicht anders als mit einem Verluste von 18 vom Hundert in klingende Münze umsetzen kann, und wo die Regierung, um ihre ausgestellten Wechsel gültig zu machen, vorher einige der ersten hiesigen Bankherren bewegen muß, sie zu verbürgen! Wo nimmt diese wunderbare Regierung das Geld zu dem Allen her? fragt der Pariser selbst. Und der Ausländer: durch welches Zaubermittel weiß sie die Eigenthümer der Häuser, welche weggerissen werden, zu bewegen, ihre Einwilligung dazu zu geben? Bei dieser letzten Frage lacht man mir hier, so oft ich sie aufwerfe, ins Angesicht. Was bedarf es, sagt man, dazu erst einer Ein willigung? Man läßt den Eigenthümern andeuten, ihre Häuser zu räumen. Geschieht dieses nicht in bestimmter Frist, so kommen Bewaffnete, und werfen ihnen den Hausrath auf die Straße. Ist dieses vollbracht, so wird das Haus niedergerissen. Das ist die ganz kurze Verfahrungsart. »Und die Bestimmung des Ersatzes?« — Macht eben so wenig die geringste Schwierigkeit. Jeder Hausbesitzer hat ja vor 8 bis 9 Jahren, da die Grundsteuer eingeführt werden sollte, sein Haus selbst schätzen müssen. Diese eigene Schätzung bestimmt seine jetzige Schadloshaltung. — »Aber damahls waren die Häuser nicht halb so viel werth, als jetzt?« — Das ist Zufall. — »Und Jeder schätzte, weil es auf die Einführung eines bleibenden Grundzinses ankam, sein Eigenthum so gering als möglich?« — Desto schlimmer für ihn! Er hätte es höher schätzen sollen. — Ich weiß nicht, ob man sich mit diesen Antworten über mich, oder über die Regierung, oder über sich selbst lustig machen will. Gewiß ist es, daß ich sie überall und immer wieder von

neuen erhalte, so oft ich die nämlichen Fragen von neuen aufwerfe. Aber eben so gewiß ist es auch, daß sie dennoch unglaublich klingen, und mit den Begriffen, die man sich von der Weisheit und Gerechtigkeit einer Regierung macht, an deren Spitze Bonaparte steht, schlechterdings unvereinbar sind.

Friedrich der Einzige, der doch wahrlich auch einen kräftigen Willen hatte, sah die Allgewalt desselben an einer alten bretternen Windmühle scheitern, die er fortgeschafft wissen wollte, weil sie ihm eine schöne Aussicht verdarb, die aber dennoch stehen blieb, und noch heute als sein schönstes Denkmahl steht, weil der Eigenthümer, trotz der reichen Schadloshaltung, die er ihm anbieten ließ, die Einwilligung dazu versagte. Eben diese Widersetzlichkeit von Seiten der Eigenthümer fand dieser große König auch bei andern ähnlichen Gelegenheiten; und immer war der Nachgebende, zu seinem unsterblichen Ruhme — er! — weil er, obgleich der Erste im Staate, und zugleich ohne allen Zweifel damahls der Erste in Europa, doch vor dem Gesetze nicht mehr sein und gelten wollte, als der Geringste seiner Unterthanen. Unstreitig denken die Häupter eines Freistaats hierüber um so mehr, wie er, da vor dem Gesetze hier Alles gleich sein, und die höchste Gewalt, nicht von der Person des Herrschers, wie bei einer unbeschränkten Alleinherrschaft, sondern von dem Volke ausgehen soll; und ohne allen Zweifel stellen sich ihnen, bei Unternehmungen dieser Art, von Seiten des Eigenthumsrechts, ähnliche Schwierigkeiten, wie jenem, entgegen. Wie fangen sie es denn nun an, diese Schwierigkeiten zu besiegen? Ich weiß es nicht. Es hält in einer so ungeheuern Stadt, als diese ist, oft unglaublich schwer, selbst über solche Dinge, die vor Jedermanns Augen vorgehen, ur-

kundliche Auskunft zu erhalten. Alles, was ich mit Gewißheit darüber weiß und versichern kann, weil ich es vor Augen sehe, ist: daß der Wille der Regierung in Fällen der Art hier immer vollzogen wird. Die Häuser, welche aufgeopfert werden müssen, verschwinden, und die neuen Straßen und Plätze, welche statt ihrer hervortreten sollten, liegen zu Jedermanns Ansicht und Bequemlichkeit da! —

So wie man hier nun auf der einen Seite Manches mit Erstaunen sieht, was man zu finden nicht erwarten konnte, so findet man auf der andern Seite auch Manches nicht, was man zu sehen mit großer Zuversicht sich versprochen hatte. Beides macht, daß man aus dem Zustande der Verwunderung und des Staunens, worin man gleich beim Eintritte in diese Stadt der Wunder versetzt wird, während der ersten Wochen seines Hierseins gar nicht wieder herauszufinden weiß. Wer sollte z. B. nicht erwarten, die Stelle, wo einst die Bastille stand, in einen der ersten und schönsten öffentlichen Plätze umgebildet, und mit irgend einem erhabenen Denkmahle geziert zu sehen? besonders da in den ersten Jahren der Umwälzung unaufhörlich die Rede davon war, und Pläne über Pläne dazu entworfen wurden, wovon der eine immer noch riesenhafter war, als der andere! Nun, und was ist daraus geworden? Ein öder Holzplatz. — Dagegen kommt man auf dem Wege dahin bei dem neuen Staatsgefängnisse, dem furchtbaren sogenannten Tempel*), vorbei, welches sich von jenem zerstörten nur

*) Tempel heißt diese alte Burg, weil sie, wie die gleichnamige in London, von den ehemahligen Tempelherren (im Jahr 1222) erbaut wurde. Sie besteht in einem ungeheuer weiten und dicken Thurme, mit vier kleinern, die zusammen mit einer etwa 80 Fuß hohen starken Mauer umgeben sind.

dadurch unterscheidet, daß es nicht mit Wall und Graben, sondern von ungeheuer hohen und dicken Mauern eingeschlossen ist. Ein kalter Schauder überlief mich, als mein Führer mir denjenigen Theil dieser gräulichen Burg zeigte, worin die unglücklichen königlichen Schlachtopfer aller erdenkbaren Schmach und den Gräueln der scheußlichsten Todesangst so lange hingegeben blieben, bis sie zum Blutgerüste abgeführt wurden. — Wenn ich den Hauptzug, welcher die Französische Denk- und Sinnesart bezeichnet, in irgend einer Aeußerung recht stark und unverkennbar ausgedrückt gefunden habe, so ist es in der Antwort, die man hier jetzt zu erhalten pflegt, wenn man nach Leuten fragt, die in diesen Tempel eingesperrt wurden, und von welchen nachher (vielleicht in Folge ihrer Verbannung nach Guyana) weiter nicht mehr die Rede war. Ils sont à l'oubli, sie sind in der Vergessenheit! heißt es. Wie leicht sich diese paar Worte aussprechen lassen!

Bei Gelegenheit dieses Tempels muß ich doch noch erwähnen, daß ich neben demselben das schöne Haus des berühmten Santerre sah, welcher in den heißesten Jahren der Umwälzung vom Bierbrauer zum Feldherrn und zum Oberbefehlshaber der Stadt Paris emporstieg, und nunmehr wieder, wie ehemahls — Bier brauet. Ein anderer General, Namens Seepferd (hier spricht man diesen ursprünglich Deutschen Namen Säfer aus), der vornehmlich in der Vendée eine Rolle spielte, ist jetzt gleichfalls wieder, was er vorher war — ein Schneider! Beide ahmen darin dem Beispiel des Cincinnatus und anderer Helden des Alterthums nach; ob gezwungen oder freiwillig? ob mit einem ähnlichen oder ganz anderem inneren Bewußtsein, als jene? das weiß ich nicht. Merkwürdig aber ist es, daß viele von De-

nen, die in der Umwälzungszeit eine hervorstechende Rolle spielten, jetzt im Dunkeln leben, mitunter sogar mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen haben, und von Solchen, welche statt ihrer jetzt am Brette sind, und welchen sie selbst die Plätze, worauf jene nun hervorragen, erst bereiten mußten, bei jeder Gelegenheit zurückgestoßen und als Verdächtige beobachtet werden. So wandelbar ist das Schicksal der Menschen, besonders in Zeiten, wie die letztverlebten für Frankreich waren!

Lebe wohl, mein guter Eduard!

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris.

Indem ich fortfahre, Dir, mein lieber Freund, von Dem, was ich hier sehe und höre, Nachricht zu ertheilen, glaube ich dabei voraussetzen zu müssen, daß Du vornehmlich mit den Veränderungen bekannt zu werden wünschest, die seit meinem ehemahligen Hiersein sowol die Stadt, als auch ihre Einwohner betroffen haben. Vernimm dann, was mir noch weiter davon aufgefallen ist.

Ich las vor meiner Abreise aus Deutschland, gleichviel in welchem Werke über Frankreich, daß die Bevölkerung von Paris in dem Laufe der Französischen Staatsumwälzung um 200,000 vermindert worden wäre. Jetzt wenigstens ist diese Angabe zuverlässig falsch. Der bloße Augenschein lehrt, und alle Einwohner stimmen darin überein, daß diese Stadt nie so bevölkert gewesen ist, als gerade jetzt. Zwar kann es, leider! gar wohl sein, daß in jenen furchtbaren zehn Jahren an 200,000 Pariser Köpfe theils im Felde, theils hier durch Schwert,

Beil, Hunger und Seuchen gefallen sind; allein diese fürchterliche Lücke ist schon längst wieder ausgefüllt. Tausende von zurückgekehrten Ausgewanderten aus allen Theilen Frankreichs strömen jetzt nach Paris, um entweder ihre Angelegenheiten bei der Regierung zu betreiben, oder irgend einen Erwerbszweig zu suchen, den sie hier eher, als anderswo zu finden hoffen. Eine sehr große Menge von Jünglingen und jungen Männern, welche in jenen Zeiten der Verwilderung ohne Erziehung und Unterricht aufwuchsen, und, bei der noch fortwährenden Auflösung des öffentlichen Schulwesens im Lande, an ihrem Orte keine Gelegenheit finden, das Versäumte nachzuholen, kommen hierher, um noch jetzt in die Schule zu gehen und sich zu bilden *). Und nun das Heer von Bewaffneten aller Art, besonders von Leibwachen zu Pferde und zu Fuß, wovon es hier jetzt wimmelt! Und nun vollends die ungeheuere Menge von Fremden aus allen Ländern, welche jetzt neugieriger als jemahls herbeieilen, um mit eigenen Augen zu sehen, was aus dem wunderbaren Paris, über dessen Vorstellung ihre Einbildungskraft seit 13 Jahren unaufhörlich gebrütet hatte, denn nun eigentlich geworden sei! Man würde sicherlich nichts dabei wagen, wenn man eine Wette einginge, daß Alle diese zusammengenommen mehr als jene 200,000 Köpfe betragen.

*) Ich saß vor einigen Tagen neben einem solchen in der Oper, der mir offenherzig gestand, daß er seine junge Frau und zwei Kinder zu Hause zurückgelassen habe, und hierher gekommen sei, um sich in den ersten Anfangsgründen unterrichten zu lassen, wozu man bei ihm noch keine Gelegenheit habe. Er versicherte mir, daß die Zahl Derer, die sich in ebendiesem Falle mit ihm befänden, sehr beträchtlich sei.

Nach einem Amtsberichte des Polizeiministers, in einem der hiesigen öffentlichen Blätter (Le Publiciste), beläuft sich bloß die Anzahl der besuchenden Engländer hier jetzt auf 16,000. Die Bücher der Ordnungsaufsicht oder Polizei, in welchen die Tage der Ankunft und der Abreise der Fremden angemerkt werden, ergeben, daß diese Engländer im Durchschnitt nicht länger als 13 Tage hier zu bleiben pflegen, weil sie sich in die Lebensart der Franzosen nicht zu fügen wissen, und, der Landessprache unkundig, sich gar bald zu langweiligen anfangen. Man kann also annehmen, daß in jedem Monate ihrer 32,000 herkommen und wieder abreisen. Vorausgesetzt nun, daß Jeder von ihnen auch nur 30 Guineen hier verzehrt, welches für einen Engländer, und in Betracht der jetzigen Theuerung des Orts, bei einem Aufenthalte von 13 Tagen, gar nicht viel ist, so verdankt Paris bloß dieser Einen Klasse von Fremden monatlich einen Geldumlauf von 960,000 Guineen oder 5,760,000 Thaler. Die Zahl der Deutschen wird hier jetzt noch höher angegeben. Und nun die vielen Dänen, Schweden und Russen! Und nun vollends die noch größere Zahl der Neugierigen sowol, als auch der Bresthaften aus den von Frankreich jetzt abhängigen Ländern; die Menge der hier jetzt befindlichen Türken, Mauren, Egipter und der farbigen Leute aus den Französischen Pflanzländern beider Indien ungerechnet! Wahrlich wer das Gewühl aller dieser von den Franzosen leicht zu unterscheidenden Völkerschaften auf den hiesigen Straßen und öffentlichen Plätzen vor Augen hat, der kann nicht zweifeln, daß bloß durch sie der Abgang, den Paris erlitten haben mag, jetzt völlig ersetzt wird.

Mir, der ich vor dreizehn Jahren zu einer Zeit hier war, wo die meisten häuslichen Geschäfte ruheten, und

die meisten Einwohner dieser ungeheuern Stadt fast immer auf den Beinen und auf den Straßen waren, scheint das Gewimmel dieses großen Ameisenhaufens jetzt ungleich lebhafter und gedrängter als damahls zu sein*). Gehe ich auf den Straßen, d. h. winde ich mich durch das dichte Gedränge, welches hier zu jeder Zeit die Straßen erfüllt, mit Mühe hindurch, so bin ich geneigt, zu glauben, daß die ganze Volksmenge dieser Stadt die Häuser verlassen habe und auf dem Pflaster umherschwärme. Trete ich aber wieder irgendwo ein, etwa um einen Besuch zu machen, oder eine Erfrischung zu nehmen, so finde ich Jedermann daheim, und ist es ein öffentliches Haus, so wird es mir oft sauer, mich hineinzudrängen. Käme ich nicht unmittelbar von den mit Menschen erfüllten Straßen London's, ich würde glauben, ganz Paris habe sich nach den Kaffee- und Wiederherstellungshäusern ergossen. Gehe ich von da, erfrischt durch ein Glas Zitronenwasser oder Eis, nach einem der öffentlichen Wandelplätze, etwa nach den Tuilerien, oder auf die Bollwerksstraße, so sehe ich augenscheinlich: hier flutet der eigentliche Strom! Alles, was ich vorher sah, war nur Nachgeriesel. Uebersieht man diese gewaltige Strömung, die kein Ende nimmt, zum ersten Mahle, so denkt man: heute werden die sechzehn oder siebzehn Schaubühnen, auf welchen hier mitten im Sommer gespielt wird, leer stehen; ganz Paris ist ja hier! Heute muß man hineingehen, um mit einiger Gemächlichkeit sehen und hören zu können, und nicht

*) Die neuesten Listen der hier Geborenen beweisen, was ich nur nach dem Augenmaße vermuthen konnte. Ihnen zu Folge sind hier im verflossenen Jahre 21,300 Kinder geboren. Vor der Umwälzung pflegte die höchste Zahl nur 20,000 zu sein.

Gefahr zu laufen, zerdrückt oder erstickt zu werden. Ich gehe; nehme das Erste das Beste; es ist noch nicht sechs Uhr, und um sieben erst beginnt das Spiel Aber zu meinem Erstaunen höre ich, daß das Haus schon voll ist, und sehe von dem Gatter der Einnahme an bis auf die Straße hinaus einen langen Schweif von Wartenden stehen und trippeln, welche Alle noch hineinwollen. Ist denn heute etwa ein Feiertag, oder giebt es unter der Million von Gesetzen, welche seit dreizehn Jahren hier gemacht sein mögen, etwa eins, welches heute daheim zu sein und zu arbeiten verbietet? Keinesweges; es ist ein ganz gemeiner Wochentag, und wer zu arbeiten hatte, oder arbeiten wollte, der ist zu Hause geblieben. Komm nur morgen wieder, und ist der Tag, wie der heutige, trocken, so findest Du es überall gerade wieder wie heute.

Wenn man die Bevölkerung der beiden mächtigen Hauptstädte, Paris und London, nach dem bloßen Augenmaße bestimmen sollte, so würde man keinen Augenblick anstehen, der ersten ein gutes Viertel mehr, als der letzten, zu geben, ungeachtet, der Ausdehnung nach, jene um ein Viertel kleiner ist, als diese. Dieser Maßstab würde aber täuschen. Denn wenn von hundert Einwohnern London's im Durchschnitt fünf und zwanzig sich auf den Straßen und an öffentlichen Oertern zeigen, so wird man von eben so vielen Parisern funfzig daselbst zählen. Das Bedürfniß, sich zu bewegen, und das noch größere, sich zu vergnügen, wenigstens etwas Neues zu sehen, zu hören und zu empfinden, ist für den Franzosen überhaupt, und für den Pariser insonderheit, zu stark und dringend, als daß er, wenn nicht nöthige Geschäfte ihn zurückhalten, zu Hause bleiben könnte. Allein auch Das, was für diese Volkseigenthümlichkeit in Anschlag gebracht werden muß, abgerechnet, bin ich überzeugt,

daß Paris jetzt dennoch wirklich mehr Menschen einschließt, als London. Schon allein die hier jetzt herrschende hohe Theuerung der Wohnungen, die, so weit meine eigene Erfahrung reicht, die in London noch übertrifft, scheint dieses hinlänglich zu beweisen. Diejenige, welche ich in der Gutenkinderstraße bei meiner Ankunft bezog, kostete wöchentlich 30 Franken oder 7 Rthlr. 12 Ggr. In London wohnte ich, eben so gut und bequem, und um vieles reinlicher, obgleich auch in einem öffentlichen Gasthofe, für 1 Guinee. Meine jetzige Wohnung in dem guten Hôtel de Louvois, neben der Oper, ist zwar wohlfeiler, aber auch unbequemer; denn nur im vierten Stockwerke fand sich noch ein leerer Raum für mich. Tiefer unten und höher hinauf, bis in den Gipfel des Daches, war Alles schon besetzt. Zieht man die weit größere Menge von Wohnungen, die es hier in jedem Hause giebt, mit in Betracht, und bemerkt man zugleich, was wol Keinem entgehen kann, wie besetzt und voll hier jetzt Alles ist, so kann man vollends gar nicht zweifeln, daß Paris, in diesen Tagen wenigstens, um ein Beträchtliches volkreicher sei, als London.

Zweierlei ist für Denjenigen, welcher schon ehemahls, und zwar in den ersten heitern Zeiten der Französischen Staatsumwälzung hier war, besonders auffallend — das äußere Ansehen der Menschen und die innere Stimmung, welche sie zu Tage legen. Damahls schien die ganze große Völkerschaft eine einzige glückliche Familie zu bilden, welche irgend ein frohes Hausfest begeht. Alle Gesichter lachten; jedes Auge funkelte von freudiger Begeisterung; jede Hand streckte sich aus, um der Bruderhand eines Andern zu begegnen; beide faßten sich mit Innigkeit, und die eine drückte der andern das Gefühl des Wohlbehagens, der Freude und der Bruderliebe

ein. Das Glück des Vaterlandes, nicht das eigene, galt damahls Allen Alles. Jeder war zu den größten Aufopferungen für dasselbe bereit. Bereit, sage ich? Einer drängte sich dem Andern vor, und es galt, wer der Ehre und der Wonne theilhaftig werden sollte, dem theuern Vaterlande das Meiste aufgeopfert zu haben. So fand ich damahls dieses der höchsten und edelsten Begeisterung fähige Volk. Hohn und Verachtung den schwammherzigen Selbstlingen, die es mir verargen konnten, daß ich von diesem, vorher nie gesehenen Schauspiele mit Rührung zurückkehrte, und nicht ohne Wärme davon zu reden vermochte! Ich schäme mich dieser Wärme noch heute, nachdem ich um dreizehn Jahre älter geworden bin, so wenig, daß ich vielmehr noch heute mich selbst verachten würde, wenn ich gleichgültig dabei geblieben, und ohne die innigste Theilnahme davon zu reden fähig gewesen wäre. Statt mich damahls zu bespötteln, zu begeifern und bei den erhabenen Vätern unsers Vaterlandes als einen übelgesinnten Umwälzer anzuschwärzen, würde man klüger gethan haben, meine Vorhersagung zu beherzigen: »daß alle Bayonnette der Welt dieses Volk in dieser Stimmung nicht besiegen würden«, und Deutschlands Väter zum ruhigen Zusehen und zur redlichen Eintracht unter sich und mit ihren Völkern einzuladen. Dann würde es jetzt anders um Frankreich, und auch anders um unser armes Deutschland stehen. — —

Und wie sehen denn eben die Menschen, die ich damahls so liebenswürdig, so heiter, so glühend von Gemeingeist und von Vaterlandsliebe fand, nunmehr aus? Wie äußern sie sich? Und welcher Geist scheint jetzt sie zu beleben? — Ach, lieber Eduard! die Feder fällt mir aus der Hand, indem ich Dir den auffallenden Unter-

schied beschreiben soll. Statt jener begeisterten, kindlich-fröhlichen Menschen, welche damahls die Straßen erfüllten, sehe ich jetzt, wohin ich mich wende, fast lauter ernste, entweder tiefe Trauer oder verbissenen Unwillen ausdruckende Gesichter. Statt jener schallenden Freude, welche die sich damahls auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen bildenden bunten Volkshaufen laut ertönen ließen, sieht man jetzt die Allermeisten einzeln und, gleich Engländern, in sich gekehrt und schweigend einherschreiten. Statt jener heißen Vaterlandsliebe, von welcher damahls Alle braunten, statt jener begeisterten Theilnahme an Allem, was die öffentliche Sache betraf, von welcher damahls Alle — Männer und Weiber, Greise, Knaben und Mägdlein, Bürger und Soldaten, Herren und Diener, bis zu dem armseligsten Lastträger hinab — berauscht waren, sieht man jetzt überall die kälteste Gleichgültigkeit, hört man jetzt öffentlich gar nicht mehr, und in vertraulichen Gesprächen nur noch selten, und immer kurz und abgerissen, über die öffentlichen Angelegenheiten reden oder urtheilen. Will der Fremde, der sich zu unterrichten wünscht, das Gespräch darauf lenken, so merkt er bald, an den abgewandten Gesichtern der Einen, und an den einsilbigen, nichtssagenden Antworten der Andern, daß das jetzt nicht der Ton sei. Bei Einigen mag Furchtsamkeit dabei zu Grunde liegen, weil die jetzige kraftvolle Regierung (aus Gründen, die mir unbekannt sind) nicht will, daß über sie und ihre Maßregeln und Verfahrungsarten öffentlich geredet und geschrieben werde *); bei den Meisten aber ist es sichtbarer

*) Diese Regierung macht hierin eine merkwürdige Ausnahme von der Regel. Je kräftiger, weiser und folglich fester sonst die höchste Gewalt eines Landes ist, einen desto wei-

Ueberdruß, ich möchte sagen Uebersättigung, wo nicht gar entschiedene Verzweiflung an der Möglichkeit Dessen, was man vor dreizehn Jahren schon bei allen vier Zipfeln zu haben und zu halten wähnte.

Selbst in den Schauspielhäusern, wo der Franzose sonst immer so leicht begeistert werden konnte, herrscht jetzt jene dumpfe Gleichgültigkeit gegen Alles, was den öffentlichen Zustand der Dinge betrifft, auf eine sehr auffallende Weise. So wohnte ich z. B. vor einigen Tagen dem Singspiele Les mystères d'Isis (unserer umgebildeten Zauberflöte) bei, worin man verschiedene Anspielungen auf das jetzige Oberhaupt der Franzosen und auf die dermahligen Zeitumstände bemerkt. Allein zu meinem Erstaunen, und der hiesigen Gewohnheit, auch die feinsten Anspielungen und Beziehungen dieser Art aufzufassen und stürmisch zu beklatschen, ganz zuwider, erhielten selbst folgende Stellen auch nicht das leiseste Merkmahl der Theilnahme und des Beifalls:

Eteins la haine et les ressentimens;
Fais qu'à l'autel de la patrie
Chacun se presse, se rallie,
Pour y brûler un même encens *).

Und:

---

tern Spielraum pflegt sie dem ihr unschädlichen Gerede und Geschreibe der Leute zu verwilligen, und umgekehrt. Friedrich der Einzige ließ Schmähzettel, auf ihn selbst angeschlagen, an einem bequemern Orte anheften, damit Jedermann sie mit mehr Gemächlichkeit lesen könne.

*) Lösche aus Haß und Groll;
Laß Alle beim Altare des Vaterlandes
Sich wieder vereinigen und sich beeifern,
Einerlei Weihrauch anzuzünden!

Après les maux d'une guerre cruelle
Tu nous donnes la paix; n'ayons plus d'ennemis! *)

Wie zitterte ehemahls das Haus vom donnernden Beifallsgeklatsche und Beifallrufen bei Stellen dieser Art! Jetzt rührte sich keine Hand; kein Mund öffnete sich, und Todtenstille herrschte durch die ganze zahlreiche Versammlung.

Ebendieser Kaltsinn oder Ueberdruß dehnt sich auch über das Andenken an Alles aus, was die nunmehr geendigte Umwälzung betrifft. Der Regierung scheint, aus begreiflichen Ursachen, daran gelegen zu sein, daß jede von den denkwürdigen Begebenheiten jener Zeit noch übrige Spur nach und nach vertilget werde; und die Regierten kommen dabei ihrem Wunsche auf halbem Wege entgegen. Keiner spricht mehr davon, Keiner mag weiter Etwas davon hören. Stände nicht hier und da vor öffentlichen Gebäuden noch eine Pappel, die einst zum Freiheitsbaume diente, und hätte man die jetzt bedeutungslosen Wörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft, an ebendiesen Gebäuden auszulöschen bisher nicht verabsäumt, so wäre schwerlich in ganz Paris noch irgend Etwas zu bemerken, was an den Traum erinnern könnte, dem dieses gutmüthige und immer getäuschte Volk so lange nachhing, bis die schwere Hand der Wirklichkeit ihm die Augen mit Gewalt aufriß. Doch ich irre mich; auch eine Jakobinermütze ist noch übrig; vermuthlich, weil sie zu hoch in der Luft schwebt, als daß sie ohne viele Mühe und ohne besondere Vorrichtung abgenommen werden könnte. Man

---

*) Nach den Leiden eines grausamen Krieges
Schenkst du uns den Frieden; laßt forthin keinen Feind mehr uns haben!

erblickt sie nämlich auf einer eisernen Stange über dem hohen St. Denisthore, welches die Vorstadt gleiches Namens von der Bollwerksstraße scheidet.

Selbst die schöne Benennung Bürger, welche in jenen Zeiten an die Stelle des Mein Herr trat, ist aus dem gesellschaftlichen Leben schon völlig wieder verbannt, ungeachtet man noch in dem Eingange zu einigen öffentlichen Häusern die Worte liest: Ici on s'honore du titre de Citoyen, hier ehrt man sich durch den Titel: Bürger! Nur in der Kanzeleisprache, in Urkunden und amtlichen Schriften wird diese Benennung vor der Hand noch beibehalten; sonst hört man sie nirgends mehr, oder höchstens nur gegen Solche gebraucht, welchen man das vornehmere Mein Herr zu geben Bedenken trägt. Vergebens stemmten sich einige warme Volks- und Freiheitsfreunde (wie z. B. der freimüthige Herausgeber der Zeitschrift Le Citoyen français) gegen diese Abschaffung. Ihre Stimme war zu schwach, um es mit dem Posaunentone, der von höhern Oertern her erschallte, aufzunehmen. Der Posaunenton siegte, und die Benennung Bürger sank, wie einst Jericho's Ringmauer vor dem Hörnerklange der Kinder Israel. Wie weit jetzt, entweder die Verachtung dieses Titels bei Einigen, oder der verbissene Unwille über die Abschaffung desselben bei Andern, geht, das magst Du aus folgendem kleinen Ereignisse abnehmen.

In einem Schauspiele, dem ich beiwohnte, fing gerade bei einer anziehenden Stelle des Stücks ein im Hause befindlicher Hund an, überlaut zu bellen; und einer der Zuschauer rief ihm mit starker Stimme zu: Silence, Citoyen! Bürger, halt's Maul! Das ganze Haus brach in ein lautes Gelächter aus. War es Verspottung des unschuldigen Titels, oder war es In-

grimm über Diejenigen, die ihn abzuschaffen gewußt haben, was diesen Ausruf hervorbrachte? Das weiß ich nicht. Merkwürdig aber schien es mir in jedem Falle zu sein.

Was noch mehr als dies Alles befremdet, ist, daß die schönen und zugleich weltberühmten Volks- und Kriegslieder, welche in den Zeiten der Umwälzung entstanden, das Ah, ça ira, der Marseiller Marsch u. s. w., jetzt gleichfalls gänzlich verhallt sind. Sie werden nirgends mehr gehört. Wie war es möglich, daß ein Volk, welches die begeisternde Wirkung dieser Lieder so oft erfahren hat, und dem sie, dieser Wirkung wegen, in dem Laufe des nun geendigten Krieges völlig eben so viel werth waren, als ein Heer von 100,000 Mann, sie so schnell und so ganz wieder vergessen konnte? Nur der bekannte Hauptbestandtheil der Französischen Denk- und Sinnesart — Du kennst ihn doch? — auf der einen und die oben beschriebene gegenwärtige Stimmung des Volks auf der andern Seite machen diese Erscheinung begreiflich. In andern Ländern, wo man alle Ursache hätte, diesen Liedern gram zu sein, in England sogar, hört man sie noch immer mit Empfindungen spielen und singen, die den Franzosen jetzt fremd zu sein scheinen. Wer sie deßhalb tadeln will, der wage, leide und dulde für Freiheit und Vaterland erst, was sie dafür gewagt, gelitten und geduldet haben; der erfahre erst, wie sie, was es sagen wolle, das Alles umsonst gewagt, gelitten und geduldet zu haben, und — werfe sich dann zu ihrem Richter auf! Ihr Unglück wollte, daß sie, die Freiheit zu erobern, mehr als Einen Brutus hatten; aber Keinen, sie zu bewahren.

Unter den äußern Veränderungen, die man hier jetzt wahrnimmt, verdient vielleicht auch die Seltenheit der

Herrenwagen oder sogenannten Equipagen angeführt zu werden. Außer denen, welche die hohen Staatsbeamten, die fremden Gesandten und einige Emporkömmlinge oder Herren von gestern halten, sieht man fast gar keine mehr. Alle andere Fuhrwerke, deren man sich hier jetzt bedient, sind theils Einspänner (Cabriolets), theils Miethkutschen oder sogenannte Fiacker. Diejenigen Wagen, die ich Hauskutschen nennen möchte (Voitures de remise), und deren man sich ehemahls lieber als der Fiacker bediente, weil sie hübscher und reinlicher waren, und daher auch für anständiger gehalten wurden, als diese, sind verschwunden. Dagegen sieht man jetzt unter den 1500 Fiackern, die es hier giebt, die schönsten Herrenwagen, deren sich keiner zu schämen hat. Das macht, sowol die ehemahligen Hauskutschen, als auch die Prachtwagen der Weilande (wie ich die Ci-devants der Franzosen verdeutschen möchte) wurden zur Zeit der Gleichheit in Fiacker verwandelt. Freilich machen die abgetriebenen, erbärmlichen Pferde, ihr elendes Geschirr und der schmutzige Kutscher oft einen seltsamen Abstich mit der Schönheit eines solchen Wagens; aber das hindert jetzt Keinen, er fühle sich übrigens so vornehm als er wolle, sich ihrer bei jeder Gelegenheit zu bedienen. Selbst an Hoftagen, wenn der Obervolksberather und die Obervolksberatherinn die Aufwartung annehmen, sieht man in der langen Reihe von Wagen, welche alsdann vor dem Palaste hält, eben so viele Fiacker, als Herrenwagen. Was mich mehr als dieses wundert, ist, daß man, da das Neue durchgängig abgeschafft, das Alte hingegen wieder zurückgeführt wird, noch immer keine Bediente in auszeichnender Diensttracht sieht, die des Obervolksberathers und der fremden Gesandten ausgenommen. Dies ist um so mehr zu bewundern, da jedes andere Beispiel,

von oben herab gegeben, hier sonst so schnell und so mächtig zu wirken pflegt.

Die das Fiackerwesen betreffenden Gesetze sind für Diejenigen, welche sich fahren lassen, überaus gelinde, aber desto ungünstiger für die armen Fuhrleute selbst. Man sieht, daß nicht Diese, sondern Jene sie gemacht haben. Es hängt von Jedermanns Belieben ab, ob er fuhrweise (par courses), oder stundenweise gefahren sein will. Im letzten Falle hält man dem Kutscher beim Einsteigen die Uhr vor, um ihn die Zeit der Abfahrt bemerken zu lassen, und bezahlt alsdann für die erste Stunde zwei Franken (12 Ggr.), für jede folgende nur 30 Stüber oder 9 Ggr. Dafür kann man in jeder Stunde, wenn sonst kein Hinderniß eintritt, eine Deutsche Meile weit fahren. Ich habe mehrmahls an ganz entgegengesetzten Enden der Stadt Besuche zu machen gehabt, und hätte nach drei vollen Stunden, welche darüber verflossen, jedesmahl nur 1 Rthlr. 6 Ggr. zu geben nöthig gehabt, wenn nicht Mitleid und Billigkeit ein Uebriges zu thun geboten hätten. Zieht man die erste Vertragsart vor, so bezahlt man für jede Fahrt, sie sei so kurz oder so lang als sie wolle, nur 30 Stüber. Man begreift nicht, wie die armen Leute, in der jetzigen theuern Zeit, dabei bestehen können, besonders da sie, ihrer Vielheit wegen, oft lange vergeblich auf Zuspruch warten müssen.

Das Gute aber bei dieser Einrichtung ist, daß sowol alle willkührliche Uebersetzungen, als auch alle Veranlassungen zu Zänkereien zwischen den Fuhrleuten und den Gefahrnen dadurch vollkommen gehoben sind. Das, was das Gesetz hierüber bestimmt, ist eben so leicht zu fassen, als anzuwenden. Zweifelhafte Fälle sind dabei nicht leicht möglich. Alles geht daher zwischen dem

Kutscher und dem Gefahrnen still und in voller Eintracht zu. Nicht so in London. Zwar ist auch hier zwischen Beiden Alles durchs Gesetz bestimmt, allein der Bestimmungen sind so unendlich viele, daß man entweder ein Buch, worin sie tabellenmäßig angegeben sind, zum Nachsehen immer bei sich führen, oder manche willkührliche Uebersetzung sich gefallen lassen muß, wenn man sich nicht in eben so vergebliche als unangenehme Zänkereien einlassen will. Im Allgemeinen heißt es, daß für jede Engländische Meile 1 Schilling bezahlt werden soll. Dann folgt ein unendliches Verzeichniß von einigen tausend Fahrten, die man aus einer Gegend der Stadt nach einer andern machen kann; und die Länge des Weges sowol, als auch der dafür zu erlegende Lohn werden dabei angegeben. Allein wer hat jedesmahl die Zeit, unter den unzählbaren Fällen, welche hier möglich sind, den seinigen aufzusuchen? Oder wer kann die vielen kleinen Bestimmungen, wonach der Preis sich jedesmahl richtet, im Gedächtnisse behalten? Will ich z. B. aus Westminster in die City fahren, und steige diesseits der Tempelbar ein, so muß ich, ich weiß nicht mehr, ob einen Schilling oder einen Sixpence, mehr bezahlen, als wenn ich vier oder sechs Schritte weitergehe, um den Wagen jenseits des Thors zu besteigen. Dieser beschwerlichen Aufsuchung des Falls, worin man sich jedesmahl befindet, ist man hier in Paris überhoben. Man braucht entweder nur die Zahl der Fahrten, die man macht, zu merken, oder nach der Uhr zu sehen, um zu wissen, wie lange man gefahren ist. Dann ist Alles bestimmt. Der Eine weiß, was er zu geben, der Andere, was er zu empfangen hat, und Beide scheiden friedlich aus einander.

Uebrigens, mein lieber Eduard, kann man in mehr

als Einem Sinne mit Wahrheit sagen, daß man hier jetzt in den Tag hineinlebt, und oft nicht weiß, was es an der Zeit ist. Die Glocken sind größtentheils eingeschmelzt, um Kanonen daraus zu gießen und Scheidemünze daraus zu prägen; die Thurmuhren zerstört, um aus dem Eisen, welches sie enthielten, Waffen zu schmieden. Man hört daher in vielen Theilen der Stadt gar nicht mehr schlagen, und die wenigen öffentlichen Zifferblätter, welche noch in Gange sind, wie z. B. das an dem Tuilerienpalaste, worin der Obervolksberather wohnt, haben eine Eintheilung, aus welcher Derjenige, der kein fertiger Rechner ist, nicht klug zu werden weiß. Sie theilen nämlich die Zeit des Tages nicht, wie sonst, in 12 Stunden, sondern in Zehntel ein. Nur Diejenigen, welche gute Uhren in der Tasche und einen richtig weisenden Verstand im Kopfe haben, wissen daher jetzt, was die Glocke geschlagen hat. Die Uebrigen werden wohlthun, sich die allgemeine Antwort der Freimaurer geläufig zu machen, die, wie man sagt, bei ihren geheimen Zusammenkünften auf die Frage des Meisters: was es an der Zeit sei? jedesmahl zu antworten pflegen: es ist hart um Mitternacht!

Gute Nacht denn, mein lieber Eduard! und mögen Deine Uhr und Dein Verstand Dir immer die rechte Zeit angeben!

Drei und zwanzigster Brief.

Paris.

Laß mich, guter Eduard, ehe ich fortfahre, von dem gegenwärtigen Zustande dieser Stadt und ihrer Bewohner zu reden, Dir erst ein Wort, und zwar ein recht erfreuliches, über den meinigen sagen.

Ich habe, was ich kaum im Traume noch zu hoffen wagte, allem Ansehen nach, — meine verlorne Gesundheit wiedergefunden! Versteht sich, so weit ein Mann meines Alters, der den größten Theil seines Lebens mit Kränkeln zugebracht hat, sie jetzt noch wiederfinden konnte. Vernimm die Geschichte dieser unerwarteten Begebenheit, und preise Gott mit mir, dessen allwaltende Vorsehung mich zwang, den größten und schönsten Theil meines Reiseplans aufzugeben, und einem Orte zuzueilen, wo ich wider alles Erwarten finden sollte, was so viele Andere daselbst zu verlieren pflegen. Hier ist sie. — *)

*) Da diese Geschichte nicht für diejenigen Leser zu gehören schien, auf welche ich hier rechnen kann, so habe ich sie unterdrücken zu mussen geglaubt. Ich halte mich indeß für verpflichtet, sie zum Troste und, so Gott will, zur Hülfe für die vielen Leidensgefährten, die ich in Deutschland haben mag, in einem der nächsten Stücke des Deutschen Merkurs besonders abdrucken zu lassen. Allein der Name meines Wohlthäters, dem ich einen Grad von Wohlsein verdanke, den ich schon so lange nicht mehr kannte und nicht mehr fur möglich hielt, soll und muß auch hier stehen. Er heißt Seiffert, ehemahliger Leibarzt des Herzogs von Orleans. Wie sehr bedaure ich,

Hatte ich nun nicht Recht, mich über meinen verunglückten Reiseplan mit der ewigen Wahrheit zu trösten, daß die Wege der Vorsehung nicht die unsrigen sind?

Was mir diese unverhoffte Veränderung meines Zustandes doppelt angenehm macht, ist, daß ich nun auch der Besorgniß überhoben bin, hier lebendig begraben zu werden. Denn leider! herrscht hier jetzt die abscheuliche Mode — weil bei diesem Volke doch einmahl Alles nach Moden geschehen muß — Diejenigen, welche man für todt hält, innerhalb der ersten 24 Stunden, oft sogar schon, wie glaubwürdige Leute mich versichert haben, am Abend ebendesselben Tages, an welchem sie, dem Ansehen nach, starben, unbarmherziger und unmenschlicher Weise einzuscharren. Alles, was man, der Sicherheit wegen, dabei thun zu müssen glaubt, ist, den Verschiedenen erst durch den Wundarzt des Stadtviertels, worin man wohnt, besichtigen zu lassen. Erklärt dieser ihn für todt, so hat er seine Ansprüche ans Leben verwirkt. Man läßt sofort einen der Größe des Verstorbenen angemessenen Sarg holen, dergleichen man hier zu jeder Zeit bei den Tischlern fertig findet, packt den lieben Verblichenen emsig hinein, und schafft ihn so geschwind als möglich aus dem Hause und unter die Erde. O Aufklärung! o Menschlichkeit! wovon man in unsern Tagen so viel zu schwatzen weiß. Was helfen uns alle Erfahrungen der vergangenen und der gegenwärtigen Zeit, was alle die neuerworbenen und verbreiteten Kenntnisse, deren wir uns mit so vieler Selbstgefälligkeit zu rühmen pflegen, wenn man sogar an solchen Orten noch,

---

daß ich diesen, mir so theuer gewordenen Namen nicht an ein dauernderes Denkmahl schreiben kann!

wo jede Wissenschaft ihren Tempel und ihre Priester hat, jenen Erfahrungen und diesen Kenntnissen auf eine so unverantwortliche Weise, und zwar bei einer der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, so gerade entgegen handelt! Alle Welt weiß jetzt, daß es Fälle giebt, da man, ohne wirklich todt zu sein, zwei, drei Tage lang alle Kennzeichen eines Todten an sich tragen kann*), und daß nur, entweder die sichtbare Zerstörung eines zum Leben unentbehrlichen Körpertheils, oder die schon eingetretene Verwesung vollkommene Sicherheit hierüber gewähren können; und doch begräbt man hier Vater und Mutter, Bruder und Schwester innerhalb 24 Stun-

*) Ich selbst habe zwei dergleichen Beispiele erlebt. Das eine ereignete sich in Potsdam, das andere in Basel. Dort war schon das Grab einer, dem Scheine nach, gestorbenen Frau gemacht; sie selbst hatte, ich weiß nicht mehr genau wie lange, schon auf Stroh gelegen, als sie plötzlich wieder ins Leben zurückkehrte. In Basel war es die Gattinn eines der ersten dortigen Handelsherren, Namens Sarrasin, welche ein gleiches Schicksal erfuhr. Ich habe sie selbst gekannt; sie selbst hat mir vor 16 Jahren, in dem Kreise ihrer Familie, die schauderhafte Geschichte folgendermaßen erzählt. Sie war nervenkrank, und starb; wenigstens nahm sie Jedermann für eine Leiche, weil sie alle Kennzeichen einer solchen hatte, und weil alle Versuche, sie zu ermuntern, fruchtlos geblieben waren. Sie selbst aber — gräßlich! — war und blieb ihrer bewußt, hörte Alles, was man um und neben ihr sprach, hörte, daß man Anordnungen zu ihrem Leichenanzuge und zu ihrer Beerdigung traf, und — fühlte sich gänzlich unvermögend, auch nur das geringste Zeichen des Lebens von sich zu geben. Erst am folgenden Tage, da man sie, der Gewohnheit gemäß, ausputzen wollte, strengte sie sich in der schrecklichsten Todesangst so lange an, bis es ihr endlich gelang, eine kaum merkliche Bewegung mit einem ihrer Finger zu machen, welche glücklicher Weise bemerkt wurde.

den, ohne sie vorher durch das Zergliederungsmesser in die Unmöglichkeit versetzt zu haben, im Grabe wieder aufzuwachen! Ich kann von meinem Erstaunen darüber nicht zurückkommen. Rührt dieser unbegreifliche Grad von Leichtsinn bei einer so höchstwichtigen Sache etwa daher, daß man hier in der Schreckenszeit mit dem Sterben so vertraut, und gegen Tod und Leben so gleichgültig geworden ist, daß man auch jetzt noch nicht viel Wesens daraus machen zu müssen glaubt? Oder ist die Verwilderung an Vernunft, Gefühl und Sitten in jenen Zeiten der bürgerlichen Raserei wirklich so weit gegangen, daß man auch jetzt noch nicht ganz davon zurückkommen kann?

Ich weiß es nicht. Aber wenn man den allgemeinen Klagen über herrschende Verunsittlichung, welche man hier sowol überall in Gesellschaften hört, als auch in öffentlichen Schriften liest, Glauben beimessen darf, so ist der letzte Grund dabei wenigstens mit im Spiele. »Wir sind entsittiget (démoralisés),« heißt es allgemein, »und es wird schwer halten, uns wieder zu entwilden (débarbariser).« Es würde von einem Fremden anmaßend sein, darüber zu urtheilen; folgende Thatsachen aber, die hier Jeder zu bemerken Gelegenheit hat, lassen mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß jene Klagen der Gutgesinnten wol nicht ganz ohne Grund sein mögen.

1) Als ich vor dreizehn Jahren aus Frankreich zurückkehrte, pries ich unsern Landsleuten den seltenen Grad von Ehrlichkeit, den ich hier überall gefunden hatte. Diebereien und Betrügereien aller Art waren damahls unter diesem Volke etwas so Ungewöhnliches, daß ich mehrmahls ausgelacht wurde, wenn ich, wie man auf Reisen Ursache hat, Vorsichtigkeitsmaßregeln dagegen anwenden zu müssen glaubte. Hier waren diese damahls

in den meisten Fällen unnöthig. Nicht so jetzt. Man braucht nur einige Tage erst hier gewesen zu sein, um schon aus Erfahrung zu wissen, daß man die Vorsicht in diesem Stücke jetzt nicht leicht zu weit treiben kann. Zwar hört man, sowol hier in der Hauptstadt, als auch im Lande, nicht mehr viel von groben Räubereien, mit Gewaltsamkeiten verbunden; desto mehr aber hat man Ursache, vor Taschendieben und Gaunern aller Art auf seiner Hut zu sein. In Ansehung der ersten ist man hier jetzt beinahe eben so übel daran, als in London; in Ansehung der letzten wol noch ärger. Die Französische Feinheit setzt, sobald sie in Verschlagenheit ausgeartet ist, Diejenigen, welche Schelme sein wollen, in den Stand, ihr leidiges Handwerk mit mehr Gewandtheit und List auszuüben, als ihre schwerfälligeren und plumpern Amtsbrüder unter den Engländern und Deutschen. In Kleinigkeiten habe auch ich dies schon erfahren müssen; in wichtigern Dingen, hoffe ich, soll die Kunst dieser gewandten Herren an meiner Deutschen Besonnenheit, wie bisher, so auch ferner scheitern.

2) Eine der ergiebigsten Quellen aller Unsittlichkeit strömt hier jetzt ungestörter und reichlicher, als in irgend einem andern mir bekannten Lande; ich meine die verdammliche Zahlenlosung oder das sogenannte Lotto, und die Glücksspiele überhaupt. Jene läßt die Regierung selbst spielen; diese hat sie verpachtet. Heißt das wol etwas Anders, als gewissen Leuten für eine gewisse Summe die Erlaubniß ertheilen, ihre Mitbürger zu plündern? Glücklich, wenn es nur das hieße, und nicht auch: gewissenlose Menschen berechtigen, die öffentliche Sittlichkeit zu untergraben, und den Samen aller Laster mit vollen Händen unter ein Volk auszustreuen, welches sich von der Verwilderung der letztver-

flossenen 12 Jahre noch lange nicht erholt hatte! Denn wo giebt es ein Laster, welches durch Spielsucht nicht erzeugt oder genährt würde? und wo eine Tugend, welche damit bestehen könnte? Was helfen alle Anstalten zur Beförderung der Sittlichkeit, wenn die Regierung selbst eine so unfehlbar wirksame Gegenanstalt trifft?

3) Und wie sieht es mit jenen heilsamen Anstalten, die Erziehung und den Unterricht betreffend, selbst noch aus? Nach Allem, was ich mit eigenen Augen und Ohren darüber beobachten und bemerken konnte, und nach Allem, was die kundigsten und glaubwürdigsten Männer, selbst solche, welche jetzt dazu berufen worden sind, diesen fürchterlichen Krebsschaden ihres Vaterlandes zu heilen, mir darüber mitgetheilt haben, ist die Erziehung im Ganzen genommen so schlecht und erbärmlich, daß wir in Deutschland, ohne an Ort und Stelle gewesen zu sein, uns, Gottlob! gar keinen Begriff davon machen können. In vielen Gemeinen durchs ganze Land giebt es noch gar keine öffentliche Schulanstalten wieder; in andern sind diejenigen, welche man wieder eröffnet hat, in einer, wo möglich, noch kläglicheren Verfassung, als sie vor der Umwälzung waren. Ein paar bessere Schul- und Erziehungshäuser ausgenommen, die aber, ihrer Seltenheit wegen, einigen wenigen reineren Tropfen gleichen, die in einem unreinen Meere sich verlieren, ist man hier im Allgemeinen, sowol in Ansehung der vernünftigeren Lehrarten und der dazu behülflichen zweckmäßigeren Unterrichtsbücher, als auch vornehmlich in Ansehung der körperlichen und sittlichen Erziehung, noch lange nicht so weit, als man in Deutschland schon vor dreißig Jahren war, da die seitdem bewirkte Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens den Anfang nahm. Alles, was bei uns seitdem über

dieses wichtigste aller Volksbedürfnisse von einem Basedow, Ehlers, Funk, Gedicke, von Rochow, Salzmann, Stuve, Trapp, Wolke und Andern, und in neuern Zeiten von Junker und Pestalozzi, gedacht, beobachtet, versucht und geleistet worden ist, gehört hier zu den völlig unbekannten Dingen, wovon die Allermeisten nicht einmahl durchs Hörensagen etwas vernommen haben.

Ganz besonders kläglich muß jetzt der Zustand der untern Volksschulen sein, für welche bis dahin noch gar nichts geschehen ist. Ein einsichtsvoller Staatsmann vom ersten Range, zu dessen Amtskreise das Schulwesen gehört, fragte mich vor einigen Tagen, da ich über diesen Gegenstand mit ihm redete, alles Ernstes: ob wir denn in Deutschland wirklich das Geheimniß erfunden hätten, den Kindern in den Volksschulen das Lesen zu lehren? Fast schien es ihm unglaublich, als ich dagegen versicherte, daß bei uns nicht nur der geringste Dorfschulmeister dieses angebliche Geheimniß, in einem gewissen Grade wenigstens, besitze, sondern daß wir jetzt auch Volksschulen haben, in welchen die Kinder der ärmsten Leute besser und angenehmer lesen lernen, als ehemahls manche Gelehrte es lernten und jetzt noch es auszuüben wissen. — Wie es besonders um die sittliche Erziehung in den hiesigen Volksschulen aussehen mag, das läßt sich aus folgender kleinen Begebenheit schließen, die ich hier selbst erlebt habe. Vor einigen Tagen ging ein kleines, aus der Schule zurückkehrendes Mädchen, weinend und mit einer Auszeichnung durch die Straßen, welche ihm ein Gefolge von Neugierigen zuzog. Es hatte nämlich eine hohe papierne Mütze auf dem Kopfe, der Spanischen Ketzermütze (San benito) gleich, womit das abscheuliche Ketzergericht (die Inquisition) seine Schlacht-

opfer zum Scheiterhaufen zu schicken pflegt. Auf der Vorderseite der Mütze standen die entsetzlichen Worte: Teufelsbraten! (Gibier du démon!); und auf der Hinterseite: Nicht zu bessernde Sünderinn! (Pécheresse incorrigible!) Wie muß es in dem Kopfe und Herzen des Unholds aussehen, der ein armes junges Geschöpf von ungefähr zehn Jahren schon für unbesserlich erklären und auf eine so unbarmherzige Weise der öffentlichen Verhöhnung Preis geben zu müssen glaubte! und, da dieses schändliche Schauspiel mitten in der Hauptstadt gegeben werden konnte, wie mag es nicht erst vollends um die Volksschulen in den entfernten und minder aufgeklärten Theilen des Reichs stehen!

Die meisten Schul- und Erziehungsanstalten, die es jetzt hier und in andern Städten Frankreichs giebt, sind Privatunternehmungen, um welche der Staat sich nicht bekümmert. Dies würde an sich kein Unglück sein, sondern vielmehr im Gegentheil dazu dienen können, das Erziehungswesen durch Wetteifer schnell emporzuheben und zu vervollkommnen (denn auch bei uns gingen die Verbesserungen ja ursprünglich von Privatanstalten aus), wenn der Staat nur erst für eine und die andere Musterschule gesorgt hätte, welche zum Vorbilde dienen könnte, und wenn man hier nur überhaupt erst mehr über Erziehungssachen nachgedacht und gelesen hätte, um mit richtigeren Begriffen ans Werk zu gehen. An beiden aber fehlt es sehr. Völlig unbekannt mit Dem, was das Ausland in diesem Fache versucht, erfunden und geleistet hat; völlig unwissend in allen, dem Erzieher so unentbehrlichen Kenntnissen aus der Seelen- und Körperlehre, ohne welche man bei diesem Geschäfte keinen Schritt thun kann, der nicht ein Fehltritt wäre, werfen sich Manche hier zu Vorstehern eines von ihnen

eröffneten Erziehungshauses auf, die, wie man aus Allem sieht, offenbar keine andere Absicht haben, als das Bedürfniß der Zeit zu ihrer Bereicherung zu benützen. Dazu braucht es hier denn auch jetzt unglaublich wenig. Weiß ein solcher Vorsteher nur dafür zu sorgen, daß in seiner Anstalt irgend etwas in die Augen Fallendes, z. B. irgend eine der höhern Wissenschaften — Meßkunst oder Naturlehre — bis zu einem gewissen Grade des bisher Ungewöhnlichen getrieben werde, und läßt er es dann nur jährlich nicht an einem öffentlichen Prunkfeste in seiner Anstalt fehlen, wobei vor einer gar großen Menge von beifallklatschenden Herren und Damen und unter Pauken- und Trompetenschall ein Theil der Zöglinge der öffentlichen, den jungen Kopf unfehlbar verdrehenden und mit mächtigen Ansprüchen erfüllenden Bewunderung aufgestellt wird: so mag es übrigens in einer solchen Anstalt das ganze Jahr hindurch hergegangen sein, wie es wolle; so mag die Gesundheit der jungen Leute, so mag ihre körperliche und geistige Entwickelung und jede dazu nöthige Uebung, so mag besonders ihre sittliche Ausbildung noch sehr vernachlässiget worden sein; so mögen endlich die Urstoffe und Anfangsgründe aller vernünftigen Bildung und selbst die gemeinnützigeren, zwar minder blendenden, aber jedem gebildeten und bürgerlich brauchbaren Menschen nöthigen Kenntnisse noch so sehr auf die Seite gesetzt werden — seine Anstalt wird dennoch als ein Meisterstück bewundert, und ein hinreichender Zufluß von Zöglingen setzt ihn dennoch in den Stand, seinen Zweck, die eigene Bereicherung, glücklich zu erreichen. Ich habe mit mehr als Einem verständigen Vater, und mit mehr als Einer über das Wohl ihrer Kinder bekümmerten Mutter, die es mit ihren Söhnen und Töchtern in solchen An=

stalten versucht hatten, darüber gesprochen; sie haben mir unter Thränen und Seufzern über das innere Treiben und Leben in einigen dieser Erziehungshäuser die schauderhaftesten Aufschlüsse gegeben; sie haben mir ihre Kinder vorgeführt, um mich selbst darüber mit ihnen zu unterhalten, und ich habe aus dem Munde dieser Opfer der Unvernunft und der Gewissenlosigkeit Alles bestätiget erhalten, was jene mir darüber geklagt hatten. Ich mußte daher nothwendig überzeugt werden, daß man mich nicht durch Uebertreibungen getäuscht hatte.

Zur Ehre der Regierung und der Französischen Völkerschaft muß ich indeß nicht unbemerkt lassen, daß dieses große öffentliche Bedürfniß jetzt mehr als jemahls stark und allgemein gefühlt und bejammert wird, und daß man jetzt, wie es scheint, alles Ernstes damit umgeht, diesem drückenden Mangel abzuhelfen. Alles, oder doch das Meiste, was bisher dazu geschah, war verkehrt und unvernünftig. Man wollte den Bau des Thurms bei der Spitze desselben anfangen; man verabsäumte gerade das Wesentlichste und Nothwendigste von Allem, die Anfangsgründe oder den ersten Grundunterricht und die gemeinnützigen bürgerlichen Kenntnisse aller Art gänzlich; man führte die jungen Leute, ohne alle Vorbereitung und ohne alle Hinsicht auf ihre künftige Bestimmung, in eine oder die andere höhere Wissenschaft ein, und ließ sie täglich, mit gänzlicher Vernachlässigung aller andern gemeinnützigen Kenntnisse, fünf bis sechs Stunden lang darin arbeiten. Weil man sah, daß einige der Männer, welche jetzt die ersten Staatsämter bekleiden, sich in der Größenlehre, Naturkunde oder Scheidekunst ausgezeichnet hatten, so sollten nunmehr alle junge Leute ohne Unterschied Meßkünstler, Naturforscher und Scheidekünstler werden. Dies ist so wahr, und so wenig über-

trieben, daß der treffliche Röderer dem ersten Staatsberather selbst Vorstellungen darüber gemacht und ihm geradezu gesagt hat: daß, wenn dieses Unwesen noch einige Jahre lang so fortgehe, die Regierung sich zuletzt genöthiget sehen werde, Sternforscher zu Thorschreibern, und Scheidekünstler zu Steuereinnehmern zu machen, weil keine andere Leute mehr zu haben sein würden. Ich habe diese Thatsache aus sehr sicherer Hand erhalten.

Der erste Schritt, den die Regierung in dieser Sache jetzt gethan hat, ist so gut ausgefallen, daß man dadurch zu den größten Hoffnungen berechtigt wird. Sie hat drei des Schul- und Erziehungswesens kundige Männer, die Herren Despeaux, Delambre und Noël, welche sämmtlich schon ehemahls großen Erziehungshäusern vorgestanden haben, zu Vorstehern des öffentlichen Unterrichts ernannt, ihnen drei sehr einsichtsvolle Mitglieder des allgemeinen Gelehrtenvereins (Institut national), nämlich die Herren Cuvier, Coulomb und Villard, zu Rathgebern und Gehülfen zugeordnet, und um diese glückliche Wahl zu krönen, den Staatsrath Röderer, einen Mann von großer Kraft und Geistesfähigkeit, als obersten Leiter des Erziehungswesens an ihre Spitze gestellt *). Die meisten dieser

*) Allein diesem ist, wie ich seit meiner Zurückkunft aus den Zeitungen ersehe, schon wieder ein anderer Posten angewiesen worden. Man hat ihm zwar einen eben so geistreichen Nachfolger, den berühmten Lehrer der Scheidekunst, Fourcroy, gegeben; aber es ist doch immer ein großes Uebel, daß die hiesigen Staatsbeamten ihre Stellen so oft mit andern verwechseln müssen. Auch der Mann von hohen Gaben und Kenntnissen muß sich in das ihm angewiesene Fach doch erst jedesmahl hineinarbeiten!

Herren habe ich persönlich kennen zu lernen das Vergnügen gehabt, und freue mich, nach dieser Bekanntschaft, Frankreich zu der in ihnen getroffenen Wahl Glück wünschen zu können. Besonders scheint es mir ein Umstand von großer Vorbedeutung zu sein, daß der eben so rechtschaffene, als kenntnißreiche, und von aller Selbstgenügsamkeit weit entfernte Cuvier, der für alles Gute, es finde sich, wo es wolle, in Frankreich oder im Auslande, Sinn und Herz hat, der Deutschen Sprache mächtig ist, und bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in Deutschland Gelegenheit gehabt hat, die Fortschritte zu bemerken, welche unsere Landsleute in dem ihm nunmehr angewiesenen Fache gemacht haben. Von seiner weltbürgerlichen Denkart und von seinem warmen Eifer für das Gute bin ich vollkommen überzeugt, daß er Alles, was ihm beifallswürdig bei uns und in Deutschen Erziehungsschriften vorgekommen ist, in sein Vaterland, so weit die Umstände es erlauben wollen, zu verpflanzen sich bemühen wird.

Du vergiebst, lieber Eduard, einem alten Kindermanne *), daß er, von verjährter Gewohnheit hingerissen, heute von Gegenständen zu Dir redet, die zwar für Leute Deines Alters noch nichts Anziehendes haben, deren Kenntniß aber doch auch Dir und anderen jungen

---

*) Aus einem hiesigen öffentlichen Blatte: La clef du Cabinet, Nro. 2004, ersehe ich, was ich noch nicht wußte, daß man mir in Deutschland den Titel eines Kinderraths beigelegt haben soll: „M. Campe, auquel on a donné, dans sa patrie, le titre de Conseiller des enfans.“ Immerhin! Aber da mir die Bestallung darüber noch nicht zugekommen ist, so habe ich geglaubt, mich dieses ehrenvollen Titels einstweilen noch nicht bedienen zu dürfen.

Deutschen schon jetzt den Nutzen gewähren kann, daß ihr das Glück schätzen lernet, in einem Lande geboren zu sein, wo man vor eurer Geburt schon Dasjenige zu eurem Besten zu Stande gebracht hat, was man hier, unter unendlichen Schwierigkeiten, die bei dem besten Willen, bei den vollkommensten Einsichten noch Manches hindern können, erst zu schaffen anfangen will. Und da ich nun einmahl, im Vertrauen auf Deinen, zwar noch jungen, aber an Dingen, welche das Wohl der Menschheit betreffen, doch schon Theil nehmenden Verstand, über die Grenzen Deines Alters weggesprungen bin, so kann und darf ich, ehe ich wieder einlenke, nicht unterlassen, noch eine kurze Nachricht über zwei sehr wichtige und wohlthätige ältere Bildungsanstalten beizufügen, die wol zu den größten Merkwürdigkeiten gehören, die es für den Menschenfreund hier geben mag. Ich meine das Erziehungshaus für Blinde, und das für Taubstumme. Das eine hat mich traurig gemacht, das andere aber wieder erheitert. Vernimm, warum!

Bei meinem vorigen Hiersein fand ich das erste in voller Blüte; jetzt, zu meinem Bedauern, in dem Zustande der Zerstörung. Als ich damahls meinen ersten Besuch dem Hause machte, worin diese menschenfreundliche Anstalt blühte, sagte mir der Pförtner, daß zwar heute nicht der Tag sei, an welchem Fremde angenommen würden, daß ich aber dennoch, wenn ich nicht ganz unverrichteter Sache wieder wegzugehen und wenigstens etwas von dem Wesen vorläufig zu sehen wünsche, nur durch eine Thür, die er mir zeigte, hineintreten möge. Ich folgte seiner Anweisung, und wurde auf die angenehmste und rührendste Weise überrascht, einen blinden Jüngling von ungefähr 15 — 16 Jahren zu finden, welcher einer Klasse von einigen zwanzig kleinen, und zwar

sehenden, Mädchen Unterricht im Lesen gab. Ich sehe Dich stutzen, weil es Dir unbegreiflich ist, wie ein Blinder lesen lernen, noch unbegreiflicher aber, wie er lesen lehren könne. Ich stutzte auch; aber kaum hatte ich einen Blick auf das Buch des blinden Lehrers geworfen, so begriff ich Beides. Es war nämlich nicht mit schwarzen Buchstaben für das Auge bedruckt, sondern es bestand aus dickem Papiere, in welches die Buchstaben für den Finger dergestalt hineingedruckt waren, daß sie auf der umgekehrten Seite, wo die eingeprägten Figuren sich erhoben zeigten, durchs Gefühl unterschieden werden konnten. Je zwei und zwei so bedruckter Blätter waren auf den hohlen Seiten zusammengeklebt, und bildeten nun ein einziges, auf welchem man unaufgehalten von der einen Seite zur andern fortlesen konnte. Ich werde Dir eine Probe dieses Drucks für Blinde mitbringen.

Der, welcher hier den Lehrer machte, las mit seinem Zeigefinger die erhobene Schrift fast eben so fertig, als der geübteste Leser mit zwei Augen, und bemerkte auch jeden Fehler, den seine Schülerinnen begingen, eben so schnell und eben so genau. Stelle Dir nun, lieber Eduard, das rührende Schauspiel vor, einen blinden Jüngling zu sehen, welcher eine ganze Klasse von sehenden Kindern zu dem Lichte des Verstandes führt, und urtheile, ob ich nicht begierig werden mußte, die ganze Anstalt genauer kennen zu lernen. Der gute blinde Jüngling sagte mir den Tag, an dem ich wiederkommen müßte, und ich verließ ihn mit Empfindungen, die ich meinem Eduard nicht erst zu beschreiben brauche.

Ich stellte mich an dem bestimmten Tage ein, und wurde von dem Vorsteher und Schöpfer der Anstalt, Hrn. Hauy (man spricht ihn Ha-ü-i aus), in einen Saal geführt, wo seine blinden Zöglinge, einige dreißig

bis vierzig an der Zahl, versammelt waren. Auch eine Gesellschaft von Besuchern war schon da, die, wie ich, diese wohlthätige Anstalt kennen zu lernen wünschten; und man schritt nun sofort zur Sache. Hr. Hauy ließ zuvörderst diejenigen Handarbeiten der Kinder vorzeigen, in welchen sie geübt waren, und wodurch sie einst ihren Unterhalt erwerben sollten. Diese bestanden vornehmlich in Strick- und Netzarbeiten, Schnüren, Bändern und Stroh- oder Rohrstühlen, woran sie die Flechtarbeit machten. Dann mußten sie uns ihre erworbenen Geschicklichkeiten, theils in der Tonkunst, auf allen Arten von Werkzeugen, in einem allgemeinen Tonspiele oder sogenannten Konzerte, theils in der Buchdruckerkunst zeigen. In Ansehung beider legten sie bewunderswürdige Fähigkeiten an den Tag. Das, was sie spielen sollten, mußten sie natürlicher Weise vorher erst geübt und auswendig gelernt haben, und zwar nach Tonzeichen, die, wie ihre Leseschrift, erhoben gedruckt sind, so daß sie mit dem Finger gelesen werden können. Ebendieses gilt auch von ihrer Setzarbeit als Buchdrucker. Was sie nämlich setzen sollten, mußte ihnen entweder vorgesagt, oder auf die mehrerwähnte Weise gedruckt zum Fingerlesen vorgelegt werden. Hr. Hauy hatte ihrer Druckerei allerlei immer wiederkehrende Arbeiten, z. B. Frachtbriefe, Handlungsanzeigen, Pässe u. dgl., zu verschaffen gewußt, die, wenn sie einmahl mit erhobener Schrift für die blinden Künstler gesetzt waren, nach dieser Vorschrift von ihnen, so oft es verlangt wurde, von neuen gesetzt und gedruckt werden konnten, ohne daß ein Sehender ihnen dabei zur Hand zu gehen brauchte.

Um zu zeigen, daß selbst die jüngsten Zöglinge sich schon eine Fertigkeit im Setzen erworben hätten, wurde ein Knabe von ungefähr acht bis neun Jahren aufgeru-

fen, und Hr. Hauy ersuchte die Gesellschaft, ihm irgend etwas zum Setzen vorzusagen. Einer der Zuschauer gab ihm die Worte auf: nous admirons vos talens, wir bewundern eure Geschicklichkeiten. Der Knabe trat vor den Setzkasten, ergriff mit der größten Sicherheit und Schnelligkeit jeden ihm nöthigen Druckerbuchstaben, und übergab, als er fertig war, das Gesetzte zwei größern Blinden zum Abdrucken. Nachdem diese hierauf die Farbe gehörig aufgetragen hatten, schoben sie es unter die Presse, und vollendeten den Druck mit gleicher Fertigkeit. Jetzt wurde das Blatt der Gesellschaft zur Bewunderung vorgelegt. Wie angenehm aber wurden wir überrascht, da es sich fand, daß der kleine blinde Setzer den oberwähnten schmeichelhaften Worten eine eben so verbindliche Antwort aus seinem Kopfe beigefügt hatte. Er hatte nämlich hinzugefügt: ils sont le fruit de vos bienfaits, sie sind die Frucht eurer Wohlthaten; weil nämlich gutdenkende Besucher die Anstalt nicht leicht zu verlassen pflegten, ohne ihr, zum Beweise ihres Beifalls und ihrer Rührung, etwas von den Arbeiten der jungen Blinden zu selbstgesetztem Preise abzukaufen. Man sieht aus dieser feinen und artigen Antwort des Knaben, wie sehr der verdiente Vorsteher der Anstalt auch auf die Entwickelung der geistigen Kräfte seiner Zöglinge zu wirken wußte.

Jetzt kam die Reihe an ihre eigentlichen Schularbeiten. Es wurden ihre Fertigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen und ihre erworbenen Kenntnisse in der Erdbeschreibung und in einigen andern Schulwissenschaften geprüft; und die blinden Kinder und jungen Leute legten auch in allen diesen Fächern manche Geschicklichkeit an den Tag, die einer Klasse von Sehenden ihres Alters zur Ehre gereicht haben würde. Zum Behufe der Erd-

beschreibung hatten sie Karten, auf welchen die Grenzen der Länder, so wie die Berge, Flüsse und Oerter gleichfalls durch erhobene Linien, Figuren und Punkte angegeben waren. Diese hatten sich ihrer Einbildungskraft so bestimmt und so fest eingeprägt, daß mir nichts Aehnliches vorgekommen ist. Folgendes mag zum Beispiel dienen. Hr. Hauy bat mich, ihm irgend ein beliebiges Land anzugeben, und da gerade eine Karte von Amerika vor mir lag, so zeigte ich mit dem Finger auf Peru. Jener nahm nun ein Blatt weiches Papier, legte es unter die Karte, und fuhr mit einem Stifte auf dem Umrisse von Peru dergestalt herum, daß die Figur sich dem untergelegten weichen Papier eindrücken mußte. Hierauf rief er einen der kleinen Blinden zu sich, setzte ihm den Finger an den erhobenen Umriß und fragte: was für ein Land ist dieses? Kaum war der Knabe mit dem Finger auf der westlichen Grenze am Südmeere hingefahren, so erklärte er schon: es sei ein Land in Amerika; und sobald er den Umriß noch ein wenig weiter verfolgt hatte, rief er mit großer Zuversicht aus: es ist Peru! — Ich bekenne, daß mich das in Erstaunen setzte. Auch ich hatte ehemahls die Zöglinge meines Erziehungshauses geübt, die Umrisse der Länder aus der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse an die Tafel zu zeichnen; ich selbst glaubte, noch jetzt einige Fertigkeit darin zu besitzen; aber hätte man mir den bloßen Umriß eines Landes, wie Peru, welches so wenig Hervorspringendes in seinen Grenzen hat, ohne alle weitere Angabe oder Fingerzeige vorgelegt, schwerlich würde ich es eben so schnell und sicher, als dieser blinde Knabe, gleich auf den ersten Wurf zu erkennen und anzugeben im Stande gewesen sein *).

*) Man hat Hrn. Hauy der Marktschreierei beschuldiget,

So fand ich damahls diese menschenfreundliche Anstalt. So hatte sie sich mitten in den Stürmen der alleszertrümmernden Staatsumwälzung bis zur Rückkehr der Ordnung und Gesetzlichkeit unter der jetzigen Regierung glücklich erhalten. Sie wurde, wie ehemahls vom Könige, so von allen nachher folgenden und einander verdrängenden Regierungen, selbst von der, welche das Ungeheuer Robespierre an ihrer Spitze hatte, als ein kostbares Gemeingut geachtet, unterstützt und beschützt. Was aber die Klauen jener Tiger in Menschengestalt anzutasten sich gescheut hatten, das wurde — sollte man es glauben? — unter Bonaparte's Regierung durch die Rechenkunst einiger Mehrmacher gestürzt. Diese rechneten dem ersten Volksberather vor, wie viel die jungen Blinden in dieser Anstalt dem Staate kosteten, und um wie viel wohlfeiler und zugleich nützlicher für die Staatskasse sie in den Tuch- und Tabaksfabriken angestellt werden könnten. Den Hauptgesichtspunkt, aus welchem dergleichen Anstalten angesehen werden müssen: daß sie nicht ein Erwerbsmittel für den Staat, sondern eine von der Menschlichkeit gebotene Wohlthat für Diejenigen sein sollen, welche darin aufgenommen werden, wußten sie dem Auge des mit so vielen andern Sorgen belasteten Oberhaupts der Franzosen zu entrücken. Kurz, die wohlthätige Anstalt wurde zerstört, alle von den vo-

---

Ich kann mir nicht anmaßen, seine Vertheidigung zu übernehmen. Aber wenn die jetzt angeführten beiden Thatsachen auch vorbereitet gewesen sein sollten, so müßte dieser Mann (wovon er doch keineswegs das Ansehen hat) es in der Gaukelei sehr weit gebracht haben. Ich wenigstens konnte mit aller meiner Aufmerksamkeit nichts dabei wahrnehmen, was Täuschung und Betrug hätte können vermuthen lassen.

rigen Regierungen für sie angeschafften Vorräthe, Werkzeuge und Geräthschaften wurden verkauft und die armen jungen Leute nach den Gewerkshäusern abgeführt! Fortgerissen von der Seite ihres Freundes und Vaters, der sie unter und neben den Arbeiten, wodurch sie in den Stand gesetzt werden sollten, ihren Unterhalt sich selbst zu verdienen, zu verständigen und glücklichen Menschen zu bilden suchte, müssen sie nun vom Morgen bis in die Nacht, vielleicht unter der Zuchtruthe harter Gewerksmeister, die sie nicht zu behandeln wissen, seufzen und Arbeiten verrichten, worin sie keine Uebung hatten. An irgend einen Lebensgenuß, an unschuldige Freuden, von der Natur für ihr Alter bestimmt, an weitere Ausbildung ihrer geistigen und sittlichen Fähigkeiten ist für die Armen nun nicht mehr zu denken. Weinen möchte man, wenn man so das Gute, welches weise Menschenfreunde mit rastlosem Streben und mit Aufopferungen aller Art für die Menschheit zu gründen suchten, von gefühllosen Menschen, die nur zu rechnen und zusammenzuscharren verstehen, wieder zernichtet sieht!

Aehnliche Rechner sollen jetzt, wie ich mit Bedauern und Unwillen vernehme, in einigen Gegenden unsers Deutschen Vaterlandes mit einer der zweckmäßigsten Art von Bildungsanstalten für die untern Volksklassen, mit den sogenannten Indüstrie- oder Erwerbschulen, eine ähnliche Umbildung vorzunehmen angefangen haben. Uneingedenk des wahren Zwecks dieser Anstalten, nicht stumpfsinnige Sklaven oder lasttragende Esel, sondern fleißige, geschickte, verständige und glückliche Menschen zu bilden sollen sie, so höre ich, hin und wieder die leidige Geschicklichkeit gehabt haben, sie in wahre Werk- und Zuchthäuser zu verwandeln, in welchen das Erwerben als Hauptsache, die Bildung des Verstandes und Her-

zens hingegen nur als Nebensache behandelt und die Jugend mit Arbeiten so überladen wird, daß ihr Geist und ihr Körper darunter erliegen müssen. Daß es dem Unverstande zu allen Zeiten und in allen Ländern doch so oft gelingen muß, das schon vorhandene Gute in Böses, den schon in voller Wirkung sich zeigenden Segen in Fluch zu verwandeln!

Der gute Hauy hat einen einzigen Zögling seiner ehemahls so zahlreichen Anstalt (eben den, welchen ich vor dreizehn Jahren als Lehrer in der Klasse der sehenden Mädchen fand) gerettet, und mit diesem eine neue Anstalt derselben Art für seine eigene Rechnung eröffnet, welche jedoch erst zu vier Zöglingen wieder angewachsen ist. An gewissen Tagen aber versammelt er diejenigen seiner ehemahligen Schüler, welche zu ihrem Glücke schon vor der Zerstörung der Anstalt entlassen waren, bei sich, um den Besuchern an diesen zu zeigen, was hier ehemahls geleistet wurde, und, seinem Wunsche und Streben nach, nun auch von neuen wieder geleistet werden soll. Er wünscht, daß auswärtige Regierungen den Jammer der Blinden ihres Landes beherzigen mögen, um ähnliche Bildungs- und Erwerbschulen für sie errichten zu lassen, und ist ohne Eigennutz bereit, junge Männer, die man ihm etwa zuschicken würde, mit seinen Verfahrungsarten bekannt zu machen, und sie darin zu üben.

Glücklicher, als er, ist der berühmte Sicard mit seiner eben so wohlthätigen Bildungsanstalt für Taubstumme gewesen. Sei es, daß dieser mehr Freunde unter den jetzigen Machthabern hatte, oder daß er, als ein gewandter und weltkluger Mann, das auch seiner Anstalt vielleicht drohende Ungewitter früher anrücken sah und geschickter abzulenken wußte: sein Wesen ist nicht

davon erreicht worden, und blühet unter dem Schutze und auf Rechnung der Regierung noch heute, wie sonst. Ich verdanke diesem verdienten Manne und seiner Anstalt einige der lehrreichsten und angenehmsten Stunden, die ich hier verlebt habe. Er hatte die Güte, mir in einigen Vorlesungen, welche nur mir und etlichen Freunden gewidmet sein sollten (bei welchen sich aber dennoch drei bis vierhundert andere Fremde und Einheimische, welche Nachricht davon erhalten hatten, gleichfalls einfanden), seine Grundsätze und Verfahrungsarten auseinanderzusetzen. Bei seinen öffentlichen Vorlesungen darüber pflegt der geräumige Saal, worin er sie hält, so gedrängt voll zu sein, daß man erdrückt oder erstickt zu werden besorgen muß. Dies ist hier überall, wo es etwas zu sehen oder zu hören giebt, der Fall; selbst dann, wenn der Stoff der Unterhaltung, wie bei Hrn. Sicard's Vorlesungen, aus den Tiefen der Lehre vom Uebersinnlichen oder der sogenannten Metaphysik hergenommen ist, und aus den feinsten Spitzfindigkeiten und deren Zergliederung besteht. Mit Erstaunen habe ich hier einige hundert Frauenzimmer, trotz der außerordentlichen Hitze, die wir jetzt haben, von elf bis gegen drei Uhr, also beinahe vier Stunden hinter einander, wie angenagelt sitzen und Hrn. Sicard's scharfsinnige Auseinandersetzungen mit leidenschaftlicher Theilnahme und ohne das mindeste Merkmahl von Ungeduld nicht bloß anhören, sondern verschlingen sehen, ungeachtet man dabei in Schweiß gebadet wurde und um Luft zum Einathmen bange war.

Das, wodurch diese Anstalt von denen, die ich in Deutschland gesehen habe, sich unterscheidet, besteht vornehmlich im Folgenden: 1. daß Hr. Sicard mehr, als Andere, die Sache wissenschaftlich betreibt, und seine Zög-

linge so eifrig und so anhaltend mit Abgezogenheiten aus der Lehre vom Uebersinnlichen beschäftiget, daß man, ehe man mit seinen Zwecken näher bekannt geworden ist, fast glauben sollte, er habe die Absicht, lauter Vernunftforscher oder sogenannte Philosophen aus ihnen zu bilden; 2. daß er, gleich seinem Vorgänger, dem berühmten l'Epée, auf die Absicht, die Taubstummen reden zu lehren, gänzlich Verzicht gethan hat, und sich nur darauf einschränkt, sie dahin zu bringen, sich ihm und unter einander durch eine sehr bestimmte Zeichensprache, und für Diejenigen, welche diese nicht verstehen, durch schnelles und gutes Schreiben, verständlich zu machen; und wenn man gehört hat, wie unvollkommen und widerlich das Sprechen der Taubstummen, nach mühsamer Erlernung desselben, endlich auszufallen pflegt, so kann man nicht umhin, diese Beschränkung seines Plans zu billigen; 3. daß er seinen Zöglingen eine zweifache Zeichensprache lehrt. Ich möchte die eine die natürliche, die andere die künstliche nennen. Jene besteht nämlich in solchen Ausdrücken durch Mienen, Geberden und Bewegungen, welche auf die auszudruckenden Vorstellungen und Empfindungen einen natürlichen Bezug haben; diese in einem mit dem Finger vorgenommenen Schreiben in die Luft. Ich vermuthe aber, daß er in den meisten Fällen die erste selbst vorzieht; weil ich ihn von der letzten nur ein einziges Mahl habe Gebrauch machen sehen.

Hr. Sicard pflegt bei jeder Vorlesung die Zuhörer dringend aufzufodern, ihm irgend Etwas anzugeben, was ihnen beim Unterrichte der Taubstummen schwierig zu sein scheine, um ihm dadurch Gelegenheit zu verschaffen, ihnen zu zeigen, daß es keine, auch noch so große Schwierigkeit gebe, die durch seine Verfahrungsart nicht überwunden werden könne. Er bittet dabei inständig, daß

man seiner, etwa aus Besorgniß, ihn vor einem glänzenden Kreise von Zuhörern in Verlegenheit zu setzen, doch ja nicht schonen möge, mit der Versicherung, daß die schwerste Aufgabe ihm die willkommenste sei. Auf diese oft wiederholte Bitte wurden von einigen Zuhörern wirklich Fragen aufgeworfen, die jeden Andern, als ihn, wol hätten in Verlegenheit setzen können; z. B. wie er es anfange, den Taubstummen einen Begriff von dem Geschlechte der Wörter beizubringen? Um diese Aufgabe zu lösen, fing Hr. Sicard damit an, erst den Begriff Mann und Weib, jenen durch Zeichen der Stärke, diesen durch Zeichen der Schwäche auszudrucken. Der Taubstumme, zum Beweise, daß er ihn begriffen habe, schrieb sofort die Wörter Mann und Weib an die Tafel, und gab darauf durch Zeichen scherzhaft zu erkennen, daß sein Lehrer diese Begriffe wol noch besser hätte bezeichnen können, nämlich den Mann durch Ernst, das Weib durch Lieblichkeit. Er machte hiebei erst ein so saueres, grämliches und finsteres Gesicht, daß man davor hätte laufen mögen, dann ein unbeschreiblich süßlächelndes, mit den sprechendsten Zeichen der Sanftmuth, der Güte und der Lieblichkeit. Du kannst denken, wie hoch diese schmeichelhafte Huldigung von den gegenwärtigen Damen aufgenommen, und wie laut sie beklatscht wurde. Hierauf gab Hr. Sicard durch sehr einfache, aber seinem Schüler sogleich verständliche Zeichen zu verstehen, daß es jetzt nicht auf die Begriffe Mann und Weib, sondern auf das Allgemeine ankomme, welches bei ihnen zum Grunde liege: und der Taubstumme schrieb männliches und weibliches Geschlecht an die Tafel. Jener bezeichnete hierauf die Bemerkung: daß es einen noch allgemeineren Begriff gebe, worin jene beiden zusammentreffen; und sein Schüler bewies da-

durch, daß er alsobald das Wort genre, Geschlecht, an die Tafel schrieb, wie vollkommen er ihn verstanden hatte. Jetzt fragte er ihm nach und nach ab, was man eigentlich zu hören verlangt hatte, und der junge Mensch, dem dies Alles längst bekannt war, beantwortete die dahin gehörigen Fragen eben so bestimmt, als schnell. Aber nun verlangte der Frager zu wissen: nach welchen Gründen man verfahren sei, als man dem einen Worte das männliche, dem andern das weibliche Geschlecht beigelegt habe? Hr. Sicard versicherte, daß diese Frage seines Wissens noch niemahls vorgekommen, und daß er deßwegen selbst neugierig sei, zu hören, was für eine Antwort der junge Mensch darauf geben werde. Er legte sie ihm hierauf durch Zeichen vor; und Massieu (so heißt der geistreiche Taubstumme, der die Stelle eines Flügelmanns in der Anstalt vertritt) stand ein Weilchen betroffen still, und dachte nach. Plötzlich erheiterte sich sein Gesicht, seine Augen funkelten, und mit der frohen Lebhaftigkeit eines Menschen, der einen wichtigen Fund gethan zu haben meint, antwortete er: vermuthlich habe man dabei auf den Unterschied der Härte und Weichheit ihrer Laute gesehn, und den harten und rauhen das männliche, den sanften und lieblichen hingegen das weibliche Geschlecht beigelegt. Diese Vermuthung war nun zwar, wie wir Hörenden wissen, ohne Grund, weil oft die härtesten Wörter weiblich, die sanftesten männlich sind; allein einem Taubstummen konnte sich keine natürlichere darbieten. Massieu äußerte hiebei, er habe gehört, daß es Sprachen gebe, worin man die Wörter nach einem dreifachen Geschlechte unterscheide, welches ihm so seltsam vorkam, daß er in lautes Lachen darüber ausbrach.

In einer andern Sitzung erzeigte Hr. Sicard mir

die Ehre, mich namentlich aufzufodern, ihm irgend Etwas anzuzeigen, was er mit seinen Zöglingen vornehmen solle. Ich äußerte hierauf, daß mir, wie bei allen Dingen, so vornehmlich auch bei der Unterweisung der Taubstummen, die ersten Schritte die schwierigsten zu sein schienen; und daß ich daher wol zu hören wünschte, womit er bei diesem Unterrichte anzufangen pflege. Hr. Sicard war hierauf so gefällig, einen Neuling unter seinen Zöglingen herbeirufen zu lassen, um meinen Wunsch an ihm zu erfüllen.

Er legte zu diesem Behuf einen Hut vor ihn hin, zeigte nach demselben, als wenn er frage: was-das sei? und achtete dabei auf die Bewegungen, welche der Taubstumme zur Antwort auf diese Frage machte. Diese Bewegungen waren nämlich Das, womit jener den Begriff Hut zu bezeichnen gewohnt war, gleichsam das Wort Hut selbst, aber nur in der natürlichen Zeichensprache der Taubstummen. Dann zeichnete er das Bild des Huts auf die Tafel; und als die Figur fertig war, zeigte er erst auf den wirklichen Hut, dann auf das Bild, und wiederholte bei diesem letzten den von dem Taubstummen angegebenen sinnlichen Ausdruck, womit dieser gleich anfangs den Begriff Hut bezeichnet hatte. Nachdem er dies ein paar Mahl wiederholt hatte, schien er seinen ersten Zweck erreicht zu haben, den nämlich: daß das Bild des Hutes ein Zeichen sei, bei dessen Anblicke man nicht umhin könne, an den Hut zu denken. Der zweite Schritt war schon etwas schwieriger. Es galt nämlich nunmehr, dem Taubstummen begreiflich zu machen, daß es, außer jenem natürlichen Zeichen, der Abbildung, auch eine künstliche Bezeichnungsart, nämlich geschriebene Wörter giebt, die bei Denen, welche damit bekannt sind, ebendieselbe Wirkung hervorbringen, die

nämlich, eine Vorstellung desjenigen Dinges zu erwecken, welches dadurch bezeichnet wird. Um diese Absicht zu erreichen, schrieb er unter das Bild des Hutes das Wort Chapeau, Hut. Dann zeigte er wiederum erst auf den wirklichen Hut, dann auf das Bild desselben, dann auf das Wort Hut, und wiederholte abermahls die dem Taubstummen dafür geläufige natürliche Bezeichnung des Huts. Hiedurch erreichte er, nach einigen Wiederholungen, die Absicht, in der Seele des Taubstummen den Gedanken zu erregen, daß das geschriebene Wort Chapeau eben so gut, als das Bild und die ihm selbst geläufige Bezeichnungsart, ein Mittel sei, die Vorstellung Hut in Jemand zu erregen. Um sich der Erreichung dieser Absicht desto mehr zu versichern, löschte Hr. Sicard bald das Bild des Hutes aus, und schrieb das Wort Chapeau an dessen Stelle, bald wiederum dieses, um das Bild des Hutes von neuen an den Platz desselben treten zu lassen; und sowol das natürliche Zeichen aus der Geberdensprache der Taubstummen, als auch das Hinweisen auf den wirklichen Hut, wurden jedesmahl dabei wiederholt. Nun war die Grundlage zu allem ferneren Unterrichte gelegt. Man konnte sicher sein, daß der Taubstumme, so oft man ihm das geschriebene Wort einer Sache entweder neben der Sache selbst, oder neben ihrem Bilde zeigte, nicht ermangeln würde, bei sich zu denken: das ist das Zeichen, wobei man jene Sache sich vorzustellen und anzudeuten pflegt. Auf diese Grundlage konnte nun die Erlernung der ganzen Schriftsprache, so weit die Wörter derselben die sinnlichen Dinge selbst bezeichnen, gebaut werden.

Der nächste Schritt, welcher nunmehr gethan werden mußte, war: dem Taubstummen auch solche Wörter bekannt und verständlich zu machen, welche nicht die

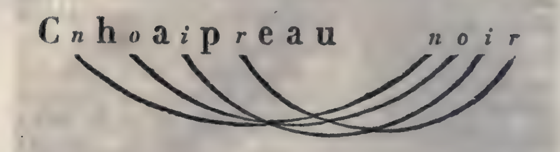
Sache selbst, sondern Eigenschaften derselben bezeichnen, welche also auch nicht als Dinge für sich, sondern nur an und in den Dingen dasind. Um uns auch von diesem Unterrichte eine Probe zu geben, schloß Hr. Sicard die Augen, blickte dann, als er sie wieder aufschlug, voll Verwunderung den Hut an, und gab durch vernehmliche Zeichen sein Befremden zu erkennen, daß der Anblick des schwarzen Hutes ebendieselbe Empfindung in ihm errege, die man bei geschlossenen Augen habe. Der Taubstumme verstand ihn alsobald, und bezeichnete ebendenselben Gedanken auf seine Weise. Jener schrieb hierauf das Wort noir, schwarz, an die Tafel, und wiederholte wechselsweise bald die natürliche Bezeichnung der Schwärze, bald das Hinzeigen auf den Hut und auf das Wort schwarz. Um hiernächst den Begriff zu erwecken, daß die Eigenschaft schwarz nicht für sich, sondern nur in und an dem Hute dasei, schrieb er erst das Wort:

C h a p e a u

mit weit auseinander gerückten Buchstaben hin, und trug alsdann diejenigen, aus welchen das Wort noir besteht, folgendergestalt zwischen jene ein:

C *n* h *o* a *i* p *r* e a u;

anzudeuten, daß das noir in dem Chapeau, und nicht für sich, wahrgenommen werde. Um nun aber auch zu zeigen, daß wir in Stande sind, die Eigenschaften der Dinge von denselben abzuziehen und besonders zu denken, zog er die einzelnen Buchstaben, woraus das Wort noir besteht, aus dem Worte Chapeau durch Hülfe krummer Linien wieder heraus, und schrieb sie besonders neben einander hin:



Hieraus ersah der Taubstumme, daß der Begriff schwarz nicht mehr, wie vorher, mit dem Begriffe Hut verbunden, sondern für sich allein gedacht werden solle, und alsdann durch noir bezeichnet werde.

Damit war denn also auch der Weg, zu abgezogenen Begriffen und zur Kenntniß derjenigen Wörter zu gelangen, wodurch sie in der Schriftsprache bezeichnet werden, gebahnt; und Herr Sicard konnte seinem Taubstummen nunmehr von beiden nach und nach so viele lehren, als er wollte.

Gern hätte ich nun auch noch dem dritten Hauptschritte, dem schwierigsten von allen, beigewohnt, wodurch der Taubstumme zu allgemeinen und übersinnlichen Begriffen, und ihrer Bezeichnung durch Schriftsprache, z. B. Tugend, Laster, Geist u. s. w., geführt wird; allein man sah dem armen Hrn. Sicard an, daß er, nach dreistündigem Reden und angestrengter Geistesarbeit, in außerordentlicher Mittagshitze, so erschöpft war, daß es unbescheiden gewesen sein würde, ihm noch mehr zuzumuthen. Ich mußte daher auf die Bekanntschaft mit diesem wichtigen Theile seiner sehr durchdachten Lehrart für dasmahl Verzicht thun.

Und wenn Du nun, mein lieber Eduard, auf die Menge der Buchstaben zurücksiehst, die ich heute für Dich geschrieben habe, so wirst Du finden, daß auch ich wol berechtiget sein mag, mich, wo nicht für erschöpft,

doch für ermüdet zu erklären. Ich füge daher nur noch hinzu, daß man den Taubstummen dieser Anstalt, um sie in den Stand zu setzen, ihren Unterhalt künftig selbst zu verdienen, theils die Buchdruckerkunst, theils das Zeichnen und Kupferstechen, theils die Kunst, eingelegte oder sogenannte mosaische Arbeiten zu machen, theils auch geringere Handwerke lehrt, und daß für das Alles die nöthigen Werkstätte in der Anstalt selbst errichtet worden sind.

Lebe wohl, mein Lieber, und freue Dich mit mir des vielen Guten, welches weise und menschenfreundliche Männer in allen Ländern stiften! Einst, so Gott will, sollst auch Du die Zahl derselben vermehren helfen.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris.

Wünsche mir Glück, lieber Eduard! Ich habe zu meiner großen Freude wiedergefunden, was bei meinem vorigen Hiersein mich so sehr begeisterte, was ich in den ersten drei oder vier Wochen meines diesmahligen Aufenthaltes zu Paris überall vergebens suchte, und wovon ich daher schon zu besorgen angefangen hatte, daß es aus der Reihe der Dinge gänzlich verschwunden sei. Was das ist, willst Du wissen? Rathe! »Etwa der damahlige Volksgeist in seinem schönen Aufschwunge zum höchsten Gipfel der Bestimmung des Menschen und der Völker? Etwa das glühende Hochgefühl für vernünftige Freiheit (damahls war ja noch Vernunft dabei im Spiele!) in Bezug auf Vaterland und Menschheit?«

Nein, mein guter Freund; diese suche ich zwar auch schon lange, bis jetzt aber haben sie sich meinen Blicken noch immer zu entziehen gewußt. Sollte ich während meines Hierseins noch so glücklich sein, sie irgendwo zu entdecken, so werde ich nicht ermangeln, meine Freude darüber durch die erste Post mit Dir zu theilen.

Mit Einem Worte, was ich wiedergefunden habe, sind — Franzosen! Franzosen, meine ich, wie sie vor der Umwälzung waren, und wie ich sie auch noch bei meinem vorigen Hiersein fand; nur mit Ausschluß des sie damahls beseelenden Gemeingeistes und der damit verbundenen echten Freiheits- und Vaterlandsliebe; kurz, Franzosen mit allen den liebenswürdigen Eigenheiten — dem jugendlichen Frohsinne, der kindlichen Genügsamkeit, dem leichten, flatternden, fröhlichen und muthwilligen Witze, der unschuldigen Ausgelassenheit bei gesellschaftlichen Vergnügungen, unter strenger Beobachtung der zartesten Wohlanständigkeit — welche dieses Volk einst zu einem der angenehmsten für den Beobachter, und zum glücklichsten unter der Sonne machten. Ich weiß nunmehr, wo ich diese Franzosen finden kann; und sicher werde ich sie so oft daselbst aufsuchen, und durch den Anblick ihres Wesens und Treibens so oft mich ergetzen, als Zeit und Umstände es nur immer erlauben wollen.

Wo das sei, fragst Du? Nicht auf den Straßen der Stadt: da sieht man, wie ich Dir schon geschrieben zu haben meine, größtentheils nur ernste, um nicht zu sagen mißmüthige, Gesichter; nicht in den gesellschaftlichen Kreisen: da ist man, so weit ich sie bis jetzt kenne, so über die Maßen vernünftig, bedächtig und rücksichtig geworden, als wenn man mit lauter Polizeispähern umgeben wäre; nicht einmahl an den öffentlichen Vergnü-

gungsörtern der Stadt, in dem Garten des Tribunatspalastes *), in den Schauspielhäusern u. s. w., wo man ehemahls so ausgelassen lustig zu sein pflegte: — denn auch da geht es jetzt meistentheils so still, so ruhig und ernsthaft her, daß man beinahe unter Deutschen zu sein glaubt; sondern — auf den ländlichen Vergnügungsplätzen außerhalb der Stadt. Ja, mein Freund, aufs Land muß man hier gehen, wenn man Franzosen sehen will! Nicht, als wenn diejenigen, welche man als solche daselbst wiederfindet und wiedererkennt, lauter Landleute wären, sondern weil alle, Städter und Landbewohner, sobald sie sich im Freien zur Erholung und zum Vergnügen versammelt haben, vermöge ihrer kindlichen Natur, alle Sorgen und allen Griesgram über das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige dahinten lassen, und für den Augenblick wieder in alle ihre alten liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten zurücktreten.

Dieses liebliche Schauspiel kann man nicht nur alle Tage in den, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gärten, in den Elisäischen Feldern und dem Boulogner Gehölze, sondern vornehmlich auch alle Sonn- und Festtage in jedem Dorfe sehen. Besonders in diesen letzten; weil hier der größte Theil der sich gemeinschaftlich und öffentlich Vergnügenden aus einfachen und frohsinnigen Landleuten besteht, und weil auch diejenigen Städter, welche sich unter sie mischen, um an ihren unschuldigen Vergnügungen Theil zu nehmen, nach Ablegung alles Städtischen, sich ihnen so vollkommen gleich-

*) So wird das ehemahlige Palais royal, welches seinen Namen wol noch öfter verändern wird, vor der Hand noch genannt, weil die Volksvertreter oder Tribunen ihren Versammlungssaal darin haben.

zu stellen wissen, daß man keinen andern Unterschied, als den der feinern Kleidung an ihnen bemerken kann. Ebendieselbe herzliche Fröhlichkeit; ebendieselbe kindliche Genügsamkeit mit den wenigen und einfachen sinnlichen Genüssen des Gaumens, die man sich dabei erlaubt; ebendieselbe Unschuld und Wohlanständigkeit des Betragens und der Sitten; ebendieselbe gegenseitige Anerkennung der vollkommensten Gleichheit, und eine gänzliche Verschmelzung jedes Unterschiedes der Stände! Man sieht die feinsten Pariser Herren der einfachsten Bäuerinn eben die zarte Achtung erweisen, die man anderswo nur Frauenzimmern von Erziehung und Stande schuldig zu sein glaubt; und die feinste Pariserinn findet es nicht unter ihrer Würde, mit dem zwar schlichten, aber bescheidenen und ehrliebenden jungen Bauer eben so herzlich zu tanzen, als wenn gar kein Unterschied der Stände und der Sitten unter ihnen jemahls Statt gefunden hätte. Die junge Bäuerinn heißt eben so gut Mamsell oder Madam, der junge Bauer eben so gut Monsieur, und Beide werden mit eben der Aufmerksamkeit und Artigkeit behandelt, als wenn sie modisch angezogen und Leute von feiner Erziehung wären. Der Tanz ist bei diesen ländlichen Vergnügungen zwar immer die Hauptsache, weil die Franzosen geborne Tänzer sind, und diese Art von Ergetzlichkeit mehr als andere leidenschaftlich lieben; allein andere, und zwar kindlich einfache und unschuldige Belustigungsarten, sind keinesweges ausgeschlossen. Einige schlagen Ball, Andere schaukeln sich; Einige treiben mancherlei andere Arten von Uebungsspielen, welche körperliche Gewandtheit und Stärke erfodern, Andere lagern sich im Grünen, und vergnügen sich entweder durch Tonkunst oder durch fröhliches Geschwätz. Ja, ich habe sogar einige, und zwar erwach-

sene, sogar ältliche Personen bemerkt, welche sich eines kindischen Spielzeugs, einer Art von Klapper, bemächtigt hatten, und sich so eifrig und alles Ernstes stundenlang damit beschäftigten, als wenn sie entweder einer Berufsarbeit oblägen, oder ein Lieblingsspiel trieben. Man glaubt mitten unter einer Menge gutartiger Kinder zu sein.

Was einem Deutschen am meisten dabei auffällt und ihn in Verwunderung setzt, ist die Bemerkung, wie wenig sinnlichen Genusses der Franzose bedarf, um zur höchsten gesellschaftlichen Fröhlichkeit gestimmt zu werden. Bei uns müssen die trägern Lebensgeister, welche uns zu Theil wurden, gewöhnlich erst durch Speise und Trank angeregt und gehoben werden, wenn wir gesellschaftlich froh und munter werden sollen; hier sieht man die Leute nach einem einzigen Trunke Bier, Zitronenwasser oder deßgleichen, eben so herzlich froh, aufgeweckt und begeistert, als wenn sie eine Flasche des geistreichsten Weins ausgeleert hätten. Ich bin versichert, daß bei einem solchen Landfeste tausend Franzosen ihrem Wirthe lange nicht so viel zu verdienen geben, als hundert Deutsche von gleichen Vermögensumständen an ihrer Stelle thun würden. Eine schöne Eigenthümlichkeit, die ich in gleichem Grade bei keinem andern Volke gefunden habe! Man möchte daraus schließen, daß den Franzosen weniger Sinnlichkeit und eine reinere Geistigkeit zu Theil geworden sei, als uns Andern, wenn nicht Beobachtungen anderer Art, die hier eben so leicht zu machen sind, das Gegentheil bewiesen.

Der Französische Tanz ist ein Bild der Fröhlichkeit, oder vielmehr ein natürlicher Ausdruck derselben. Es müßte ein lustiges Schauspiel gewähren, einen Trupp Norddeutscher Landleute und einen andern von Franzö-

sischer Abkunft ihre Volkstänze neben einander tanzen zu sehen. Der Abstich würde gleich auffallend und grell sein, man möchte auf das Unterscheidende der Tänze oder der Tänzer sehen. Der Französische Tanz besteht in einem unaufhörlichen fröhlichen Hüpfen, wobei der eine Fuß hoch in der Luft ist, indeß der andere den Boden berührt. Die Bühnentänze oder sogenannten Ballets sind nur eine höhere Veredelung desselben. Es ist ein wunderbarer Anblick, bei den größern ländlichen Festen in dem sogenannten Tivoli — einem sehr geräumigen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Garten — einige hundert Tanzpaare abwechselnd und nach dem Zeitmaße bald in die Luft fliegen, bald wieder zur Erde hinabsinken zu sehen. Es scheint, daß die Natur selbst den Franzosen diesen hüpfenden Tanzschritt, als einen unwillkührlichen Ausbruch der Fröhlichkeit, gelehrt hat; denn ich habe ganz kleine Kinder von zwei, höchstens drittehalb Jahren gesehen, die auf einem grünen Rasenplatze, unfern dem Tanzraume der Erwachsenen, ihn so vollkommen nachahmten, daß man hätte wetten mögen, sie wären schon lange von einem Tanzmeister darin geübt worden, welches doch unmöglich der Fall sein konnte. — Traurig aber ist der Anblick, der sich bei jenen Tanzfesten der Landleute hier überall darbietet, daß neun Zehntel jeder Tanzgesellschaft Mädchen und Weiber, und nur ein Zehntel Jünglinge sind. So sehr haben die letztverflossenen 12 Jahre hier unter den jungen Leuten männliches Geschlechtes aufgeräumt!

Unter den vorzüglichsten Gärten und Gebäuden, welche seit meinem ehemahligen Hiersein dem öffentlichen Vergnügen gewidmet wurden, zeichnen sich besonders viere aus: Frascati, Tivoli, das Hameau de Chantilly und Idalie. Der erste ist innerhalb

der Stadt; der zweite liegt am Nordost-Ende derselben, der dritte (ehemahls der Prinzessinn von Bourbon gehörig) beim Anfange der Elisäischen Felder, und der vierte innerhalb derselben, gegen das Boulogner Gehölz zu. Wenn die Masse des Vergnügens, welches an dergleichen Oertern genossen wird, den Werth derselben bestimmt, so ragen alle viere vor den weltberühmten Vergnügungsplätzen zu London, Vauxhall und Ranelagh, weit hervor. Hier sieht man wirklich frohe Menschen, deren Anblick zur Fröhlichkeit hinreißt, indeß man dort nur Leute zu sehen glaubt, welche gekommen sind, ihre üble Laune verwittern zu lassen. Frascati wird besonders von der schönen Welt besucht, ungeachtet Keiner, er sei von welchem Stande er wolle, davon ausgeschlossen ist. Dahin muß man also gehen, wenn man die neuesten Moden, Pracht und feine Sitten sehen will. Das sehr schöne, große und geschmackvoll eingerichtete Haus und der dazu gehörige, zwar nicht geräumige, aber vortrefflich angelegte Garten sind alle Abend erleuchtet; aber zweimahl in der Woche werden gewöhnlich Feuerwerke und Tonspiel bei großer Prachterleuchtung darin gegeben. An den gewöhnlichen Tagen hat man, wenn man nicht etwa eine Erfrischung verlangt, das Vergnügen, sich hier zu ergehen und die schöngekleideten Herren und Frauen zu mustern, ganz umsonst; an den beiden festlichen Tagen hingegen bezahlt man eine, in Bezug auf die Kosten des Unternehmers, sehr billiges Eintrittsgeld. Trotz dem ungeheuren Gedränge, welches hier zu entstehen pflegt, geht doch Alles so friedlich, fröhlich und wohlanständig zu, daß der Anblick davon auch den übellaunigsten Menschen nothwendig erheitern muß.

Tivoli hat einen ungleich größern Umfang, und bie-

tet zugleich eine viel größere Mannichfaltigkeit von Vergnügungsarten dar. Dies wird daher, besonders an festlichen Tagen, d. i. wenn große allgemeine Erleuchtung, Feuerwerk und Tanzbelustigung Statt finden, auch ungleich stärker, als jenes, besucht. Ich bin überzeugt, einige Mahl gegen 20,000 frohe Menschen daselbst versammelt gesehen zu haben. Denn ungeachtet der Garten noch größer als der unsrige ist, so war er doch so voll, daß man sich durchdrängen mußte, wenn man aus einem Theile desselben nach einem andern zu kommen wünschte. Alle Arten von Belustigungen, die für einen solchen Ort sich nur erdenken lassen, findet man daselbst vereinigt — Speisen, Getränke und Erfrischungen in großer Mannichfaltigkeit, Tonspiel in mehren Theilen des Gartens, allgemeine prachtvolle Erleuchtung desselben, Feuerwerke, Tanzbelustigungen in einer langen und breiten Wandelbahn zwischen Baumreihen auf einem mit Brettern belegten Boden, Ringstechen oder Karussell, Wasserbelustigungen auf kleinen Teichen, allerlei Arten von Jugendspielen, an welchen hier aber auch die Alten Antheil nehmen, z. B. Ballschlagen, Schaukeln u. s. w., Gaukler, Luftspringer, Chinesische Schattenspieler u. s. w. u. s. w. Eine Art von Jugendbelustigung, die hier besonders viele Liebhaber findet und jedesmahl viele Zuschauer herbeilockt, muß ich Dir wol, weil sie für Dein Alter gehört und eine nützliche Körperübung gewährt, ausführlich beschreiben.

Zwei in die Erde gerammte Pfähle, ungefähr zehn Fuß hoch über der Erde, stehen etwa 16 bis 18 Fuß aus einander. An jedem dieser Pfähle ist oben ein bewegliches Rad mit drei hervorragenden Speichen befestiget, und an das Ende jeder Speiche hat man ein starkes Seil geknüpft, welches von dem einen Rade bis

zum andern reicht, und an diesem, wie an jenem, und zwar straff angezogen, befestiget ist. Diese drei Seile bilden dann ein Dreieck, indem das eine oben, die beiden andern aber gegen zwei Fuß tief unter demselben sind. Die Kunst oder die Uebung besteht nun darin, daß Derjenige, der sie bestehen will, an dem einen Pfahle hinaufklettert, sich dann auf das oberste Seil reitlings niederläßt, und die untern beiden gleichsam zu Steigbügeln gebraucht, indem er die Füße darauf setzt, und so nun erst das Gleichgewicht zu gewinnen sucht. Hat er dieses, so kommt es darauf an, in dieser Stellung von dem einen Pfahle bis zum andern fortzurutschen. Hiezu wird aber viel Gewandtheit und Aufmerksamkeit erfodert; denn verliert Einer beim Fortrutschen das Gleichgewicht, wäre es auch nur um einen kleinen Fingerbreit, so drehen sich die beiden Räder augenblicklich um, das oberste Seil, worauf er ritt, wird nun das unterste, und der Reiter stürzt natürlicher Weise hinab. Mit diesem Sturze hat es indeß keinesweges etwas zu bedeuten, denn theils fällt der Abgeworfene rücklings auf weichen Rasen, theils hängt es auch von ihm selbst und von seiner Besonnenheit ab, gar nicht zu fallen. Denn vergißt er nur nicht, indem die Räder sich umdrehen, das Seil, worauf er ritt, zu ergreifen und festzuhalten, so hängt er an diesem, wenn es unten ist, mit den Füßen hinab, und braucht nur loszulassen, um nach einem kleinen Falle von zwei bis drei Fuß in gerader Stellung den Boden zu erreichen.

Der dritte obengedachte ländliche Belustigungsort, der Weiler*) von Chantilly (le Hameau de Chan-

*) Ein nur aus wenigen ländlichen Wohnungen bestehender Ort, welcher noch nicht den Namen eines Dorfs verdient.

tilly), besteht gleichfalls theils aus einem nunmehr dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Palaste der ehemahligen Prinzessinn von Bourbon, theils aus einem dazugehörigen, ziemlich geräumigen und sehr angenehmen Garten. Auch hier finden alle die obigen Belustigungsarten Statt. Als ich diesen reizenden Ort vor einigen Tagen besuchte, bot sich mir daselbst ein Schauspiel dar, welches zu den angenehmsten gehört, die mir hier vorgekommen sind, weil der Französische Volkssinn oder Karakter mit allen seinen Eigenheiten sich dabei in so starken Zügen entfaltete, daß selbst der schwächste Zeichner ihn danach unmöglich verfehlen konnte. Es wird Dir, denke ich, nicht unangenehm sein, dieses mahlerische kleine Schauspiel hier beschrieben zu finden.

Auf einem Teiche, kaum groß genug, um einem einzigen Kahne nothdürftigen Spielraum zu gewähren, befanden sich deren nicht weniger als elf oder zwölf, sämmtlich mit Herren und Damen besetzt, die einander die kleine Wasserfläche streitig zu machen, mitunter auch wol durch hartes Anfahren einander über Bord zu werfen suchten. Ueber diesen Spaß und über das Nichtübelnehmen desselben schien man einverstanden zu sein. Zweien Herren in einem dieser Kähne gelang es denn auch wirklich, einem Dritten, der sich ganz allein in einem andern befand, durch heftiges Anrudern gegen seinen Bord einen so gewaltsamen Stoß zu versetzen, daß er das Gleichgewicht verlor, und rücklings ins Wasser stürzte. Er richtete sich indeß bald wieder auf die Füße, nahm die Sache, mit echtfranzösischer Artigkeit, für Das, was sie sein sollte, und war selbst der erste, welcher den Spaß belachte. Seine Besieger und einige hundert umherstehende Zuschauer lachten mit, und so war und blieb Alles bis dahin in der Ordnung.

Jetzt aber fiel es dem Gebadeten, der bis an den Leib im Wasser stand, ein, den Scherz zu erwiedern. Meine Herren, hub er an, Sie haben die Güte gehabt, mir zu einem Bade zu verhelfen, welches bei der heutigen Hitze ganz wohl thut; es ist billig, daß ich Ihnen meine Erkenntlichkeit dafür bezeige. Mit diesen Worten schöpfte er Wasser mit der hohlen Hand, und fing an, die beiden Herren zu bespritzen. Dies fanden die Zuschauer nicht anders als billig. Sie riefen ihm Beifall zu, und rings um den Teich her erschallte es laut: ja! ja! bespritzt! bespritzt! Die beiden Herren im Kahne ruderten aus Leibeskräften, um der Benetzung zu entgehen, allein ihr Verfolger, angefeuert durch den allgemeinen Zuruf, erreichte sie dennoch, ergriff und hielt den Kahn mit der einen Hand, und fing an, sie mit der andern so reichlich zu begießen, daß sie in kurzer Zeit beinahe eben so durchnäßt waren, als er. Dies verursachte ein allgemeines Frohlocken, Händeklatschen und Beifallrufen von Seiten der Zuschauer. Allein dadurch fühlte der Ehrgeiz des Einen sich so tief verwundet, daß er in Wuth gerieth. Er ergriff das Ruder, und versetzte seinem Gegner einen so nachdrücklichen Stoß auf die Brust, daß dieser davon zurücktaumelte. In diesem Augenblicke ergriff glühender Zorn die ganze Versammlung der Zuschauer. Alle, Herren und Damen, Alte und Kinder, schrien mit Einem Munde: das ist abscheulich! das ist schändlich gehandelt! Herunter mit dem Grobian! Mit diesen Worten ergriff Jeder und Jede einen der umstehenden kleinen Strohstühle, und warf ihn Dem, der, dem allgemeinen Gefühle nach, die Gerechtigkeit und den Wohlstand so sehr verletzt hatte, Rache schnaubend auf den Leib. In einem Augenblicke waren der Kahn desselben und die Wasserfläche

rings umher mit dergleichen Stühlen ganz überdeckt. Der Gestoßene hatte unterdeß sich wieder erholt, und drang von neuen, unter dem unaufhörlichen Zuruf der Versammlung: herunter mit dem Buben! auf seinen Beleidiger ein, ergriff ihn beim Rockschooße, und bemühete sich aus Leibeskräften, ihn zu sich hinab über Bord zu ziehen. Allein da dieser, ein baumstarker Mann, sich kräftig dagegen stemmte, so riß ihm jener den Rock von unten bis in den Nacken dergestalt entzwei, daß derselbe ihm nur noch in zwei Lappen von den Achseln hinabhing. Neues Frohlocken! Neues allgemeines Beifallrufen! Und immer von neuen wieder: herunter mit dem Buben! Dieser sowol, als auch sein Gefährte wandten jetzt alle ihre Kräfte an, um das Ufer zu erreichen. Es gelang ihnen; allein in dem Augenblicke, daß der erste den Fuß ans Land setzte, gab ihm eine daselbst stehende Dame einen so derben Stoß, daß er rücklings überschlug, und mit dem Kopfe zuerst hinab ins Wasser sank. Dem zweiten, der an einer andern Stelle ans Ufer springen wollte, widerfuhr das Nämliche.

Von diesem Augenblicke an trat der Französische Edelmuth an die Stelle des Französischen Feuereifers. Die öffentliche Gerechtigkeit war befriediget, die verletzte Artigkeit und Wohlanständigkeit hatten die ihnen gebührende Genugthuung erhalten; und weg waren Unwille und Zorn, vergessen die Beleidigung! Sie schien, wie durch eine entsündigende Taufe, rein abgewaschen zu sein. Man ließ die Gebadeten nicht nur ruhig ans Land steigen; sondern man reichte ihnen sogar die Hand, und keine Seele in der Versammlung erlaubte sich von nun an, ihnen auch nur noch ein einziges unangenehmes Wort zu hören zu geben. Hätte man sie einige Augenblicke eher, als die Büßung vollendet war, erreichen können, ich

glaube, man würde sie zerrissen, wenigstens schrecklich gemißhandelt haben. Jetzt aber war auf einmahl Alles vergeben und vergessen. Man erlaubte sich nicht einmahl mehr, den Vorgang zu belachen. Selbst die drei Kämpfer standen, triefend von Wasser, nunmehr wieder als gute Freunde neben einander, und belachten gemeinschaftlich ihren kleinen Unfall, bis sie endlich, vollkommen beruhiget, sich entfernten, um sich umzukleiden.

Es wird, denke ich, nicht nöthig sein, Dir die einzelnen Züge, welche in diesem Vorgange die Französische Sinnesart so deutlich bezeichnen, auszuheben. Wer fühlt nicht, daß der nämliche Vorfall, wenn er sich in England oder Deutschland ereignet hätte, ganz anders ausgefallen sein würde!

Es giebt Eine Haupteigenheit dieses Volks, welche bei allen andern Bestimmungen seiner Denk- und Sinnesart zum Grunde liegt, durch alle andere klar hervorschimmert, und alle andere, auch wenn sie noch so widersprechend scheinen, vollkommen begreiflich macht. Dies ist die aus Allem hervorleuchtende Kindlichkeit ihrer Gemüthsart. Ja, lieber Eduard, die Franzosen sind an Herz und Empfindung große Kinder, voll Leben und Kraft, und ich bin keinesweges gemeint, sie deßwegen tadeln oder bespötteln zu wollen. Was kann man Besseres und Liebenswürdigeres haben, als Kindersinn? Daß sie, gereizt und in Feuer gesetzt, auch als Männer handeln können, haben sie uns in dem letztverflossenen Kriege so oft und unumstößlich bewiesen, daß wir es so bald wol nicht vergessen oder läugnen werden. Gleich Kindern, werden sie nur von dem Gegenwärtigen gerührt; das Vergangene ist schnell vergessen, das Künftige kümmert sie nicht. Gleich Kindern, haben sie zu jeder Zeit offene Sinne und offene Herzen

für jeden neuen Eindruck, und können daher auch, gleich jenen, leicht und schnell von dem einen Aeußersten zum andern, von der tiefsten Betrübniß zur höchsten Freude, von dem schwärzesten Mißmuthe zur rosenfarbenen Lustigkeit, von ernsten Betrachtungen zum flatternden Leichtsinne, vom schmelzenden Mitleid und von jungfräulicher Sanftmuth zu barbarischer Grausamkeit übergehen. Gleich Kindern, sind sie genügsam, haben, gleich diesen, um von Herzen froh zu werden, nur sehr geringer Mittel und sehr weniger Zurüstungen nöthig, und bedürfen nicht erst, wie manche andere Völker, durch Gaumenkitzel und erhitzende Getränke zur Fröhlichkeit gestimmt zu werden. Ein Glas Gersten- oder Zitronenwasser, ein Ball oder eine Kinderklapper, die ihnen zufälliger Weise in die Hände fallen, eine elende Geige, die sie streichen hören — sind, besonders im Freien, gemeiniglich hinreichend, sie mit sich, mit ihrem Zustande und mit der ganzen Welt zufrieden zu machen, ihren Frohsinn zu wecken und ihre tanzlustigen Füße in Bewegung zu setzen. Gleich Kindern, wollen sie immer in Bewegung sein, immer etwas Neues sehen, hören und empfinden, immer aus einem Zustande in den andern, wäre es auch ein schlechterer, wenn's nur ein neuer ist, übergehen, sich immer Andern mittheilen, und hören, was Andere ihnen mitzutheilen haben. Gleich Kindern, sind sie des zartesten Mitleids und der kältesten Grausamkeit fähig, Beides nicht aus Grundsätzen oder eingewurzelter Neigung, sondern wie der augenblickliche Eindruck sie stimmt, und Beides nur für den Augenblick, nicht auf die Dauer. Gleich Kindern, behandeln sie oft die wichtigsten Dinge mit Leichtsinn, und Kleinigkeiten mit einem Ernst und Eifer, als wenn ihr und der Welt ganzes Wohlergehen davon abhinge. Gleich

Kindern, verstehen sie noch nicht, sich selbst zu führen; sondern bedürfen (siehe ihre neueste Geschichte!) eines Hofmeisters, der sie unter Aufsicht habe, und ihnen sage, was sie thun und was sie lassen sollen. Gleich Kindern, sind sie sanft, bescheiden, lenksam und gut, so lange sie entweder nicht gereizt werden, oder unter Aufsicht und in Abhängigkeit leben; aber auch wild, übermüthig, trotzig und unbescheiden, sobald sie sich entweder in Freiheit fühlen, oder in eine Lage versetzt werden, in welcher sie über Andere zu gebieten haben. Es scheint, daß sie die Freiheit eben so wenig, als die Macht ertragen können *).

Seitdem ich diesen Hauptzug aufgefaßt habe, ist der Franzose für mich kein Proteus mehr. Ich halte ihn bei seiner Kindlichkeit; und alle seine Verwandelungen erklären sich von selbst. Alle Auftritte der letztverflossenen dreizehn Jahre, bis auf den heutigen Tag, sind mir nun vollkommen begreiflich, und ich wundere mich keinen Augenblick mehr, daß ich ehemahls die Menschen und den Zustand der Dinge hier so ganz anders fand, als sie jetzt sind. Auch dieser jetzige Zustand wird noch nicht der letzte sein, und es soll mich gar nicht befremden, wenn vier Wochen nach mir ein anderer Reisender Alles hier ganz anders findet, als ich es Dir beschreibe. Die Zeit und der Französische Volksgeist haben noch nicht aufgehört zu kreisen; stündlich kommen

*) Daher die allgemeine und bittere Klage über die Härte und Unbescheidenheit, deren sich jetzt viele der Beamteten und Machthaber gegen ihre Mitbürger schuldig machen sollen. Ich selbst bin einige Mahle in öffentlichen Amtsstuben Zeuge davon gewesen, wie schnöde jetzt hier, in dem Lande der Freiheit, ein Bürger dem andern, der Angestellte dem Bittenden, zu begegnen sich erlaubt.

neue Wechselbälge zum Vorschein, und gleich dem Saturn fressen jener Vater und jene Mutter ihre kaum gebornen Kinder stündlich wieder auf. —

Uebrigens ist es gewiß und augenscheinlich, daß der alte Französische Frohsinn auf dem Lande weniger, als in den Städten, gelitten hat. Das ist denn auch ganz begreiflich. Dort sah man in den Zeiten der Umwälzung weniger von den sie begleitenden Unthaten, als hier. Dort wurden auch die Leute, in den Jahren der Theurung und der Befreiung von ihren ehemahligen Lasten, bereichert; hier verarmten sie. Folgendes Beispiel von der muthwilligen Fröhlichkeit, zu der das hiesige Landvolk, trotz der schweren Abgaben, worunter es jetzt wieder seufzt, sich noch erheben kann, mag meinen heutigen Brief beschließen.

Es ist ein alter Volksgebrauch in Frankreich, einen Ehemann, welcher überwiesen werden kann, daß er sich von seiner Frau hat schlagen lassen, auf einen Esel zu setzen, und so in Begleitung aller Umherwohnenden einen feierlichen Umgang mit ihm zu halten. Dieser Gebrauch ist seit kurzen an zwei Orten wieder erneuert worden, und hat Gelegenheit zu den lustigsten Volksfesten gegeben; das erste Mahl zu Souche, das andere Mahl, und zwar vor acht Tagen erst, zu Sainte-Nanne. Beide Dörfer liegen in der Nähe von Paris. Von dem letzten Orte lautet der Bericht in hiesigen öffentlichen Blättern, wie folget. Es versammelten sich an dem genannten Orte, zugleich mit den Bewohnern desselben, die Landleute von St. Mairant, La Motte St. Herage, Exoudu u. s. w. an der Zahl 1200. Viele von ihnen waren mit Kesseln, Klangeisen, Schallbecken, Kuhhörnern und ähnlichen Tonwerkzeugen versehen. Man bemächtigte sich des Ueberwiesenen, setzte

ihn auf einen Esel, und ließ ihn unter Sang und Klang den feierlichen Umgang halten. Vorher hatte man einen aus der Versammlung zum Anführer ernannt. Dieser machte, zur Erhaltung der guten Ordnung, die nöthigen Gesetze, welche von Allen mit der pünktlichsten Genauigkeit befolgt wurden. Eins derselben war, daß Keinem erlaubt sein sollte, mehr als eine halbe Flasche Wein zu trinken. Wer dieses Gesetz übertreten wollte, und sich mehr geben ließ, dem wurde die Flasche ohne Barmherzigkeit zerschlagen. Alles lief in der besten Ordnung und bei ungestörter Fröhlichkeit ab.

Sollte man glauben, daß Leute, welche vor kurzen erst den Schrecknissen des Hungertodes und den Gräueln des Bürgerkrieges entgangen sind, schon jetzt wieder einer so muthwilligen Lustigkeit fähig wären? So sieht man Kinder, welche die Ruthe bekommen haben, zehn Minuten nachher muthwillig hüpfen und springen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Es lebe die Kindlichkeit!

Wir andern Deutschen scheinen, mit diesem Volke verglichen, Greise zu sein. Immerhin! wenn wir es nur nicht danach machen, daß man uns mit Recht beschuldigen kann, in einem andern Sinne schon wieder kindisch geworden zu sein.

Lebe wohl, mein theurer Sohn!

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris.

In meinem letzten Briefe unterhielt ich Dich mit angenehmen und lustigen Bemerkungen; diesmahl, mein

lieber Eduard, habe ich Dir Nachrichten von entgegengesetzter Art mitzutheilen.

Eine der trostreichsten Hoffnungen des Menschenfreundes, während der Gräuel, welche die Französische Staatsumwälzung begleiteten, bestand in der angenehmen Aussicht, daß die Priesterherrschaft und der verderbliche Geist des Papstthums aus Frankreich für immer verschwinden würden. Merke wohl auf meine Worte, lieber Eduard! Ich meine nicht die katholische Religion, sondern nur die genannten beiden Auswüchse derselben, ohne welche jene sich recht gut denken läßt. Von diesen, sage ich, hofften alle aufgeklärte Freunde der Vernunft und der Menschheit in allen Glaubenszünften, daß sie, einmahl weggeschnitten, nicht von neuen wieder hervorwachsen sollten, und daß alsdann die katholische Gotteslehre, gereiniget von menschlichen Zusätzen, gleich ihren Schwestern, den freigläubigen Bekenntnissen, sich der Einfachheit, Wahrheit und Würde der ursprünglichen Kristuslehre immer mehr und mehr wieder nähern würde, um hienächst nicht mehr die unduldsame Beherrscherinn, sondern eine sanfte Zurechtweiserinn der Verirrten, eine duldsame Freundinn der Schwachen und eine Trösterinn der Leidenden zu sein. Dies hofften wir, und freueten uns zum voraus des Segens, der sich dadurch über Frankreich, und, durch das Beispiel in diesem, nach und nach auch über andere gemeingläubige Länder verbreiten würde. Allein auch diese kurzerhebende Hoffnung ist — vereitelt worden.

Die Uebereinkunft mit dem Oberbischofe in Rom, oder das sogenannte Konkordat, schien zwar den Anmaßungen der Priesterschaft sehr bestimmte, sehr weise und sehr feste Schranken gesetzt zu haben; allein man mußte den Geist dieser Französischen Priesterschaft weder aus eige-

nen Beobachtungen, noch aus der Geschichte kennen, um sich mit der Hoffnung zu schmeicheln, daß es ihr nie gelingen werde, jene Schranken wieder zu durchbrechen. Schon jetzt, nachdem seit der Errichtung der erwähnten Uebereinkunft noch kein volles Jahr verstrichen ist, haben einzelne, in ihren neuen Stellen kaum erst warm gewordene Glieder dieses Ordens die keckſten und wirksamsten Versuche dazu gemacht. Einige haben sich öffentlicher Blätter bemächtiget, und bedienen sich derselben auf die unverschämteste Weise, der Aufklärung entgegenzuarbeiten, der Vernunft Hohn zu sprechen, die Freunde derselben anzuschwärzen, und den Samen der Unwissenheit, des Aberglaubens und der Unduldsamkeit von neuen auszustreuen, um durch das Alles die Menschen wieder geneigt zu machen, ihren Nacken unter ihr Joch, das schwerste und schimpflichste von allen, zu beugen. Andere, die sich schon einen hinlänglichen Anhang zu machen gewußt haben, übertreten ungescheut und am hellen Tage wesentliche Punkte jener Uebereinkunft, welche bestimmt war, sie in Schranken zu halten. Wiedere Andere wirken im Verborgenen, theils durch die Ohrenbeichte, theils durch ihre zudringlichen Einmischungen in die innern Angelegenheiten der Familien, theils durch Kinderunterricht, auf die schwachen, des Aberglaubens empfänglichen Seelen, d. i. auf die große Mehrheit des Volks, und stimmen sie für Alles, was ihren Absichten gemäß ist.

Ich habe viele, theils öffentlich bekannt gemachte, theils durch wahrheitliebende Menschen erfahrene Thatsachen gesammelt, womit ich diese Beschuldigungen, wenn's nöthig wäre, Stück für Stück, und zwar doppelt und dreifach belegen könnte. Zur Probe will ich Dir aus jeder Klasse derselben nur eine und die andere hersetzen.

In dem sogenannten Konkordat ist, aus guten Gründen, festgesetzt worden, daß, wenn an einem Orte mehr als Eine Glaubensgenossenschaft eine Gemeine bildet, keine derselben das Recht haben soll, öffentliche Umgänge oder Religionsfeierlichkeiten auf öffentlicher Straße anzustellen. Dieses Gesetz nun ist schon in mehren Städten, wo katholische und freigläubige oder protestantische Gemeinen zusammenleben, unter andern zu Orleans, von katholischen Geistlichen und ihrer Herde ungescheut übertreten worden. Ich habe diese Thatsache aus dem Munde eines rechtschaffenen Katholiken aus der genannten Stadt, welcher Augenzeuge davon gewesen war, und sich selbst wunderte, daß eine so kecke öffentliche Uebertretung des Gesetzes von der Obrigkeit nicht geahndet werde.

Um den Geist kennen zu lernen, welcher jetzt schon in denjenigen Zeitschriften wehet, deren Pfaffen sich zu bemächtigen gewußt haben, braucht man nur z. B. das erste beste Blatt von derjenigen in die Hand zu nehmen, die ein gewisser Pfaffenblendling oder sogenannter Abbé Geoffroy herausgiebt. Ueberall wird man Spuren des gleißnerischen Bestrebens finden, die Aufklärung und ihre Freunde verdächtig zu machen, die Vernunft zu unterdrücken, und, wo möglich, die alte Unduldsamkeit und blinde Priesterverehrung wieder herzustellen. Ueberall zeigt sich schon jetzt die Klaue, die sich kaum noch zurückhalten, und die Zeit nicht erwarten kann, da es ihr wieder erlaubt sein wird, sich unverhohlen auszustrecken.

Als vor einigen Tagen, zur Freude aller Wohldenkenden, durch eine der bessern hiesigen Zeitschriften die Nachricht bekannt gemacht wurde, daß zu Mainz und an andern Orten dieser und der angrenzenden Landvogteien die beiden Glaubenszünfte der Freigläubigen, die

der sogenannten Lutheraner und der Reformirten, der langen unvernünftigen Spaltung müde, in Begriff ständen, eine brüderliche Vereinigung unter sich zu stiften, indem die ersten bereit wären, künftig das Abendmahl nach Art der letzten zu feiern, diese hingegen, auf die Lehre von der Vorherbestimmung und der unbedingten Gnadenwahl Verzicht zu thun; trat sogleich einer von jenen Herren, die es gar zu gern sähen, daß die Protestanten wieder, wie ehemahls, sich unter einander haßten und verfolgten, in einer solchen schwarzen Zeitung auf, um seine frommen Bedenklichkeiten darüber an den Tag zu legen, und die Regierung bange zu machen. Die öffentliche Ruhe, sagte der Gleißner, könne dadurch gefährdet werden; wenigstens scheine sie mehr Gefahr zu laufen, wenn man diese beiden Glaubensgenossenschaften in einem und ebendemselben Tempel versammle, als wenn man sie getrennt und jede für sich ihren Gottesdienst besonders verrichten lasse *). Indem man den Lutheranern und Kalvinisten sage, daß die sie unterscheidenden Lehren unbedeutend seien, könne man sie gewöhnen, auch diejenigen Grundsätze für unbedeutend zu halten, auf welchen die sittlichen Vorschriften beruhen.

In andern öffentlichen Blättern, welche unter der

*) Also Gefahr läuft die öffentliche Ruhe, so lange Protestanten geduldet werden, immer, sie mögen sich vereinigen, oder auch künftig getrennt bleiben, nur in dem ersten Falle mehr, als in dem andern! Also um ganz sicher zu gehen, müßte man keine dieser Glaubenszünfte dulden, sondern nur die Alleinseligmachende mit ihren alleinruhigen Priestern zur alleinherrschenden und einzigen Kirche in Frankreich erklären!! Dann würde die öffentliche Ruhe nie gefährdet werden!!! Da sehe man die Klaue! S. Gazette de France.

Leitung dieser Herren erscheinen, wird im Triumphton erzählt, daß in verschiedenen Städten die Einführung der neuen Bischöfe mit mehr Pomp, als die diesjährige Feier des 14ten Jul., vollzogen sei. Die Sache mag wahr sein — denn wirklich wurde jener Tag hier nicht sehr feierlich begangen; aber welche unverschämte Stirn gehört dazu, mit einem so ungehörigen Vorzuge gegen ein Volk zu prahlen, von dem man eben erst begnadiget worden ist, und diesem Volke unter die Nase zu reiben, daß jene Begnadigung mit mehr Pomp und Herrlichkeit gefeiert wurde, als das erste und wichtigste aller seiner Landesfeste?

Wiederum in einem andern von jenen Blättern entblödet sich der geistliche Verfasser desselben nicht, von demjenigen Bürgereide, den die Priester im Laufe der Staatsumwälzung auf Befehl der Obrigkeit schwören mußten, ungescheut zu sagen: daß er allen Gesetzen des Gewissens und der Ehre zuwider gewesen sei, ungeachtet auch die jetzige Regierung ihn keinesweges gemißbilliget hat. Mit Recht fragt daher der Verfasser des Citoyen Français, wie denn wol jene Herren denjenigen Eid nennten, den ehemahls die Bischöfe schwören mußten, und worin die gräßlichen Worte vorkamen: ich will die Ketzer und Abtrünnigen, welche sich gegen unsern Herrn Papst und seine Nachfolger empören, aus allen meinen Kräften verfolgen und martern! S. Citoyen Français Nr. 977.

In ebendiesem Citoyen Français, der einzigen hier noch übrigen freimüthigen Zeitschrift, wird (Nr. 994) von St. Sevre in Gascogne unterm 14ten Thermidor gemeldet: daß der Priester Deces Caupenne zu 3000 Franken Strafgeld und zu zweijähriger Gefängnißstrafe

verurtheilt worden sei, weil er, erwiesener Maßen, durch vorgebliche Zaubereien die Leichtgläubigkeit einfältiger Landleute gemißbraucht habe.

In einem Gespräche über das hier erst zu schaffende öffentliche Schulwesen äußerte ich gegen einen einsichtsvollen Mann die unmaßgebliche Meinung, daß selbst die besten Einrichtungen, die man treffen werde, nicht viel wirken könnten, wenn man nicht damit anfange, Bildungsanstalten für junge Lehrer anzulegen, und bessere Unterrichtswerkzeuge oder Schulbücher zu verfertigen. Dies gab Gelegenheit, von einigen zweckmäßigen Deutschen Schulbüchern, besonders auch für die niedrigen Volksschulen zu reden. Ich nannte ihm unter andern Becker's Noth- und Hülfsbüchlein, mit dem Wunsche, daß man dieses schätzbare Werkchen ins Französische übersetzen, und es dann in alle Volksschulen einführen möchte. Was ich darüber sagte, spannte die Aufmerksamkeit des Mannes, und er wünschte, mit dem Inhalte des Buches näher bekannt gemacht zu werden. Aber kaum hatte ich angefangen, auseinanderzusetzen, daß es vornehmlich darauf abzwecke, die schädlichen Volksvorurtheile und jede Art von Aberglauben, z. B. den einfältigen Glauben an Gespenster, Zaubereien u. s. w., durch vernünftige Belehrungen zu vertreiben, so schüttelte er lächelnd den Kopf, und sagte: euer Volksbuch mag sehr gut sein, aber es paßt nicht für uns. Auf mein hastiges: Warum nicht? erwiederte er: unsere Priester würden nimmermehr zugeben, daß ein Werk in die Schulen eingeführt würde, worin die Hauptstützen ihrer Allgewalt wankend gemacht werden. Also, fragte ich hierauf mit großer Befremdung, wird man hier die Priester über Das, was in die Schulen

eingeführt werden soll, zu Rathe ziehen? Das nun wol nicht, war seine Antwort; aber nichts destoweniger werden die Priester Gelegenheit zu finden wissen, ein Wörtchen mit dazu zu reden; und sollte ihnen das auch nicht gelingen, so werden sie Alles, was ihnen Mißfälliges dabei vorgenommen oder eingeführt werden wird, so zu verschwärzen wissen, daß Keiner es wird wagen wollen, Gebrauch davon zu machen. —

Es kommt hier jetzt eine neue Französische Uebersetzung der ersten Sammlung meiner Reisen heraus. Mit Verwunderung bemerkte ich, daß einige Stellen, welche katholischen Aberglauben und Mißbräuche betreffen, die von allen aufgeklärten Katholiken als solche anerkannt und bejammert werden, weggelassen sind. Man belehrte mich aber, daß dergleichen Auslassungen hier jetzt nöthig seien, wenn man nicht Gefahr laufen wolle, den Unwillen der Priester zu erregen, und das Werk unterdrückt zu sehen. Wer, spricht jeder Vernünftige hier und im Auslande, hätte vor einigen Jahren noch so Etwas, auch nur als eine Möglichkeit, ahnen können? Wenn man es mir nicht zur Eitelkeit auslegen wollte, so würde ich antworten: Ich! Ich habe vor ungefähr zehn Jahren in dem Schleswigschen Journale, und zwar in einem an den damahligen Konvent gerichteten Aufsatze über die Frage: was der Staat für die Religion und die Erziehung zu thun habe? wörtlich vorhergesagt, daß es gerade so kommen würde.

In dem Publiciste, einer beliebten hiesigen Zeitschrift, werden (unterm 3ten Sept.) von Berncastel an der Mosel, und Echternach im Luxemburgischen, folgende zwei Beispiele von dem nur zu glücklichen Bestreben der Priester, den alten Volksaberglauben wieder zurückzuführen, gemeldet, woraus zugleich erhellet, wie es diesen

allesvermögenden Menschen schon jetzt hie und da gelungen ist, die Obrigkeiten selbst mit in ihr Spiel zu ziehen.

Der Pfarrer von Berncastel hatte öffentlich bekannt gemacht, daß er am nächstfolgenden Sonntage eine Anzahl Teufel austreiben werde. Eine sehr große Menge von Neugierigen fand sich dazu ein; und als die Kirche angefüllt war, ließ der Priester, aus Besorgniß, daß die Teufel von außen her Beistand erhalten möchten, die Thüren verschließen. Die von den Teufeln besessene Person, welche nunmehr davon befreit werden sollte, war eine Frau, die nicht weniger als fünf der schwarzen Gäste zugleich im Leibe hatte. Sie mußte sich vor dem hohen Altare niedersetzen, das Gesicht gegen die Zuschauer gewandt; und nun begann das furchtbare Unternehmen. Die unsichtbaren Teufel in dem Leibe der Frau wurden auf Lateinisch befragt; allein sie antworteten (versteht sich, durch den Mund ihrer Wirthinn) auf Deutsch, vermuthlich aus Furcht, Sprachfehler zu begehen. Sie mußten ihre Namen, ihre Herkunft und ihre Familien angeben. Viere von ihnen beugten sich vor der Gewalt des Priesters, und erklärten, daß sie ausfahren wollten; der fünfte aber, ein hartnäckiger Bursche, wollte durchaus nicht anders, als unter ehrenvoller Bedingung, sich ergeben. Diese war: daß es ihm vergönnt sein sollte, sich in den Leib eines gewissen Landmanns in der Nachbarschaft zurückzuziehen. Man begreift, daß der Priester, der einen vollkommenen Sieg davontragen wollte, das nicht zugeben konnte. Es entstand daher zwischen ihm und dem hartnäckigen Teufel ein Kampf, der vier volle Stunden währte, und unter welchem das arme Weib oft in die schrecklichsten Zuckungen verfiel. Endlich fühlte der tapfere Priester sich

erschöpft, und sah sich dadurch gezwungen, seinem Widersacher eine Galgenfrist von acht Tagen zu verwilligen, da er denn vollends ausgetrieben werden sollte. Dieser mochte aber denken: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Auch scheint er nicht unrecht so gedacht zu haben; denn am nächstfolgenden Sonntage erklärte der Priester, daß unerwartete Hindernisse eingetreten seien, die ihn nöthigten, die Sache auszusetzen.

Das zweite Beispiel, aus dem Luxemburgischen, ist nicht so gräulicher, sondern mehr lustiger Art. Schon ehemahls pflegten hier gewisse Teufel in die Schafherden zu fahren, und die armen Thiere dergestalt zu necken, daß sie, wie unklug, so lange hüpften und sprangen, bis sie endlich todt zur Erde fielen. Das einzige, von den Priestern erfundene Mittel dagegen war ein jährlicher Umgang von besonderer Art, den man den Umgang der hüpfenden Heiligen (la procession des Saints qui sautent) nannte. Dieser wurde folgendermaßen gehalten. Alle Schafbesitzer der ganzen Landschaft begaben sich an einem dazu festgesetzten Tage nach der Abtei Echternach, und stellten von da aus, die Pfaffen an ihrer Spitze, eine seltsame Wallfahrt nach einer Kapelle an, welche eine Französische Meile weit entfernt liegt. Es war aber verboten, auf gewöhnliche Weise oder schrittlings dabei einherzugehen; Jeder mußte vielmehr unablässig hüpfen, rechts, links, vorwärts, rückwärts, und zwar nach dem Zeitmaße; denn alle Spielleute aus der ganzen Gegend waren aufgeboten, das heilige Gaukelspiel zu begleiten. So bewegte sich nun der Zug, unter stetem Hüpfen und Springen, langsam fort, bis er endlich die gedachte Kapelle erreichte. Auch diese wurde umhüpft; und nachdem man hierauf gleicher Weise die Stufen hinauf bis in das Innere der Kapelle immer

hüpfend gekommen war, warfen die frommen Seelen, mit Schweiß und Staub bedeckt, sich zur Erde, und verrichteten ihr Gebet. Josepf II., welcher bekanntlich kein Freund von geistlichen Possenspielen war, hatte diese seltsame Feierlichkeit abgeschafft; allein — Dank sei dem frommen Eifer der wiedereingesetzten Priester! — sie ist in diesem Jahre glücklich wieder hergestellt worden. Selbst ein starker Platzregen, der darüber einfiel, konnte die andächtigen Springer nicht aus ihrer Fassung bringen. Der Zug bestand diesmahl aus 2500 Personen. Man sah sogar den Maire und einen Trupp Gendarmes an ihrer Spitze. Wer von den Zuschauern, wenn der Zug sich ihm näherte, nicht sofort das Haupt entblößte, dem wurde der Hut heruntergeschlagen. — Das Merkwürdigste und Traurigste dabei ist, daß man, nach der öffentlichen Bekanntmachung dieser ärgerlichen Geschichte, weder in dem Publiciste, noch in irgend einer andern Zeitschrift, die mir vorgekommen ist, ein Wort von irgend einer Art von Strafe, ja nicht einmahl von einem Verweise gelesen hat, der dem Maire oder den Pfaffen dafür ertheilt worden wäre!

Alles, was man in der genannten Zeitschrift, welche als ein amtliches (offizielles) Blatt betrachtet wird, weil der Minister des Innern, Chaptal, der Eigenthümer desselben sein soll, darüber gesagt findet, besteht im Folgenden: »Fontenelle sagte: der Aberglaube sei der Leim der Religion. Das Wort klingt scherzhaft, allein es findet eine ernsthafte Deutung desselben Statt. Es scheint gewissermaßen ein Bedürfniß für das Volk zu sein, den Teufel sogar in seine Gottesverehrungen einzumischen. Aber noch trauriger ist es, daß gewisse Seelenhirten ein Vergnügen daran finden, diesen seltsamen Aberwitz ihrer Schäfchen zu nähren. Aber

so sollte man diesen Seelenhirten das Handwerk legen! Oder sind sie wirklich dazu berufen, ihre Schäfchen aberwitzig zu machen, oder, wenn sie es schon von selbst waren, sie darin zu bestärken? Oder bedarf die Religion, von der wir Andern glauben, daß sie ihren unverwüstlichen Grund in dem menschlichen Herzen und in der menschlichen Vernunft habe, eines so schmutzigen Kleisters, als der Aberglaube ist, um festzuhalten und nicht aus einander zu fallen?

Folgende Geschichte, welche zugleich beweiset, wie dergleichen Priester den Aberglauben zum Hebel gebrauchen, um die zeitlichen Güter ihrer Beichtkinder der Kirche, oder welches auf eins hinausläuft, sich selbst zuzuwenden, steht, der Hauptsache und den wesentlichen Umständen nach, in der 961sten Nummer des Citoyen Français, einer Zeitschrift, von welcher die Gutgesinnten mit Bedauern vorhersehen, daß ihr Ende nahe bevorstehe *), weil der Verfasser derselben mit menschenfreundlicher und edler Kühnheit jeden Priesterunfug, den er mit Beweisen belegen kann, zur öffentlichen Kenntniß bringt. Andere Nachrichten, von dem Orte des Vorganges her, setzen noch einige unerhebliche Nebenumstände hinzu, welche zwar in der Sache selbst nichts ändern, aber doch mit erzählt zu werden verdienen.

In der Zeit, da die Priester ausgewandert waren, und die Kirchen und Kirchengebäude, als Volksgüter, auf Befehl der damahligen Regierung, öffentlich versteigert wurden, kaufte einer der Bewohner eines Dorfs in

*) Leider ist diese Vorhersagung nur zu bald in Erfüllung gegangen! Wenige Tage nach meiner Zurückkunft las man in den Zeitungen, daß diese verdienstliche Zeitschrift unterdrückt worden sei.

der Nähe von Aubusson das gewesene Pfarrhaus. Jetzt waren die Ausgewanderten zurückgekehrt, und der Pfarrer des Orts, welcher sich darunter befand, und von seiner ehemahligen Gemeine wieder aufgenommen wurde, verlangte von jenem das Pfarrhaus zurück. Dieser aber weigerte sich, ihm zu willfahren, und zwar aus dem guten Grunde, weil er es gesetzmäßig gekauft und ehrlich bezahlt habe. Der Priester drohete; allein der Eigenthümer blieb fest. Alle Versuche, ihn zur Zurückgabe des Hauses zu bewegen, waren fruchtlos.

Nach einiger Zeit wurde er krank, und zwar gefährlich krank. Der Priester erschien vor seinem Bette, und die erste Frage, die er an ihn that, war: ob er sich besonnen habe, und ob er ihm jetzt das Haus zurückgeben wolle? Der Kranke bestand auf seiner Weigerung. Selbst die Drohung, daß ihm die Sünden nicht erlassen werden sollten, und daß er dann für seinen Ungehorsam ewig in der Hölle würde büßen müssen, vermochte nichts über ihn. Wohl denn, schrie endlich der vor Wuth geifernde Priester, so weihe ich deine schwarze Seele der ewigen Verdammniß! Wisse aber, daß der Teufel nicht bloß diese, sondern auch deinen verruchten Körper, unmittelbar nach deinem Tode, holen und zu ewigen Qualen abführen wird. Mit diesen eines Teufels würdigen Worten verließ er wüthend das Bett des Kranken und das Haus.

Der Kranke starb. Einige weibliche Glieder der Familie, schwache und abergläubige Seelen, welche die Drohung des Pfaffen angehört hatten, waren darüber in höchster Angst und Bekümmerniß. Allein der Neffe des Verstorbenen, ein braver Gendarme, verbürgte sich, daß der Teufel wenigstens den Leib seines Oheims nicht bekommen solle; denn diesen wolle er selbst unter seine

Obhut nehmen und gegen jeden Versuch des Schwarzen nachdrücklich vertheidigen. Er erfüllte sein Versprechen, und blieb, als die übrigen Hausgenossen sich niederlegten, bei der Leiche, um sie zu bewachen.

Gegen Mitternacht vernimmt er ein fürchterliches Kettengeklirre vor der Thür, die Thür wird aufgesprengt, und drei gehörnte Teufel, der eine noch schwärzer und scheußlicher, als der andere, wollen zu ihm hineindringen. Er ruft: Zurück! und droht mit gezogenem Säbel, daß er Jeden, der es versuchen wolle, ihm die Leiche zu rauben, hinstrecken werde. Die Teufel mochten denken, daß es mit dieser Drohung nicht sehr ernstlich gemeint sei; der erste von ihnen springt gegen die Leiche vor, und streckt die Hand aus, um sich ihrer zu bemächtigen. Diese haut ihm der Gendarme ab, so daß sie neben ihm zur Erde fällt. In dem nämlichen Augenblicke springt ein zweiter vor, und ist schon im Begriffe, die Leiche bei den Füßen zu ergreifen, als der wackere Krieger ihm einen so derben Hieb in den gekrümmten Nacken versetzt, daß sein gehörnter Kopf neben die abgehauene Hand seines Höllenbruders rollt *). Der dritte, von Entsetzen ergriffen, läuft davon.

Der Gendarme macht hierauf Lärm; die Hausgenossen springen herbei; man holt die obrigkeitlichen Personen des Orts; dem verwundeten und dem todten Teufel werden die Satanslarven abgezogen; und siehe da!

*) Nach dem Citoyen Français war es der erste Teufel, welcher Hand und Kopf zugleich verlor, weil er, nachdem ihm die erstere abgehauen war, sich dadurch nicht irre machen ließ, sondern die andere Hand nach der Leiche ausstreckte, um seine Absicht dennoch durchzusetzen. Da dieses aber zu unwahrscheinlich klingt, so habe ich der zweiten Lesart den Vorzug gegeben.

der enthauptete Höllengast ist — wer anders, als Se. Hochehrwürden, der saubere Pfarrer; der andere sein Küster. Der Fortgelaufene soll der Kirchenknecht gewesen sein. Zu meiner großen Verwunderung aber hört und lieset man nicht, daß dieser und sein verwundeter Spießgeselle zu weiterer Untersuchung und Bestrafung verhaftet worden sind, welches man doch wol hätte erwarten sollen. Der Citoyen Français meldet bloß, daß Beide die Flucht haben ergreifen müssen, um sich der Wut der aufgebrachten Bewohner des Orts zu entziehen! *)

Was aber vollends unbegreiflich klingt, und, wenn es wahr wäre, das Erstaunen und die Bekümmerniß eines jeden Wahrheits- und Menschenfreundes erregen müßte, ist dieses, was mir zwar von mehr als Einem glaubwürdigen Manne als zuverlässig erzählt wird, was ich aber dennoch zu glauben Anstand nehme, weil es gar zu unwahrscheinlich klingt: daß einige Tage darauf, nachdem die obige Geschichte durch den Citoyen Français bekannt gemacht geworden war, ein Befehl an alle Herausgeber der hiesigen Zeitschriften ergangen sein soll, sich künftig jeder Aeußerung über die Priester, es möge im

*) Ich weiß sehr wohl, daß es auch in unserm Deutschland noch Gegenden giebt, wo man an die Unentbehrlichkeit des obenerwähnten Kleisters der Religion, wie hier in Frankreich, glaubt, und daß man in solchen Gegenden mein Buch, um der hier erzählten Thatsachen willen, zu den gefährlichen rechnen, und nach Vermögen unterdrücken wird; allein ich weiß auch, daß ein Schriftsteller, dem es mehr um die Verbreitung der Wahrheit, als seines Werkes, zu thun ist, sich daran nicht zu kehren hat. Er schreibe, was nach seiner gewissenhaften Einsicht wahr, gut und den Zeitbedürfnissen angemessen ist, und überlasse ruhig die Wirkung des Geschriebenen der alleslenkenden Vorsehung.

Guten oder im Bösen sein, gänzlich zu enthalten. Das hieße ja offenbar, dem schlechtdenkenden Theile dieses mächtigen Ordens auch den letzten Zügel, der ihn von Frevelthaten allenfalls noch zurückhalten könnte — die Scheu vor der Oeffentlichkeit — abnehmen! Das könnte aber nur von einer abergläubigen und schwachen Regierung geschehen, nicht von derjenigen, an deren Spitze ein so kraftvoller und muthiger Mann steht; ein Mann, der überdies schon bei mancher Gelegenheit gezeigt hat, daß er selbst kein Katholik aus Ueberzeugung und Neigung, sondern nur von Geburt einer sei*).

Eben so unwahrscheinlich klingt mir der Grund, wodurch man hier sowol, als auch im Auslande erklären zu können glaubt, warum die hiesige Regierung, statt eine allgemeine Glaubensfreiheit zu gründen, die katholische Kirche, wenn gleich nicht geradezu und ausdrücklich, doch stillschweigend und durch wesentliche, darauf Bezug habende Staatsanordnungen, wieder für die herrschende erklären zu müssen glaubte. »Sie fürchtete sich,« sagt man, »vor dem mächtigen Stande der katholischen Priesterschaft, oder sie glaubte doch wenigstens der Mitwirkungen desselben zu ihrer eigenen Befestigung nicht entbehren zu können.« Ich, meines Theils, kann weder das Eine, noch das Andere glauben. Zu

*) Wie hätte er sonst in Egipten den Muselmann machen, und im vergangenen Jahre zu den Abgeordneten der Freigläubigen oder Protestanten, die ihm für den ihnen verwilligten Schutz dankten, die merkwürdigen Worte sagen können: »Von Geburt bin ich Römisch-katholisch-apostolisch; meiner Achtung nach, katholisch-apostolisch-reformirt. Die Regierung verwilligt euch nicht bloß Duldung, sondern das Recht, öffentlich unter dem Panier der Lehre eines Sully und Turenne einherzugehen. Ich will zeigen, daß die Mehrheit kein Recht auf Herrschaft giebt.«

jenem halte ich diese Regierung zu stark, zu diesem zu groß und — zu weise. Im Bewußtsein ihrer Kraft und der Redlichkeit ihrer Absichten, mußte sie, stelle ich mir vor, über alle Furcht erhaben sein; und wenn sie, wie zu vermuthen steht, sowol die Geschichte der Vorzeit, als auch die Stimmung der Mehrheit des Französischen Volks, welche zu der Zeit, da Bonaparte das Staatsruder ergriff, dem Gängelbande des Aberglaubens wirklich entwachsen war, kannte, so konnten ihr, scheint es, folgende Wahrheiten unmöglich entgehen: 1, daß mehr als ein Königsmord in Frankreich gerade durch Priesterhände theils angezettelt, theils wirklich vollbracht wurde *) (Sièyes, der für den Mord des guten Ludwigs mit den gräßlich kalten, die noch schwankende Versammlung hinreißenden Worten stimmte: La mort sans phrases! **) war ja auch ein Priester!); 2, daß der Geist des Papstthums immer nach der Herrschaft strebte, und immer und ewig danach streben muß, weil seine Natur und sein Wesen darin besteht, eine allgemein herrschende Kirche über den ganzen Erdball hin zu gründen; 3, daß er daher immer und in allen Ländern mit scheinbarer Demuth und Unterwerfung anfing, um mit

*) Selbst das Schloß St. Cloud, welches der Obervolksberather künftig bewohnen will, war ja einst der Schauplatz des scheußlichsten Meuchelmords, von Priesterhand an einem guten Könige verübt. Hier war es, wo Heinrich III. von dem Mönch Clement, auf Anstiften seines Priors Bourgoin, mit einem Brotmesser gemordet wurde. Und dieses Ungeheuer wurde damahls von seinen Amtsbrüdern auf den Kanzeln als ein Märterer geehrt! Sein Bild wurde, wie das eines Heiligen, auf die Altäre gestellt! Ein Papst sogar, Sixtus V., hielt ihm zu Rom eine lobpreisende Leichenrede!

**) Ich stimme für den Tod ohne weiteres Gerede!

Stolz und Unterjochung zu endigen; 4, daß er folglich nur mit einer schwachen, seinem allgewaltigen Willen sich fügenden Regierung verträglich ist, und einer stärkern, die ihn beschränken will, nur so lange treu und hold zu sein pflegt, als er ihrer nöthig hat, um sich erst völlig festzusetzen, und die Zügel der beabsichtigten Allgewalt erst mit guter Art in die Hände zu bekommen; 5, daß das eigentliche Französische Volk des Umwälzens satt und müde, und folglich, auch ohne priesterliche Mitwirkung, bereit war, Jeden, welcher Kraft und Entschlossenheit genug hatte, sich zu seinem Herrn aufzuwerfen, dafür willig aufzunehmen und anzuerkennen; 6, daß man vollends in der kleinern Klasse der gebildeten Menschen in Frankreich unter Hunderten kaum noch Einen fand, dem mit der Zurückführung des Aberglaubens gedient gewesen wäre, und daß es daher um dieser willen noch viel weniger nöthig schien, das Papstthum zu begünstigen und es in seine alten Vorrechte wieder einzusetzen.

Die Regierung, deren Blicken dies Alles unmöglich entgehen konnte, muß also nothwendig andere, mir unbekannte Gründe vor Augen gehabt haben, um sich zu einem Verfahren in dieser Sache bestimmen zu lassen, worüber das ganze aufgeklärte Europa sein Erstaunen bezeigt. —

Dagegen war denn aber auch an dem Tage, an welchem Bonaparte sich zum lebenslänglichen Obervolksberather, mit dem Rechte, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, erheben ließ, der Erzbischof von Paris der Erste, welcher ihm die Unterwerfung des ganzen Französischen Volkes (la soumission de toute la nation) zusicherte. Der alte schlaue Mann nahm sich dabei wohl in Acht, sich und seine geistlichen Genossen dieser Versicherung mit einzuschließen. Er sonderte vielmehr

die Geistlichkeit ausdrücklich davon ab, und versicherte bloß, daß diese von Liebe und Ehrerbietung gegen ihn durchdrungen sei. Die Freiheit des Volks wegzugeben, kostete ihm nichts; aber auch von der Geistlichkeit zu sagen, daß sie sich der neuen Regierung unterwerfe, davon war er weit entfernt, das paßte nicht zu der Staatsklugheit eines Erzbischofes, welcher keinen andern Zweck haben darf, als den, an der Wiederherstellung der Priesterherrschaft in ihrem ganzen Umfange zu arbeiten. Als solcher durfte er daher wol von der Unterwerfung des Volks reden; aber in Bezug auf sich und seine Brüder durfte er nur Liebe und Ehrerbietung (respect) — Ausdrücke, die man auch wol gegen Gleiche gebraucht — darbieten. So wenig vergessen sich diese Herren, wo es darauf ankommt, ihre Ansprüche oder Anmaßungen zu verwahren!

Wie weit standen ihm hierin die weltlichen Körperschaften nach, welche dem Obervolksberather in diesen Tagen gleichfalls ihren Glückwunsch, und nicht bloß die Huldigung des Französischen Volks, sondern auch ihre eigene darbrachten! Diese machten keinen Unterschied zwischen sich und jenem; es schien vielmehr ein Wettstreit unter ihnen Statt zu finden, wer seine Verehrung und Unterwerfung am lebhaftesten und stärksten ausdrucken würde. Man hörte bei dieser Gelegenheit Worte und Redensarten, die gegen kristliche Regenten wol noch nie gebraucht sein mögen. Der eine (le Préfet du département de la Seine) nannte ihn sogar die neue Vorsehung dieses Volks (Vous, providence nouvelle pour ce peuple); ein anderer (le Préfet du département de Jemappe) sagte trotzend, daß der liebe Gott dem Wohlthäter der Menschheit, dem Wiederhersteller der Altäre ein langes Leben schuldig sei (il lui

doit de longs jours); und warum? weil er, der liebe Gott, die Wiedereroberung Frankreichs ihm, dem Obervolksberather, verdanke! parceque c'est par lui que la France est redevenue sa conquête.) Selbst hieran hatte der feurige Redner nicht genug; er ging noch weiter, und versicherte: daß die Vorsehung Gottes sich mit Bonaparte's Geiste verquicken, oder vielmehr nur Ein Wesen mit ihm ausmachen werde, um den würdigsten Sterblichen zu seinem Nachfolger zu ernennen! (sa providence si'dentifiera avec votre pensée pour désigner le mortel le plus digne de vous succéder.) Und Bonaparte? Bewundere die Langmuth des außerordentlichen Mannes! Er hörte diese und ähnliche ungeheuere Schmeicheleien nicht nur geduldig an, und beantwortete sie nicht nur mit verbindlicher Artigkeit, sondern gab auch zu, daß sie am folgenden Tage unabgekürzt, und ohne irgend ein Merkmahl von Mißbilligung, in dem öffentlichen Amtsblatte, dem sogenannten Moniteur, der Länge nach abgedruckt wurden!

Gute Nacht, lieber Eduard!

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris.

In einem Stücke ist die Französische Völkerschaft jetzt, ohne allen Streit, die reichste in der Welt. Du merkst, lieber Eduard, wovon ich reden will, und wünschest mir ohne Zweifel Glück zu meinem Aufenthalte an

einem Orte, welcher jetzt im Besitze der meisten und kostbarsten Schätze der Künste und Wissenschaften ist, die sich vorher zerstreut in andern Ländern befanden. Ja, mein guter Freund! so habe ich in Kunstgenüssen nie geschwelgt, als hier! Aber eine so große, mit so vielen, so mannichfaltigen und köstlichen Gerichten aller Art belastete Tafel für Geist und Geschmack, als jetzt hier für Jeden, er sei fremd oder einheimisch, täglich, und zwar unentgeltlich, bereitet steht, war mir auch noch niemahls vorgekommen. Daß man aller dieser Schätze, so oft man will, ganz unentgeltlich genießen kann, gereicht der Artigkeit und dem Zartgefühle der Franzosen zu sehr großer Ehre. Sie unterscheiden sich dadurch auf die rühmlichste Weise von allen andern Völkern meiner Bekanntschaft.

Ich bin nun schon seit acht Wochen hier. Selten ist ein Tag hingegangen, an dem ich nicht eine oder die andere von jenen unermeßlichen Schatzkammern der Künste und der Wissenschaften — le Musée central, la Bibliothèque nationale, le Jardin des plantes u. s. w. — besucht habe, aber noch habe ich sicher nicht den hundertsten Theil — ich sage nicht aller, sondern nur der ersten und Hauptmerkwürdigkeiten dieser erstaunenswürdigen Sammlungen mit derjenigen Aufmerksamkeit gesehen, womit Dinge dieser Art gesehen werden wollen, wenn man Nutzen und Nachgenuß für's ganze übrige Leben davon haben will.

Du kennst, meine ich, die Verfahrungsart schon, die ich beim Besehen eines Bildersaals, oder ähnlicher Kunstsammlungen, als die paßlichste und nützlichste für mich, mir zum Gesetz gemacht habe. Diese habe ich denn auch hier befolgt. Ohne Buch und Führer begab ich mich zunächst nach der Gemähldesammlung, welche in zwei

großen Sälen und einer unermeßlichen Halle in der sogenannten Galerie des Louvre aufgestellt ist *). Der erste Anblick ist betäubend. Hätte ich mir jene Verfahrungsart nicht schon zur Gewohnheit gemacht gehabt, ich würde, glaube ich, unverrichteter Sache wieder haben umkehren müssen, weil ich, von so vielen Meisterwerken zugleich angezogen und geblendet, nicht gewußt haben würde, wo ich anfangen sollte. So aber befolgte ich meinen gewohnten Plan. Ich ging an der einen Wand eines jeden Saals, völlig unbefangen und ohne die Absicht, mich bei einzelnen Bildern aufzuhalten, hinauf, an der andern wieder hinunter, und merkte mir bloß die Nummern derjenigen Stücke, welche mich vor allen andern und ganz vorzüglich anzogen. Zu meiner Verwunderung fand sich's, daß die Zahl derselben nicht über ein gutes Dutzend hinauslief; vermuthlich deßwegen nicht, weil ein Kunstwerk, das auf mich wirken soll, nothwendig schöne Formen, besonders schöne und edle menschliche Gesichtsbildungen, darbieten muß, und weil ich hier, wo ich unter so vielen Meisterstücken zu wählen hatte, mit meinen Foderungen strenger war, als ich gewesen sein würde, wenn mir jedes dieser Bilder allein vorgekommen wäre. Was mich in der Natur nicht anzieht, das mag ich auch im Bilde nicht sehen, rührte dieses auch von der Hand des ersten Meisters her, und würde es von Kunstkennern auch noch so allgemein bewundert und angestaunt. Nun ist aber diese herrliche Sammlung, zu meinem Bedauern, ein wenig gar zu reich an solchen Stücken, welche unangenehme Gegenstände darstellen, auf denen in der Natur selbst

*) Diese Halle oder Galerie mag, dem Augenmaße nach, leicht 1500 bis 2000 Fuß lang sein.

kein menschliches Auge mit Wohlgefallen ruhen kann, es müßte denn das Auge eines Todtengräbers oder Scharfrichters sein. Da sind nämlich, ich weiß nicht wie viele Leichenstücke, z. B. eine Menge Abnahmen vom Kreuze, wobei ich wahrlich nicht stehen geblieben sein würde, wenn ich zur Zeit jener Handlung an Ort und Stelle gewesen wäre, und mein Weg mich gerade vorbeigeführt hätte. Da sind wenigstens fünf oder sechs Stücke, auf welchen die gräßlichsten Auftritte, z. B. der Kindermord zu Bethlehem*), vorgestellt werden, und wobei die darauf befindlichen Figuren, uneingedenk der Lessingschen Regel, vor Todesangst und Todesschmerz die Mäuler so schrecklich weit aufsperren, daß ihr ganzes Gesicht dadurch zu einer höchst unangenehmen Verzerrung wird. Da sieht man sogar das Urtheil des Kambyses**), welcher einen ungerechten Richter bei lebendigem Leibe vor den Augen der Zuschauer schinden läßt, um mit seiner Haut, zur abschreckenden Warnung für die Nachfolger desselben, den Richterstuhl zu überziehen. Schon hat der Elende den ersten Hauptschnitt vom Halse bis an den Nabel bekommen; schon ist ihm die Haut auf beiden Seiten gelöset, und seine Henker sind mit scharfen Messern fleißig darüber aus, ihr gräßliches Werk zu vollenden. Das Gesicht, welches der Gemarterte dabei macht, konnte für einen Marat oder Robespierre sein Anziehendes haben, auch mögen Künstler, welchen es nur um Kunst, nicht um Schönheitsgenuß zu thun ist, Vieles daran zu bewundern finden; ich hingegen muß, so oft ich an diese Stelle komme, die Augen zudrücken, um des abscheulichen An-

---

*) Von Guido Reni.

**) Von Claessens, einem Niederländer.

blicks überhoben zu sein. Alle diese und ähnliche Meisterwerke sind nicht für mich. Selbst der berühmte Hieronymus von Dominico Zampieri konnte, obwol die hohe Kunst, mit der die lebendige Leiche des heiligen Mannes dargestellt ist, auch mich sehr mächtig anspricht, und fast wider meinen Willen mich jedesmahl, so oft ich vorübergehen will, von neuen wieder festhält, mein Lieblingsbild nicht werden, weil der alte, 99 jährige, ganz verwelkte und ausgedörrte, bis an den Gürtel entblößte Körper des sterbenden Heiligen ein zu ekelhaft schauerliches Bild macht.

Du begreifst nunmehr, warum der engere Ausschuß dieser ungeheuern Menge von Meisterwerken für mich so klein ausfallen mußte.

Jetzt stieg ich in das untere Geschoß, zu denjenigen Sälen hinab, worin die Alterthümer aus Stein und Metall aufgestellt sind.

Hier hatte ich vollends für Alles, was es links und rechts zu bewundern und anzustaunen gab, das erste Mahl gar keinen Sinn; weil zwei Stücke, wovon mir das eine gleich beim Eintritte, das andere bald nachher in die Augen fiel, mich unwiderstehlich zu sich hinrissen, und für alles Andere blind machten. Jenes war der berühmte Laokoon, dieses der eben so berühmte Belvederische Apoll. Das Entzücken, womit ich, uneingedenk meines Alters, und gleich einem begeisterten Jünglinge, erst zu jenem, dann zu diesem, und wiederum zu jenem flog, will und kann ich Dir nicht beschreiben. Ein solcher Kunstgenuß war mir, so lange ich lebe, noch nie geworden. Zwanzigmahl riß der Apoll mich vom Laokoon unwiderstehlich zu sich hin, und zwanzigmahl wurde ich von jenem eben so unwiderstehlich wieder zurückgezogen. Wem sollte, wem konnte ich den Vorzug geben?

Beide sind ja über allen Ausdruck vortrefflich. Als ich mir aber endlich die Frage vorlegte: wie, wenn du eins von diesen Kunstwerken für dich wählen solltest, und zwar unter der Bedingung, auf das Anschauen des andern für immer Verzicht zu thun? da war meine Wahl denn doch sofort getroffen. Unwillkührlich streckte ich die Arme gegen den Apoll aus, und wandte dem herrlichen Laokoon für den Augenblick eben so unwillkührlich den Rücken zu. Nicht, als wenn ich jenen für ein vollkommneres Kunstwerk hielte — wie dürfte ich kunstloser Mensch mir anmaßen, darüber abzusprechen? — sondern weil die nie gefühlten Empfindungen, welche jener in mir weckte, und immer wieder von neuen weckt, so oft ich eingewürzelt vor ihm dastehe, höherer und angenehmerer Art sind, als die, welche der Anblick des leidenden Laokoon in mir aufregt. Bei diesem fühle ich, daß ich ein Mensch bin; ein Gefühl, welches mir, Gottlob! nicht neu ist. Bei jenem hingegen fühle ich mich wechselsweise bald vernichtiget, bald wieder — wofern Du mir alten Knaben einen so jugendlich-dichterischen Ausdruck zu Gute halten willst — zum Gott erhoben. Wie oft habe ich schon über mich selbst lächeln müssen, wenn ich mich bei dem vergeblichen Bestreben ertappte, die Stellung des Uebermenschlichen, den göttlichen Blick, die kühne Haltung des Kopfes, den Trotz und die Zuversicht des Mundes nachzuahmen! Aber indem ich noch, meine Nichtigkeit fühlend, über das Kindische dieses Beginnens lache, werfe ich unwillkührlich die Linke schon wieder vor, die Rechte zurück, und recke mich vonn euen gewaltsam aus, um die Größe des Erhabenen in meiner Kleinheit nachzuäffen. Vergebens rufe ich die Fabel vom Frosche, der sich zum Stier aufblasen wollte, und darüber zerplatzte, wider meine Thorheit zu Hülfe;

ich fühle das Kindische und Lächerliche meines Bestrebens, und erneuere es nichts desto weniger einen Augenblick nachher, ohne es zu wissen oder zu wollen. Glücklicher Weise haben alle die Starrer, welche vor und hinter mir und auf beiden Seiten wie eingewurzelt dastehen, eben so wenig, als ich, Augen und Sinn für etwas Anderes, als für das hohe übermenschliche Kunstwerk, welches sie so allgewaltig anzieht und festhält; sonst möchte ich nicht dafür stehen, daß Dein alter Freund, in irgend einer der nächsten Reisebeschreibungen aus Frankreich, nicht zur Ergetzlichkeit des Lesevölkleins eine ganz lustige Rolle spielen dürfte.

Als ich am folgenden Tage zu der Gemähldehalle zurückkehrte, sagte ich mir selbst: heute wirst du schon für mehr Stücke Augen und Herz, als gestern, haben. Allein gerade umgekehrt! Die Zahl meiner Auserwählten, d. i. Derer, die mich mehr als die andern alle anzogen, festhielten, und immer wieder von neuen begeisterten, verminderte sich. Beim dritten oder vierten Besuche war sie auf sechs zusammengeschmolzen. Und so oft ich nachher auch wiederkam, so waren und blieben diese immer, wenn gleich nicht die einzigen, doch die ersten und vorzüglichsten Gegenstände meines Götzendienstes. Jetzt erst nahm ich das Buch zur Hand, und fragte nach den Meistern jener Wunder der Kunst; und da that es meiner Eitelkeit denn doch gar nicht unsanft, zu vernehmen, daß die Stücke, auf die mein ungelehrter Geschmack sich so ausschließlich geheftet hatte, wirklich größtentheils zu den ersten Werken der ersten Künstler gehören. Ich will Dir diese Stücke angeben, aber nicht beschreiben. Jenes deßwegen, weil ich mir einbilde, daß es Dir einst, wenn Du einmahl selbst nach Paris kommen solltest, nicht unangenehm sein werde, diejenigen

Kunstwerke, die mich vor allen so mächtig bezauberten, darauf anzusehen; dieses deßwegen nicht, weil ich nicht begreife, wie die wörtliche Beschreibung eines Werkes der Kunst irgend Jemand erbauen, ich will sagen, belehren oder belustigen könne. Es waren 1. die beschenkte heilige Jungfrau (la vierge au Donataire) von Raphael; für mich das erste Gemählde in der Welt, so wie der Belvederische Apoll das erste aller Standbilder für mich ist. Eine solche überwirkliche (idealische) Schönheit, eine solche Verschmelzung der edelsten Menschheit mit übermenschlicher Göttlichkeit, als diese beiden Stücke mir immer wieder darbieten, so oft ich sie auch von neuen anstaune, ist mir, so lange ich lebe, weder in der Natur, noch in den Werken der Kunst jemahls vorgekommen, und wird mir schwerlich jemahls wieder vorkommen. 2. Die heilige Jungfrau mit dem Kinde, dem die Magdalene und der heil. Hieronymus huldigen, von Correggio. 3. Die heil. Familie von Luini. 4. Das Kind Jesus, welches dem kleinen Johannes liebkoset, von Raphael. 5. Adam und Eva, von Cignani. 6. Eine Verkündigung, von Gentileschi. Dieses letzte Werk mag immerhin von Kennern nicht zu den ersten Werken der Kunst gezählt werden; ich meines Theils habe es bis heute noch unmöglich gefunden, bei ihm vorüberzugehen, ohne den bewundernswürdigen Ausdruck der Demuth, verbunden mit göttlicher Jungfräulichkeit, Reinheit und Hoheit, womit die Gebenedeite den Gruß und die Ankündigung des schönen Engels vernimmt, von neuen anzustaunen.

In den Sälen der alterthümlichen Standbilder stieg die Zahl meiner Götzen nach und nach auf fünf, doch so, daß Apoll und Laokoon ihre ersten Plätze ohne alle Nebenbuhler behaupteten, und, für mich wenigstens,

immer behaupten werden. Das auf diese, in meiner Rangordnung, zunächst folgende Stück, ist eine Diane, welche entweder von dem Verfasser des Belvederischen Apolls selbst, oder doch von einem ihm ähnlichen Künstler herrühren muß, der, trotz seines vollen Vermögens, etwas Eigenthümliches erster Art hervorzubringen, sich durch eine Nahahmung jenes Meisterwerks nicht zu erniedrigen glaubte. Diese Diane ist offenbar dazu bestimmt, ein Gegenstück des Apolls zu sein. Dies erhellet zunächst aus der ähnlichen Handlung, in welcher Beide dargestellt sind. Apoll hat seinen Pfeil gegen den Python abgedrückt; Diane will mit dem ihrigen die ihr geweihete Hindinn (die aber hier im Bilde ein Rehbock mit Gehörn geworden ist), wahrscheinlich gegen den Herkules, beschützen. Das Gesicht und die Stellung Beider drucken ähnliche Empfindungen aus, gereizten Zorn und hohe Zuversicht auf beiwohnende Götterkraft. Apoll neigt sich auf die rechte, Diane auf die linke Seite. Selbst an Wuchs und Gesichtsbildung sind Beide einander so vollkommen ähnlich, daß man nicht umhin kann, sie für Bruder und Schwester zu erkennen. Diese Familienähnlichkeit erstreckt sich sogar bis auf Das, was man an jenem fehlerhaft gefunden hat; ich meine das Mißverhältniß zwischen dem untern und dem obern Theile des Körpers, in Ansehung ihrer Länge. Diane hat, wie Apoll, in Verhältniß zum Oberkörper ungewöhnlich lange Schenkel; aber auch bei ihr, wie bei ihm, scheint mir dieses nicht sowol ein Versehen, als vielmehr wohlüberlegte Absicht des Künstlers zu sein. Bekanntlich sind die menschlichen Körper in Ansehung dieses Verhältnisses sehr verschieden; der eine ist nämlich stärker als der andere gespalten, wie man sagt; und eben so bekannt ist es, daß der höher gespaltene Körper,

d. i. derjenige, welchem längere Schenkel zu Theil wurden, allemahl ein größeres Ansehen, als ein anderer hat, dessen obere Hälfte eben so lang, oder gar noch länger ist, als die untere. Es scheint mir außer allem Zweifel zu sein, daß die Künstler (falls es wirklich zwei waren), welchen wir diese beiden Meisterwerke verdanken, auf diese Täuschung Rücksicht nahmen, und den angeblichen Fehler absichtlich, und zwar deßwegen begingen, um den Gottheiten, welche sie darstellen wollten, eine übermenschliche Größe, ohne riesenmäßige wirkliche Höhe, zu geben. Diesen Zweck haben sie denn auch vollkommen erreicht. Denn ungeachtet der hohe Apoll, dem Augenmaße nach zu urtheilen, wol nicht größer sein mag, als ich, so macht er mich doch, so oft ich ihn ansehe, in meiner eigenen Vorstellung zum Zwerg, und zwingt mich dadurch jedesmahl unmerklich, mich auszurecken, um nicht in meinen eigenen Augen so erbärmlich klein zu erscheinen.

Das vierte Stück von denen, welche den engern Aushub dieser beispiellosen Sammlung für mich ausmachten, ist ein die Egiptische Gottheit Serapis vorstellendes Bruststück. Nie habe ich einen Jupiterskopf gesehen, der solche Verstandestiefe und solche Götterkraft ausdruckte, als dieser. Wirklich würde man auch nichts anders, als ein Bild des Herrn der Götter und der Menschen selbst, vor sich zu sehen glauben, wenn nicht der vergoldete Strahlenkranz, der dieses mächtige Haupt umgiebt, auf ein anderes Urbild schließen ließe. Der Triumph des Künstlers, welcher dieses erhabene Kunstwerk bildete, wird dadurch noch um so viel entschiedener und glänzender, daß man, ehe man zu ihm kommt, erst bei einem sehr gepriesenen Jupiterskopfe vorbeigehen muß, der aber, nach meiner Ansicht und

nach meinem Gefühle zu urtheilen, mit diesem Serapiskopfe gar keine Vergleichung aushält. Er soll den sanftmüthigen Jupiter vorstellen; ich kann nur den einfältigen in ihm wahrnehmen*). Vielleicht liegt der Grund dieses dreisten Urtheils in der Beschränktheit meiner Gesichtskunde und in der Ungeübtheit meines Kunstsinns. Immerhin! Ich habe ja auf beide niemahls mehr Anspruch gemacht, als jeder andere Mensch von gesunden Sinnen und von unbefangener Beurtheilungskraft darauf machen darf. Ich will mich Keinem, auch Dir nicht, mein junger Freund, für einen Kunstkenner geben; wohl aber für einen Mann, der über Alles, worüber er zu urtheilen sich erlaubt, nur nach eigener Ansicht, nach eigenen Gefühlen und nach eigener Ueberzeugung urtheilt, und welcher kein Bedenken trägt, seine unmaßgeblichen Urtheile, selbst auf die Gefahr hin, gelehrte Kunstkenner die Achsel darüber zucken zu sehen, wie Dir, so aller Welt zu gestehn.

Das fünfte treffliche Stück endlich, welches meinen engern Ausschuß beschließt, ist der sogenannte Antinous von Belvedere, worin man aber nunmehr richtiger, wie ich glaube, einen Merkur erkannt hat. Dieser zeichnet sich vor allen andern durch das vollkommenste Ebenmaß und die schönste Uebereinstimmung aller Theile des Körpers aus. Wer den menschlichen Körperbau in seiner höchsten Vollkommenheit sehen und bewundern will — sehen und bewundern kann aber hier nur Eins sein — der muß vor dieses Meisterwerk treten.

---

*) Die obere Hälfte des Kopfes nämlich kündiget auch mir den Herrn der Götter an, die untere Hälfte hingegen, besonders der ungebührlich weit geöffnete Mund, den Einfältigen.

Steht er aber einmahl da, so können nur die noch größern und mächtigeren Meisterwerke, der Belvederische Apoll und Laokoon, ihn eher wieder davon wegziehen, bis er die ganze schöne Gestalt seiner Einbildungskraft für immer eingeprägt hat.

Ueber den Laokoon muß ich, ehe ich dieses kleine Kunstkapitel schließe, noch ein paar Worte, und zwar ein paar kecke, wenn Du willst, hinzufügen. Zwei unserer ersten Schriftsteller, Lessing und Göthe, haben über den von den Verfassern *) dieses Kunstwerks gewählten Augenblick der Begebenheit geurtheilt. Beide hatten Beruf dazu. Diesen habe ich nun zwar nicht; doch darf auch ich meine unmaßgebliche Meinung, so gut als sie, darüber sagen. Vergönne mir, Gebrauch davon zu machen.

Lessing suchte zu erweisen, daß der lebende Laokoon nicht auf der höchsten Staffel des körperlichen Schmerzens dargestellt werden durfte, und daß daher dieser Augenblick der Begebenheit auch von den Urhebern desselben weislich nicht gewählt worden sei. Ohne sich ganz bestimmt darüber ausgelassen zu haben, scheint aus dem ganzen Zusammenhange zu erhellen, daß er einen frühern Augenblick für den gewählten hält. Göthe hingegen hat uns gerade vom Gegentheil zu überzeugen gesucht. Nach ihm ist Laokoon in dem Augenblicke dargestellt worden, da er den Biß der Schlange erhält, folglich in dem Augenblicke des höchsten Schmerzens; und seiner Meinung nach, durfte er nur in diesem und keinem andern, weder frühern, noch spätern Augenblicke dargestellt werden, wenn das Kunstwerk die möglich

---

*) Es waren ihrer drei: Agesander und seine beiden Söhne, Polidor und Athenodor.

höchste Wirkung thun sollte. Ueber die beiden Nebenfiguren urtheilt Lessing gar nicht; nach Göthe'n aber sind beide noch nicht gebissen, folglich beide noch unter der höchsten Staffel des Schmerzens. Die Gründe, womit beide Schriftsteller ihre Meinung unterstützt haben, sind ihres Scharfsinns würdig.

Was mich betrifft, so hatte ich dieses große Kunstwerk kaum zum ersten Mahle mit der Unbefangenheit eines anspruchlosen Zuschauers ins Auge gefaßt, als sich sofort und ganz ungesucht eine Meinung in mir entwickelte, welche von den beiden angezeigten jener berühmten Männer sich gleich weit entfernt. Ich sah, oder glaubte wenigstens mit höchster Augenscheinlichket zu sehen, daß die Urheber der schönen Zusammenstellung die drei Gestalten, aus welchen sie besteht, auf eben so vielen und zwar verschiedenen Staffeln des Leidens gedacht und dargestellt haben. Der älteste Knabe, auf Laokoon's linker Seite, ist nur an einem Beine und an einem Arme umwunden; übrigens noch ganz unversehrt, noch nicht gebissen. Er leidet daher körperlich noch gar nicht; vielmehr ist noch Hoffnung für ihn da, daß er sich werde loswinden können, und er bemüht sich, dieser Hoffnung gemäß, das umschlungene Bein zu entwickeln. Alles, was er leidet, ist Schrecken vor der auch ihm drohenden Gefahr, und Seelenschmerz über Das, was er seinen Vater leiden sieht. Er steht also unter den Dreien noch auf der niedrigsten Stufe des Leidens.

Laokoon selbst befindet sich gerade in dem Augenblicke, welcher auf den des höchsten Schmerzens unmittelbar folget. Er hat den Biß, und zwar an einer sehr empfindlichen Stelle, über der Hüfte nämlich, schon empfangen; allein ungeachtet die Schlange zu beißen, oder auch nur ihr Gift der Wunde einzu-

spritzen fortfährt, so kann der Schmerz doch jetzt nicht mehr ganz so scharf und unausstehlich, als in dem Augenblicke sein, da die erste Verletzung vor sich ging, und Kraft und Reizbarkeit des Körpers durch Schmerz und Gift noch nicht gelähmt waren. Vorher hatte er mit der ihn umwindenden Schlange gekämpft; dieser vergebliche Kampf sowol, als auch die dabei empfundenen namenlosen Qualen des höchsten Schreckens und der gräßlichsten Angst, verbunden mit den scharfen Schmerzen der Wunde und den tödtlichen Wirkungen des Gifts, haben in diesem Augenblicke angefangen, seine männliche Körperkraft zu brechen. Die Hoffnung, sich und die Seinigen noch retten zu können, verschwindet; sein Kopf sinket bei eben anfangender Ohnmacht matt und verzweiflungsvoll zurück und auf die linke Schulter; seine Knie sind schon gebogen, das rechte ganz, das linke zum Theil. In dem Augenblicke, da er den Schmerz des Bisses zum ersten Mahle empfand, mußte dieses letzte, so wie der ganze Schenkel nothwendig vollkommen gestreckt, und sein Fuß krampfhaft gegen den Boden gestemmt sein. Das ist er jetzt nicht mehr; nur seine Zehen berühren noch die Erde; scheinen aber nur noch darauf zu ruhen, nicht mehr gegen dieselbe gestemmt zu sein: eine Wirkung der angefangenen Entkräftung und des verzweifelnden Hingebens. Sein rechter Arm, womit er bis dahin gegen die Schlange gekämpft hat, ist zwar noch emporgerichtet, allein das scheint mir weiter nichts, als mechanische Nachwirkung vorhergegangener Kraftanstrengung zu sein. Diese Nachwirkung konnte, auch nachdem die Anstrengung schon nachzulassen angefangen hatte, um so eher fortdauern, da, bei der Stellung, welche der zurückgesunkene Kopf genommen hat, die Last des Armes größtentheils auf sich selbst

und auf einer beinahe wagerechten Grundlage ruhet; so daß es nur noch einer geringen Kraftanwendung bedarf, um ihn in dieser aufrechten Stellung zu erhalten. Uebrigens sind die Augen des Laokoon gerade so weit schon geschlossen, und der Mund desselben nur noch gerade so weit offen, als beide bei einem Menschen, der eben ohnmächtig werden will, es zu sein pflegen. Das ganze Gesicht verräth angefangene Entkräftung und ohnmächtiges Hinsinken.

Bedürfte es übrigens nach diesem Allen noch eines entscheidenderen Beweises für die von mir angenommene Meinung, so würde man denselben in der ganzen Stellung des Laokoon finden können. Diese ist eine sitzende. Daß er in dem Augenblicke, in welchem er von den Schlangen angefallen wurde, nicht schon auf dem Altare saß, auf dem er opfern wollte, ist doch wol eben so zuversichtlich vorauszusetzen, als daß er nicht in dem Augenblicke, da er den ersten Biß erhielt, also auch nicht in dem Augenblicke des höchsten Schmerzens, sich werde niedergesetzt haben. Erst nachdem Kampf und Schmerz und Gift seine Kraft gebrochen hatten, konnte er in diese Stellung hinsinken. Bei jedem früheren Augenblicke wäre es die unnatürlichste gewesen, welche die Künstler ihm hätten geben können.

Der zweite Knabe, auf der rechten Seite des Vaters, scheint mir schon um einige Grade weiter, und eben auf dem Punkte zu sein, dem Tode in die Arme zu sinken. Er hat, wie es scheint, den tödtlichen Biß früher, als sein Vater, und an einer dem Herzen nähern Stelle bekommen; er mußte daher aus beiden Ursachen sowol, als auch seines zarten und empfindlichen jungen Körpers wegen, früher als jener erliegen. Beide Schlangen fahren, so weit man sehen kann, noch fort, zu bei-

ßen. Der rechte Arm des sterbenden Knaben ist zwar auch noch emporgerichtet; allein das scheint mir auch hier, wie beim Vater, nur noch mechanisch fortdauernde Wirkung früherer Anstrengung zu sein. Zum Theil wird diese fortwährende Stellung des Armes auch dadurch begreiflich, daß die Schlange gerade denjenigen Beweger oder Muskel des Oberarms, wodurch die Emporrichtung bewerkstelliget wird, so fest umwunden hat, daß er nicht nachlassen und in den Zustand der Ruhe zurücksinken kann. Der Kopf und der ganze Körper sind übrigens schon mehr zurück- und hingesunken, als die des Vaters. Man sieht es dem Knaben an, daß er völlig ausgelitten hat. Die Beweger oder Muskeln, welche beim Vater noch in höchster Spannung sind, sind bei ihm schon meistentheils wieder in ihren natürlichen Zustand zurückgesunken. Sein Mund und seine Augen sind die eines Sterbenden. Die letzten scheinen eben brechen zu wollen.

Göthe's Meinung, daß dieser Knabe noch nicht gebissen sei, scheint nicht an Ort und Stelle und im Angesichte des Urbildes, sondern erst in Weimar und beim Anblicke einer fehlerhaften Zeichnung gefaßt zu sein, nach welcher der Kupferstich gemacht worden ist, der das erste Stück der Propyläen begleitet. Die beiden Hauptfehler jener Zeichnung betreffen 1. den Kopf derjenigen Schlange, welche dem jüngsten Knaben zusetzt. Das Maul dieses Kopfes ist hier geschlossen; der Kopf selbst scheint beinahe liebkosend an der Brust des Knaben zu ruhen und sich ihr anzuschmiegen. Nicht so im Urbilde. In diesem sieht man offenbar, daß der Rachen der Schlange gefaßt und noch nicht losgelassen hat *).

*) Man sehe die treuere Zeichnung in dem Titelkupfer dieses Bändchens.

2. Die rechte Hand ebendieses Knabens, an welcher die Finger ausgespreitet und starr emporstehend erscheinen. Nicht so am Urbilde. An diesem sind Daum und Finger, wie sie zur Zeit der Erschlaffung sein müssen, schon gekrümmt. Hier, an dem Urbilde nämlich, erscheint diese Hand, so wie der ganze Arm des Knaben, in Ermangelung der rechten, zwar nur von neuerer Arbeit und nur von Gips, gemodelt nach dem einst von Girardon verfertigten und vervollständigten gipsernen Laokoon; allein sie beweiset denn doch, daß dieser berühmte neuere Künstler die Lage des Knaben für ebendiejenige hielt, worin er mir zu sein scheint, nämlich für die Lage eines schon vollendeten Leidenden, der dem Tode in die Arme sinkt. Man begreift, daß der Anblick jener fehlerhaften Zeichnung sehr leicht den Irrthum veranlassen konnte, daß der Knabe noch nicht gebissen sei, besonders wenn man nur auf jenen verzeichneten Kopf der Schlange und auf diese ausgespreitete Hand des Knaben, und nicht auch zugleich auf den Ausdruck seines Gesichts achtet, welcher ganz offenbar der eines Sterbenden ist.

Was aber jener Göthe'schen Meinung völlig, und wie mir es scheint, ganz unläugbar widerspricht, ist das, aber nur noch schwach, fortdauernde Bestreben der Hand des Knaben, den Kopf der Schlange wegzudrücken. Woher, muß ich fragen, konnte er wissen, daß der Kopf der Schlange sich an dieser Stelle befinde, um mit der Hand dahin zu fahren? Sehen konnte er ihn doch nicht, dazu ist sein eigener Kopf zu weit zurückgebogen, dazu sind seine Augen zu weit von der Stelle abgewandt. Nur durch den Biß also konnte er von der Stelle, wo die größte Gefahr für ihn obwaltete, benachrichtiget und veranlaßt werden, die Hand dahin zu strecken, um den Kopf der Schlange wegzuschieben. Aber selbst dieser

Hand sieht man es deutlich an, daß der arme Jüngling ausgekämpft hat. Sie ruhet nur noch, wie abgestorben, auf dem Kopfe der Schlange. Keine Spur mehr von irgend einer Anstrengung zum Wegschieben dieses Kopfes, weder an der Hand selbst, noch am ganzen Arme. Alle Beweger oder Muskeln desselben sind schon wieder in vollkommner Ruhe, und verrathen Erschlaffung. Ebendies ist auch offenbar der Fall des ganzen Körpers dieses Knaben. Nirgends, oder doch höchstens nur in dem emporgerichteten unechten Arme, sieht man noch irgend eine Spannung, durch Anstrengung erzeugt. Hätte übrigens dieser Knabe den tödtlichen Biß noch nicht erhalten, und wüßte er gleichwol, daß der Kopf der Schlange seinem Herzen so nahe wäre, was in aller Welt würde ihn abhalten können, seinen eigenen Kopf vorwärts herabzubeugen, um zu sehen, ob und wie die ihm drohende Gefahr sich noch abwenden ließe? Daß er dieses nicht thut, scheint mir ein unwiderleglicher Beweis zu sein, daß er es (aus Ohnmacht) nicht mehr kann. Ebendieses macht auch bei dem Vater meine Ueberzeugung, daß er den höchsten Grad des Schmerzens schon überstanden haben müsse, vollkommen. Es ist für jedes fühlende Wesen unumgänglicher Naturzwang, die Augen dahin zu richten, wo Lebensgefahr ihm entweder drohet, oder gar schon in Wirklichkeit übergeht; vorausgesetzt, daß sein Kopf noch Kraft und Freiheit hat, sich nach Willkühr zu bewegen. Da nun Laokoon bei den fortgesetzten Bissen der Schlange nicht nach der verletzten Stelle hinstarrt, sondern den Kopf rückwärts sinken läßt, so muß man, scheint es, nothwendig daraus schließen, daß seine Kraft schon angefangen hat, ihn zu verlassen, und daß es nicht mehr in seinem Vermögen steht, sich vorwärts überzubeugen, um

nach der verwundeten Stelle hinzublicken. Daß die weisen Künstler, welchen wir dies herrliche Meisterwerk verdanken, jenes Naturgesetz recht wohl kannten, haben sie durch die Richtung bewiesen, welche sie dem Kopfe und den Augen des noch unverletzten ältesten Sohnes gaben. Diese sind weislich dahin gerichtet, wo das Gräßlichste für ihn zu sehen ist, nach dem jammervollen Kopfe seines hinsinkenden Vaters. Selbst durch die Bemühung, seinen eigenen Fuß von der Schlange frei zu machen, läßt er sich nicht aus dieser Stellung bringen. Und ebendiese, der Natur hier so treu gebliebenen Künstler sollten das Zwanggesetz derselben bei der Richtung, welche sie den Köpfen und Augen des Vaters und des jüngsten Sohnes gaben, auf eine so unverzeihliche Weise vernachlässiget haben? Unmöglich!

Jetzt, lieber Eduard, betrachte die richtigere Zeichnung dieses Kunstwerks, die ich hier beilege*), mit eigenen Augen; und urtheile dann selbst, ob meine Ansicht, so wie ich sie Dir hier auseinandergesetzt habe, die wahre sei, oder nicht. Ich bin bei Dem, was ich darüber geurtheilt habe, nicht, wie die beiden hochachtungswürdigen Männer, welchen ich hier zu widersprechen gewagt habe, davon ausgegangen, nach eigener Einsicht festzusetzen, wie die Künstler verfahren m u ß t e n; sondern ich habe mich bloß darauf eingeschränkt, die Absichten, welche sie erreichen wollten, aus ihrem Werke selbst zu schöpfen und anzugeben. Es sollte mir indeß nicht schwer fallen, nun hinterher auch zu beweisen, daß die verschiedenen

---

*) Siehe das Titelkupfer zu diesem fünften Bändchen. Diese Zeichnung hat freilich unter den Händen des Kupferstechers, besonders in dem Gesichte des ältesten Knaben, aber nicht in irgend einem derjenigen Stücke, worauf es jetzt hier ankommt, verloren.

Stufen des Leidens, auf welchen, meiner Meinung nach, die drei Figuren dieses Kunstwerks dargestellt sind, gerade diejenigen waren, welche von den Künstlern gewählt werden mußten, wenn sie uns in den Stand setzen wollten, den ganzen Vorgang nach allen seinen Abstufungen uns durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen. In dem ältesten Knaben sehen wir den Anfang der schrecklichen Begebenheit, in dem jüngsten ihren Beschluß, und in dem Vater von der gräßlichen Mitte oder dem höchsten Gipfel des Leidens gerade noch so viel, als unsere Einbildungskraft bedarf, um sich das unmittelbar vorhergegangene gar zu Gräßliche selbst auszumahlen. Hätten die Künstler uns den Gemarterten auf diesem Gipfel des Gräulichen selbst dargestellt, so würden wir den Anblick desselben nicht ertragen haben.

Ich erinnere mich, wiewol nur dunkel, daß unser verstorbener lieber Stuve, bei seiner Zurückkunft aus Italien vor ungefähr zehn Jahren, von der Hauptfigur dieses Kunstwerks, wo nicht ebendieselbe, doch eine ähnliche, vielleicht nur in Nebenumständen abweichende Meinung gefaßt hatte, und daß er dieselbe in einem Briefe an den Hrn. Hofrath Schütz in Jena ausführlich auseinandersetzte. Ich wünschte wol, daß dieser Gelehrte bewogen werden könnte, jenen Brief unter seinen Papieren aufzusuchen und bekannt zu machen. Wer die unbefangene, reine und scharfe Beurtheilungskraft unsers Freundes kannte, der würde mit mir bedauern, wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden sollte.

Jedermann bewundert, und zwar mit Recht, die schöne Zusammenstellung oder Gruppirung der Figuren dieses Kunstwerks. So wie aber kein Werk, von Menschenhänden gebildet, dergestalt über allen Tadel erhaben ist, daß Derjenige, welcher darauf ausgeht, Fehler

zu entdecken, nicht noch irgend Etwas daran auszusetzen finden sollte, so ließe sich vielleicht auch an dieser, sonst so meisterhaften Zusammensetzung, noch der einzige Umstand tadeln, daß jede der drei Gestalten, recht als wenn sie sich das Wort gegeben hätten, einen ihrer Arme, und zwar jede gerade den rechten, in die Höhe richtet. Meinem, vielleicht irrigen Gefühle nach, erwächst hieraus eine etwas unangenehm ins Auge fallende Einförmigkeit, welche vermieden worden wäre, wenn Laokoon, als die mittelste Gestalt, eine solche Stellung erhalten hätte, daß sein linker, und nicht rechter Arm hätte emporstreben müssen. Ich zweifle wenigstens, daß Vestris, dieser unnachahmliche Schöpfer schöner Zusammenstellungen, sich eine ähnliche Einförmigkeit auf der hiesigen Opernbühne zu Gute halten würde.

Hiemit genug für heute! Wie bedauere ich, mein guter Eduard, daß ich die herrlichen Kunstgenüsse, in welchen ich hier schwelge, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur durch todte Buchstaben mit Dir theilen kann!

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris.

Mit Schweiß übergossen, setze ich mich, mein theurer junger Freund, bei offenen Thüren und Fenstern, und beinahe unbekleidet hin, um Dir schon wieder zu schreiben, ungeachtet mein letzter Brief kaum erst abgegangen ist. Ich weiß in diesen brennend-heißen Nachmittagsstunden nichts Anderes und nichts Besseres vorzunehmen. Wir haben hier seit vierzehn Tagen eine Hitze,

dergleichen die ältesten Einwohner dieser Stadt nie erlebt zu haben bekennen. An einigen Tagen hat der Wärmemesser, und zwar an der Mitternachtsseite des Hauses, folglich in Schatten ausgehängt, schon nahe an 30 Grad gezeigt, welches die gewöhnliche höchste Hitze auf Guadaloupe sein soll. Die Luft scheint entzündet zu sein; die Blätter der Bäume verdorren und fallen ab, wie im Herbste; der Boden berstet und bekommt häufig breite Spalten.

Dennoch leide ich von dieser außerordentlichen Hitze viel weniger, als in unserm nördlichen Deutschland bei einer kaum halb so beträchtlichen Höhe das Wärmemessers. Zwar dringt der Schweiß vom Morgen bis zur Nacht, und selbst in dieser noch, bei der leichtesten Bedeckung, so reichlich und so ununterbrochen aus allen Schweißgrübchen hervor, daß man, so oft man auch die Wäsche wechselt, gar nicht aufhört, am ganzen Körper naß zu sein; allein man fühlt sich leicht dabei, und nicht so mattherzig und beängstiget, als es bei uns so oft der Fall zu sein pflegt. Das macht unstreitig die größere Reinheit der Luft dieses Himmelsstriches, welche mit drückenden, das Athmen erschwerenden Dünsten lange nicht so sehr, als die unsrige, beladen ist. Auch ist man hier den Erkältungen und den gefährlichen Folgen derselben nicht so, wie bei uns, unterworfen. Setzte ich mich bei euch, in unserm eigenen Hause, so wie ich jetzt bin, indem ich dieses schreibe, das heißt, ganz mit Schweiß übergossen und beinahe völlig entkleidet, in die Zugluft hin, wie ich es hier, ohne alle nachtheilige Folgen, nun schon oft gethan habe und thun mußte, wenn ich von der Hitze nicht ganz aufgelöst werden wollte, so würde ich, wahrscheinlicher Weise, wo nicht den Tod davon haben, doch eine schwere Krankheit mir dadurch

zuziehen. Hier hat es nichts damit zu bedeuten. Ich fahre nichtsdestoweniger fort zu schwitzen, und fühle mich, wenn ich gegen Abend ein erfrischendes und stärkendes Bad genommen habe, wieder so leicht, behaglich und gesund, als der Fisch im Wasser.

Der einzige Nachtheil, den diese nie von mir empfundene Hitze mir bringt, ist der, daß ich weniger umherlaufen oder fahren, folglich auch meine Zeit weniger gut benützen kann, als es ohne dieselbe geschehen würde. Nur Eine Art von Beobachtung kann man hier jetzt besser, als zu jeder andern Zeit anstellen, nämlich die über den unbändigen Vergnügungstrieb der Franzosen, besonders über ihre immer rege und unersättliche Begierde nach Schauspielen. Ich wohne hier zwischen der Oper und dem Schauspielhause Louvois. Kannst Du glauben, daß ich, selbst an den allerheißesten Tagen, die wir in dieser Zeit gehabt haben, schon zwei Stunden vor der Eröffnung der Bühnen vor beiden Häusern ein Gedränge von Herren und Damen gesehen habe, welche sich schweifmäßig (à la queue) *) ordnen mußten, um

*) In diesem sogenannten Schweifstehen haben die Pariser eine ganz eigene Fertigkeit. Wenn bei irgend einer Thür, zu welcher viele Menschen zugleich hineinwollen, ein Gedränge entsteht, so wird sofort zu diesem Mittel geschritten, d. i. man ordnet sich, so wie man steht, paarweise, indem je zwei und zwei zusammentreten, und so von dem Eingange an bis in die Straße hinein einen langen Schweif bilden, welcher einer Schlange gleicht, die sich langsam fortbewegt. Indem nämlich jedesmahl die vordersten Zwei, nach Erlegung der Gebühr, hineingelassen werden, treten die nächstfolgenden Zwei an ihre Stelle, und der ganze Schweif rückt um einen Schritt vor. Da aber dem äußersten Ende desselben sich immer wieder neue Ankömmlinge anschließen, so erhält er, indem er vorn unaufhörlich abnimmt und hinten eben so unablässig wieder

nach und nach hineinzukommen? Und gleichwol wurden an solchen Tagen zuweilen Stücke gegeben, welche hier schon so oft gespielt worden sind, daß die meisten Pariser sie auswendig wissen! Ich habe es in dieser Zeit ein paarmahl selbst versucht, hineinzugehen; allein ich fand das Haus so voll, das Gedränge so beschwerlich, und die Luft so unerträglich heiß und dunstig, daß ich es nicht darin aushalten konnte, sondern noch vor Eröffnung der Bühne mich wieder zurück- und hinausdrängen mußte.

Dagegen bieten mir zwei andere Gebäude, selbst gegen die unerträglichste Mittagshitze, eine eben so sichere als angenehme Zuflucht an. Dies sind die Hallen des Museums und die Landesbücherei (la Bibliothèque nationale). Beide sind glücklicher Weise nicht weit von meiner Wohnung entfernt; die letzte besonders kaum zwanzig Schritt. In beiden findet man, der hohen und weiten Räume und der dicken Mauern wegen, eine bei der gegenwärtigen Hitze sehr angenehme Kühle; so daß in diesen erstaunenswürdigen Schatzkammern der Künste und der Wissenschaften nicht bloß der Geist, sondern auch der Körper sich eben so angenehm als heilsam erfrischt und gestärkt fühlt. Beide werden daher oft von mir besucht; und bin ich nur erst da, so ist das Ungemach der Hitze auf einige Stunden für mich verschwunden. Ueber das Museum habe ich Dich in meinem vorigen Briefe unterhalten; hier sollst Du nun auch eine kurze Nachricht

zuwächst, das Ansehen einer Schraube ohne Ende. Der Schweif ist in beständiger Bewegung, und bleibt, seiner Ausdehnung nach, oft Stunden lang derselbe, ungeachtet die einzelnen Personen, die ihn bilden, augenblicklich näher zum Ziele rücken und nach und nach verschwinden, um Andern Platz zu machen.

von den in ihrer Art eben so merkwürdigen und ungeheuern Schätzen jener öffentlichen Büchersammlung lesen.

Das Gebäude, worin sich diese unermeßlichen Schätze befinden, bildet ein großes Viereck, welches einen weiten Hofplatz einschließt. Gleich beim ersten Anblicke dieses den Wissenschaften gewidmeten Tempels kann man sich des Erstaunens und Schreckens über die höchst-unsichere Lage desselben nicht erwehren. Es liegt nämlich ganz nahe bei zwei großen Schauspielhäusern, der Oper und der Bühne Louvois. Von der ersten ist es nur durch eine sehr schmale Straße getrennt, und von der andern nur ungefähr dreißig Schritt weit entfernt. Wie oft hat man schon, besonders in Paris, erlebt, daß Schauspielhäuser in Brand geriethen! Wie, wenn dieses so leicht mögliche Unglück sich auch mit einem der genannten beiden Häuser ereignete, und diese kostbare Sammlung, welche jetzt nicht ihres Gleichen mehr in der Welt hat, dann zugleich mit in Feuer aufginge? Der bloße Gedanke an einen so unersetzlichen Verlust, worüber ganz Europa trauern müßte, macht mich zittern. Was aber den unbegreiflichen Leichtsinn, womit man diese Gefahr sieht und fortdauern läßt, noch stärker bezeichnet und noch unbegreiflicher macht, ist, daß man das Gebäude auch nicht einmahl durch Ableiter gegen den Blitzstrahl gesichert hat! Man würde indeß den hiesigen Gelehrten Unrecht thun, wenn man glauben wollte, daß sie bei dieser unerhörten Vernachlässigung eines der ersten öffentlichen Schätze gleichgültig und ruhig geblieben wären. Ich weiß vielmehr von sicherer Hand, daß sie es, sowol einzeln, als auch gesellschaftsweise an den dringendsten Vorstellungen darüber keinesweges haben fehlen lassen; aber Alles, was sie bis jetzt dadurch erreicht haben, ist die unbestimmte Zusicherung, daß demnächst, wenn die

Staatskasse es erlauben würde, ein sicherer Ort für jene Schätze in dem Louvre bereitet werden solle, welches man zu diesem Behuf werde ausbauen lassen. Bis jetzt aber ist noch kein Schritt dazu geschehen.

Ich maße mir nicht an, das Verfahren der Regierungen, besonders solcher, deren Lage und Umstände ich als Fremder unmöglich genau kennen kann, zu beurtheilen; aber wenn man bemerkt, wie viel hier jetzt zur Verschönerung der Stadt und der Schlösser geschieht, so kann man sich doch unmöglich der Frage enthalten: sollte die Staatskasse, welche Dieses erlaubt, nicht auch für Jenes Rath schaffen können? Oder, wofern Eins von Beiden vor der Hand noch aufgeschoben werden müßte, sollte die Sicherstellung so unermeßlicher Schätze nicht wichtiger und dringender sein, als die Anlegung neuer Straßen und Plätze, als die innere und äußere Verschönerung der Paläste, und als die Errichtung neuer Brücken, welche doch keinen höhern Zweck haben, als denjenigen Parisern, welche von einem Ufer der Seine nach dem andern hinüber wollen, ein paar hundert Schritte und einige Minuten Zeit zu ersparen? Und sollte endlich die Staatskasse, welche in Stande ist, zu jenen, nicht sehr dringenden Verschönerungen Millionen herzugeben, nicht auch noch ein paar hundert Thaler entbehren können, um Ableiter errichten zu lassen?

Um aber, einigermaßen wenigstens, Dir vorstellen zu können, was Frankreich und die Welt verlieren würden, wenn jene Schatzkammer der Wissenschaften in Rauch aufgehen sollte, brauche ich Dir nur einen allgemeinen Ueberblick der darin verwahrten unermeßlichen Schätze zu verschaffen. Diese bestehen in fünf Sammlungen: nämlich 1. in einer Bücherei oder Bibliothek, die, so viel ich weiß, nächst der des Buchhändlers Lackington

zu London, die größte in der Welt ist; die Zahl der Bücher wird nämlich jetzt auf 300,000 geschätzt; 2. in einer eben so ungeheuern Sammlung von Handschriften, die einen hohen und langen Saal, die Mazarinische Galerie genannt, und außerdem noch, wenn ich recht gehört habe (denn alle habe ich sie bis jetzt nicht gesehen) achtzehn andere geräumige Zimmer anfüllen. Diese Sammlung, jetzt gleichfalls die größte und wichtigste in der Welt, ist, besonders durch die Eroberungen des letzten Krieges, mit sehr vielen kostbaren und einzigen Stücken bereichert worden, deren Verlust ganz unschätzbar sein würde. Schon vor der Umwälzung soll sie gegen 60,000 Bände stark gewesen sein! 3. In einer sehr reichen und wichtigen Münzsammlung, welche gleichfalls Manches enthält, was sonst nirgends gefunden wird. 4. In einer kostbaren Sammlung von Alterthümlichkeiten aller Art, Brustbildern, Gefäßen, Werkzeugen, Inschriften, geschnittenen Steinen u. s. w. Endlich 5. in einer so großen Sammlung von Kupferstichen, als man schwerlich in irgend einem andern Lande, oder an irgend einem andern Orte finden mag. Sie enthält z. B. die ganze Französische Geschichte, d. i. nicht nur alle Französische Regenten, Staatsmänner und überhaupt alle merkwürdige Personen, welche dieses an berühmten Menschen so reiche Land hervorgebracht hat, sondern auch geschichtliche Darstellungen ganzer Begebenheiten; die ganze Naturgeschichte in bemahlten Bildern; alle Werke der Französischen Kupferstecher; die Geschichte der Kupferstecherkunst in einer Folge von Stücken, von der ersten Erfindung dieser Kunst an, bis zu unsern Zeiten, u. s. w. Die ganze Sammlung ist in zwölf Klassen geordnet, welche zusammen 5000 zum Theil dicke Bände voll Kupferstiche enthalten. Zu den Nebenmerkwürdigkeiten, welche

man hier sieht, gehören: 1. ein aus Metall verfertigter Musenberg, auf welchem man die merkwürdigsten Französischen Schöngeister bis auf Voltairen, nach dem Leben abgebildet, erblickt; 2. eine Welt- und eine Himmelskugel, beide von so beispielloser Größe, daß der Boden, welcher das unterste Geschoß von dem darüber befindlichen absondert, durchbrochen werden mußte, um ihnen einen, ihrer Höhe angemessenen Raum zu verschaffen. — Dies sind im Allgemeinen die kostbaren Schätze, welche hier, auf eine so unverantwortlich-leichtsinnige Weise, der Gefahr, verbrannt zu werden, ausgesetzt stehen!

Es ist ein schöner Anblick, sowol hier, als auch in allen andern Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen dieses Orts, den immer regen Eifer zu sehen, mit dem diese Schätze hier jetzt benützt werden. So oft ich in dieses Haus komme, finde ich, an langen Tafeln, ein paar hundert Menschen beiderlei Geschlechts, jegliches Alters und von allen Völkerschaften, sogar Türken, Egipter und Sirer, in voller Arbeit, indem der oder die Eine lieset, der Andere nachschlägt, der Dritte vergleicht, der Vierte Auszüge macht. In dem Museum, in den Sammlungen des Pflanzengartens, kurz überall, wo Werke der Kunst und der Wissenschaften aufgestellt sind, hat man ebendiesen erfreulichen Anblick; überall findet man zu jeder Zeit eine sehr große Menge Menschen beiderlei Geschlechts, welche diese Werke mit rastlosem Fleiße auf eine oder die andere Weise benützen. Der Eifer, Künste nnd Wissenschaften anzubauen, geht hier jetzt erstaunlich weit; besonders auch bei dem schönen Geschlechte. Ich habe fast keine öffentliche Vorlesung oder gelehrte Versammlung besucht, wo ich nicht gemeiniglich, trotz der unmäßigen Hitze, eben so viele, oft noch mehr Damen als Herren fand, welchen man an

ihren gespannten Gesichtszügen, an ihren funkelnden Augen, und an den lebhaften Aeußerungen des warmen Antheils, den sie an den vorkommenden Gegenständen nahmen, es unverkennbar ansah, daß sie nicht hergekommen waren, um sich bloß entweilen zu lassen, oder weil der Ton es jetzt so mit sich bringt, sondern daß sie von Begierde brannten, wissenschaftliche Kenntnisse aller Art zu erwerben.

Du weißt, daß ich aus guten Gründen den unnatürlichen Bemühungen der Weiber, gelehrte Kenntnisse einzusammeln, niemahls hold gewesen bin; die Französischen Damen aber — der Ausdruck, dessen ich mich hier bediene, wird Dir wol schon von selbst sagen, daß ich von den Weibern der höhern Klassen rede — muß ich deshalb loben. Dies wird Dir räthselhaft klingen; ich will mich erklären.

Die Französinnen der besagten Klassen, wenige Ausnahmen abgerechnet, lebten schon ehemahls, und so auch jetzt noch, in einem höchst unnatürlichen Zustande. Der wahren weiblichen Bestimmung, wodurch sie berufen werden, treue Gattinnen, sorgsame Mütter und verständige Hausfrauen zu sein, gänzlich entrückt, scheinen sie gar keine Pflichten, gar keinen Beruf und gar keinen häuslichen Wirkkreis mehr zu haben. Erzogen — nein! denn wie könnte man das Erziehung nennen? — abgerichtet, wollte ich sagen, außerhalb des väterlichen und mütterlichen Hauses (ehemahls in Klöstern, jetzt in sogenannten Erziehungsanstalten) und ohne jemahls kindliche und schwesterliche Gefühle erfahren zu haben, werden sie großentheils mit Männern verbunden, welche sie vorher kaum kennen zu lernen, geschweige liebzugewinnen Gelegenheit hatten, und welche nicht sie selbst, sondern ihre Familien für sie wählten. Nun sind sie zwar Gat-

tinnen, aber ohne die Pflichten dieses Standes zu kennen; Hausfrauen, aber ohne einen häuslichen Berufskreis zu haben. Ihr einziger schmählicher Beruf ist: den Vormittag damit zuzubringen, Besuche im Bette anzunehmen, den Nachmittag mit Putzen, den Abend an irgend einem öffentlichen Vergnügungsorte, im Schauspielhause und bei nächtlichen Gastmahlen zu vergeuden. Was in ihrer eigenen Küche vorgeht oder vorgegangen ist, das ersehen sie erst durch die Schüsseln, die auf ihren Tisch kommen. Ihr ganzes Geschäft in diesem Wirthschaftsfache besteht bloß darin, dem Koche oder der Köchinn anzuzeigen, daß heute so oder so viele Gerichte für so oder so viele Personen verlangt werden. Selbst die Wahl der Gerichte und die Art, wie jedes zubereitet werden soll, bleibt in vielen Häusern jenen gleichfalls gänzlich überlassen. Einige haben sich sogar mit dem Koche oder der Köchinn auf den zwar bequemen, aber schimpflichen Fuß gesetzt, daß sie nicht einmahl Etwas dabei vorschreiben dürfen, indem diese jede ihnen darüber ertheilte Vorschrift als einen Eingriff in ihre Amtsrechte ansehen würden, und auch der Einkauf der Bedürfnisse ihnen gänzlich überlassen bleibt. Wie soll nun eine solche Frau, ohne Beruf und Geschäft, besonders wenn sie jung, hübsch und reich ist, es anfangen, um den tausendfachen Reizungen und Versuchungen zum Argen, von welchen sie sich hier überall umgeben sieht, zu widerstehen? Was soll sie mit ihrer Zeit, was mit ihren Kräften, welche doch irgend einen Spielraum haben wollen, beginnen?*) Das Einzige, was den Bessern unter ihnen noch übrig geblieben ist, und was ihnen jetzt glück-

*) Einige unter ihnen haben sogar nicht einmahl eine einzige weibliche Arbeit gelernt. Ich habe dieses aus dem Munde

licher Weise durch die Mode vergönnt wird, ist, sich in die Künste und Wissenschaften zu werfen. Was daher bei uns ein Vergehen wider die natürliche Bestimmung des Weibes ist, das wird hier zur Tugend. Hier, wo die Weiber aus jener natürlichen Bestimmung nun einmahl herausgegangen sind, wo sie keine Kinder zu erziehen, keines Gatten zu pflegen, keine Küche zu besorgen, keiner Hauswirthschaft mehr vorzustehen, und überhaupt keine weibliche Arbeiten zu verrichten haben; hier kann es in der That für etwas Verdienstliches gelten, sich lieber mit Aufopferung ihrer Ruhe und Gemächlichkeit wissenschaftliche Kenntnisse und Kunstfertigkeiten zu erwerben, als den Vormittag, im Bette liegend, mit Männern, welche nicht die ihrigen sind, zu verplaudern, den Nachmittag mit Anputzen, und den Abend mit Vergnügungen aller Art im Schauspielhause, im Fraskati oder am Spieltische zu verschwenden.

Nach diesem Verdienste und nach dieser Tugend streben nun, wie gesagt, die Pariserinnen jegliches Alters jetzt in der That mehr als jemahls. Nie habe ich an irgend einem andern Orte etwas Aehnliches gesehen. Alle öffentliche Hörsäle, so viele ich ihrer hier besucht habe, selbst solche, worin die höhern Wissenschaften gelehrt werden, sind voll von Damen; in dem Museum und in den naturgeschichtlichen Sammlungen des Pflanzengartens wimmelt's von solchen, welche zeichnen oder mahlen; ja sogar im Schauspielhause füllen manche die Zwischenzeiten von einem Aufzuge zum andern mit wissenschaftlichen Forschungen aus, indem sie ein Buch oder

---

einer Dame, die mir ehrlich gestand, daß sie nicht einmahl nähen und stricken könne, und über das Erstaunen, welches ich dabei äußerte, sich krank lachen wollte.

die Schreibtafel hervorziehen, und sich so lange damit beschäftigen, bis der Vorhang wieder aufgezogen wird. Als ich neulich neben einer solchen, mir völlig unbekannten Dame, durch Zufall in der Oper meinen Platz erhielt, wünschte ich doch zu erfahren, zu welcher Klasse das Buch, womit sie sich zwischendurch so eifrig beschäftigte, wol gehören möchte, und bemerkte mit Verwunderung an den Figuren, die sie von Zeit zu Zeit mit dem Texte verglich, daß es aus dem Gebiete der Größenlehre war. Kannst Du glauben, daß man manche dieser lernbegierigen Weiber schon des Morgens um sieben Uhr, welches hier sehr früh ist, in dem für viele weitentlegenen Pflanzengarten in der Absicht findet, erst einer Vorlesung über die Scheidekunst, über die Pflanzen- oder die Minerlehre (Mineralogie), oder über irgend eine andere hier gelehrte Wissenschaft beizuwohnen? hienächst aber noch eine Stunde lang, und zwar immer mit nüchternem Magen, in dem Garten herumzuwandeln, um diejenigen Pflanzen aufzusuchen, von welchen in der Vorlesung die Rede war, und dann erst die Rückkehr nach Hause und zum Frühstück anzutreten?

Es kann nicht fehlen, Paris muß in kurzer Zeit das Athen des 19ten Jahrhunderts werden, falls man noch Bedenken tragen sollte, ihm schon jetzt diese Benennung beizulegen, ungeachtet es wirklich jetzt schon in mancher Hinsicht an Gelegenheiten und Hülfsmitteln zur Erwerbung wissenschaftlicher Kenntnisse viel mehr als Athen ist *). Besonders wird der jetzige beispiellose

*) Noch vor einigen Jahren glaubte und besorgte ganz Europa, daß von hier aus eine neue Verfinsterung oder Barbarei sich über die Welt verbreiten würde; und schon jetzt, drei oder vier Jahre später, erstaunen wir über den

Modeeifer der Damen hiezu unfehlbar sehr viel beitragen. Wie diese hier in allen andern Stücken den Ton angeben, so werden sie es auch hierin thun; oder vielmehr, sie haben es schon gethan. Die Männer müssen, sie mögen wollen oder nicht, ihnen nach auf der Bahn der Künste und der Wissenschaften; und diese werden daher von nun an hier eifriger und allgemeiner angebauet werden, als es, so lange die Welt steht, jemahls irgendwo der Fall gewesen ist. Da aber nichts desto weniger die ersten Anfänge des Unterrichts hier noch unglaublich vernachlässiget werden, so wird man hier künftig eine der seltsamsten Erscheinungen sehen — Gelehrte, Naturkundige, Scheidekünstler, Sternforscher und Meßkünstler vom ersten Range, welche vielleicht kaum erträglich lesen und schreiben können!

Wie sehr es den Weibern schon jetzt geglückt ist, überall den gelehrten und wissenschaftlichen Ton anzugeben und herrschend zu machen, davon konnte man sich unter andern neulich auch in dem sogenannten Französischen Schauspielhause (Théâtre Français), welches noch immer für das erste gehalten wird, überzeugen. Diese Bühne, welche sich von jeher das Verdienst erworben hat, die ältern Meisterwerke der Französischen Bühnendichtung in ununterbrochenem Umlaufe zu erhalten, kündigte das bekannte Molièresche Lustspiel: die gelehrten Weiber, an. Da ich nun schon häufig Gelegenheit gehabt hatte, die obigen Bemerkungen, über den jetzigen Heiß-

---

Kunst- und wissenschaftlichen Lichtstrom, der sich von hier aus zu ergießen angefangen hat! Die Franzosen sind wirklich ein erstaunliches Volk, welches Alles kann, was es will, und in Allem, worauf sein jedesmahliger Feuereifer verfällt, in unglaublich kurzer Zeit die höchsten Ziele zu erklimmen weiß.

hunger der Pariserinnen nach Gelehrsamkeit, zu machen, so sagte ich zu einem Freunde: es würde mich wundern, wenn dieses Lustspiel, worin jener weibliche Gelehrsamkeitseifer bekanntlich lächerlich gemacht wird, jetzt noch eben so stark als andere ältere Stücke besucht werden sollte. Um nun zu sehen, ob meine Vermuthung eintreffen würde, ging ich selbst dahin. Und siehe da! ich fand das Haus so leer, als man es, wie ich hörte, fast noch niemahls gesehen hatte. Zum Beweise aber, daß nicht das Alter des Stücks, sondern bloß sein tonwidriger, den Damen mißfälliger Inhalt an dieser gänzlichen Verödung Schuld war, diente der Umstand, daß man an ebendiesem Tage auf einer andern Bühne ein anderes altes Stück gab, wobei das Haus, wie man am folgenden Tage in einigen öffentlichen Blättern las, zum Erdrücken voll war. So entschieden und so mächtig ist hier noch immer die Herrschaft der Weiber!

Ich habe schon einigemahl des herrlichen Pflanzengartens (Jardin des plantes) erwähnt. Auch von diesem will ich Dir einen etwas bestimmteren Begriff zu geben suchen, weil ich mir sonst selbst den Vorwurf machen müßte, Dir eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Orts verschwiegen zu haben. Diese erste Anstalt in ihrer Art besteht: 1) aus einem sehr geräumigen, schönen und wohlunterhaltenen, sogenannten botanischen, oder Kunstpflanzengarten, welcher nur in Ansehung einiger wenigen Pflanzen, welche die Engländer sich eher verschaffen konnten, von dem zu Kew noch übertroffen wird. Auch dieser Pflanzengarten ist in den verflossenen Jahren der Umwälzung durch den rastlosen Eifer der verdienten Gelehrten, welche ihm vorstehen, beträchtlich erweitert und bereichert worden. Zu einer Zeit, wo Robespierre's Fallbeil über dem Haupte dieser Männer,

wie über so vielen andern Unschuldigen schwebte, vergaßen sie mit seltener Großmuth sich und ihre eigene Gefahr, um die ihnen anvertrauten Schätze nicht bloß zu verwahren, sondern auch zu vermehren; und indeß die beiden mächtigsten Völkerschaften, die der Franzosen und Engländer, sich in blinder Erbitterung einander zu zerfleischen und zu vertilgen suchten, wechselten die Gelehrten unter beiden, nach wie vor, Schätze der Wissenschaften gegen einander aus, und boten sich wechselseitig die Hand, sich unaufhörlich damit zu bereichern. Ein schönes Beispiel, welches für die späteste Nachwelt aufbewahrt zu werden verdient! 2) Aus einer der schönsten und vollständigsten naturgeschichtlichen Sammlungen aus allen Reichen der Natur, die sich nicht bloß durch die zweckmäßigste Ordnung, sondern auch durch die größte Unterhaltungssorgfalt von allen andern auszeichnet, die ich je gesehen habe. Alle dazu gehörige Gegenstände sind wissenschaftlich geordnet und aufgestellt, jedes an dem Platze, den das Lehrgebäude ihm anweiset; alle sind mit ihrem Namen bezeichnet, alle in schönen, gegen Staub und Luft festgeschlossenen Glasschränken so sorgfältig verwahrt, daß sie ihr schönes, frisches Ansehen durch nichts verlieren können. Hier kann Jeder, mit einer guten Naturgeschichte in der Hand, sich mit allen Schätzen dieser Wissenschaft, ohne Lehrer, durch ihren Anblick selbst bekannt machen. 3) Aus einer sehr ansehnlichen und schätzbaren Büchersammlung, diese Wissenschaft nach allen ihren Theilen betreffend. Es gehört dazu unter andern auch eine Sammlung von Pflanzen- und Blumengemählden erster Art, an welcher seit einem Jahrhunderte von den trefflichsten Zeichnern und Mahlern gearbeitet worden ist und noch immer gearbeitet wird, ungeachtet diese Sammlung schon jetzt das erste und

vollkommenste Kunstwerk dieser Art in der Welt ist. Der große Blumenmahler Van Spaendonck, ein Niederländer, ist dieser Sammlung vorgesetzt, sowol um sie immer mehr zu vervollkommnen, als auch nach ihr Unterricht in der schönen Blumenmahlerei zu geben. Man findet hier jedesmahl einige funfzig junge, auch ältere Damen, und eben so viele Herren, welche damit beschäftiget sind. 4) Aus einer sehr ansehnlichen und kostbaren Sammlung von Gegenständen der Zergliederungskunst. Auch diese Sammlung ist erst in den schrecklichen Zeiten der Umwälzung durch die eifrigen Bemühungen des eben so gelehrten als edlen Cuvier entstanden, und in diesen wenigen Jahren schon zu einer Vollständigkeit gediehen, welche die Kenner in Erstaunen setzt. 5) Aus einem Thiergehege (Ménagerie), worin man eine große Menge fremder, zum Theil seltener Thiere, die wilden in Verschlägen, die gezähmten auf freien Plätzen sieht. Dazu gehört unter andern eine sehr schöne und große Löwinn, die in diesem Zustande der Gefangenschaft neulich drei junge Löwen geboren und damit das Vorurtheil widerlegt hat, daß diese Thiergattung nur immer Ein Junges zur Welt bringe. Der Abstich zwischen der jugendlichen Lustigkeit und Spielerei dieser Kleinen, und der ernsten Wildheit ihrer Mutter, gewährt dem Zuschauer eine sehr angenehme Unterhaltung.

Durch die uneigennützige Bemühung der dieser großen Anstalt vorgesetzten Gelehrten erscheint jetzt über dieses letzte Fach, das Thiergehege nämlich, ein Werk, welches an innerem Gehalte und an äußerer Pracht, besonders an Genauigkeit der Zeichnungen und an Vortrefflichkeit des Stichs, alle andere Werke dieser Art übertrifft. Jedes Heft, welches aus ungefähr zwölf Bogen des größten und stärksten Papiers und aus vier eben

so großen Kupferplatten, welche sämmtlich, in Zeichnung und Stich; von den ersten Meistern herrühren, besteht, wird zu dem sehr mäßigen Preise von 8 Franken oder 2 Rthlr. verkauft. In Deutschland würden wir es, wenn uns auch alles andere dazu Erfoderliche zu Gebote stände, nicht unter 4 Rthlrn. liefern können. Ich besitze dieses kostbare Werk durch die Güte eines der verdienstvollen Verfasser desselben, des würdigen Cuvier, und ihr werdet es nebst vielen andern Werken, die ich als Denkmähler der Französischen Artigkeit mitbringe, in einer besondern Kiste finden, die ich in diesen Tagen über Straßburg absende. Ueber die Gefälligkeit der hiesigen Gelehrten gegen Fremde, so wie überhaupt über die beispiellose Artigkeit, womit ich mich hier überall, selbst von Solchen, welchen ich vorher nicht einmahl dem Namen nach bekannt sein konnte, bis zur Beschämung behandelt sehe, werde ich Dir, um den Auffoderungen meines Herzens ein Genüge zu thun, wol noch einen besondern Brief schreiben müssen. Dahin verschiebe ich denn auch das Uebrige, was ich über die Kunst- und wissenschaftlichen Schätze dieses neuen Athens und deren Benützung noch weiter für Dich bemerkt habe.

Der zusammengesetzten ganzen Anstalt, welche unter dem eingeschränkteren Namen des **Pflanzengartens** begriffen wird, sind dreizehn Hochlehrer oder Professoren vorgesetzt, welche über alle Fächer der Naturwissenschaften, das Wort in weiterem Sinne genommen, innerhalb der Anstalt selbst, öffentliche Vorlesungen halten; lauter Männer, welche ihrem Fache und ihrem Vaterlande Ehre machen. Die Namen einiger derselben, welche durch ganz Europa bekannt sind, z. B. die eines **Cuvier**, **Faujas-St.-Fond**, **Fourcroy**, **Jussieu**, **Lacépède** u. s. w. können auch Dir nicht mehr

fremd sein, und Du wirst, bei weitern Fortschritten in den Wissenschaften, die großen und glänzenden Verdienste dieser trefflichen Männer immer mehr würdigen und ehren lernen. Und damit genug für heute! Die Hitze dieses Tages hat mich so erschöpft, daß es hohe Zeit ist, nach der Seine zu eilen, um mich durch ein erfrischendes Bad zu erquicken.

Ich wünsche Dir und den Unsrigen allen einen eben so angenehmen Abend, als nach dem Bade der heutige, wie gewöhnlich, für mich sein wird. Lebe wohl, mein Guter!

Acht und zwanzigster Brief.

Paris.

So wie London an großen, menschenfreundlichen Anstalten zur Verminderung des menschlichen Elends die erste Stadt in der Welt ist, so übertrifft Paris jetzt alle andere an unermeßlichen Schätzen der Künste und der Wissenschaften. Wenn alle Kunst- und wissenschaftlichen Schatzkammern in ganz Europa durch eine allgemeine Feuersbrunst verzehrt würden, und nur Paris allein verschont bliebe, so würde das freilich ein großer, nie genug zu bejammernder Verlust für die Menschheit sein; allein in Barbarei würde sie deßwegen nicht zurücksinken. Paris allein würde noch immer so viel Licht über sie verbreiten können, als nöthig wäre, um sie auf der erklimmten Höhe der Aufklärung zu erhalten. Möge der Schutzgeist der Menschheit diese für die Künste und Wissenschaften jetzt so wichtige Stadt nur selbst vor ei-

ner allgemeinen Feuersbrunst im eigentlichen und uneigentlichen Sinne bewahren!

Außer der großen Landesbücherei (Bibliothèque nationale) und der des Kunstpflanzengartens, von welchen ich Dir in meinem letzten Briefe einen nothdürftigen Begriff zu geben gesucht habe, giebt es hier noch verschiedene andere öffentliche Bücherhallen, wovon ich Dir die vorzüglichsten doch wenigstens nennen muß. Diese sind: 1) Der Büchersaal des Pantheons. Dieser soll 80,000 Bände gedruckter Bücher, und 2,000 Bände Handschriften enthalten. 2) Die Stadtbücherei (Bibliothèque de la ville), gleichfalls sehr beträchtlich. 3) Die Mazarinische oder die der vier Völkerschaften (Bibliothèque Mazarine ou des quatre nations), welche auf 60,000 Bände geschätzt wird. 4) Die des allgemeinen Gelehrtenvereins (Bibliothèque de l'Institut national). Diese ist bis jetzt noch die kleinste von allen; allein es ist kein Zweifel, daß auch sie nach und nach beträchtlich anschwellen wird; wäre es auch nur durch die Menge neuer Werke, welche einheimische und auswärtige Gelehrte dieser glänzenden gelehrten Gesellschaft als ein Opfer ihrer Verehrung darbringen.

Der genannte allgemeine Gelehrtenverein, oder das National-Institut, hat seit seiner Errichtung die Augen des ganzen gelehrten Europa auf sich gezogen. Es verdient diese Aufmerksamkeit, man mag auf die Größe der Anstalt, oder auf den hohen Rang sehen, den viele ihrer Mitglieder in der gelehrten Welt behaupten. Selbst das jetzige Oberhaupt der Franzosen, Bonaparte, ist auf die Ehre, dieser Gesellschaft anzugehören, eifersüchtig gewesen, und hat sich als ihr Mitglied einschreiben lassen.

Die Gesellschaft besteht aus 140 wirklichen Mitglie-

dern, welche in Paris ansässig, folglich in Stande sind, den Versammlungen persönlich beizuwohnen; dann aus eben so vielen, durchs ganze Land verbreiteten Ehrenmitgliedern, welche an den Zwecken dieser großen gelehrten Körperschaft durch Briefwechsel Theil nehmen. Diesen sollen bis auf 80 auswärtige Ehrenmitglieder beigesellt werden.

Die ganze Anstalt ist in drei Klassen eingetheilt worden, wovon die erste die Naturwissenschaften und die Größenlehre, die zweite die Sittenlehre (das Wort im weitesten Sinne genommen) und die Staatswissenschaften, die dritte endlich die schönen Künste und Wissenschaften zu Gegenständen hat. Es wäre zu wünschen gewesen, daß man die Zahl der Klassen vermehrt hätte, um die Zahl der Mitglieder einer jeden zu vermindern *). Die den Franzosen eigene Lebhaftigkeit macht sie unfähig, große Gesellschaften zu bilden, in welchen wichtige, eine ruhige Erörterung verlangende Gegenstände verhandelt werden sollen. Es ist ihnen geradezu unmöglich, eine Empfindung oder einen Gedanken, sobald sie lebhaft in ihnen werden, zu unterdrücken, oder die Aeußerung derselben nur einen Augenblick aufzuschieben. Daher das unruhige Geräusch, um nicht zu sagen, das Geschrei und der Lärm, welche in allen ihren größern Versammlungen herrschen! Wie in den ehemahligen Versammlungen der Stellvertreter des Volks, so bei ihren gelehrten Zusammenkünften. Vergebens hat man festgesetzt, daß der Vorsitzer Stille gebieten soll. Er gebietet sie; aber Keiner achtet darauf, Keiner hört auf sein Geklingel. Es ist daher schwer für einen Fremden, selbst wenn er der Sprache völlig mächtig ist, der

*) Dieser Wunsch ist seit meiner Zurückkunft erfüllt worden.

Verhandlung zu folgen. Der Franzose hat auch hierin eine bewundernswürdige Fertigkeit. Man sollte oft glauben, er müsse hundert Ohren und eben so viele Verstandesfächer besitzen, um hundert Stimmen zugleich, und zwar jede deutlich und für sich, zu vernehmen und ihren Inhalt aufzufassen. Dies, was ich ehemahls in der geräuschvollen sogenannten Nationalversammlung nicht genug bewundern konnte, bietet sich dem erstaunten Fremden auch bei allen andern berathschlagenden Versammlungen dar, sobald sie nur ein wenig ins Große gehn. So auch in den Versammlungen dieses Gelehrtenvereins.

Ich habe drei Sitzungen desselben beizuwohnen das Vergnügen gehabt. In jeder wurden theils Briefe, theils Aufsätze vorgelesen; aber selten konnte der Vorleser ununterbrochen auch nur einen einzigen Gliedersatz zu Ende bringen; und die lauten Stimmen durchkreuzten sich gewöhnlich noch von dem einen Ende der langen Tafel bis zum andern, wann er, nach dem vergeblichen Klingeln des Vorsitzers, vorzulesen begann: so daß es mir oft sehr schwer wurde, nur so viel davon aufzufassen, als erfodert wurde, um zu wissen, wovon eigentlich die Rede war. In einer dieser Sitzungen wurde ein Danksagungsschreiben von Klopstock, für die ihm erzeigte Ehre der Aufnahme in diese Gesellschaft, erbrochen. Da sich aber fand, daß es Deutsch geschrieben war, so erhielt Bitaubé den Auftrag, es erst zu übersetzen. Einer, durch dessen Hände der Brief ging, bemerkte, daß er gleichwol mit Französischen Buchstaben geschrieben sei; worauf ein Anderer behauptete, daß das eine lobenswürdige Neuerung sei, welches ihm von einem Dritten die Zurechtweisung zuzog, schon Geßner habe diesen Schritt, die alte barbarische Mönchsschrift abzuschütteln, gewagt. Daß seitdem Tausende von Büchern

mit Lateinischer oder Französischer Schrift in Deutschland gedruckt worden sind, schien den meisten dieser Herren noch nicht zu Ohren gekommen zu sein.

Eine Bemerkung über die Französischen Gelehrten, die ich sowol in diesen Sitzungen, als auch in andern gelehrten Versammlungen zu machen Gelegenheit hatte, möchte ich in Deutschland von einem Manne, der sich einer stärkern Stimme erfreut, als die meinige ist, recht laut verkündigen hören. Es ist die: daß man hier besser, als bei uns, wie es mir vorkommt, den Gelehrten und Schriftsteller vom Menschen, die Sache der Gelehrsamkeit von der des Lebens unterscheidet. Hier darf ein Gelehrter dem andern in wissenschaftlichem Wortwechsel geradezu, mit Wärme, sogar mit Bitterkeit, widersprechen, ohne daß das dem Verhältnisse, worin sie als Menschen und Bürger mit einander stehen, in der Regel, Eintrag thut. Gleich den Stellvertretern im Englischen Volksrathe, erlaubt man sich hier die stärksten Ausfälle auf die Geisteserzeugnisse der Herren Amtsbrüder; allein wenn die Sitzung geendiget ist, gehen alle als gute Freunde scherzend und lachend nach Hause. Der Mensch bleibt dem Menschen werth und geachtet, wenn gleich der Gelehrte dem Gelehrten, der Schriftsteller dem Schriftsteller die bittersten Dinge gesagt hat. Sehr lobenswerth, fürwahr! und werth, von den Gelehrten anderer Länder nachgeahmt zu werden! Als Gelehrte bilden wir einen Freistaat, worin Freiheit und Gleichheit herrschen, und herrschen sollen. Hier ist es daher erlaubt, und sogar pflichtmäßig, freimüthig zu sein, weil wir Alle die Wahrheit suchen und befördern, folglich auch ihr nichts durch Schmeichelei und Heuchelei vergeben sollen. Aber unsere Zänkereien aus dem einen Verhältnisse in das andere, aus den gelehrten Zusam-

menkünften in das menschliche und bürgerliche Leben überzutragen, ist unrecht und kleinstädtisch zugleich. Hier übertreffen uns, wie es scheint, die Französischen Gelehrten weit, und verdienen daher, uns zum Muster aufgestellt zu werden.

Unter den übrigen gelehrten Gesellschaften, welche nicht vom Staate abhangen, sondern durch freiwilliges Zusammentreten entstanden sind, zeichnet sich besonders das sogenannte Atheneum von Paris (Athénée de Paris) aus. Gelehrte vom ersten Range sind demselben beigetreten, und machen sich dabei durch öffentliche Vorlesungen über Naturgeschichte, Pflanzenkunde, Größenlehre, Zergliederungskunst, Scheidekunst, Naturlehre und fremde Sprachen sehr verdient. Auch diese Vorlesungen werden von alten und jungen Frauenzimmern stark besucht. Es war mir angenehm, in dem gedruckten Verzeichnisse der Vorlesungen die über die Deutsche Sprache obenan zu finden. Derjenige, welcher sie hier lehrt, ist ein wackerer Deutscher, Herr Weiß, welcher den großen Moreau bei seinen Feldzügen als Geheimschreiber begleitet hat. Das Oertliche dieser gelehrten Anstalt besteht in verschiedenen geräumigen Sälen und Zimmern. Einer von jenen ist den Vorlesungen, ein anderer der der Gesellschaft gehörigen Büchersammlung gewidmet. In einem der Zimmer werden Zeitschriften und andere öffentliche Blätter gelesen, und ein anderes ist zu gelehrten und gesellschaftlichen Unterhaltungen bestimmt. Für das Alles bezahlen die Theilnehmer jährlich nur 4 Karolinen oder 24 Rthlr.

Eine zweite Anstalt dieser Art, das Atheneum der Künste (Athénée des arts) genannt, scheint mehr die Künste und die Vervollkommnung nützlicher Erfin-

dungen, als die eigentlichen Wissenschaften, zum Gegenstande zu haben.

Das Museum, eine gelehrte Gesellschaft, welche bei meinem ehemahligen Hiersein blühete, und der auch ich anzugehören die Ehre hatte, ist eingegangen.

Noch muß ich Einer gelehrten Gesellschaft erwähnen, welche sich ausschließlich mit Beobachtungen über den Menschen beschäftiget, und welche daher auch die Benennung einer Gesellschaft der Menschenbeobachter (Société des observateurs de l'homme) angenommen hat. Der berühmte, auch im Auslande gekannte und geschätzte Lacépède ist ihr jetziger Vorsitzer; Jauffret, ein zwar noch junger, aber achtungswürdiger Gelehrter, der unter andern auch verschiedene mit Beifall aufgenommene Bücher für die Jugend geschrieben hat, ihr Geheimschreiber. Die Mitglieder dieser nützlichen Gesellschaft begnügen sich nicht bloß damit, Bemerkungen über den Menschen durch eigene Forschungen zu machen, sondern unterhalten auch einen darauf abzweckenden Briefwechsel mit Reisenden und Angestellten in entfernten Weltgegenden. Auch zeigen sie dergleichen Beobachtern Gesichtspunkte für die zu machenden Bemerkungen an, und leiten ihre Aufmerksamkeit durch Fragen über solche, die Menschenkenntniß betreffende Gegenstände, welche noch nicht hinlänglich erörtert sind. Die Gesellschaft erzeigte mir die Ehre, mich zu einer ihrer Sitzungen einzuladen, und überhäufte mich, im Angesichte einer ansehnlichen Versammlung von Zuhörern, mit Artigkeitserweisungen, welche nur in Frankreich nicht zu den außerordentlichen gehören.

Unter den noch übrigen Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen, welche vornehmlich gesehen zu werden verdienen, darf ich die kostbare Minersammlung

(Cabinet de minéralogie) in dem prächtigen Münzgebäude (Hôtel des monnaies), und die aus den geretteten Kirchenschätzen der Bildhauerkunst, unter dem Namen eines National-Museums (Musée national des monumens Français) entstandene neue Sammlung nicht mit Stillschweigen übergehen. Jene ist eine der vollständigsten Schatzkammern von Berggut jeder Art, welche es in Europa geben mag; diese ein merkwürdiges und bleibendes Denkmahl, sowol von der schrecklichen Raserei des Französischen Pöbels zur Zeit der Robespierreschen Gräuel, als auch von dem muthigen und gefahrvollen Eifer, womit einige, zu jeder Aufopferung entschlossene Männer der Zerstörung so viel zu entreißen suchten, als sie konnten. Derjenige, der sich hiebei am meisten auszeichnete, und viele jener Kunstwerke mit Gefahr seines Lebens gerettet hat, heißt Alexander Lenoir. Dieser ist denn auch, wie der Stifter, so noch jetzt der Vorsteher dieser schätzbaren Sammlung, die er fortwährend zu vergrößern und zweckmäßig zu ordnen beflissen ist *).

Diese Sammlung ist eine anschauliche Geschichte der Französischen Bildhauerkunst, und in sofern die einzige ihrer Art. Es war ein glücklicher Einfall, alle diese Denkmähler, von den ersten schwachen Versuchen der Kunst in den mittleren Jahrhunderten an, nach der Zeitfolge aufzustellen. Jedes Zimmer oder jeder Saal faßt die Werke eines Jahrhunderts in sich. Fünf Jahrhun-

---

*) Bekanntlich hat man, bald nach Wiederherstellung der Königl. Regierung, für gut gefunden, dieses Museum aufzuheben, und seinen Inhalt den verschiedenen Kirchen, welchen die Denkmähler ursprünglich angehörten, wieder zurückzuliefern. Anm. z. n. Ausg.

derte sind, außer einem Einführungssaale *) (Salle d'ouverture) und einer Begräbnißkammer (Chambre sépulcrale) **) schon vollkommen geordnet und eingerichtet. An den Räumen, welche die übrigen in sich fassen sollen, wird noch gebaut. Die Zahl der schon aufgestellten Kunstwerke beläuft sich bereits auf 575 Stück, einige Glasmahlereien mit eingeschlossen.

Mit sehr lebhaftem Vergnügen fand ich hier auch ein Denkmahl wieder, welches bei meinem ehemahligen Hiersein mich ganz vorzüglich angezogen hatte, und welches ich noch einmahl zu sehen gar nicht hoffen durfte, weil es recht eigentlich zu der Klasse derer gehörte, welchen der bilderstürmende Pöbel die Zernichtung geschworen hatte. Es ist das schöne Grab- und Denkmahl des Kardinals Richelieu, welches ehemohls in der Kirche der Sorbonne stand; eins der schönsten Werke, welches die Französische Bildhauerkunst hervorgebracht hat. Die Zeichnung dazu ist von Lebrün, die Ausführung von Girardon. Das Ganze besteht aus fünf mit einander verbundenen Figuren. Die Hauptgestalt ist der Kardinal selbst, auf seinem Sterbelager dargestellt. Der Aus-

---

*) Dieser Saal enthält gleichsam einen Auszug aus der Geschichte der Französischen Bildhauerkunst, gleichfalls nach der Zeitfolge geordnet, und wovon die ganze Sammlung die ausfuhrlichere Darstellung liefert.

**) Diese Begräbnißkammer scheint besonders für die Ueberreste jener prachtvollen königlichen Grabmähler aus der Abtei St. Denis bestimmt zu sein, wovon der brave Lenoir auch Eins und das Andere gerettet hat. Die dazu gehörigen Grabmähler von Franz I. und Ludwig XII. hat er aus einzelnen Stücken, die er unter den Ruinen der verbrannten Kirche hervorzog, schon jetzt glücklich wieder hergestellt; mit einigen andern hofft er gleichfalls noch zu Stande zu kommen.

druck seines Gesichts sowol, als auch der Faltenwurf des ihn deckenden Gewandes sind von hoher Kunst. Der Glaube oder die Religion unterstützt sein sinkendes Haupt. Zu dem Gesichte derselben soll eine Nichte des Kardinals gesessen haben. Von ihm selbst wird versichert, daß er nach dem Leben getroffen sei. Die übrigen, das Sterbebette umgebenden Gestalten sind: die Geschichte und zwei Geisterknaben oder sogenannte Genien.

Schon war man darüber aus, dieses kostbare Denkmahl zu zerschlagen, weil der dadurch geehrte Mann ein herrschender Minister und ein Priester gewesen war, als Hr. Lenoir herbeieilte, und troz der gegen ihn gerichteten Flintenspieße die Unsinnigen daran zu hindern suchte. Er erhielt zwar einen Stich durch die Hand, womit er die Rasenden abwehrte, erreichte aber dennoch endlich seinen Zweck. Das schöne Werk wurde gerettet; und so hatte ich denn die Freude, es hier wiederzufinden.

Ein vorzüglich sehenswürdiger Theil dieser vaterländischen Kunstschatzkammer ist ein dazu gehöriger Wonnegarten (Élysée); zwar nur ein wirklicher oder irdischer, aber durch passende Denkmähler, die hier im Freien eine viel bessere Wirkung thun, überaus schön und zweckmäßig verzierter Garten, voll niedlicher Anlagen, halb im Französischen, halb im Engländischen Geschmacke. In diesem stillen und reizenden Aufenthalte sieht man, außer einigen vierzig Standbildern, die Grabmähler berühmter Personen, deren Andenken den Zuschauer bald mit Wehmuth, bald mit Verehrung erfüllt; z. B. das der Héloise und des Abélard, das des Connétable Bertrand du Guesclin, und seines Freundes Sancerre. Auch die aus den Kirchen, wo sie ehemahls beigesetzt waren, hierher geschafften Ueberreste eines

Descartes, eines Molière, eines Lafontaine und eines Boileau ruhen in alterthümlichen Särgen, die aber jetzt erst zu diesem Behufe verfertiget worden sind, auf zweckmäßig gewählten schönen Plätzen dieses heiligen Gartens, zwischen welchen und um welche her ein Gemisch von Zipressen, Fichten, Pappeln und Gesträuch schauerlichen Schatten verbreiten. Aschenkrüge und Larven, welche man auf der Mauer des Gartens erblickt, tragen nicht wenig dazu bei, die Seele jedes empfindsamen Besuchers zur sanften Schwermuth zu stimmen, und sie auf die Rührungen vorzubereiten, die sie beim nähern Anblicke jener Denkmähler empfinden soll.

Wie viel zweckmäßiger stehen die Ehrenmähler großer und berühmter Menschen in einem solchen Garten, als in den staubigen Winkeln und Kapellen einer alten Kirche aufgestellt! Die schöne Umgebung von Bäumen, Gesträuch und Blumen wirft, selbst auf Gegenstände der Trauer, ein sanftes, gefälliges Licht; und die Wehmuth, welche man hier empfindet, erhält dadurch eine sanfte Heiterkeit, und wird zur süßen Rührung, der man sich gern überläßt, weil man fühlt, daß sie wohlthätig für unsere geistige und sittliche Natur ist. Hier ist es uns nicht zuwider, uns mit Todten zu unterhalten, weil das Bild des Todes selbst uns hier nicht gräßlich, sondern als ein sanftes Zurücksinken in den mütterlichen Schooß der immergebärenden Natur erscheint. In den Kapellen und Kirchenwinkeln hingegen wittern wir Leichengeruch, oder glauben ihn doch zu wittern; das scheußliche Bild der Verwesung und des übrigbleibenden Knochengerippes steht in seiner ganzen Widerwärtigkeit uns vor den Augen. Das Andenken an die Person, der ein solches Kirchendenkmahl gilt, sei uns noch so werth,

jene Bilder der Einbildungskraft vergällen uns jeden Gedanken an dieselbe, wir wünschen den widerlichen Zustand, worein wir uns dadurch versetzt fühlen, je eher je lieber mit einem behaglicheren zu vertauschen, und verlassen das Denkmahl entweder ohne sonderliche Empfindungen, oder doch mit andern, als das Kunstwerk beabsichtigte.

Es war daher ein eben so unglücklicher, als abgeschmackter Gedanke, den man in den ersten Jahren der Umwälzung hier faßte, den großen Männern Frankreichs Grab- und Ehrenmähler in den Grüften des sogenannten Allgottstempels (Panthéon) zu errichten. Nicht genug, daß man die Asche des armen Rousseau aus dem Schooße der schönen Natur, auf der von ihm selbst gewählten Pappelinsel zu Ermenonville — wo die Bäume und Felsen umher durch tausend Inschriften von der Rührung zeugten, welche seine Verehrer an dieser Stelle empfunden hatten — ausgrub, um sie in einem Kirchengebäude wieder zu verscharren, sondern es mußte sogar auch zu den zu errichtenden Denkmählern für ihn und andere große Männer eine dumpfige, mit ungesunder Kellerluft erfüllte unterirdische Gruft gewählt werden, in die man nicht ohne sehr unangenehme Empfindungen, und nicht ohne sehr gegründete Besorgniß, eine Krankheit daraus zu holen, hinabsteigen kann. Ich holte mir wirklich eine solche, als in den ersten Wochen meines Hierseins eine unzeitige und schlecht belohnte Neugier mich plagte, diesen unterirdischen Kirchhof in Augenschein zu nehmen.

Wozu überhaupt das zwecklose, um nicht zu sagen das kindische Ausgraben der irdischen Ueberreste derjenigen Männer, deren Andenken man hier ehren wollte? Es waren ja nicht die Knochen und die sie umgebende

Fleischmasse, was ihre Größe begründete. Wozu denn die abergläubische Aufbewahrung derselben in einer Kirche? Wollte man etwa neues Heiligengebein an die Stelle des ausgekehrten alten setzen?

Wie viel herrlicher und wirksamer würden dergleichen Denkmähler in einem der großen und prächtigen öffentlichen Gärten, in den Tuilerien oder dem Garten des Luxemburgs, unter schattigen Bäumen oder in einem schauerlichen Dickicht stehen!

Das Pantheon ist übrigens ein sehr schönes und prächtiges Gebäude, aber so erhaben, als die Paulskirche in London, ist es bei weiten nicht. Beide Tempel scheinen mir den Unterschied der Völker zu bezeichnen, die sie bauen ließen. Das Pantheon entzückt durch Zierlichkeit und Schönheit; die Paulskirche setzt durch stille Größe und einfache Erhabenheit in Erstaunen. Jenes scheint zu sagen: sieh mich an! und ich verspreche Dir, daß Deine Augen und Dein Geschmack nicht unbefriediget bleiben sollen; dieses hingegen steht in seiner bescheidenen, anspruchslosen und stillen Erhabenheit da, und scheint es zu verschmähen, sich zu Einladungen und zu den Künsten der Gefallsucht herabzulassen. Jenes gefällt und entzückt, wie der Französische Voltaire; dieses flößt Ehrfurcht und Bewunderung ein, wie der Engländische Newton.

Ich versprach Dir in meinem letzten Briefe noch einige Bemerkungen über die Pariser Gelehrten; und es scheint mir nicht unpaßlich zu sein, diese dürftigen Nachrichten von den hiesigen Schätzen der Künste und der Wissenschaften damit zu beschließen.

Was man zuvörderst hier zu finden am wenigsten erwarten sollte, und gleichwol wirklich findet, ist die außerordentliche Einfachheit, Schlichtheit und Natürlich-

keit, welche diese Männer durch die Bank, sowol in ihrem Anzuge, als auch in ihren Sitten, in ihrem Umgange und in ihrem ganzen Wesen zu Tage legen. Je größer und anerkannter ihr Verdienst ist, desto rücksichtsloser überlassen sie sich dieser, einen Gelehrten so wohl kleidenden Natürlichkeit, und desto weniger fällt es ihnen ein, sich durch angenommene steife Würde, durch geschrobene Förmlichkeit, oder gar durch gesuchten Anzug ein erkünsteltes Ansehen zu geben, dessen nur der leere, an allen wirklichen Verdiensten völlig nackte Mensch bedarf, um sich, wenigstens bei Unkundigen, doch durch Etwas gelten zu machen. Diese Bemerkung kann man zwar in andern Ländern auch machen, aber schwerlich irgendwo in eben der Allgemeinheit, als hier. Mir wenigstens ist, weder bei meinem ehemahligen Hiersein, noch während meines diesmahligen Aufenthalts hieselbst, auch nur ein einziges Beispiel des Gegentheils vorgekommen.

Dies hat denn auch, besonders für Reisende, die sehr angenehme Folge, daß man in der Bekanntschaft mit diesen unversteckten und unverschrobenen Männern sehr schnelle Fortschritte macht, und in kurzer Zeit eben so offen und zutraulich mit ihnen umgehen kann, als mit alten Bekannten. Hiezu kommt, daß sie, als Leute von echter Lebensart, die Kunst besitzen, Jeden bald in seine natürliche Lage zu setzen, und sogar den Bescheidenen und Furchtsamen so viel Vertrauen zu sich selbst und zu ihnen einzuflößen, daß sie den ihnen eigenen Zwang ablegen, und in den Ton der freien Unterhaltung, der ihnen angegeben wird, unmerklich einstimmen. Ueberhaupt findet man wol bei keinem andern Volke so viel Bereitwilligkeit und Eifer, jegliches Verdienst in jeglichem Menschen, besonders in Fremden, auszuspähen, hervorzuziehen und durch ermunternden Beifall zu ehren, als bei den

Franzosen. Sie, welchen die Ehre über Alles gilt, fühlen das Bedürfniß des Beifalls so lebhaft und stark, daß sie, bei der Voraussetzung des nämlichen Gefühls in Andern, und eingedenk des Grundsatzes: Was ihr wollt u. s. w. ihre erste Sorge sein lassen, Jedem etwas Verbindliches zu sagen, um auch von ihm — etwas Verbindliches dafür zu hören. Mündlich werde ich Dir über diese Eigenthümlichkeit der Franzosen überhaupt, und der Französischen Gelehrten insonderheit, Manches erzählen können, was ich zu schreiben aus guten Gründen Bedenken tragen muß.

Diese gefälligen Männer sind in hohem Grade gastfreundlich gegen Fremde, aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne, sondern in einem bessern. Zwar nöthigen sie Dich auch wol, je nachdem die Tageszeit es mit sich bringt, zu ihrem Frühstücke oder zu ihrer Suppe; aber nicht, weil sie (wie man wol anderswo gewohnt ist) sich einbilden, damit die Schuld der Gastfreundschaft auf einmahl bei Heller und Pfennig abtragen zu können, oder weil sie die verächtliche Meinung von Dir gefaßt haben, daß Dir damit, und nur damit vornehmlich gedient sei, sondern um ein Stündchen mehr zum Plaudern mit Dir zu gewinnen. Mit feierlichen Einladungen zu den in andern Ländern gebräuchlichen Abfütterungen hat mich auch nicht Einer unter ihnen geängstiget. Dagegen fand ich bei Allen, zu jeder Zeit, selbst dann, wann sie beschäftiget waren, die freundlichste Aufnahme, und die zuvorkommendste Bereitwilligkeit und Güte, mir zur Erreichung aller derjenigen Zwecke, die man bei vernünftigen Reisenden voraussetzt, nach Möglichkeit behülflich zu sein. Selten komme ich zu Hause, ohne zu hören, daß eine Anzahl der achtungswürdigsten Männer dagewesen sei, um mich zu besuchen; und wenn

ich in mein Zimmer trete, so finde ich eine Menge von ihnen zurückgelassener oder von Andern gesandter Flugzettel und Briefchen, worin der Eine sich erbietet, mich zu diesem oder jenem merkwürdigen Manne zu führen, um mir seine Bekanntschaft zu verschaffen, der Andere mir einen Einlaßzettel zu dieser oder jener Feierlichkeit oder Sehenswürdigkeit hinterläßt, der Dritte mich zu irgend einer Vorlesung, einem Versuche, einer gelehrten Versammlung oder deßgleichen einladet, der Vierte mir ein Geschenk mit seinen Werken macht u. s. w. Was meine Beschämung dabei vollendet, ist, daß oft Männer darunter waren, welchen ich selbst meinen ersten Besuch zu machen verhindert worden war. Wie weit edler und nützlicher ist diese Art von Gastfreundschaft, als die gemeine, bei der es nur auf Gaumenkitzel und Magenüberladung angesehen ist!

Wenn man sieht, wie gesellig und gastfrei (das Wort in dem angezeigten höheren Sinne genommen) die hiesigen Gelehrten sind; wenn man Zeuge davon gewesen ist, wie sehr sie von fremden und einheimischen Besuchern überlaufen werden, und wenn man hört, mit wie vielerlei Geschäften die Regierung sie zum Theil beladet, um ihre Kenntnisse und Fähigkeiten zum Besten des Staats zu benützen: so begreift man wahrlich nicht, wie sie es anfangen, um dem Allen zu genügen, und doch noch immer Zeit und Kraft zu gelehrten Arbeiten übrig zu behalten. Nur die den Franzosen eigene Leichtigkeit und Gewandtheit im Arbeiten, die damit verbundene Fähigkeit, sich schnell und ohne Verwirrung aus einem Fache ins andere zu werfen, und der Umstand, daß die Französischen Gelehrten in der Regel bei weiten nicht solche Vielschreiber sind, als wir, machen diese Erscheinung einigermaßen erklärlich. In einer Gesellschaft, der ich

beiwohnte, war die Rede von der großen Menge von Büchern, welche jetzt zu Paris geschrieben und gedruckt würden, und man schien auf meine Bewunderung zu rechnen, indem man hinzufügte, daß die Zahl derselben in dem verflossenen Jahre sich auf 300 belaufen habe. Ich lächelte, und drehete den Gegenstand der Verwunderung um, indem ich zu erkennen gab, daß diese Zahl, mit der Fruchtbarkeit der Deutschen Federn verglichen, mir sehr ärmlich vorkomme. Man sah mich darauf an; und ich fuhr fort: da man annehmen könne, daß die meisten in Frankreich geschriebenen Werke zu Paris herauskämen, so werde die ganze Zahl aller in Frankreich jährlich ans Licht tretenden Bücher wol höchstens nur 1500 betragen; das sei aber kaum der dritte Theil von Dem, was der Deutsche gelehrte Kunstfleiß jährlich hervorbringe, denn hier belaufe sich die Zahl der neuen Bücher, ein Jahr ins andere gerechnet, auf nicht weniger als 5 — 6000 Bände. Jetzt war die Reihe, sich zu verwundern, an ihnen. Ich fügte aber hinzu, daß wir in Deutschland weit davon entfernt wären, uns auf diese Fruchtbarkeit unserer Finger etwas einzubilden; daß wir sie vielmehr für eine Art von Seuche und Landplage hielten, wogegen das Mittel bis jetzt noch nicht erfunden sei. —

Wenn die Französischen Gelehrten weniger Bücher schreiben, als wir, so wissen sie dagegen auch nichts von der uns plagenden Milzsucht oder sogenannten Hypochondrie. Sie sind in der Regel so gesund als andere Menschen, folglich auch eben so heiter und vergnügt als Andere. Der Grund davon mag theils in ihrer geringern Schreibseligkeit, theils in der größern Leichtigkeit, womit sie arbeiten, theils in ihrer natürlicheren und gesundern Lebensart liegen, indem sie schwerlich einen Tag

hingehen lassen, ohne sich eine tüchtige Leibesbewegung in freier Luft zu machen, und ihr Gemüth durch irgend eine Vergnügungsart zu erheitern. Ihr milderer Himmelsstrich trägt denn natürlicher Weise auch das Seinige dazu bei.

Folge ihrem Beispiele, mein lieber Sohn, und suche den kostbarsten Schatz, den der Mensch hienieden besitzen kann — Gesundheit des Leibes und Heiterkeit des Gemüths — Dir für Dein ganzes Leben zu erhalten. Ich schließe Dich und die Unsrigen mit Innigkeit in meine Arme.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris.

Wenn ich die Absicht hätte, Dir, mein lieber Eduard, eine förmliche Reisegeschichte, und zwar eine nach gewöhnlichem Zuschnitte zu schreiben, so würde ich Unrecht haben, Dir erst jetzt von dem hiesigen Bühnenwesen etwas zu sagen. Nach der Schätzung der meisten Reisebeschreiber scheint es keinen wichtigern Gegenstand für die Beobachtung, und keinen anziehendern Stoff für die Beschreibung zu geben, als diesen. Diese Schätzung ist nicht die meinige. Zwar bin auch ich der Meinung, daß ein Reisender, der auf Beobachtungen ausgeht, die Bühnen der von ihm besuchten Oerter nicht vernachlässigen müsse, weil man vor diesen mehr als anderswo Gelegenheit zu haben pflegt, Bemerkungen über den geistigen und sittlichen Zustand der Einwohner, besonders aber auch über die gegenwärtige Stimmung des Tages zu machen. Allein ich habe nie begriffen, Wem, der kein Schauspieler ist, mit einer ausführlichen Beurtheilung

der Stücke, des Spiels und der spielenden Personen, die man an einem fremden Orte kennen lernt, sonderlich gedient sein könne, oder wer dadurch eigentlich erbaut werden solle. Am wenigsten kann ich glauben, daß mein Eduard und seines Gleichen auf Beschreibungen und Beurtheilungen dieser Art so ganz besonders erpicht sein sollten. Ich kann mir also höchstens nur eine und die andere Bemerkung darüber erlauben, und zwar nur solche, welche mehr dazu geeignet sind, das Volk, worunter ich jetzt lebe, als ihre Schauspieler zu bezeichnen.

Auf der ganzen Erde giebt es keine so schauspielgierige Menschen, als die Franzosen überhaupt, und die Pariser insonderheit sind. Bei den Römern, welche auch sehr schaulustig waren, hießen die beiden dringendsten Staatsbedürfnisse: Brot und Schauspiele; hier: Schauspiele und Brot! Denn so unentbehrlich zum Leben dem Franzosen das Brot auch ist, so sind ihm doch die Schauspiele noch unentbehrlicher. Dies hat man zur Zeit der Hungersnoth, während der ersten Hälfte der Staatsumwälzung, hier deutlich sehen können; denn selbst damahls, wo Mancher mit leerem Magen zu Bette gehen mußte, waren die Schauspielhäuser oft eben so gedrängt voll, als sie es jetzt sind. Selbst damahls wurden neue Bühnen errichtet und neue Schauspielergesellschaften angestellt. Sogar in der schrecklichen Blutzeit, unter Robespierre's henkermäßiger Herrschaft, lief man von dem Revolutionsplatze, wo die Köpframme spielte, nach den Schauspielhäusern, wo erdichtete Begebenheiten dargestellt werden, wie von der Mahlzeit zum Nachtische. Die blutigen Auftritte auf jenem Platze wurden selbst als Schauspiele behandelt. Dies, und nicht angeborne Grausamkeit, war die Ursache, daß jene Robespierreschen Trauerspiele so stark besucht wurden, und sich so

lange halten konnten. Man will in diesem Lande sehen, und wieder sehen, und unaufhörlich sehen, sei es was es wolle, wenn es nur etwas Neues oder etwas Ungewöhnliches ist; man will unterhalten sein, sei es wodurch es wolle, und koste es was es wolle, wenn nur neue und lebhafte Empfindungen dabei erregt werden. Selbst Bruchstücke von Menschen habe ich hier den Schauspielhäusern zueilen sehen; so z. B. neulich einen, dem der ganze rechte Schenkel bis an den Leib fehlte, und der daher auf Krücken einherging. Dieser lief nicht nur mit Andern in die Wette, sondern ließ auch, um nicht als ein Krüppel vor der Bühne zu erscheinen, seine beiden Krücken in der Vorhalle zurück, und hüpfte nun auf seinem einzigen Schenkel so munter vor mir hin und in das Haus hinein, daß ich kaum Schritt mit ihm halten konnte.

Daß die unmäßige Hitze, die wir diese Zeit über hier gehabt haben, Niemand abhält, die zum Ersticken heißen Schauspielhäuser zu besuchen, meine ich Dir schon neulich gesagt zu haben; und das nicht bloß um neuer, sondern auch um alter Stücke willen, die man auswendig weiß, sogar um solcher willen, die man, im Ganzen genommen, mit Mißfallen sieht. So wohnte ich neulich einer Vorstellung des Singspiels Peter der Große bei. Meine Nachbaren links und rechts machten mich alle Augenblicke auf Fehler aufmerksam, die, ihrer Meinung nach, der Verfasser des Stücks begangen haben sollte. Und als der Vorhang endlich fiel, sprang der eine lebhaft auf, und sagte mit einem Gemisch von Unwillen und zugleich von Freude über das Ende des Stücks: Voilà le malheureux Pierre encore une fois avalé! Da hätten wir also den unseligen Peter noch einmahl hinuntergeschluckt! Oft ist es eine einzige Stelle, und

die Art, wie sie vorgetragen wird, um welcher willen das Haus sich immer wieder von neuen füllt.

Ehemahls war die Oper der Ort, wo die große und schöne Welt sich versammelte, um ihren geschmackvollen und prächtigen Anzug sehen zu lassen, und die Augen durch den Glanz ihrer Edelsteine zu blenden; jetzt nicht mehr. Ich habe einigemahl Vorstellungen in diesem Hause beigewohnt, ohne auch nur eine einzige geputzte Dame darin zu sehen. Die Verschläge oder Logen, selbst die des ersten Ranges, waren mit Hauben angefüllt. Will man jetzt Putz und Edelsteine sehen, so muß man die Welschen (les Italiens) besuchen. Warum? Weil die freien Pariser jetzt noch gerade eben so, wie ehemahls die unterwürfigen, sich nach dem Hofe richten. Da der Obervolksberather, als ein geborner Korse, mehr Geschmack an dem Welschen Tonspiele, als an dem Französischen findet, so findet Alles, was zu der vornehmern Welt gehört, es nun eben so. Jene Bühne wird daher jetzt als die Hofbühne angesehen; und es geziemt sich also, hier nicht anders, als hofmäßig geputzt zu erscheinen. Abermahls ein merkwürdiger Zug, der die eigenthümliche Sinnes- und Handlungsart der Franzosen bezeichnet. Bei weiten die große Mehrheit der Pariser, d. i. Alle, welche nicht angestellt sind, deren Wohlsein also auch nicht von der gegenwärtigen Ordnung der Dinge abhängt, murret über Buonaparte, wie sie ehemahls über die Könige murrte; aber nichts destoweniger richten sich auch diese, sogar in Dingen, welche noch von ihrer Wahl abhangen, sogar bei ihren Vergnügungen, nach seinem Geschmacke. Hier huldigen sie ihm freiwillig, was sie in wichtigern Dingen nur gezwungen und wider Willen thun. Das macht, hier spricht seine äußere, dort seine innere Kraft sie an; hier ist es die Mode, dort die Regierung,

welche ihnen Gesetze giebt; und gegen jene hat noch nie ein Franzose sich aufzulehnen gewagt!

Unter der Menge der hiesigen Bühnen ragen besonders viere hervor, und verdienen von einem Reisenden vorzüglich besucht zu werden. Diese sind, die Oper, die Italier (les Italiens), die Französische Bühne (les Français oder le théâtre Français), und die Wirthaler Bühne, wie ich in meinem Wörterbuche das Théâtre du Vaudeville verdeutschen zu müssen geglaubt habe*). Diese letzte ist unter allen diejenige, welche dem Geiste, der Sinnesart und dem Geschmacke der Fran-

*) „Das Wort Vaudeville scheint zwar auf ein Lied zu deuten, welches durch die Stadt läuft oder auf allen Gassen gesungen wird (wofür wir den niedrigen Ausdruck Gassenhauer haben), allein diese Bedeutung hat man erst von der Zeit an damit verbunden, da der Ursprung des Vaudeville, so wie sein wahrer Name, von welchem jener nur eine Verdrehung ist, schon in Vergessenheit gerathen war. Ursprünglich hieß es Vau (d. i. val) - de - Vire, ein Wirthaler. Der erste Urheber dieser Liederart war Basselin, Walkmüller in dem Thale Vire in der Normandie. Diesem gutlaunigen Manne gab der ihm eigene Frohsinn Lieder ein, welche sich durch Lustigkeit, Leichtigkeit, Unbefangenheit, mitunter auch durch feinen Spott auszeichneten, und die dann von den frohsinnigen Bewohnern des angenehmen Wirthales (Val, oder nach dortiger Sprechart, Vau - de - Vire) aufgefaßt und gesungen wurden. Als diese Lieder sich in der Folge durch ganz Frankreich verbreiteten, und überall, besonders in der Hauptstadt, nachgeahmt wurden, bezeichnete man sie mit dem Namen der Gegend, worin sie entstanden waren, und nannte sie Wirthaler, Vau - de - Vire, so wie man etwa Lieder, von oder nach Claudius gesungen, Wandsbecker nennen könnte. Späterhin wurde diese Benennung, aus Unkunde des dabei zum Grunde liegenden Geschichtsumstandes, in Vaudeville verdreht." S. die Vorrede zu der Reichardtschen Sammlung solcher Bühnenstücke.

zosen am allerangemessensten ist, folglich auch diejenige, die ihnen immer eigenthümlich war und bleiben wird, und worin kein anderes Volk, wenn auch die Nachahmung ihm gelänge, sie je wird übertreffen können. Das Wesen dieser ganz eigenen Schauspielart besteht in Fröhlichkeit und leichtem Witze, mit Unbefangenheit oder Naivetät gepaart. Es liegt gewöhnlich irgend eine kleine drollige Begebenheit, irgend ein kleiner lächerlicher Vorfall, der sich entweder in Paris selbst, oder sonst wo ereignete, dabei zu Grunde, und den man mit echtfranzösischer Lustigkeit und Laune zu behandeln und in die Form eines Singspiels zu bringen wußte. Die Hauptsache aber machen die leichten, Frohsinn und Schalkheit athmenden, und fast immer mit einer sinndichtlichen Spitze (Pointe) sich endigenden Liederchen aus, womit dergleichen Stücke aufgestutzt werden. Die Schnelligkeit, mit welcher solche kleine Vorfälle, die sich zu einem Wirthaler eignen, hier benützt und auf die Bühne gebracht werden, übersteigt beinahe allen Glauben. Von Einer Geschichte z. B., die des Abends in Tivoli oder an einem andern öffentlichen Belustigungsorte vorfiel, hat man mir erzählt, daß sie am nächstfolgenden Abend schon auf der Bühne gesehen wurde. Sie war also innerhalb 24 Stunden geschehen, aufgefaßt, bearbeitet, eingelernt und gespielt! Das will doch viel sagen. Man kann übrigens diese Bühne nicht verlassen, ohne einen Vorrath guter Laune für den ganzen folgenden Tag mit nach Hause zu nehmen.

Die Oper muß man besuchen, wenn man das Vollkommenste in dieser Art sehen, aber gerade nicht, wenn man es hören will. Der Inhalt der Stücke nämlich wimmelt auch hier, wie überall, von Verstößen gegen die Wahrscheinlichkeit und von Ungereimtheiten aller Art;

das Tonspiel ist meistentheils Französisches, welches sich aus dem von der Natur ihm angewiesenen Kreise des Leichten, Scherzhaften und Fröhlichen nur selten ins Leidenschaftliche und Erhabene mit Glück verstiegen hat; die Sänger und Sängerinnen aber sehen sich, der Größe des Hauses wegen, genöthiget, statt zu singen, zu schreien. Das Ohr findet also hier seine Rechnung gerade nicht; desto mehr aber das Auge. Es ist wol kaum möglich, die Täuschungen, durch Bühnenmahlerei bewirkt, die Genauigkeit und Schnelligkeit der Bühnenverwandlung und des dazu erfoderlichen Kunstgetriebes, vornehmlich aber die Vollkommenheit des Bühnentanzes noch höher zu treiben, als es hier geschehen ist. Ich habe unter andern das Tanzspiel oder Ballet, Pâris, und das Singspiel, die Geheimnisse der Isis, gesehen. In beiden ist die Kunst der Bühnenverzierung und des Maschinenwerks, so wie in dem ersten die Zauberei der Tanzkunst, zu einer Höhe gebracht worden, daß selbst die lebhafteste Einbildungskraft Dessen, der kein Augenzeuge davon gewesen ist, sich unmöglich eine Vorstellung davon machen kann. Wenn z. B. in dem ersten die ganze Götterschaft vom hohen Olimp auf Wolken sanft herabschwebt, so wirken Pracht, Schönheit und Glanz, verbunden mit der Feerei des vollkommensten Maschinenwesens, selbst auf den kältesten Zuschauer, so unwiderstehlich, daß er Mühe hat, allen den Täuschungen, von welchen seine Sinne sich bezaubert fühlen, zu widerstehen, und sich bewußt zu bleiben, daß das Ganze nur ein Bühnenspiel ist. Und wenn in dem genannten Singspiele dem einzuweihenden Jünglinge eine Aussicht, erst in die Gefilde der Seligen, und dann in die Feuerschlünde der Verdammten geöffnet wird, so möchte man wünschen, daß der Vorhang Stunden lang aufgezogen

bliebe, um die Wunder der Darstellung, von welchen man sich geblendet und entzückt fühlt, eben so lange anzustaunen. Bei jenen glaubt man wirklich, in eine unermeßliche, vom stärksten und schönsten Lichte durchflossene und mit seligen Geistern bevölkerte Landschaft bis an den äußersten Rand eines sehr weiten Gesichtskreises hinzublicken.

In diesem Tanzspiele, Pâris, hatte ich Gelegenheit, dem Wettstreite zweier Männer beizuwohnen, welche Vollkommenheiten der Tanzkunst entfalteten, die, so lange es Bühnen giebt, in gleichem Grade wol noch nie gezeigt worden sind. Ehemahls stand Vestris, als der anerkannte erste Tänzer in Europa, allein da; und er war, sobald er erschien, vollkommen sicher, alle andere, selbst die besten Künstler und Künstlerinnen, völlig zu verdunkeln. Seit einiger Zeit aber hat er einen gefährlichen Nebenbuhler bekommen. Er heißt Deshayes. Dieser, welcher an Wuchs und körperlicher Schönheit ihn weit übertrifft, scheint nahe dabei zu sein, ihn auch an Kunst zu erreichen; und er würde daher vielleicht schon jetzt der erste Abgott der Pariser sein, wenn nicht ein Gefühl von Dankbarkeit gegen Den, welchem sie, während einer so lange Reihe von Jahren, ihre schönsten Entzückungen verdanken, sie noch zurückhielte. Gerade in diesen Tagen aber hatte er einige Mahle das ganze Haus so zur Bewunderung hingerissen, daß Vestris dadurch sich beinahe in den Schatten gestellt sah. Selbst die Tageblätter fingen an, ihm mit vollen Händen einen Weihrauch zu streuen, den sonst Vestris ausschließlich einzuathmen gewohnt gewesen war. Eins unter andern druckte sich so darüber aus: „Wenn Vestris, wie sein Vater zu sagen pflegte, der Gott des Tanzes ist, so muß man gestehen, daß Deshayes auch schon,

wenigstens mit Einem Fuße, auf dem Altare steht." Man kann denken, daß den Ersten dies Alles verschnupfen mußte.

In dem genannten Tanzspiele fügte es sich nun, daß beide Nebenbuhler einen Zweitanz zu machen hatten. Deshayes trat zuerst vor, und wurde mit allgemeinem Händeklatschen empfangen. Dadurch ermuntert und begeistert, bot er alle seine Kräfte auf, um den vorausbezahlten Beifall zu verdienen; und es gelang ihm so wohl, daß jeder Andere, als Vestris, an der Möglichkeit, ihn zu übertreffen, hätte verzweifeln müssen. Dieser aber, welcher bis dahin dem Triumphe seines wackern Nebenbuhlers, ich weiß nicht mit welchen Empfindungen, zugesehen hatte, verzweifelte nicht; sondern beschloß, wie der Erfolg bewies, ihm den errungenen Kranz durch einen noch höhern Triumph wieder zu entreißen. Er schwebte vor; entwickelte erst (worin seine Hauptstärke besteht) eine wunderschöne Stellung aus der andern, gleichsam als wenn er die Pariser erst an seine eigenthümliche, von Keinem, selbst von Deshayes nicht, erreichte Größe erinnern wollte; dann ging er zu denjenigen Kraft- und Kunstsprüngen über, worin sein schlanker Nebenbuhler ihn beinahe zu übertreffen geschienen hatte, und führte auch diese mit einer so beispiellosen Kunst und allgewaltigen Gewandtheit aus, daß das ganze Haus zur höchsten Bewunderung hingerissen wurde. Ein unbändiges Geklatsche, und ein die Mauern des Hauses erschütterndes Freudengeschrei und Beifallrufen hörten selbst dann noch nicht auf, als er seinen Alleintanz vollendet hatte, und, seines höhern Sieges gewiß, schon wieder im Hintergrunde bei seinem edlen Mitbewerber stand. Jetzt begann der Zweitanz selbst. Vergebens würde ich versuchen, Dir die Wunder der Tanzkunst zu beschreiben,

welche beide, nunmehr vereinigte Nebenbuhler wechselsweise verrichteten, und welche, nach dem Urtheile der Pariser selbst, Alles übertrafen, was man auf dieser Bühne je gesehen hatte. Die Sprache hat keine Ausdrücke dafür. Der lauteste Beifall des Hauses begleitete jede ihrer Bewegungen, und wurde, wie die Gerechtigkeit es foderte, unter Beide gleichmäßig vertheilt. Das Klatschen und Beifallrufen nahm gar kein Ende.

Hat man nun vor dieser Bühne in Augenlust genug geschwelgt, und wünscht man dann auch dem Ohre, welches hier nicht ganz befriediget werden konnte, gütlich zu thun, so geht man zu den Italiern. Hier hört man Tonkunst, welche nicht bloß Ohrenkitzel gewährt, sondern durch die Ohren zum Herzen spricht, und Stimmen, gegen welche die der Oper nur zu kreischen scheinen. Die erste Sängerinn dieser Bühne, und zugleich die erste in ganz Paris, ist die Strina-Sacchi. Ich habe ehemahls zwei der größten Sängerinnen in Europa, die Mara und die Todi gehört, und doch war es mir, als ich die süße, weiche, herzschmelzende Sirenenstimme dieser Strina-Sacchi vernahm, als hätte noch nie etwas eben so Vollkommenes und Bezauberndes mein Ohr erreicht. Ich bescheide mich indeß, daß es schwer ist, zwischen so hohen Kunstfertigkeiten zu entscheiden, noch schwerer, wenn sie nicht neben einandergestellt werden können, am schwersten aber, wenn Der, der den Ausspruch darüber thun soll, so wenig davon versteht, als ich. Enthalten wir uns also, in geziemender Bescheidenheit, über jene Meisterinnen des Gesanges alles vergleichenden und entscheidenden Urtheils, und wenden uns nun noch auf einige Augenblicke zu der vierten Pariser Hauptbühne, die Französische Bühne genannt.

Diese ist von jeher die erste in Paris gewesen, und ist es in Ansehung des eigentlichen Lust- und Trauerspiels, worauf sie sich lediglich beschränkt hat, noch jetzt. Sie war immer die Schule und der Schauplatz der größten Künstler, und auch jetzt noch zählt sie wenigstens ein halbes Dutzend Schauspieler und Schauspielerinnen, welche für die ersten in Frankreich gehalten werden. Mit Recht, glaube ich; aber wenn in Frankreich, nach hiesigem Sprachgebrauche, so viel als in Europa oder gar in der Welt bedeuten soll, so bekenne ich, daß ich dieses Urtheil, wenigstens in Ansehung des Trauerspiels und überhaupt des Leidenschaftlich-Erhabenen oder des sogenannten Pathetischen, keinesweges unterschreiben kann. Die Leidenschaften müssen auf der Französischen Bühne, wie im gemeinen Leben der Franzosen, nicht auf natürliche, sondern bloß übereinkünftliche Weise geäußert werden. Man sieht daher dem Französischen Schauspieler, auch dem besten, und selbst in seinen glücklichsten Rollen, noch immer deutlich an, daß er — Schauspieler ist. Er muß, will er anders Beifall ernten, auf die unnatürlichste Weise künsteln und übertreiben. Je lauter er bei leidenschaftlichen Stellen schreit oder brüllt; je unnatürlicher er dann, mitten im wildesten Geschrei, die Stimme plötzlich wieder zum leisesten Geflüster hinabsinken läßt, um sie eben so plötzlich von neuem wieder zu erheben, welches oft gerade so herauskommt, als wenn es darauf angesehen wäre, das ernsthafte Stück durch einen lächerlichen Vortrag der rührendsten Stellen zum Possenspiele zu machen; je gewaltsamer er alle Gliedmaßen seines Körpers in Bewegung setzt, und je heftiger er raset und wüthet: desto allgemeiner und lauter wird er beklatscht. Das macht, die Franzosen erkennen ihre Natur darin, welche von der

unsrigen hierin sehr verschieden ist. Was daher einem Deutschen falsche und frostige Künstelei, Uebertreibung und Unnatur zu sein scheint, das ist dem Franzosen schöne und veredelte Natur, weil er selbst, in eben dem Maße, in welchem er Bildung hat, seine Leidenschaften eben so reden läßt, und sich eben so dabei geberdet.

Desto mehr aber findet der Deutsche an diesen Schauspielern in solchen Stücken und bei solchen Auftritten des höhern Lustspiels zu bewundern, wo es darauf ankommt, die feinen Sitten, den leichten Weltton und die geistige und körperliche Gewandtheit gebildeter Menschen, besonders aus den höheren Ständen, darzustellen. Dies Alles geschieht hier mit derjenigen Leichtigkeit und Ungezwungenheit, welche dem Franzosen eigen sind, und worin der gute Deutsche, aus mehr als Einem Grunde, sich stets von ihm übertroffen sehen wird.

Zwei Vorstellungen, welchen ich hier beiwohnte, gaben mir Gelegenheit, eine bestimmte Vergleichung zwischen dieser Hauptbühne und der unsrigen in Braunschweig anzustellen, weil ich ebendieselben Stücke, kurz vor meiner Abreise von Euch, durch unsere, alles Beifalls würdige Französische Schauspielergesellschaft hatte aufführen sehen. Es waren der Abt L'Epée und der Ruhmredige (le Glorieux). Das erste, worin der treffliche Monvel die Hauptrolle macht, wurde hier unvergleichbar besser, das andere unvergleichbar schlechter gegeben, als bei uns. Die Darstellung des Ruhmredigen nämlich wurde so sehr übertrieben, daß man einen Tollhäusler in ihm sah, und daß das ganze Stück dadurch zu einem höchstunnatürlichen und abgeschmackten Possenspiele ohne alle Wahrscheinlichkeit ward, indem man eben so wenig begriff, wie ein so ausgemachter Narr in dem letzten Auftritte auf einmahl gebessert wer-

den, als wie es ihm gelingen konnte, nach dieser erzwungenen Besserung eben so plötzlich die Hand eines verständigen Mädchens und die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten, nachdem er sich Beiden, das ganze Stück hindurch, als einen von Hochmuth völlig Wahnsinnigen gezeigt hatte. Nicht so auf unserer Bühne. Hier ist der Ruhmredige zwar auch ein Narr, allein seine Narrheit ist so gemäßiget, daß noch immer Möglichkeit der Besserung für ihn übrig bleibt. Hier geht es daher auch mit dieser Besserung ganz natürlich zu, und der Vorwurf des Unwahrscheinlichen trifft weder das Stück, noch die Schauspieler.

Genug, oder vielmehr schon zu viel aus einem Fache, welches nicht das meinige ist! Andere Reisende werden Dir mehr darüber zu sagen haben, wofern Du Lust haben solltest, mehr darüber zu lesen; welches ich denn doch fast bezweifeln möchte. Lebe wohl, mein theurer Eduard! In drei Wochen habe ich Dich, will's Gott! wieder in meinen Armen.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Vier und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Sechster Theil.

In der Reihe die fünfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt.

Vorrede.

Dieser sechste Theil enthält:

1. meine Rückreise von Paris nach Braunschweig, und
2. die im dritten Theile versprochenen Nachrichten von den Buschmännern im südlichen Afrika.

In dem ersten Aufsatze habe ich, vor der Beschreibung der Rückreise, auch noch einige Bemerkungen über Paris und die umliegenden Gegenden nachgetragen, welche in dem vorhergehenden fünften Theile keinen Raum mehr fanden. Ob ich Recht daran that? ob diese Bemerkungen des Nachtragens werth waren, oder nicht? das werde ich ja von meinen Beurtheilern wol erfahren. Wie aber auch das öffentliche Urtheil über meine Reise überhaupt, und über diesen Nachtrag insbesondere ausfallen mag, so bin ich doch völlig sicher, daß kein unparteiischer Richter mir die redliche Wahrheitsliebe und die strenge Unparteilichkeit streitig machen wird, deren ich mich überall mit der reinsten Gewissenhaftigkeit beflissen habe. Mein Selbstgefühl ist mir Bürge dafür. Ich

habe gelobt und getadelt, was mir des Lobes oder des Tadels werth zu sein schien. Zweierlei wird, hoffe ich, meinen verständigen Lesern dabei nicht entgehen; nämlich: daß ich das Lobenswürdige gern, das Tadelnswürdige ungern und mit widerstrebender Hand ans Licht hervorzog; und daß ich bei dem Letzten nie die Absicht hatte, Jemand zu beleidigen oder herabzuwürdigen. Ich kann mir daher kaum die Möglichkeit denken, daß es in ganz England und in ganz Frankreich auch nur einen einzigen so jämmerlich schwachen und kleinlich gesinnten Menschen geben sollte, der durch Das, was ich über die in beiden Ländern mir vorgekommenen Gegenstände mit aller Bescheidenheit und mit unverkennbarem Wohlwollen gegen beide Völker geurtheilt habe, sich für beleidiget halten könnte.

Braunschweig, im Jänner 1804.

Der Herausgeber.

Rückreise

von

Paris nach Braunschweig.



Dreißigster Brief.

Paris, den 10ten des Herbstmonates 1802.

Siehe da, mein guter Eduard! Da komme ich Dir noch einmahl mit einem Briefe aus Paris, den Du, meinem letzten Schreiben zu Folge, nicht mehr erwarten konntest. Unvorhergesehene Hindernisse auf Seiten des Fuhrwerks, womit ich abzugehen gedachte, haben mich genöthiget, meinen Aufenthalt an diesem Orte noch um acht Tage zu verlängern. Mein Koffer steht indeß gepackt, meine Abschiedsbesuche sind gemacht, etwas Neues und für mich Merkwürdiges weiß ich hier nicht mehr aufzufinden. Für Paris bin ich also nicht mehr hier, bin in meinen Gedanken schon auf meiner Rückreise zu Dir begriffen. Nur für Dich will ich noch hier sein; denn außer dem kleinen Geschäfte, einige Dinge, die ich meiner Einbildungskraft recht scharf und tief einzuprägen wünsche, noch einmahl anzusehen, habe ich in diesen Wartetagen hier weiter nichts mehr zu thun, als noch einige meiner kleinen Bemerkungen für Dich, mein Lieber, aufzuschreiben. Dieser Brief dürfte daher merklich länger werden, als alle die vorigen waren.

Ich habe Dich in meinem letzten Briefe mit den hiesigen Schaubühnen unterhalten; laß mich nun zuvörderst noch einige Worte über die öffentlichen Volksfeste hinzufügen.

Die Franzosen schienen in den Jahren der Umwälzung mehr als andere neuere Völker begriffen zu haben, wie sehr wohleingerichtete öffentliche Feste auf die Veredelung des Volkssinns und auf die Belebung des Gemeingeistes wirken können. Sie fingen daher mit der berühmten Bundesfeier auf dem Märzfelde 1791 an, öffentliche Volksfeste anzuordnen, die nicht wenig dazu beitrugen, jene glühende Vaterlandsliebe anzufachen, und jenen, in unsern Zeiten so seltenen Gemeinsinn zu wecken, wodurch sie fähig wurden, alle die Wunder der Tapferkeit zu verrichten, welche in dem Laufe des nun geendigten Umwälzungskrieges die Welt so oft in Erstaunen gesetzt haben. Menschen, die sich nie zu gemeinschaftlichen Vergnügungen versammeln, bleiben sich fremd, werden sich nie als Eine Familie betrachten lernen. Das Vergnügen öffnet die Herzen, wie für jedes Gute, so auch vornehmlich für die Vaterlandsliebe und den Gemeinsinn. Das wußten die damahligen Machthaber; und sie schienen daher, selbst in den bedenklichsten Zeiten eines Krieges, worin fast ganz Europa gegen sie aufgestanden war, keine wichtigere Staatsangelegenheit zu kennen, als die: Volksfeste über Volksfeste anzuordnen. Der Erfolg antwortete ihrer Absicht. Alle Franzosen betrachteten sich damahls als Kinder des Vaterlandes, als Söhne Eines Hauses; und als solche waren sie bereit, sich für die gemeinschaftliche Mutter aufzuopfern.

Die jetzige Regierung stellt zwar, auch noch Feste an, welche Millionen kosten; allein es sind keine Volksfeste mehr. Dazu fehlt es dabei zuvörderst an einem allgemeinen Vereinigungspunkte. Zwar soll dieser, wie ehemahls auf dem schönen und weiten Märzfelde, so jetzt in dem Tuilerienpalaste sein; aber dieser

Umstand ist allein schon hinreichend, die wirkliche Theilnahme des Volks zu hindern. Man betrachtet sie als Fest- und Ehrentage der den Palast bewohnenden Herrscher, nicht mehr als Freudentage der Beherrschten; und alle herzliche Theilnahme ist dahin! Auf dem Märzfelde konnte, wenn gleich nicht die ganze Familie, doch ein beträchtlicher Theil derselben, bei Hunderttausenden sich versammeln; in dem Tuileriengarten hingegen verursacht der sechste Theil davon schon ein unausstehliches Gedränge. Dort war Spielraum für Alle; hier bleibt den Gedrängten gar keine andere Ergetzlichkeit übrig, als in einander geschoben dazustehen und nach den Fenstern des Palastes hinaufzustarren. Dort waren die ehemahligen Machthaber (wenigstens dem Scheine nach), als Familienväter, mitten unter den Ihrigen, hielten Anreden an sie, und nahmen an ihren Vergnügungen Theil; hier zeigen die jetzigen Oberhäupter sich höchstens nur am Fenster, und sehen auf die Beherrschten hinab. Der Frohsinn des Volks findet dabei weder Anregung, noch Spielraum. Das ist daher der zweite wesentliche Hauptmangel, welcher diese Volksfeste drückt. Es geht dabei so still, so freudenlos, um nicht zu sagen so traurig, her, wie in der Rundbahn zu Ranelagh bei London. Wären die Erleuchtungen und die Feuerwerke nicht, welche für die Franzosen eine unwiderstehliche Anziehungskraft haben *), so würde man kaum merken, daß von einem Volksfeste die Rede ist.

---

*) Diese Vorliebe der Franzosen für Feuerwerke geht so weit, daß ich bei einem Menschen, der in der Nähe der Tuilerien alle Abend sogenannte Zischmännchen und ähnliche Armseligkeiten abbrennt, mehrmahls ein Gedränge von einigen hundert Menschen wahrgenommen habe, welche

Warum man den obgedachten schönen und großen Platz, das sogenannte Märzfeld, jetzt nicht mehr zu Volksfesten benützen mag? Vermuthlich, um auch dadurch die Zeiten der Umwälzung, sammt allen den Gedanken, Wünschen, Absichten und Empfindungen, welche damahls die Gemüther der Franzosen erfüllten, immer mehr und mehr vergessen zu machen, und so das Volk um so viel leichter an diejenige Ordnung der Dinge zu gewöhnen, welche nunmehr Platz gegriffen hat. Ein anderer Grund wird sich schwerlich erdenken lassen.

Ich habe, während meines Hierseins, zweien dergleichen Festen beigewohnt. Das eine war die bekannte Feier des 14ten Heumonats oder Julius, dem Andenken an den ersten Volksaufstand gewidmet; das andere ein Ehrenfest, dem Oberstaatsberather und — den Priestern geweiht; denn es wurde an diesem Tage theils Bonaparte's Geburtstag, theils dessen Ernennung zum unbeschränkten und lebenslänglichen Oberhaupte der Franzosen, theils der Jahrstag des sogenannten Konkordats oder der Uebereinkunft mit dem Papste wegen Wiedereinführung des katholischen Glaubens, gefeiert. Es war der 15te des Erntemonats; ein Tag, welcher künftig unter allen Festtagen der Franzosen wol immer der glänzendste sein dürfte.

Das erste war diesmahl ein trauriges, das andere ein ziemlich frostiges Fest. Auf jenes wandte einer der Engländer, welche gekommen waren, es zu sehen, ein Wort des Johnson an: es lohnte allenfalls der Mühe,

---

dieses kindische Feuerwerk ansahen. Das in einer Stadt, wo fast alle Abend irgendwo ein großes prachtvolles Feuerwerk gegeben wird!

das zu sehen, aber nicht der Mühe, darum zu kommen. Das Ganze bestand in einer spärlichen Erleuchtung der Tuilerien, in einem Tonspiele unter freiem Himmel vor dem Palaste der Regierung, wovon Keiner etwas Zusammenhängendes hören kann, der nicht dicht daneben steht, und in der Ausstattung zwölf junger Ehepaare auf öffentliche Kosten. Diese letzte Handlung wurde an eben dem Abend auf der Wirthaler Bühne (Théâtre du Vaudeville) vorgestellt. Die jungen Wetteiferer mußten sich vor der Stadtobrigkeit stellen, um ihre Ansprüche auf diese Staatsbelohnung zu erweisen. Als nun der Stadtschuldheiß (Maire) dem einen derselben zu erkennen gab, daß sein Nebenbuhler, ein Vaterlandsvertheidiger, den Vortheil voraus habe, sich tapferer Kriegsthaten rühmen zu können, antwortete jener in einem Liedchen, welches ich hersetzen will, um Dir ein Beispiel von Demjenigen zu geben, was man hier ein Vaudeville nennt:

Supporter avec courage
La faim, le froid et le chaud,
Passer un fleuve à la nage,
Prendre une ville d'assaut:
Si pour ces traits de vaillance
On dotait tous les Soldats,
Apprenez que de la France
Tout l'or ne suffirait pas. *)

---

*) Wenn standhaft zu leiden die Hitz' und die Kälte,
Und Hunger und Durst für Heldenmuth gälte,
Wenn Festen erstürmen, und hin in die Flut
Der Ströme sich stürzen mit männlichem Muth,
Schon Rechte verliehe auf Brautschatz, Herr Mair',
Wo nähme ganz Frankreich das Gold dazu her?

In der Folge trat, gleichfalls als Mitbewerber, ein Handwerksmann auf, der sich einen Künstler nannte, wie hier jetzt Jeder heißen will *). Dies gab Anlaß zu folgendem Liedchen:

Du beau nom d'Artiste à présent
Chacun sans pudeur se décore,
Pâtissier, doreur, artisan,
Cordonnier et bien pis encore.
Envain de nombreux étendards
Semblent défendre leur empire,
Il faut pleurer sur les beaux arts,
Lorsque tant d'artistes font rire. **)

Zu dem zweiten Feste waren ungleich mehr Anstalten getroffen, um es zu einem der glänzendsten und feierlichsten zu machen; allein dieser Zweck wurde dennoch, größtentheils wenigstens, verfehlt, weil Vergnügen und Theilnahme sich bei Hunderttausenden eben so wenig, als bei einzelnen Personen, erzwingen lassen. Es war z. B. eine allgemeine Erleuchtung anbefohlen worden (on illuminera! hieß es in dem Polizeibefehl); allein sei es, daß die Pariser, gewohnt zu solchen Dingen eingeladen, und nicht durch Befehl

*) Sogar die an den Brücken und andern öffentlichen Plätzen stehenden Schuhputzer, welche die Vorübergehenden einladen, ihre Schuhe reinigen zu lassen, haben angefangen, sich Schuhputzkünstler (Artistes décrotteurs) zu nennen.

**) Verwegen nimmt jetzt Jedermann,
Pastetenbäcker, Schuster, Schneider,
Perückenmacher, Hungerleider,
Et caetera, den Namen Künstler an.
Beweint die arme Kunst, wenn lachen
Die lächerlichen Künstler machen!

gezwungen zu werden, jenen Ausdruck mißfällig fanden *), oder daß die ganze Festlichkeit nicht nach ihrem Sinne war — die allermeisten Häuser blieben unerleuchtet, und darunter sogar solche, welche nahe bei dem Tuilerienpalaste stehen, und aus den Fenstern desselben gesehen werden können. Noch auffallender aber war die Art, wie Einige den Befehl erfüllt, oder vielmehr ihn zu verspotten sich erlaubt hatten. Man sah nämlich bei verschiedenen, und zwar sehr ansehnlichen Gebäuden, welche funfzig und mehr Fenster nach der Straße zu haben, nur ein einziges Fach durch ein einziges ärmliches Talglichtstümpelchen erleuchtet, welches einer Todtenlampe glich. Die übrigen Fenster alle waren schwarz, wie die Mitternacht. Nur die öffentlichen Gebäude und die der Beamten waren besser, aber nach Verhältniß ihrer Größe doch auch nur sparsam erleuchtet.

Der einzige Ort, auf welchem man etwas einem Volksfeste Aehnliches sah, war der schöne Vendomeplatz. In der Mitte desselben erblickte man eine ungefähr sechs Fuß dicke und zwölf Fuß hohe Säule, auf welcher rings umher die Artikel des letzten berühmten Verfassungsbeschlusses (Sénatus-consulte) des Erhaltungsraths geschrieben standen, wodurch dem Oberstaatsberather die bekannten Vorrechte des lebenslänglichen

*) Etwas Aehnliches ereignete sich unter der Regierung der Fünfherren oder des sogenannten Direktoriums. Da auch von diesen einst befohlen wurde, daß zur Verherrlichung der damahls auf dem Märzfelde angestellten Volksfeste, Krämer und Modehändler aller Art Buden daselbst aufschlagen und ihre Waaren auslegen sollten, so fand sich nur ein Einziger, der den Befehl erfüllte; und dieser Einzige hatte — Stricke zu verkaufen.

Herrscher-Amts und der Ernennung seines Nachfolgers zuerkannt worden sind. Oben auf der Säule stand ein natürlicher Baum (man konnte nicht unterscheiden, von welcher Art) mit brennenden Früchten belastet. Der an sich beinahe runde Platz war durch 104 schön mit Laubwerk gezierte und durch Blumengewinde mit einander verbundene Säulen in einen weiten Tempel verwandelt, wozu der sternbesäete Himmel die erhabene Kuppel bildete. Die durch gefärbte Gläser erleuchteten Säulen stellten die verschiedenen Reichskreise (Départemens) vor, und das erleuchtete Kopfstück einer jeden war mit dem Namen eines dieser Kreise bezeichnet. In den vier Ecken des Platzes hinter diesem Säulenkreise wurde getanzt. Das Ganze that eine sehr schöne Wirkung.

Man hatte, um die Volksmenge zu theilen und ein gefährliches Drängen zu verhindern, drei Feuerwerke für diesen Abend verheißen, eins in den Elisäischen Feldern, das andere auf der neuen Brücke, und das dritte auf dem Greveplatze. Wer das eine sehen wollte, mußte, der weiten Zwischenräume wegen, nothwendig auf die andern Verzicht thun; und so geschah es, daß die Hunderttausende schaulustiger Menschen dergestalt auseinanderströmten, daß ein Erdstrich von beinahe einer halben Deutschen Meile damit überdeckt wurde. Aber selbst durch diese weite Ausdehnung der Menschenmasse konnte das Gedränge nicht vermieden werden. Ich hatte absichtlich meinen Platz bei der Königsbrücke, also ungefähr in der Mitte zwischen den beiden untern Feuerwerken genommen, wo ich von jedem derselben beinahe tausend Schritt weit entfernt blieb. Hier, hoffte ich, würde der Drang am schwächsten sein. Allein ich hatte mich geirrt. Auch hier wurde die fürchterliche Men-

schenmasse so enge in einander geschoben, daß man alle Augenblicke ein durchdringendes Geschrei solcher Personen hörte, welche Gefahr liefen, erdrückt zu werden.

Als es nun endlich zum Abbrennen der Feuerwerke kam, zeigte sich, daß wenigstens die Hälfte der Zuschauer in den April geschickt war. Denn auf der neuen Brücke, wo man schon einige Tage zuvor so große Vorbereitungen und Zurüstungen wahrgenommen hatte, daß man erwarten mußte, hier würde das größte und glänzendste der drei Feuerwerke gegeben werden, wurde, außer einigen sogenannten Raketen, welche aufflogen, gar nichts gemacht; und es zeigte sich, daß jene Zurüstungen keine andere Absicht gehabt hatten, als die, die Volksmenge irre zu leiten, und sie dadurch etwas mehr auseinander zu bringen. Aber auch die übrigen beiden Feuerwerke fielen, in Vergleichung mit dem, was man hier sonst zu sehen gewohnt ist, nicht sehr glänzend aus. Das Bewundernswürdigste bei dem Allen war, daß, soviel man an den folgenden Tagen erfahren konnte, auch nicht ein einziger Unglücksfall sich dabei ereignet hatte, ungeachtet sicher mehr als 150,000 Menschen auf den Beinen und dicht in einander gedrängt gewesen waren.

Zweierlei fiel an diesem Tage nicht bloß den Ausländern, sondern auch den Parisern selbst, als etwas Unerwartetes, auf. Das war theils der allgemeine Kaltsinn, welchen die große Mehrheit der Einwohner der Stadt bei diesem Feste an den Tag legte, theils der Umstand, daß die schönen Trümmer der vor der Umwälzung angefangenen, aber unvollendet gebliebenen Magdalenenkirche, neben welcher die Gebeine des unglücklichen Ludwigs XVI. ruhen, gerade heute, da Bonaparte mit allen Vorrechten der Oberherrschaft bekleidet werden sollte, zum ersten Mahle mit erleuchtet

wurden. Es schien, als sollte der abgeschiedene Geist des königlichen Märterers dadurch eingeladen werden, an den Freuden dieses Tages Theil zu nehmen und seinem Nachfolger mit zu huldigen. Hoffentlich hatte der Anordner der Erleuchtung sich das nicht dabei gedacht, und ohne allen Zweifel hatte Bonaparte selbst sich nicht darum bekümmert. Allein es war doch sehr auffallend, daß das Unschickliche der Erleuchtung jenes Orts an diesem Tage den anordnenden Beamten nicht sogleich in die Augen gesprungen war, da die Franzosen für Schicklichkeiten und Unschicklichkeiten aller Art einen so feinen und scharfen Sinn zu haben pflegen. —

Einige dieser letzten Tage habe ich dazu benützt, mich in den umliegenden Gegenden dieser Kaiserstadt — das ist sie ja nun, da sie der Sitz eines neuen Cäsars geworden ist! — noch einmahl umzusehen. Diese Gegenden sind, wenigstens auf der Südwest-, West-, Nord- und Nordostseite, überaus reizend, und herrlich angebaut; denn in einer mäßigen Entfernung erheben sich wohlbekleidete Hügel, an und auf welchen saubere kleine Städte oder Flecken, Dörfer, Landhäuser und Schlösser durch Gebüsch und Waldung weiß und lustig hervorschimmern. Zwischen denselben hin schleicht in mahlerischen Krümmungen die weltberühmte Seine, die sich jetzt zu schämen scheint, daß sie ihr Gewässer so müßig und unbenützt dem Meere zuwälzen muß, ohne der unermeßlichen Stadt und dem schönen Lande, welche sie durchströmt, einen andern namhaften Dienst zu leisten, als den, die schmutzige Wäsche der Pariser zu reinigen, ungeachtet sie, so gut als die Themse und Elbe, sich ins Meer ergießt, folglich auch so gut, als diese, das schöne Schauspiel einer belebten Wasserstraße geben könnte, auf welcher reichbeladene Schiffe vom Meere

der Stadt, und von der Stadt dem Meere zugleiten. Dies ist aber mit der Seine jetzt so wenig der Fall, daß ich in den nunmehr hier verlebten zehn bis elf Wochen nur ein einziges Mahl ein paar mit Kaufmannsgütern befrachtete Barken in dem sogenannten hiesigen Hafen, d. i. in demjenigen Theil des Stroms, der von der neuen und der Königsbrücke eingeschlossen wird, ankommen sah *). Schließe hieraus auf die gänzliche Lähmung, womit der hiesige Handel befallen sein muß! Wie könnte es auch anders sein, da dem Französischen Handel überhaupt, und dem der Stadt Paris insonderheit, bis jetzt noch die drei Hauptspannfedern seiner Wirksamkeit — Freiheit **), Geld und guter Glaube oder sogenannter Kredit, fehlen! Die Freiheit wird durch die dichte Wehrschnur, von Durchsuchern gebildet, womit Frankreichs Grenzen unter dem Namen der Mauth (Douane) jetzt gesperrt sind, ausgeschlossen; das meiste Geld ist in den Händen, oder vielmehr in den verschlossenen Kasten der Emporkömmlinge oder Herren von gestern (Parvenus), die aus Furcht vor neuen Rückwälzungen es lieber schimmeln lassen, als in Um-

---

*) Das Wasser ist zwar jetzt, der anhaltenden Dürre wegen, ungewöhnlich klein; allein da noch immer Kohlenschiffe von oben herab nach Paris schwimmen können, so scheint es, daß auch Schiffe, mit Kaufmannsgütern befrachtet, von unten herauf bis hieher segeln könnten, wenn dergleichen von Rouen bis hier unterweges wären.

**) Es ist hier nicht von der bürgerlichen, sondern von der Handelsfreiheit die Rede. Ob Frankreich jene jetzt besitze? Diese Frage braucht hier nicht erst beantwortet zu werden. Wer die neuern Weltbegebenheiten auch nur aus den Zeitungen kennt, hat darüber weiter nichts zu fragen.

lauf setzen; die ungeheuern Abgaben, welche die jetzige Regierung für ihre ungeheuern Bedürfnisse heischen muß (sie sollen, die gräßliche Auflage der landverderblichen Zahlenlosung und der verpachteten Spieltische ungerechnet, mehr als das Doppelte der ehemahligen betragen) erschöpfen das Land; einige dieser Abgaben, z. B. die Stempelauflage *), treffen und lähmen den Handel unmittelbar; das Vertrauen der Ausländer, nicht bloß zu dem Vermögen, sondern auch zu dem guten Willen der Franzosen, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, ist in den Zeiten der Umwälzung gänzlich vernichtet worden, und kann nicht eher wiederhergestellt werden, als bis die Regierung selbst sich im Stande sehen wird, bei ihren Verträgen und deren Erfüllung das Beispiel unwandelbarer Treue und der strengsten Redlichkeit von oben herab zu geben.

Doch lassen wir, da wir Beide keine Kaufleute sind, den Französischen Handel, und folgen lieber dem müßig dahinschleichenden Strome der Seine nach St. Cloud, dem künftigen Hoflager des ersten Staatsberathers. Dieses Schloß erhebt sich, eine kleine Meile von Paris, an einem überaus schönen Hügel über dem Orte gleiches Namens, der größtentheils aus hübschen Landsitzen besteht, und beherrscht eine der reichsten und herrlichsten

---

*) Alle kaufmännische Papiere, z. B. Wechsel und Handelsverträge, müssen, wenn sie vor Gericht Gültigkeit haben sollen, gestempelt werden; und dieser Stempel, nebst andern beim Kaufen und Verkaufen vorgeschriebenen Förmlichkeiten, verschlingen den zehnten Theil der Kaufsumme. Will man die gestempelten Wechsel in klingende Münze umsetzen, so macht der Umsatzpreis, oder das Diskonto, auch noch 18 von 100, d. i. an einem Wechsel, der auf hundert Thaler lautet, muß man achtzehn Thaler verlieren.

Landschaften, die es geben kann. Den Hintergrund derselben nimmt die kleine Welt, Paris genannt, ein, die man von hier aus fast ihrem ganzen Umfange nach übersieht. Der Strom scheint ungern daran zu gehen, diese üppige Gegend zu verlassen, und macht, um länger hier zu verweilen, am Fuße des Hügels, ich weiß nicht wie viele liebliche Krümmungen, bis er endlich, von seinem Verhängnisse fortgerissen, sich hinter andern, in einiger Entfernung aufsteigenden Hügeln verliert. Rechts erblickt man das ehemahlige königliche Lustschloß Meudon mit seinen prächtigen Gärten und dem dazu gehörigen schönen Pferch oder Park, ehemahls dem Vergnügen der Beherrscher Frankreichs gewidmet, jetzt aber zu einer Wohnung der Stückschützen oder Artilleristen hinabgesunken. Links erheben sich über dem Ufer der Seine die anmuthigen Dörfer (wofern dieser bescheidene Name für eine Menge schimmernder Landsitze nicht zu niedrig klingt) Chaillot und Passy, auf einem Hügel, der sich an das berühmte Boulogner Gehölz lehnt, welches eine Fortsetzung der Elisäischen Felder ist, so wie diese sich den Tuilerien anschließen. St. Cloud gegenüber, am entgegengesetzten Ufer der Seine, liegt der hübsche Flecken Boulogne, wovon jenes Gehölz den Namen hat. Dies Alles, und mehr noch, als ich hier zu nennen oder zu beschreiben Lust habe, übersieht man von der Anhöhe, auf welcher St. Cloud liegt. Wahrlich, wenn Beelzebub, wie in der bekannten biblischen Gleichnißrede, noch einmahl einen ihm wichtigen Mann durch das Geschenk eines reichen und prächtigen Landeigenthums in Versuchung führen wollte, er könnte schwerlich einen bessern Standpunkt dazu wählen, als diesen!

Von dem Innern des Schlosses, welches aus einem

Hauptgebäude und zwei Flügeln besteht, die zusammengenommen ein offnes Viereck bilden, sage ich Dir nichts, weil ich — es nicht gesehen habe. Warum nicht? Weil die Schildwachen nicht erlauben, sich diesem Heiligthume zu nähern, ungeachtet die Gottheit, der es nunmehr gewidmet ist, selbst noch nicht da wohnt, sondern das Schloß nur erst für sie eingerichtet wird. Die Pracht, welche dabei aufgestellt wird, soll, nach der Versicherung der Begünstigten, die hineingelassen wurden, ohne Beispiel sein. Es ist nicht glaublich, daß Bonaparte selbst sich um Kleinigkeiten dieser Art bekümmert; allein die Anordner derselben sollten doch wissen, daß ein Mann, wie er, durch äußern Prunk keinen Zuwachs, weder an Ehre, noch an Größe, erhalten kann; daß vielmehr seine Ehre gerade in der Verachtung alles eiteln Gepränges und seine Größe in stiller, einfacher Erhabenheit bestehen muß.

Die Umgebungen des Schlosses enthalten alle Arten von Anlagen und Verzierungen, die man in geschmackvollen Gärten, Lusthölzern und Lustgebüschen zu finden gewohnt ist, in großer Vollkommenheit; besonders auch wohlangelegte künstliche Wasserfälle und Springbrunnen, wovon der eine sich bis zu einer Höhe von 90 Fuß erheben soll. Ich verschone Dich mit einer zwecklosen Beschreibung dieser Herrlichkeiten. Willst Du etwas Aehnliches, oder vielmehr etwas Größeres und Schöneres, sehen, so gehe nach unserm Kassel, welches Dir näher ist.

Aber gern möchte ich Dir die Freude gönnen, einmahl an einem Sonntage hier in St. Cloud zu sein, um die kindlichen, durchaus unschuldigen und anständigen Belustigungsarten zu sehen, welchen das eben so frohsinnige als gutmüthige Französische Landvolk, unter-

mischt mit wohlgekleideten Parisern und Pariserinnen, sich hier am Fuße des Hügels, wie an jedem andern ländlichen Orte um Paris her, so arglos und herzlich überläßt! Ich wüßte nicht, irgend etwas Anderes in Frankreich gesehen zu haben, das meinem Herzen so wohl gethan hätte, als der Anblick dieser unschuldigen Vergnügungen, die, außer dem Tanze, den die Franzosen aller Stände mehr, als andere Völker, leidenschaftlich lieben, in allerlei wahren Kinderspielen bestehen, an welchen man Leute jeglichen Alters, sogar Greise, den vollsten und herzlichsten Antheil nehmen sieht. Wer ein der Mitfreude über fröhliche Menschen fähiges Herz hat, muß bei diesem Anblicke sich nothwendig selbst zur Lustigkeit gestimmt fühlen. Hierher, zu diesen ländlichen Festen, muß man kommen, wenn man die Franzosen wahrhaft liebenswürdig finden will.

Eine Erinnerung, welche mir beide Mahle, da ich hier war, sehr zur Unzeit kam, vergällte mein Vergnügen. Es war die an den Meuchelmord, welcher einst an dem Könige Heinrich III. hier zu St. Cloud von Pfaffenhand verübt wurde. Da ich vermuthe, daß Dir das Umständliche dieser gräulichen That noch nicht bekannt sei, und daß Du es nicht ungern lesen werdest, so stehe es hier. Es fehlt mir ja jetzt nicht an Zeit zum Schreiben.

Es war zur Zeit des bürgerlichen Krieges, welcher von den sogenannten Verbündeten (la Ligue) auf der einen, und den treugebliebenen Anhängern des Königs auf der andern Seite mit aller der Wut geführt wurde, wodurch Bürgerkriege sich immer auszuzeichnen pflegen. Jene hatten den König aus Paris vertrieben, diese suchten ihn wieder dahin zurückzuführen. Der König hatte in Heinrich von Navarra (in der Folge

unter dem Namen Heinrich IV. König von Frankreich) einen treuen Bundesgenossen gefunden. Von ihm begleitet, rückte er im Heumonate 1580, an der Spitze eines Heers von 40,000 Mann, vor Paris. Er selbst nahm sein Hauptlager zu St. Cloud, sein königlicher Bundesgenosse in dem nahegelegenen Schlosse Meudon. Von hier aus wollte man Paris angreifen, und man hoffte, mit der Eroberung dieser Hauptstadt innerhalb einiger Tage zu Stande zu kommen. »Es wäre doch Jammer und Schade,« sagte der gutmüthige Heinrich, als er Paris aus seinem Fenster übersah, »eine so schöne und gute Stadt zu Grunde zu richten! Aber man zwingt mich ja, die Empörer, die mich auf eine so schimpfliche Weise verjagt haben, zu Paaren zu treiben.« Ach! er ahnete nicht, welcher schwarze Anschlag gegen ihn, in dem Kopfe eines Pfaffen und eines Weibes ausgebrütet, schon zur Reife gediehen war!

Der Klosteraufseher oder Prior Bourgoin und die Herzoginn von Montpensier, Schwester der Guisen, welche an der Spitze der Verbündeten standen, hatten das Bubenstück ersonnen; und das Werkzeug, dessen sie zur Ausführung desselben sich bedienten, war ein junger Pfaff, Jakob Clement genannt, der, von Glaubenswut glühend, und in der Hoffnung, den Himmel dadurch zu verdienen, sich bereit dazu finden ließ. Angefeuert durch die scheinheiligen Einlispelungen seines teuflischen Vorgesetzten, machte er sich auf den Weg nach St. Cloud. Unterweges begegnete er einem dem Könige treu gebliebenen hohen Staatsbeamten, La Guesle genannt, und redete ihn an. »Ich komme,« sagte er, »gesandt von dem Präsidenten Harlay, um dem Könige einen Brief und zugleich wichtige Nachrichten von seinen Treuen aus Paris zu bringen.« La

Guesle führte ihn hierauf in sein Haus. Daß der Pfaff ein Kundschafter sein könnte, fiel ihm zwar wol ein, allein von der schwarzen That, welche der wahre Zweck seiner Sendung war, hatte er nicht die mindeste Ahnung. Er begnügte sich daher, einige Fragen an ihn zu thun; und da der Mönch, in der Verstellungskunst geübt, diese mit eben so großer Unbefangenheit als Zuversicht beantwortete, so ging er, ihn dem Könige anzumelden.

Es fügte sich, daß er erst am folgenden Morgen vorgestellt werden konnte. La Guesle behielt ihn daher bei sich, und ließ ihn in seinem Hause zu Abend essen und schlafen. Das Ungeheuer verzehrte sein Abendbrot mit eben so großer Eßlust als guter Laune, und bediente sich dabei, vermuthlich weil es in dem Hause seines Wirths an Tischgeräthschaft fehlte, eben des Messers, womit er seinen König morden wollte. Sollte man glauben, daß das menschliche Gefühl bis dahin unterdrückt werden könne? Einer von den Leuten des Hauses fragte ihn: ob es denn wahr sei, daß sechs Jakobinermönche, wie die Rede gehe, sich verschworen hätten, den König umzubringen? und er, ohne im mindesten die Farbe zu verändern, oder auch nur die kleinste Verwirrung zu verrathen, antwortete: es giebt überall gute und böse Menschen.

Am folgenden Morgen führte La Guesle, einem erhaltenen Befehle zufolge, ihn nach der Wohnung des Königs. Da es sich aber fand, daß derselbe noch nicht angekleidet war, so nahm Jener dem Mönche den mitgebrachten Brief ab, und trug ihn hinein zum Könige. Die Hand des Präsidenten Harlay war so gut nachgemacht, und der Inhalt des Briefes so listig gewählt, daß kein Verdacht darüber entstehen konnte. Der Kö-

nig befahl hierauf, den Mönch zu ihm zu führen; und da die Wache Schwierigkeiten machte, wiederholte er den Befehl, indem er sagte: laßt ihn herein; man könnte glauben, daß ich den Mönchen abgeneigt sei, und sie von meiner Person entfernen wolle.

La Guesle und der Stallmeister Le Grand waren beim Eintritte des Pfaffen zugegen. Dieser näherte sich dem Könige, und sagte: daß er von dem Präsidenten und andern treuen Dienern des Königs noch anderweitige wichtige Aufträge habe, die er aber nur Sr. Majestät allein bekannt machen könne. La Guesle fiel ihm hiebei ins Wort, und sagte: Ihr dürft immer laut reden; denn hier im Zimmer sind keine andere, als treue Diener Sr. Majestät. Als aber hierauf der Mönch sein Verlangen, mit dem Könige allein zu reden, wiederholte, schöpfte Jener Verdacht, und sagte: Sire, es ist nicht nöthig, daß dieser Mönch sich Ewr. Majestät Person nähere. Allein der König, verleitet durch die ihm natürliche Gefälligkeit und durch die ihm zur Gewohnheit gewordene Ehrfurcht für die Priester, hieß den La Guesle und Le Grand sich ein wenig entfernen, und reichte dem Mönche sein Ohr dar. Dieser murmelte einige Worte hinein, zog zugleich aus seinem Aermel das mitgebrachte Messer hervor, stieß es plötzlich dem unglücklichen Könige in den Leib, und blieb, nachdem die Gräuelthat vollbracht war, fest und unbeweglich vor ihm stehen. Der König sprang von seinem Sitze auf, und rief: »Ha! Elender, was hatte ich dir gethan, daß du so mich mordest?« Das Blut stürzte aus der breiten Wunde. Der König zog das Mordmesser, welches stecken geblieben war, selbst heraus, und warf es dem Mörder an den Kopf. In diesem Augenblicke sprangen La Guesle und Le Grand voll Entsetzen herbei, stießen

den Mörder, dessen trotzige Stellung dem Könige noch immer zu drohen schien, zurück, und trieben ihn zwischen die Wand und die Bettstelle. Auf das Geräusch dieses Auftritts stürzte die Leibwache herein; der Mörder wurde mit hundert Stichen durchbohrt, und sein blutiger Leichnam, nachdem man ihm die Mönchskleidung abgerissen hatte, zum Fenster hinausgeworfen. Welch ein Trauerspiel! Das Zimmer floß von dem Blute des Königs und seines verruchten Mörders; das ganze Haus erscholl von dem Wut- und Jammergeschrei der treuen Diener; der König selbst saß und hielt mit blutigen Händen die Eingeweide, die aus der Wunde hervorgequollen waren.

Man hielt die Wunde anfangs nicht für tödtlich. Der König selbst war dieser Meinung. Er sagte zu dem jungen Herzog von Angouleme, seinem Neffen, indem er ihm die Hand reichte: »Weine nicht! Die abscheulichen Menschen haben mich tödten wollen, aber Gott hat mich gegen ihre Bosheit geschützt. Es wird hiemit nichts zu bedeuten haben.«

Allein nach genauerer Untersuchung wurde die Verletzung bald für tödtlich erklärt. Heinrich IV. flog herbei. Der König reichte ihm die Hand, und sagte: »Sie sehen, mein Bruder, wie Ihre und meine Feinde mir mitgespielt haben. Auch Sie werden auf Ihrer Hut sein müssen, damit man Ihnen nicht ein Gleiches thue.« Leider war diese Warnung nur zu gegründet! Auch er fiel, wie wir wissen, späterhin durch das Messer eines Meuchelmörders, des verruchten Ravaillac. — Der König ernannte ihn sofort zu seinem Nachfolger, und die herbeigeeilten Großen mußten ihm auf der Stelle huldigen. Nachdem dieses Geschäft beendiget war, verrichtete er noch die von seiner Kirche vorgeschriebenen Gebräuche, und sank hierauf in einen vielstündigen ru-

higen Schlummer. Beim Erwachen fühlte er sich völlig erschöpft; und bald darauf verschied er in den Armen seines Neffen.

Die Nachricht von diesem gräßlichen Vorgange wurde in Paris mit dem höchsten Entzücken aufgenommen. Man lachte, jauchzte, tanzte — kurz, man äußerte seine unsinnige und unmenschliche Freude auf eine eben so unwürdige Weise, als man in unsern Tagen den blutigen Tod der edelsten Opfer der Französischen Staatsumwälzung feierte. Man sieht, die Pariser waren damahls schon — Franzosen. Am meisten schweifte die Mitanstifterinn dieser Gräuelthat, die Herzoginn von Montpensier, in ihrer wilden Freude aus. Sie umarmte den Boten, der ihr die erste Nachricht von dem Vorgange brachte, und rief einmahl über das andere aus: »Aber ist es auch wahr? Der Tirann ist wirklich todt? Gott, wie glücklich hast du mich gemacht! Nur Eins bekümmert mich noch: ob er auch vor seinem Tode wol erst erfahren haben möge, daß ich es bin, die diese Todesart ihm bereitet hat?« Sie rannte hierauf, wie eine Bacchantinn, durch die Straßen, und rief den herzueilenden Volksmassen zu: »Eine herrliche Neuigkeit, meine Freunde! O, eine sehr herrliche! Der Tirann ist todt! Es giebt keinen Heinrich von Valois mehr in Frankreich!«

Ihre Begleiterinn, die Frau von Nemours, jauchzte mit ihr, und rannte, als sie zu einer Kirche gekommen waren, die Stufen des Hochaltars hinauf, um das Volk anzureden, und es zur Theilnahme an ihrer Furienfreude einzuladen. Auch so was kann von Weibern, bei gräulichen Ereignissen dieser Art, nur in Frankreich geschehen.

Die Priester ahmten dem Beispiele dieser Unholdin-

nen nach, und erklärten in ihren wütenden Predigten den meuchelmörderischen Mönch für einen wahren Märterer, weil er sich dem Tode geweiht habe, um Frankreich von diesem Hunde, Heinrich von Valois, zu befreien. Glaubt man nicht, die neuern Franzosen zu hören, die zu unsern Zeiten und 200 Jahre nach jener Gräuelthat den königlichen Dulder Capet und seine mit hingeopferte bejammernswürdige Familie, selbst vor dem Blutgerüste, auf eben diese unmenschliche und niedrige Weise schmähten? — Man stellte Bildnisse des Mönchs auf die Altäre, um ihn als einen Heiligen verehren zu lassen; die Sorbonne, dieses ehemahlige Glaubensgericht in Frankreich, trug auf seine Heiligsprechung an, und der Glaubensvater, Sixtus V., der zu Rom ein feierliches Seelenamt für ihn hielt, verglich ihn dabei öffentlich mit der Judith und dem Eleazar. Und eben dieses Papst- und Pfaffenthum, dem von jeher keine Frevelthat zu schwarz war, um sie als eine heilige Handlung zu preisen, sobald sie ihre Absichten nur begünstigte, hat Bonaparte, welcher Frankreich davon befreit fand, wieder zur herrschenden Kirche in Frankreich erheben zu müssen geglaubt! Wozu? Ein Mann, wie er, bedurfte ja, um sich auf seinem erhabenen Standpunkte zu erhalten, dieser immer unsichern, geschornen Leibwache nicht. Das Bewußtsein reiner Absichten, die Wiederherstellung und Erhaltung des lange ersehnten Friedens, die redliche und kräftige Beschützung der errungenen bürgerlichen Freiheit, und eine weise, von aller Selbstsucht entfernte Staatsverwaltung würden ja allein schon, und ohne Mitwirkung jener, eine unendlich festere Schutzmauer für ihn gebildet haben! —

Da der schöne Weg, welcher von Paris nach Ver-

sailles führt, nahe bei St. Cloud vorbeiläuft, so wird es Dir, denke ich, nicht zuwider sein, gleich von hier aus einen kleinen Abstecher mit mir dahin zu machen.

Unter den wohlfeilen Gelegenheiten, von Paris dahin zu fahren, hat man täglich, ja stündlich, die Wahl. Denn theils laufen zwei sehr bequeme Eilkutschen an jedem Morgen dahin ab, und Abends wieder zurück, theils stehen zu jeder Zeit, längs der Mauer des Tuileriengartens, eine Menge kleiner Fuhrwerke (petites voitures), ehemahls Nachttöpfe (Pots-de-chambre) genannt, bereit, um jeden sich Darbietenden sogleich dahin zu befördern. In jenen kostet der Platz nicht mehr als 30 Stüber (9 ggr.), in diesen nur 25. Um aber das Fahren in diesen letzten nicht unbequem zu finden, muß man ein Franzose sein, und sich wie dieser zu behelfen wissen. Diese kleinen Fuhrwerke sind nämlich nicht um einen Fingerbreit größer, als unsere altmodischen Kariolen, gewähren also eigentlich nur für zwei Personen Raum. Gleichwol werden jedesmahl vier Personen hineingepackt, auch wol noch ein paar andere auf der Außenseite, d. i. in dem Korbe über dem Verdecke, wie in England, mitgenommen.

Der wohlunterhaltene Weg von Paris bis Versailles ist 5 Stunden lang, und läuft anfangs bei der lustig bebauten Anhöhe Chaillot und Passy längs der Seine, dann hinter St. Cloud zwischen zwei Reihen von Hügeln hin, welche theils zu Gärten, theils zu Weinbergen durchgängig angebaut und mit größern und kleinern Landhäusern reich besetzt sind, so daß das Auge des Vorbeifahrenden durch eine unendliche Mannichfaltigkeit von niedlichen kleinen Landschaften und Anlagen unaufhörlich angezogen und auf eine sehr angenehme Weise unterhalten wird. Ehemahls war diese herrliche Straße

zur Nachtzeit eben so schön, als Paris selbst, erleuchtet; jetzt aber, da Versailles kein Königssitz mehr ist, hat diese kostbare Erleuchtung aufgehört, und wird künftig nur bis St. Cloud Statt finden.

Beinahe auf der Mitte des Weges kommt man bei Sevres oder Seves (beide Namen sind gleich gebräuchlich) zu der weltberühmten Werkstatt, wo das schönste Französische Porzellan verfertiget wird, der einzigen unter den vielen, die in Paris selbst blühen, welche die Regierung alljährlich mit einer beträchtlichen Summe zu neuen Versuchen und zu großen kostbaren Werken unterstützt, wodurch sie in den Stand gesetzt wird, es allen andern, sowol in Paris, als im Auslande, wenngleich nicht an innerer Güte der Masse, die hier glasartig ist, doch an schönen Formen und vollendeter Mahlerei, zuvorzuthun.

Dicht vor Versailles steht unter vielen andern schönen Gebäuden, womit die Straße besetzt ist, das für immer denkwürdige Haus, worin vor dreizehn Jahren die erste Versammlung der Stellvertreter des Französischen Volks die alte Staatsverfassung umstieß, und eine neue zu begründen suchte, wovon sie selbst, und mit ihr ganz Europa, sich nichts Geringeres, als eine Erlösung des ganzen Menschengeschlechts von dem Joche der Willkühr und ihrem scheußlichen Gefolge, der Unterdrückung, der Abstumpfung, der Dummheit, dem Aberglauben, dem Gewissenszwange und der Priesterherrschaft, versprachen. Ach, hätten diese kühnen Verbesserer die gräßlichen Folgen geahnet, welche ihre ersten Schritte nach sich ziehen würden; hätten sie sich selbst und den Geist ihres Volks gekannt, von dem die mit Blut geschriebene Geschichte der letztverflossenen dreizehn Jahre nunmehr unwidersprechlich bewiesen hat, daß es, vermöge

des ihm eigenen Leichtsinns und seines kindischen Hanges zu Uebertreibungen aller Art und zu schnellen Uebergängen von einem Außenende zum andern, bis dahin noch gänzlich unfähig war, einen auf Vernunft und Weisheit gegründeten und durch Tugend und Gemeinschaft befestigten Freistaat zu bilden; hätten sie endlich voraussehen können, was durch alle die Ströme von Menschenblut, welche durch Europa und andere Welttheile fließen sollten, am Ende für die zerrüttete Menschheit gewonnen werden würde: — wie würde die Hand der Gutgesinnten und Redlichen unter ihnen gezittert haben, den ersten Stein aus dem alten morschen Staatsgebäude dieses Landes herauszureißen! Aber wären auch die unweisen und selbstsüchtigen Rathgeber des gutmüthigen, nur zu schwachen Ludwig und der übrigen, damahls lebenden Herrscher in Europa nicht zu stumpfsinnig und zu verblendet gewesen, um den Geist der Zeit, welcher schon lange alle gebildete Völker anzuhauchen angefangen hatte, zu bemerken und richtig zu beurtheilen; hätte man dem zu Folge, in dem Innern Frankreichs, von Seiten des Hofes es mit dem neuerrichteten gesellschaftlichen Vertrage redlich gemeint, und wäre man im Auslande weise genug gewesen, sich nicht dareinzumischen, sondern die Entwickelung dieses Gewirres der Zeit und der Vorsehung zu überlassen: — wie viel Menschenblut würde gespart worden sein! mit wie vielen Gräuelthaten und Entsetzlichkeiten würde die Menschheit verschont geblieben sein! der unglückliche Ludwig säße noch heute auf seinem, wenngleich beschränkten, Throne; Europa würde nicht in Brand gerathen sein, Frankreich nicht so übermächtig, zum Schrecken aller Völker, jetzt dastehen, und unser armes, armes Deutschland nicht zu der Ohnmacht und Schmach hin-

abgesunken sein, in der wir es leider! jetzt, und zwar ohne Hoffnung einer glücklichen Wiedererhebung, erblicken! O ihr, die ihr damahls in jedem redlichen Manne, der zu jener weisern Maßregel des untheilnehmenden Zusehens rieth, einen Jakobiner und Verräther des Vaterlandes wahrnahmet, schauet auf, und seht mit Schaudern den schmählichen und hoffnungslosen Zustand, in welchen ihr, ihr allein, dieses unser armes Vaterland gestürzt habt!

Diese traurigen Gedanken lasteten beim Anblicke jenes Hauses und bei meiner Einfahrt in das verödete Versailles, wie ein schweres Gewicht, auf meinem Herzen, und machten mich sehr mißmüthig. Was ich in dem Orte selbst, und in dem ehemahligen Mittelpunkte alles Schönen, Großen und Herrlichen, dem königlichen Schlosse und seinen Umgebungen, sah und bemerkte, war keinesweges dazu geeignet, mich wieder zu ermuntern. Die Stadt, eine der schönsten in Frankreich, ehemahls von 80,000 Einwohnern belebt, steht jetzt menschenleer und über den Verlust ihrer Erwerbsquellen trauernd da; das Pflaster der schönen, breiten und geraden Straßen, zum Theil mit vierfachen Baumreihen bepflanzt, fängt an, mit Gras überzogen zu werden; das verödete Schloß drohet in vielen seiner Theile schon einen nahen Verfall; der prächtige Garten, mit allen seinen schönen Anlagen, Wasserkünsten und Lustgebäuden, trauert über den Abgang seiner ehemahligen sorgfältigen Unterhaltung, und fängt hier und da auch schon an, zu verfallen und zu verwildern. Einzelne Theile desselben, mit den dazu gehörigen Prachtgebäuden, sind verpachtet, und von den Pächtern in sogenannte Guinguettes, d. i. kleine Wirthshäuser für geringe Leute, verwandelt worden. Daß die Ordnung, Nettigkeit und

Reinlichkeit des Gartens und der Gebäude dadurch nicht gewonnen haben, versteht sich von selbst. Hierher, ihr Götter der Erde, ihr Großen, Reichen und Mächtigen, wenn ihr ein lehrreiches Beispiel von der Vergänglichkeit aller eurer Herrlichkeiten sehen wollt! —

Die Einfahrt in Versailles, auf der Pariser Straße, hat etwas Großes und Prächtiges. Der Ort ist von allen Seiten offen, und man fährt daher ohne Aufenthalt bis zu dem eisernen Gitter, welches den ersten Vorhof des Schlosses von dem weiten und freien Platze absondert, der sich außerhalb desselben nach allen Seiten hin ausdehnt, und eine große und herrliche Vorbühne bildet, welche ehemahls der Waffenplatz der hier eingelagerten königlichen Leibwachen war. Vor dem erwähnten Gitterthore stehend blickt man über diesen Platz hinaus in fünf sehr schöne, mit großen Baumreihen bepflanzte Kunststraßen, deren schnurgerade Linien auf diesem Standpunkte fächerförmig zusammenlaufen. Ein überaus anmuthiger Anblick!

Unter den Gebäuden, von welchen diese weite Vorbühne begrenzt wird, zeichnen sich besonders zwei, der große und der kleine ehemahlige königliche Pferdestall aus, welche sowol durch ihre gute Bauart, als auch durch treffliche Werke der Bildhauerkunst, die Augen der Beschauer auf sich ziehen und fesseln.

Hinter dem Gitterthore, nach dem Schlosse zu, folgen drei von einander getrennte Vorhöfe, durch welche man ehemahls mußte, um zu dem Allerheiligsten, der Wohnung der Könige von Frankreich, zu gelangen. Der erste hieß der Ministerhof (la cour des Ministres), weil in den beiden vorspringenden Schloßflügeln, die ihn rechts und links einschließen, ehemahls die Geheimräthe oder Minister des Königs wohnten. Der darauf fol-

gende Hof wurde der Palasthof (la cour du palais) genannt, und Keiner, der nicht von königlichem Geblüte war, hatte die Erlaubniß, ihn zu befahren. Gleichwol wagte es einmahl, ich weiß nicht, welcher Herzog, der oft lustige Einfälle hatte, bei starkem Regenwetter, sich eine Ausnahme davon zu erlauben. Er ließ seinen Kutscher gerade auf diesen Schloßplatz losfahren; und angerufen von der Wache, die zu wissen verlangte, wer in dem Wagen sich befinde? rief er selbst zum Schlage hinaus: der Herzog von **, seinen Namen nennend. Nun gab es aber der Herzoge dieses Namens mehre, von denen nur Einer zu den Bevorrechtigten gehörte, welche diesen Schloßplatz befahren durften. Die Wache rief daher abermahls: lequel? (welcher?); und der lustige Herzog hatte den Einfall, ihr zu antworten: le dernier mort (der Letztverstorbene). Der Soldat, welcher diese spaßhafte Antwort vermuthlich nicht recht vernommen hatte, sagte: Passez! (nur zu!) und damit rollte des Herzogs Wagen auf den Platz. Der König — ich weiß nicht, ob Ludewig XIV. oder XV. — stand gerade oben am Fenster, und sah den Vorgang. Als nun der Herzog zu ihm hineintrat, warf er einen ungnädigen Blick auf ihn, und fragte: wie er sich habe unterstehen können, auf den innern Hofplatz zu fahren? O, antwortete der Herzog, das ist noch lange nicht das Bewundernswürdigste in der Sache! Wenn Ew. Majestät sich wundern wollen, so hören Sie, unter welchem Namen man mich hineingelassen hat; und nun erzählte er die Geschichte. Der König lachte überlaut, und die Umstehenden klatschten in die Hände.

Der dritte und letzte Hofplatz wird der Marmorhof, (la cour de marbre) genannt, weil er mit Platten dieser Steinart gepflastert ist. Das ihn einschließende

Hauptschloßgebäude und die beiden Flügel desselben sind das alte, von Ludewig XIII. erbaute Jagdschloß, welches Ludewig der XIV., als er den Gedanken faßte, eins der prächtigsten Schlösser in der Welt zu bauen, aus Ehrfurcht für ein Werk seines Vaters stehen, und dem neuen Palaste einverleiben ließ. Dies hat die Folge, daß der Fremde, der auf der Straße von Paris hieher kommt, in die größte Verwunderung geräth, indem er die ersten Blicke auf diese unansehnliche, zum Theil sogar unregelmäßige und verkrüppelte Antlitzseite eines Palastes heftet, welchen er so oft als eins der größten Weltwunder hatte ausposaunen hören. Er steht wie verdutzt, und begreift schlechterdings nicht, wie man von einer so unansehnlichen, an und in einander gebauten Masse alter Gebäude ein solches Aufheben habe machen können. Allein er gedulde sich, bis er die entgegengesetzte Seite des Palastes, diejenige, welche in den Garten sieht, zu Gesicht bekommt, und seine Verwunderung wird sich legen.

Unter Ludewig XIII. war Versailles ein elendes Dorf, die Gegend umher eine unfruchtbare und häßliche Einöde. Aber gerade deßwegen scheint Ludewig XIV., der gar zu gern etwas vornahm, das einem Wunder ähnlich sah, zur Ausführung seines unermeßlichen Verschönerungsplans diesen Sand- und Sumpfboden gewählt zu haben. Der Anbau dieser Wildniß und die Errichtung der Gebäude wurden mit so erstaunlichem Eifer, und mit einem so ungeheuern Kostenaufwande betrieben, daß nach sieben Jahren schon der unermeßliche Palast und ein der Größe desselben angemessener herrlicher Garten mit allen Arten von Anlagen und Verzierungen, der Hauptsache nach, vollendet dastanden; ungeachtet freilich nachher noch ein halbes Jahrhundert lang fort-

gefahren wurde, diese Gebäude und diese Gärten auf alle mögliche Weise zu verschönern. Man sagt, Ludewig XIV. habe das Papier, worauf er sich die Schlußsumme der gesammten Kosten hatte ausziehen lassen, ins Feuer geworfen, um den unerhörten Betrag seiner Verschwendung in ewige Vergessenheit zu begraben. Gleichwol soll sein Nachfolger, Ludewig XV., aus Neugier, diese Summe zu erfahren, eine neue Berechnung aus den noch vorräthigen Papieren anzufertigen befohlen, aber diesen Befehl wieder zurückgenommen haben, da noch nicht die Hälfte der aufbewahrten Rechnungen schon ein Sümmchen von 200 Millionen Französischer Pfunde oder 50 Millionen Thaler gab. Bloß das an den Gebäuden und zu den Wasserleitungen verbrauchte Blei soll 32 Millionen solcher Pfunde, oder 8 Mill. Thaler gekostet haben *). Hätten die Könige von Frankreich diese ungeheuern Summen gespart, und dadurch die Schuldenlast vermieden, welche ihren Untergang bereitet hat, so würden die Umwälzungen der letztverflossenen 13 Jahre nicht erfolgt sein, ein paar Millionen unschuldiger Schlachtopfer würden nicht geblutet, und die Bourbons ungestört auf dem Französischen Throne gesessen haben. So viel, mein lieber Eduard, kommt auf eine vernünftige Sparsamkeit an! So unausbleiblich und so fürchterlich sind für Könige, wie für Privatpersonen, die Folgen einer tollen Verschwendung!

Was ich oben von dem schon eingetretenen Verfalle des prächtigen Schlosses und der schönen Gartenanlagen sagte, mußt Du nicht dahin deuten, als wenn die Ver-

*) S. Nouvelle description des environs de Paris, par J. A. Dulaure. Tom. II. pag. 271.

wüstungen, welche in dem Laufe der gräulichen Staatsumwälzung ein wütender Pöbel sich erlaubte, Schuld daran wären. Von dieser Art von Zerstörung habe ich zu meinem Erstaunen hier nur sehr wenige und nicht sehr bedeutende Spuren wahrnehmen können. Die Prachtgebäude, die Gartenanlagen, die Gemählde und Standbilder, die ungeheuern Wandspiegel, die für die größten in der Welt gehalten werden, kurz Alles, was zu den Werken der Kunst gehört, und nicht unmittelbaren Bezug auf das Königthum hatte, blieb unangetastet und unverletzt; welches man um so mehr bewundern muß, wenn man weiß, daß die aufgehetzten und zügellosen Barschenkler (Sans-Culottes), besonders in den ersten Zeiten der Umwälzung nirgends mehr, als gerade zu Versailles, dem Sitze des verhaßt gewordenen Königthums, wüteten. Der Verfall, von dem ich redete, ist größtentheils nur eine Folge der seit 13 Jahren eingestellten Unterhaltung. So schnell zernagt der gefräßige Zahn der Zeit Werke, die für die Ewigkeit gemacht zu sein schienen, sobald die schaffende und erhaltende Menschenhand es an ihren sorgsamen Verbesserungen fehlen läßt! Nur noch 13 andere Jahre der Vernachlässigung, und Versailles wird nicht mehr zu erkennen sein.

Bei einem Kunstwerke von halberhobener Arbeit, in einem der ungeheuern Säle des Palastes, bewunderte ich den sinnreichen Einfall, wodurch ein Kunstfreund — ich weiß nicht welcher — dasselbe gegen die Wut des aufgebrachten Pöbels zu schützen wußte. Es ist ein Wandstück über der Feueresse, und stellt Ludewig XIV. vor, wie er, den überwundenen Flußgott Rhein mit Füßen tretend, von der Siegesgöttinn gekrönt wird. Dieses Werk gehörte, wie Du siehst, zu denen, welche

der rasende Pöbel nicht verschonen zu müssen glaubte, weil es das Bildniß eines Königes darstellte. Gleichwol blieb es unverletzt. Und warum? Weil der besagte Kunstfreund den glücklichen Einfall hatte, den Kranz oder die Krone in der Hand der Siegesgöttinn in eine Jakobinermütze, und die Göttinn selbst dadurch in die Göttinn der Freiheit verwandeln zu lassen. Von Stunde an war das Bild ein Heiligthum, an welchem Niemand sich zu vergreifen wagte. Und so steht es noch heute völlig unverletzt da.

Wohin, mein lieber Eduard, soll ich Dich nun zunächst führen? In das ungeheuere Schloß, worin man sich verirren kann; oder in den unermeßlichen Garten, worin man, ohne Führer, sich verlieren würde? Dir beide, Stück vor Stück, umständlich zu beschreiben, wirst Du mir wol nicht zumuthen wollen. Das wäre die Arbeit eines halben Jahres, und würde nicht einen Brief, sondern ein dickes Buch geben; Du aber würdest — dabei einschlafen. Also nur Eins und das Andere aus beiden; nur gerade so viel, als erfodert wird, um Dir von dem ehemahligen Versailles doch wenigstens einen ungefähren Begriff machen zu können. Fangen wir mit dem Palaste an.

In diesem verdient ganz vorzüglich die so berühmte und so überaus prächtige Säulenhalle, la Galerie genannt, gesehen zu werden: ein mit acht und vierzig marmornen Säulen unterstützter, und mit den ersten Kunstwerken aller Art überreich verzierter Prachtsaal, der wol schwerlich seines Gleichen in der Welt gehabt hat, oder künftig haben wird. Denn so weit auch die Pracht, welche jetzt in St. Cloud aufgestellt wird, nur immer getrieben werden mag, so fehlt es diesem Gebäude doch an Größe, um etwas Aehnliches, selbst mit

Aufopferung vieler Millionen, darin schaffen zu können. Diese einzige Halle ist nämlich, bei verhältnißmäßiger Höhe und Breite, nicht weniger als 37 Klafter (toises) oder 222 Fuß lang. Sie wird durch 17 sehr große Fenster erleuchtet, welchen gegenüber, durch die Säulenbogen hindurch, eben so viele ungeheure Spiegel die Wand bedecken, worin der Garten mit seinen hundertfältigen Anlagen, Wasserkünsten, Standbildern u. s. w. sich spiegelt, und ein bewunderuswürdiges Schauspiel gewährt. Die Zwischenräume sind mit Gemählden, Standbildern und andern Kunstwerken von der Hand der ersten Meister geziert.

Hier war es, wo ich, im August 1789, durch Zufall in die lange Reihe der Stellvertreter des Französischen Volks geschoben, das Vergnügen hatte, der feierlichen Handlung beizuwohnen, als man dem unglücklichen Könige Ludewig XVI. den Ehrentitel, Wiederhersteller der Französischen Freiheit, übertrug. Hier sah ich das gutmüthige Antlitz dieses Königes in der Nähe, und hörte ihn die Gegenrede, worin er den Titel annahm und dafür dankte, mit einer so wohlklingenden und so richtig abwechselnden Stimme hersagen, daß ich nicht umhin konnte, ihn in Ansehung des Vortrages, oder der sogenannten Déclamation (die bei den Franzosen sehr einförmig und eintönig ist) für einen der ersten Redner in Frankreich zu erklären. Er lud am Ende seiner Rede die Versammlung ein, ihn in die Schloßkirche zu begleiten, um dem höchsten Wesen ihr vereintes Dankopfer für die glücklich beendigte Staatsveränderung darzubringen. Ach! das unglückliche Schlachtopfer dieser Staatsveränderung ahnte damahls noch nichts von Dem, womit sein gräßliches Verhängniß schwanger ging! Ich sah und hörte ihn

das Herr Gott, dich loben wir! mit solcher Innigkeit und Anstrengung singen, daß man der Ueberzeugung nicht widerstehen konnte, der Dank komme aus dem Innersten seines frommen und wohlwollenden Herzens. O ihr unweisen Freunde dieses rein- und vollherzigen Königes, warum mußte es euch in der Folge gelingen, ihn so zu mißleiten!

Laß auch uns, mein lieber Eduard, aus der Säulenhalle in die Schloßkirche gehen, wohin ich damahls dem erhabenen Dulder und den Stellvertretern, welchen ich beigesellt zu sein die Ehre hatte, folgte. Sie ist von jener Halle nur durch einen kleinen Zwischengang gesondert, und befindet sich, wie diese, unter dem Dache des Palastes, zu dessen Theilen sie gehört.

Diese Schloßkirche findet zwar Jedermann, Kenner und Unkenner, sehr prächtig; aber die ersten sprechen ihr geradezu guten Geschmack und diejenige Schönheit ab, welche aus der genauen Beobachtung richtiger Verhältnisse erwächst. So sagt z. B. Voltaire von ihr, indem er den Tempel des Geschmacks in dem Gedichte gleiches Namens beschreibt:

Il n'a rien des défauts pompeux
De la chapelle de Versailles,
Ce colifichet fastueux,
Qui du peuple éblouit les yeux,
Et dont le connaisseur se raille.*)

Sie ist freilich, nach damahligem Geschmacke, mit Vergoldungen so sehr überladen, daß das Auge dadurch ge-

---

*) Er hat nichts von den prächtigen Fehlern der Schloßkirche zu Versailles, diesem prunkenden Schnörkelwerke, welches die Augen des Pöbels blendet, aber den Spott des Kenners auf sich zieht.

blendet, und gehindert wird, die Schönheiten der Formen und Verhältnisse, welche doch mehr Genuß, als der bloße Glanz, gewähren, aufzusuchen und sich daran zu laben; indeß zweifle ich nicht, daß Kenner der Baukunst auch in diesen Manches zu bewundern finden mögen. Denn diese Kirche ist ein Werk, und zwar das letzte, des berühmten Baumeisters Hardouin Mansard.

Die Erinnerung an die harte Demüthigung, die ich hier vor dreizehn Jahren die schöne und nachher so unglückliche Königinn Antoinette hatte erdulden sehen (die erste, die ihr bis dahin persönlich widerfahren war) erfüllte mich mit bittern Schmerzgefühlen. Sie trat, als der Zug zur Kirche ging, aus einem ihrer Gemächer hervor, und begrüßte die vor ihr vorübergehenden Stellvertreter mit einer tiefen Verbeugung; aber da war unter diesen auch nicht ein Einziger, der den Gruß erwiedert, oder auch nur das geringste Merkmahl von Achtung ihr gegeben hätte. Alle ohne Ausnahme gingen steif und mit hohnsprechenden Blicken, die sie ihr zuschossen, bei ihr vorüber; und so viel ich bemerken konnte, war ich der Einzige, der ihrem erhabenen Stande und ihrer holdseligen Gestalt durch eine ehrerbietige Verbeugung huldigte. Verwirrt und gedemüthiget trat sie in ihr Gestühl, und betete lange mit vorgehaltenem Fächer, um erst wieder Fassung zu gewinnen. Dies gelang ihr denn auch so vollkommen, daß, als sie endlich den Fächer zusammenlegte, ihr Gesicht sich so ruhig und unbefangen zeigte, als wenn gar nichts Unangenehmes vorgefallen wäre.

Aus dem Vorgange (Corridor) dieser Kirche tritt man in die Schloßbühne, welche gleichfalls für eine, wo nicht der schönsten, doch der prächtigsten in Europa ge-

halten wird. Auch sie hat den Fehler, mit Vergoldungen und Verzierungen überladen zu sein. Sie ist mit Gold beinahe ganz überdeckt; welches bei starker Erleuchtung für empfindliche Augen zur wahren Folter werden mußte. Dieses Schauspielhaus wurde erst 1770 zur Vermählungsfeier des letzten Königs fertig, nachdem beinahe während aller Regierungsjahre Ludewigs XV., bei öftern Unterbrechungen, daran gebaut worden war. Ich fand schon Manches in ihm eingerissen und zerstört, vermuthlich weil man die Bretter zu irgend einem andern Behufe nöthig hatte, und nicht gleich andere vorräthig fand. Der Schaden ist indeß nicht so groß, als daß er nicht bald wieder hergestellt werden könnte.

Ich begnüge mich, Dir die übrigen sehenswürdigsten Theile dieses Schlosses nur zu nennen. Sie sind: 1, der Saal des Herkules; 2, der Saal des Ueberflusses; 3, der Saal der Venus; 4, der Saal der Diana; 5, der Saal des Mars; 6, der Saal des Merkur, welche ihre Benennung von dem Inhalte der sie zierenden Deckengemählde erhalten haben; 7, der Thronsaal, in welchem der ehemahlige königliche Thron stand; 8, der Kriegssaal, so genannt, weil auf dem mittelsten der fünf Deckengemählde von Lebrün, die sinnbildliche Figur Frankreich, auf einer Wolke schwebend, und in der rechten Hand den Blitz, in der linken einen Schild mit Ludewigs XIV. Bildnisse haltend, abgebildet ist, und weil die vier andern kriegerische Auftritte darstellen, die unter dem ebengenannten Könige Statt gefunden haben. Es war das Zeitalter der Schmeichelei. Wohin der besagte König sich wandte, und wohin er seine Augen richtete, da mußte er Etwas sehen, hören oder lesen, was seiner Eitelkeit schmeichelte und ihn als ein über-

menschliches Wesen bezeichnete. War es zu verwundern, wenn ihm der Kopf davon schwindelte, und wenn er zuletzt selbst eine Art von Gottheit zu sein dünkelte? Das Gegentheil würde ein Wunder gewesen sein. 9, Der Friedenssaal. Das Deckengemählde dieses Gemachs, gleichfalls von dem berühmten Lebrün gemahlt, stellt abermahls die Figur Frankreich's vor, wie sie, auf einer Weltkugel in einem von Wolken getragenen Wagen sitzend, von der Göttinn des Ruhms gekrönt wird, indem die Göttinn des Friedens und die Liebesgötter ihre Turteltauben zu einem Gespanne für sie vereinigen.

Außerdem verdient noch die Reihe von Gemächern gesehen zu werden, welche der König selbst, so wie auch diejenigen, welche die Königinn bewohnte. Zu diesen letztern gehörte der eben erwähnte Friedenssaal.

Alle diese Prachtsäle und Gemächer waren ehemahls, und sind zum Theil noch jetzt mit den kostbarsten Gemählden, alterthümlichen Standbildern und andern Kunstwerken überaus reich verziert. Die besten dieser Meisterwerke haben indeß, in der letztverflossenen Zeit, theils nach Paris, entweder in das Museum oder in den Tuilerienpalast, theils nach Malmaison, dem bisherigen Hoflager des ersten Staatsberathers, und nunmehr auch nach St. Cloud auswandern müssen. Was von Gemählden noch hier ist, besteht in Stücken aus der Französischen Schule.

Zu den übrigen Sehenswürdigkeiten dieses großen Palastes gehört vornehmlich auch ein eigenes sogenanntes Museum, d. i. eine Sammlung von Natur- und Kunstseltenheiten, worunter man manches Merkwürdige findet, was Einem in ähnlichen Sammlungen noch nicht vorgekommen ist. Eins der Zimmer oder Säle, worin

diese Seltenheiten aufgestellt sind, zog meine Aufmerksamkeit ganz vorzüglich auf sich. Es enthält nämlich lauter Gegenstände, die zusammengenommen eine anschauliche Folgereihe der verschiedenen Arten von Gottheitsverehrung gewähren, die unter verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern Statt gefunden haben, sammt Allem, was Bezug darauf hat, von den einfachsten Fetischen *) und Götzenbildern der rohesten Horden, bis zu dem Kreuze der Kristen. Dieses Zimmer ist eine eben so lehrreiche, als demüthigende Geschichte der gröbsten Verirrungen des menschlichen Verstandes. Wenn Du, junger Freund, einst selbst hieher kommen solltest, so rathe ich Dir, dieses merkwürdige Zimmer nicht aus der Acht zu lassen. Der Anblick desselben kann zu wichtigen Betrachtungen führen, oder doch wenigstens den menschlichen Stolz ein wenig beugen. Sehr merkwürdig schien mir besonders der Umstand zu sein, daß man hier mitten in Frankreich (und noch dazu im königlichen Schlosse), wo man so gut, als in andern katholischen Ländern, ehemahls das Kreuz anbetete, und auch jetzt wieder anzubeten angefangen hat, es wagen konnte, dieses Kreuz unter den Fetischen und Götzenbildern der abgöttischen Völker aufzustellen!

So viel von dem Innern dieses Palastes. Jetzt folge mir in den dazu gehörigen Garten.

Hier siehst Du dieses erhabene Gebäude in seiner ganzen Größe, Majestät und Herrlichkeit; und hier erst fängst Du an, den Posaunenton, worin die Franzosen

---

*) So nennt man die kindischen Gegenstände der Verehrung einiger noch ganz ungebildeten Völker in Afrika, besonders in Guinea, z. B. Vögel, Affenköpfe u. s. w.

ehemahls von ihrem Königssitze Versailles sprachen, minder übertrieben zu finden. Man steht an dieser wahrhaft großen und herrlichen Antlitzseite um so viel betroffener da, weil man durch den vorhergegangenen Anblick der alten Vorderseite des Schlosses keineswe- ges darauf vorbereitet wurde. Es kommt Einem vor, als wäre man, indem man von jener alten Seite zu dieser neuen ging, aus einem der ältern Jahrhunderte plötzlich in das gegenwärtige neue versetzt worden. Diese Seite des Palastes hat eine Ausdehnung von mehr als 300 Klaftern, oder 1800 Fuß. Aber nicht bloß diese weite Ausdehnung, bei verhältnißmäßiger Höhe, und nicht bloß die schönen und reinen Verhält- nisse, welche aus allen Theilen dieses mächtigen Ge- bäudes das Auge des Kenners wie des Unkenners so völlig befriedigend ansprechen und entzücken, sondern vor- nehmlich auch die herrliche Einfachheit und die weise Sparsamkeit, die man bei der Anwendung der Bau- zierrathen beobachtet hat, reißt den Beschauer, beson- ders den ausländischen, der dem Französischen Ge- schmacke kaum etwas der Art zugetraut hätte, zur höch- sten Bewunderung hin. Der schon genannte große Bau- künstler Mansard ist der Urheber dieser Antlitzseite. Er hat sich ein größeres Denkmahl dadurch gestiftet, als man je dem größten Könige gesetzt hat.

Von der höhern Erdstufe oder Terrasse, auf wel- cher sich dieses prächtige Werk der Baukunst erhebt, sieht man in den niedrigern Garten hinab, den man eine Sammlung von Gärten und sogenannten Parks nennen könnte, weil er nicht bloß in seinen größern Theilen die verschiedenen Geschmacksarten in der Gar- tenkunst, die Französische und Englische, darstellt, son- dern auch in seinen Unterabtheilungen eine solche Menge

und Mannichfaltigkeit von Anlagen und von Gartenverzierungen aller Art darbietet, daß man, um Jedes gehörig zu würdigen und zu genießen, Jedes als ein für sich bestehendes Ganzes ansehen und betrachten muß. Zwei Hauptabtheilungen mit den dazu gehörigen Lustschlössern ziehen die Aufmerksamkeit des Beschauers am stärksten auf sich, und fesseln sie am längsten. Dies sind die beiden Lustschlösser, das große und kleine Trianon genannt, sammt den dazu gehörigen Gartenanlagen. Jenes, welches ein offenes Viereck bildet, scheint ganz aus röthlichem Marmor zu bestehen, und entzückt mehr noch durch seine liebliche Bauart, als durch seine Pracht. Es steht so heiter und lachend da, daß man gleich auf den ersten Blick eine Wohnung des Vergnügens, ein Lustschloß, und zwar ein königliches, darin erkennt. Der dazu gehörige Garten ist schön und herrlich, ungeachtet er kein Englischer, sondern ein Französischer ist. Es würde mir leid thun, wenn man ihn einst umarbeiten, und nach Englischer Gartenkunst einrichten sollte. Denn theils hat die Natur ihn dazu nicht bestimmt, weil sein Boden platt und ohne Abwechselung von Hügeln und Vertiefungen ist; theils aber auch, weil der Abstich zwischen den regelmäßigen Anlagen der Französischen Gartenkunst und den natürlichern und einfachern der Englischen, und der Uebergang aus den einen in die andern den Genuß erhöht und der Uebersättigung vorbeugt *). Dies empfindet man, wenn man von dem größern Trianon sich nach dem kleinern begiebt, welches

---

*) Der Sänger der Gärten, De Lille, bemerkt, daß die Könige zur Pracht verdammt sind:
Les rois sont condamnés à la magnificence.

letzte von der unglücklichen Königinn Antoinette erbaut, und ganz im Englischen Geschmacke angelegt wurde.

Das Schloß oder Schlößchen — denn jede seiner Seiten mißt nur ungefähr 12 Klafter — verräth zwar keinen Prunk, aber den feinsten und niedlichsten Geschmack, wie es sich für ein Gebäude ziemte, wo eine große Königinn sich ihrer lästigen Größe und des damit verbundenen Zwanges von Zeit zu Zeit entladen, und in Gesellschaft einiger trauten Freunde und Freundinnen einfachern und menschlichern Vergnügungen nachgehen wollte, als diejenigen sind, welche der Hof gewährt. Alles hat daher hier das Gepräge der bescheidenen und natürlichen Einfachheit, der kleine Palast, wie der Garten mit allen seinen Anlagen und Verzierungen. Diese Anlagen sind, wie gesagt, alle im Englischen Geschmacke, und zwar ohne diejenigen Uebertreibungen und Ueberladungen auf der einen, und ohne jene kleinlichen und erzwungenen Nachahmungen auf der andern Seite, die man bei andern ähnlichen Gartenanlagen oft bis zur Lächerlichkeit und zum Ungeschmack vervielfältigt, und ohne Zweck und Wirkung in einander gepackt sieht.

Eins der schönsten Gebäude, die man hier erblickt, ist ein in umgebendes Gebüsch versteckter Tempel von so schöner Form und so meisterhaft beobachteten Verhältnissen, daß ich mich nicht erinnere, etwas eben so Vollendetes in dieser Art je gesehen zu haben. Man fühlt sich durch den plötzlichen Anblick desselben, an ei-

---

*) Auch deßwegen scheinen Gärten, im Französischen Geschmacke angelegt, sich zu königlichen am besten zu eignen.

nem Orte, wo man deßgleichen zu finden nicht erwarten konnte, auf die angenehmste Weise überrascht.

Hat man dieses schöne Werk der Baukunst genug bewundert, und schreitet dann auf den sich schlängelnden Wegen weiter fort, so erblickt man da, wo das Gebüsch sich zu einem freiern Platze öffnet, ein kleines niedliches Dörfchen, welches aus artigen Hütten besteht, die äußerlich nichts als bescheidene Wohnungen ärmlicher Landleute ankündigen, innerlich aber zu geschmackvollen kleinen Wohnungen eingerichtet sind. Diese Hütten wurden zuweilen wirklich von der Königinn und ihren vertrauten Freundinnen bewohnt. Jede von ihnen hatte ihr eigenes Häuschen. In einer kleinen Entfernung von diesen erblickt man den Thurm Marlboroughs, dessen Errichtung durch den Umstand veranlaßt wurde, daß das bekaunte Wiegenlied:

Marlb'rough s'en va-t-en guerre,

von hier aus, wo es von der Amme des Kronprinzen gesungen wurde, sich durch ganz Europa verbreitete und zum Lieblingsgesange aller Volksklassen wurde. Da auch ein Teich oder kleiner See zu dieser Anlage gehört, so bildet das Ganze eine der niedlichsten kleinen Landschaften, die man sehen kann. Nur Schade, daß gerade hier, in dieser reizenden Gartenabtheilung, der Verfall schon am meisten Ueberhand genommen hat, weil diese Hütten, um die Täuschung nicht zu stören, nothwendig leicht gebaut werden mußten. Nach einigen Jahren wird Alles in Trümmern liegen. Bei einzelnen Theilen ist dies schon jetzt der Fall.

Alle übrige Theile dieser königlichen Prachtgärten, mit den sie schmückenden Kunstwerken aller Art — die vielen Wasserbecken (Bassins) mit ihren zahllosen Springbrunnen, die große Menge von Standbildern und an-

dern Werken der Bildhauerkunst, die durch den ganzen großen Garten verschwenderisch vertheilt sind, u. s. w. — muß ich, nicht bloß unbeschrieben, sondern sogar auch unbenannt lassen, weil die bloße namentliche Angabe aller dieser Gegenstände ein ganzes Heft anfüllen würde. Solltest Du aber in Versuchung gerathen, mein gar zu schönes Loos zu beneiden, alle diese Herrlichkeiten nach einem Zwischenraume von dreizehn Jahren, nun schon zum zweiten Mahle und zwar wiederholt, gesehen und genossen zu haben, so darf ich Dir doch zu Deinem Troste sagen, daß Du auf einem viel kürzern Wege, nämlich bei dem Dir so nahen Kassel, etwas viel Größeres und Herrlicheres (den Palast ausgenommen) für viel geringere Reisekosten sehen kannst. Zu Versailles nämlich hat die Natur nichts, die Kunst Alles gethan; zu Kassel hingegen hat eine sehr schöne und erhabene Natur sich mit der Kunst, unter der Leitung des guten Geschmacks, vereiniget, um ein so großes und herrliches Ganzes hervorzubringen, daß Versailles mit aller seiner erkünstelten Pracht sich davor verbergen muß. Was sind z. B. die hiesigen Wasserkünste, so viele Millionen sie auch immer gekostet haben, mit den prächtigen Wasserfällen und dem erhabenen Springbrunnen jenes Deutschen Versailles verglichen? Was Kinderspielzeug gegen ein erhabenes Kunstwerk ist. Was sind alle die schönen und niedlichen Gartenanlagen auf plattem Boden, welche man hier bewundert, sobald man sie in Gedanken mit denen bei Kassel zusammenhält, die ein Gebirge mit seinen vorspringenden Höhen und dazwischen liegenden Thälern überdecken? Was der kleine Schneckenberg unsers Gartens gegen das nahe Elmgebirge ist. Und nun vollends die Aussichten, die man auf jedem Standpunkte hier

und dort hat? O, diese sind gar keiner Vergleichung mit einander fähig; es müßte denn die eines niedlichen und kostbaren Guckkastens mit der schönen und erhabenen Natur sein. Hätte die Gegend von Kassel einen größern Strom, oder gar, und zwar nur von Einer Seite, die Aussicht auf das unermeßliche Meer, so würde sie zu den schönsten und erhabensten in der Welt gehören.

Das prachtvolle Versailles hingegen wird, wenn man fortfährt, es so zu vernachlässigen, als seit dem ersten Jahre der Staatsumwälzung geschehen ist, in kurzer Zeit wieder in den Zustand einer kahlen Einöde zurücksinken, aus der es durch ungeheuern Kostenaufwand emporgestiegen ist. Was die armen Bewohner dieser schönen Stadt, welche ehemahls großentheils von den Verschwendungen eines üppigen Hofes lebten, noch vor der Verzweiflung schützt, ist die nicht ganz unwahrscheinliche Hoffnung, daß Bonaparte, der das Große, wie in allen Dingen, so auch in seinen Wohnungen liebt, das zwar schöne und prächtige, aber doch zu beschränkte, St. Cloud bald zu klein finden, und dann, gleich seinen Vorgängern am Staatsruder, Versailles zu seinem Hoflager wählen werde. Ich habe gegen diese Wahrscheinlichkeit nur Einen Zweifel, den ich Dir mündlich mittheilen will.

An einem andern Tage habe ich eine Wallfahrt über St. Denis hinaus nach Montmorency gemacht. Eine freundschaftliche Familie, die einen Landsitz zu Groslait, nahe bei dem ebengenannten Stammhause der Prinzen gleiches Namens, besitzt, hatte mich eingeladen, einen der schönen Tage, die wir jetzt haben, auf dem Lande mit ihr zu verleben. Es geschah; und ich brachte meine Zeit sehr angenehm hin. Wir mach-

ten einen Lustgang auf die Anhöhe, von welcher das Schloß Montmorency eine weite, schöne und reiche Gegend bis über Paris hinaus beherrscht, wovon es ungefähr drei Deutsche Meilen weit entfernt liegt. Von da stiegen wir in ein reizendes Thal, zu der sogenannten Einsiedelei (Hermitage) hinab, welche Rousseau einst acht Jahre lang bewohnte, da die damahls große und mächtige Familie der Montmorency's ihn gegen seine Verfolger in Schutz genommen hatte. Diese Einsiedelei ist ein nettes kleines Landhaus, mit einem eben so niedlichen kleinen Fruchtgarten, welches mit andern zerstreut umherliegenden und zum Theil in Waldung versteckten Landhäusern einen Weiler (Hameau), d. i. ein Dörfchen, bildet. Du siehst, daß der Name Einsiedelei dieser kleinen Wohnung nur in uneigentlichem Sinne gebührt. Ich hatte das Vergnügen, hier den jetzigen Bewohner derselben, den eben so berühmten als braven Tondichter (Komponisten) Gretry kennen zu lernen, und sehr gütig von ihm aufgenommen zu werden. Die Freunde dieses Mannes schätzen den Menschen in ihm noch höher, als den ausgezeichneten Künstler. Sein einfaches, biederes Ansehen und Wesen flößten auch mir die größte Hochachtung gegen ihn ein. Geführt von seiner freundlichen und sehr gefälligen Gattinn, besah ich jedes kleine Zimmerchen, welches Rousseau einst bewohnte, sammt einigen Ueberbleibseln (Reliquien) von ihm, welche hier sorgfältig bewahrt werden. Dazu gehören ein sehr einfacher und unverzierter Schreibschrank, an welchem er auf der nämlichen Stelle, wo er jetzt steht, seinen Emil schrieb, zwei messingene Leuchter, deren er sich dabei bediente, sein Lehnstuhl, seine Bettstelle und ein kleines hölzernes Dintenfaß, welches er zu sich zu stecken pflegte, so

oft er kräutern (botanisiren) ging. Kalte Menschen mögen es immer Schwachheit nennen, wenn wir bei Dingen dieser Art bloß deßwegen eine sanfte Rührung empfinden, weil sie einst von ehrwürdigen Menschen gebraucht wurden; ich meines Theils bekenne mich zu dieser Schwachheit, und gestehe gern, daß ich, auf Rousseau's Lehnstuhl mich setzend, und an den unscheinbaren Schreibtisch mich lehnend, auf welchem ein für die Menschheit so wichtiges Werk geschrieben wurde, mich eines süßen Schauders nicht erwehren konnte. Was ich ehemahls zu Ermenonville, dem letzten Wohnorte Rousseau's, und nun auch hier, in dieser sogenannten Einsiedelei, beim Anblicke seines kleinen Nachlasses empfand, mag denn doch wol eben so viel werth sein, als das frostige Lächeln, womit jene uns bemitleiden. Nicht bloß die Vernunft, sondern auch die Einbildungskraft und das Empfindungsvermögen rühren ja von dem großen Vater her, der, allem Ansehen nach, sie uns nicht dazu gab, daß wir sie in uns ersticken sollten. Nicht bloß Licht, sondern auch Wärme gehört zum gedeihlichen Wachsthum, wie der Pflanzen, so der Menschenthümlichkeit.

Auch hier in diesem Walddörfchen fand ich, weil es gerade Sonntag war, die Landleute dieses und einiger benachbarten kleinen Ortschaften, untermischt mit vielen Parisern und Pariserinnen, zu ihrer Lieblingsbelustigung, dem Tanze, versammelt. Ihr Tanzsaal war ein grüner Rasenplatz, von alten Bäumen beschattet, am Fuße einer kleinen waldigen Anhöhe, welche mit fröhlichen Menschen ganz übersäet war. Denn indeß das junge Volk sich mit Tanzen belustigte, vereinigten sich die Alten und die Kinder zu kleinern oder größern Drusseln oder sogenannten Gruppen, wovon Einige sich

im Grünen gelagert hatten, Andere mit jugendlichen Spielen, z. B. Ballschlagen u. dergl., sich beschäftigten, und wiederum Andere lustwandelnd, mitunter auch hüpfend und tanzend, umherschwärmten. Ich muß es noch einmahl sagen, es ist ein unbeschreiblich anmuthiges Schauspiel, welches diese ländlichen Tanzfeste der Franzosen gewähren. Man müßte ein gewaltiger Murrkopf und an allen Empfindungswerkzeugen gänzlich abgestumpft sein, wenn man bei den Ausdrücken einer eben so kindlich-unschuldigen als herzlichen Freude nicht zur Mitfreude sich gestimmt fühlte. Selbst die hellen und fröhlichen Farben, worein das Landvolk sich hier durchgängig kleidet — weiß für das weibliche, roth und hellblau für das männliche Geschlecht — tragen nicht wenig dazu bei, das Bild der Fröhlichkeit zu vollenden', welches ein solches Tanzfest auf grünem Rasen und unter Bäumen gewährt. Weiß der liebe Himmel, warum die Landleute unserer Gegend darauf verfallen sind, gerade die traurigste aller Farben, das düstere Schwarz, zu ihrer Leib- und Festfarbe zu wählen! Zum Trauern haben sie doch wahrlich, jetzt wenigstens, keine Ursache! Aber es fehlt ihnen an jenem kindlich-frohen Sinne, welcher den Franzosen angeboren ist, und den ich Dir, in einem meiner vorigen Briefe schon, als den ersten, wesentlichsten und allgemeinsten Grundzug der Französischen Gemüths- und Sinnesart genannt habe.

Diese Kindlichkeit aber und dieser Frohsinn sind hier vornehmlich den untersten Ständen, also der großen Volksmasse eigen. Die Vornehmern, so wie die Stadtbewohner überhaupt, haben durch die gräuelhaften Auftritte, welche die Staatsumwälzung herbeiführte, unendlich viel davon verloren. Ueberhaupt muß ich sagen, daß die so oft gerühmte Französische Liebenswürdigkeit

jetzt nur noch — Ausnahmen abgerechnet — in den untern Ständen merklich ist. Das Französische Landvolk und die untern Klassen der Stadtbewohner vereinigen hier mit einem Zartgefühle für Ehre, Wohlanständigkeit und Rechtlichkeit (Honnêteté), wie man es in dieser Allgemeinheit sonst nirgends findet, ein so bescheidenes, gutmüthiges, gefälliges und kindlich-frohsinniges Wesen, daß der Beobachter alle Augenblicke zur Bewunderung dadurch hingerissen wird; indeß die höhern Klassen, besonders die Angestellten und Vielvermögenden in ihnen, jetzt so viele übermüthige, unbescheidene, herrische und grobe Menschen unter sich zählen, als man, so weit meine eigene Beobachtung reicht, in keinem andern Lande findet. Sonst überall sind seit dreizehn Jahren die Vornehmern und Großen, wo nicht innerlich und in der That, doch dem äußern Ansehen und Bezeigen nach, im Ganzen genommen, freundlicher, bescheidener, billiger und menschlicher geworden, als sie ehemahls waren; hier bemerkt man gerade das Gegentheil. Man könnte glauben, dies rühre bloß daher, daß viele der jetzigen Großen, Reichen und Mächtigen in Frankreich aus Emporkömmlingen bestehen, die das Glück, welches sie gemacht haben, nicht ertragen konnten, sondern übermüthig wurden. Dies ist zum Theil auch wol der Fall *), aber

*) Mein ehrlicher Lohnbediente hat mir mehr als Ein prächtiges Herrnhaus (Hôtel) mit den Worten gezeigt: Der jetzige Herr dieses Hauses war einst mein Kamerad, Bedienter, wie ich. Jetzt ist er ein großer und reicher Herr, vor dem ich, noch immer ein armer Teufel, mich bücken muß. Das macht, er war klüger als ich, und wußte nichts von dem unbequemen Dinge unter dem Brustlatze, Gewissen genannt, womit ich mich noch immer herumschleppen muß.

sicher ist auch eine, sich überall bestätigende Eigenthümlichkeit der Französischen Gemüthsart, vermöge welcher sie die Unabhängigkeit, den Wohlstand, besonders aber das Herrenwesen und die Befehlshaberschaft über Andere nicht ertragen können, dabei mit im Spiele. Denn bezeigten die ehemahligen, wenn gleich feineren und gebildeteren Machthaber Frankreichs sich nicht gerade eben so übermüthig, hart und grob gegen ihre Untergeordneten, als die jetzigen? War dieser Uebermuth nicht sogar durch die ehemahlige Verfassung gesetzlich geworden? Hieß es nicht z. B. in einer Sammlung der Gesetze und herkömmlichen Gebräuche von Bretagne: der geringe Mensch (und darunter verstand man den bürgerlichen) bezahlt mit seiner Haut, z. B. mit Stockschlägen, der Edelmann mit seinem Beutel? *) Werden wir, so lange es noch Geschichte giebt, den merkwürdigen Vorgang vergessen, der sich auf dem Landtage 1614 ereignete? Bei dieser Versammlung der Stände hatte einer der Stellvertreter des Bürgerstandes (tiers-état) die unglaubliche Unverschämtheit, die übrigen beiden Stände, den Adel und die Geistlichkeit, demüthig zu bitten: »behandelt uns als eure jüngeren Brüder, und wir werden euch ehren und lieben!« Diese verwegene Bitte erregte, wie billig, den höchsten Zorn des Adels und der Geistlichkeit. »Ich schäme mich«, sagte der Vorsitzer des Adelstandes, ein Freiherr von Senecey, in einer Anrede an den König, »ich schäme mich, Sire, Ihnen die Ausdrücke anzugeben, wodurch man uns von neuen beleidiget hat. Man vergleicht Ihren Staat mit einer Familie, die aus

*) Vil homme paye de son corps, de coups de bâton p. e., noble homme de sa bourse.

drei Brüdern besteht. Der geistliche Stand soll der älteste, der unsrige der zweite Bruder sein; sie selbst (die Bürgerlichen) nennen sich den jüngsten. In welche jämmerliche Lage sind wir versunken, wenn diese Worte etwas Wahres enthalten sollten! Was hätten alle von uns dem Staate geleistete Dienste, was alle die Ehrenstellen und Würden, welche seit undenklichen Zeiten erblich bei uns geworden sind, gefruchtet, wenn wir uns zu der Schmach erniedriget sehen sollten, mit dem Pöbel (le vulgaire, d. i. den Bürgerlichen) in einer der engsten Verbindungen, in der Brüderschaft, zu stehen?«

Und was bedarf es eines weitern Zeugnisses, zum Beweise des starken Hanges der Franzosen zum Uebermuthe, so lange es ihnen wohl geht, und so lange sie den Herrn spielen zu können glauben? Haben wir es in den letztverflossenen dreizehn Jahren, in dem Beispiele der Ausgewanderten, nicht mit unsern Augen gesehen, mit unsern Händen begriffen? Wer kann übermüthiger, trotziger, wegwerfender und in jedem Betracht unverschämter sein, als die vornehmen Französischen Auswanderer in den ersten Zeiten der Staatsumwälzung sich zu Koblenz und in andern Grenzstädten zeigten, und so lange blieben, als sie noch Geld und noch Hoffnung hatten, ihre Güter, ihr Ansehen und ihre ehemahlige Macht wiederzuerhalten? Aber wer kann auch die Bescheidenheit, die Artigkeit, die Sanftheit und das gefällige Wesen weiter treiben, als eben diese Weilande (Ci-devants) fast ohne Ausnahme sie trieben, sobald ihr Beutel leer, und ihre hochfliegende Hoffnung dahin war? In ganz Deutschland, und in andern Ländern, wohin diese unglücklichen Verbannten sich flüchteten, ist nur Eine Stimme darüber. Laß uns die Lehre daraus ziehen daß der unglückliche, arme, oder doch wenigstens abhängige Fran-

zose ein sehr liebenswürdiges Geschöpf ist, dem man sich, in der Regel, ohne Bedenken anvertrauen kann, und mit dem es sich sehr angenehm und sicher leben läßt; daß aber die Meisten dieses Volks durch Reichthum, Macht und Hoheit dergestalt verderbt zu werden pflegen, daß Jedem, der nicht Lust hat, sich von ihnen zertreten zu lassen, nicht genug zu rathen ist, sich so fern und unabhängig als möglich von ihnen zu halten. Sie beweisen auch dadurch, daß sie Kinder von Gemüthsart sind, und als Kinder behandelt sein wollen. Denn auch diese müssen in Abhängigkeit und Zucht erhalten werden, wenn sie nicht hintenausschlagen, übermüthig und unartig werden sollen *). Das scheinen die ehemahligen Gesetzgeber und Machthaber dieses Volks recht gut gewußt zu haben. Den jetzigen dürfte es auch nicht entgangen sein. —

Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einer Bemerkung über diese Kindlichkeit der Französischen Sinnesart zu erwähnen. Kinder lieben in der Regel die Thiere beinahe mehr, als die Menschen. Den Franzosen geht es eben so. Frankreich ist das Paradies der Hausthiere. Es giebt hier wenige Menschen, die nicht irgend eins, einen Hund, eine Katze, einen Vogel, ein Pferd u. s. w. zu ihrem Lieblinge gemacht hätten. Nie habe ich, z. B., in Verhältniß mit der Größe und Bevölkerung eines Orts, so viele Hunde, als in Paris, gesehen **). Auf allen Straßen, auf al-

---

*) Die Französischen Kriegsbeamten scheinen eine Ausnahme zu machen, und das Befehlen besser als andere Franzosen ertragen zu können.

**) Die Engländer sind zwar auch hundefreundlich; allein ich erinnere mich kaum, Einen Hund auf den Straßen von

len öffentlichen Wandelplätzen, in den Schauspielhäusern, ja selbst in den Kirchen, sieht man sie in Gesellschaft ihrer Herren oder Herrinnen, weil diese sich nicht von ihnen zu trennen vermögen. Die Frauenzimmer pflegen ihre Schooßhündchen oder Schooßhunde — denn oft sind sie nichts weniger als klein — an einem langen seidenen Bande zu führen. Mehrmahls habe ich gesehen, daß sie damit zur Kirche gingen. Ich ging ihnen nach; und da war es denn sehr erbaulich zu sehen, wie schön diese frommen Seelen ihre heißen Gefühle zwischen dem lieben Gotte und ihrem vierfüßigen Lieblinge zu theilen wußten. Auf den Knien liegend schienen sie bald in Empfindungen der Andacht aufgelös't zu sein, bald wieder ganz und gar zu vergessen, daß sie in der Kirche, und nicht auf ihrem Lotterbette zu Hause waren. Erst sah ich sie, beim Abmurmeln eines Gebets, sich mit der Zerknirschung des Zöllners an die Brust schlagen, sich mit Kreuzen bezeichnen, und die Blicke so fest und scharf gen Himmel erheben, als wenn sie die Kirchendecke damit durchbohren wollten; und dann, nach Vollendung des Stoßgebets, alsobald ihren Schooßhund an sich ziehen, um sich zur Abwechselung mit ihm zu unterhalten und ihm auf das zärtlichste zu liebkosen. Dann wieder ein andächtiges Gebet, und nach dessen Endigung wieder eine lebhafte Hundeunterhaltung. So ging es abwechselnd fort, bis die Zeit des Gottesdienstes (hier ist, glaube ich, das Wort Dienst an seiner rechten Stelle) verflossen war.

In England scheint die Liebhaberei der Weiber mehr auf die Katzen gefallen zu sein. Wenigstens habe ich

---

London gesehen zu haben. Hier sind, trotz der noch fortdauernden Brottheurung, alle Straßen und Gassen damit belebt.

dort erlebt, was mir in Frankreich nicht vorgekommen ist, daß eine feine junge Frau von Erziehung ihr Lieblingskätzchen mit zur Postkutsche brachte, um auf einer Reise von ungefähr 12 Deutschen Meilen die ihr zum Bedürfniß gewordene Gesellschaft dieses Thieres nicht entbehren zu müssen. In Frankreich hingegen trifft man auf allen öffentlichen Fuhrwerken Hunde an. Diese fallen zwar den Mitreisenden nicht selten sehr zur Last; aber nie habe ich gehört, daß die Besitzer oder Besitzerinnen dieser beschwerlichen Gäste der Gesellschaft auch nur ein Wort der Entschuldigung darüber gesagt hätten, oder daß einer der Mitreisenden ungeduldig darüber geworden wäre. Es scheint ein stillschweigender Vertrag Statt zu finden, vermöge dessen Jeder berechtiget ist, seinen Hund, auch zur Beschwerde Anderer, mit sich zu führen; weil Jeder fühlt, daß man ohne die Gesellschaft eines solchen zottigen Freundes, wenn man ihn hat, nicht recht vergnügt sein kann. Hanc veniam damus petimusque vicissim *).

Warum ich Dir, Eduard, diese an sich sehr unbedeutende Beobachtung hieher gesetzt habe? Um Gelegenheit zu erhalten, auch noch die folgende beizufügen, die etwas Lehrreiches hat. Nirgends, so viel ich weiß, sind die Hausthiere, besonders die Hunde, bescheidener und gutmüthiger, als hier. Noch soll ich in Paris das erste Mahl einen Hund irgend einen Vorübergehenden anbellen hören, ungeachtet es dieser Thiere hier so viele giebt. Still und bescheiden stehen sie entweder an der Thür ihrer Herren, und betrachten das Weltgetümmel, oder gehen auch wol selbst, aber immer ruhig und sinnig, umher, und weichen jedem, der ihnen begegnet, von freien Stücken aus, ohne erst, gleich den ungesitteten

*) Diese Erlaubniß geben und fodern wir gegenseitig.

Burschen auf unsern Hochschulen, Händel mit ihm darüber anzufangen. Sollte dies nicht beweisen, daß auch die thierische Natur einer Art von Sittlichkeit fähig ist, und daß sie durch eine gütige und thierfreundliche Behandlung sich, so gut als die menschliche durch eine menschenfreundliche, veredeln läßt? Ich ärgere mich immer, so oft ich in ein norddeutsches Dorf komme, mich alsobald von einer ganzen Hetze rändiger Köter ohne Zweck und Absicht auf der Straße angefallen, oft auch, ohne alle Erwiederung ihres tölpischen Ingrimms, bis ins Feld hinaus verfolgt zu sehen. Woher der Unterschied zwischen Französischen Hunden und diesen? Vermuthlich daher, weil jene mit Güte und Freundschaft, diese mit Härte und Rohheit von ihren Eigenthümern behandelt zu werden pflegen. Wie die Behandlung, so der Hund. Schließe hieraus, mein Lieber, wie sehr eine sanfte, gütige und menschliche Behandlungsart nicht erst auf Menschen wirken muß, da sie sogar bei Hunden eine so auffallende Veredelung hervorbringen kann!

Und nicht bei Hunden allein; sogar bei — Eseln! Lache nur nicht, sondern laß Dir erzählen, was ich gestern mit eigenen Augen gesehen habe.

An den Eckstein eines Hauses zwischen zwei sich durchschneidenden Straßen gelehnt, stand ausruhend ein braungelbes*) Mütterchen, welches Gartengewächs zur

---

*) Wie die Landweiber in dem nördlichen Frankreich, häufig auch ihre Männer, fast ohne Ausnahme alle sind. Man glaubt, wenn man hier des Morgens über einen Krautmarkt geht, und seine Blicke auf die Gesichter und Hände der Landleute wirft, zu Kalekuta oder Madras zu sein; so schwarzgelb ist die Haut dieser Leute! Nie habe ich etwas Aehnliches unter gleicher Polhöhe gesehen; denn selbst die schmutzfarbigen Weiber, die man in den Hessischen Dörfern sieht, können gegen diese beinahe für weiß gelten.

Stadt gebracht hatte; vor ihr ihr kleiner Esel. Die Alte streichelte mütterlich-liebreich und mit Blicken voll Zärtlichkeit den Hals des Thieres; und der Esel? — ich stehe dir für die Wahrheit der Bemerkung! — der Esel, gerührt durch ihre Liebkosungen, hob sein langohriges Haupt zu ihr empor und — leckte ihr den Mund! Ja, Eduard, ich habe es, denn ich ging dicht daneben vorbei, mit diesen meinen beiden Augen klar und deutlich gesehen, der Esel küßte seine Wohlthäterinn; denn was sollte sein Lecken anders sein, als ein dankbarer Kuß, ein Ausdruck seiner Liebe und Erkenntlichkeit, so gut er ihn zu geben vermochte? Welche Thierart bleibt uns nun noch übrig, zu der wir den undankbaren, gegen Wohlwollen und Liebe unempfindlichen Menschen rechnen können, da sogar Hunde und Esel über ihm stehen, und mehr Adel des Gemüths, mehr Sittlichkeit zeigen, als er?

Ich erwähnte oben meines Lohnbedienten; laß mich auch über diesen noch ein paar Worte beifügen, weil er es verdient, und weil auch er ein Beispiel mehr zur Bestätigung Dessen abgeben kann, was ich so eben von den hiesigen Thieren, und weiter oben von den untern Klassen der Franzosen und von ihrer großen Vorzüglichkeit in mancher sittlichen Hinsicht gerühmt habe. Er heißt Mailly, und ist ein armer Schlucker, aber eine treue Seele. Weil

---

Woher diese auffallende Dunkelheit? Die stärkere Sonnenhitze kann doch nicht Schuld daran sein; denn es giebt ja südlichere Länder, z. B. Oberelsaß und Baden, wo die Leute lange nicht so dunkelfarbig sind. Woher also? Wahrscheinlich bloß von der den Franzosen eigenen Unsauberkeit. Die Leute waschen sich vielleicht nie, oder selten, und der Staub setzt sich fest in ihrer Haut.

ich vom Anfange unserer Verbindung an ihm Güte und Vertrauen bewies, so hat der redliche Mensch eine solche Anhänglichkeit an meine Person gewonnen, daß unsere nahe Trennung schwerlich ohne Thränen, und zwar von beiden Seiten, vor sich gehen wird. Er hat mich oft dringend gebeten, ihn mit nach Deutschland zu nehmen, weil er den Gedanken, sich von mir trennen zu müssen, nicht ertragen könne; und dieser Wunsch würde sicher auch der meinige sein, wenn er nicht unglücklicher Weise verheirathet wäre. Aber könnt ihr denn, hat er mir schon einige Mahl auf diesen Einwurf geantwortet, meine gute alte, dicke Frau in Deutschland zu gar nichts gebrauchen? Sie kann ja waschen und nähen, und versteht die Wirthschaft, so gut als Eine; denn oft haben wir keinen Stüber, und sie weiß es doch zu machen, daß wir satt werden. Um mich durch ihren persönlichen Anblick zu bewegen, führte er sie mir neulich zu, und stellte sie mir mit den Worten vor: seht da Madam Mailly! Mad. Mailly war wirklich so rund und häßlich, aber auch so gutartig, als er von ihr gerühmt hatte. Er erzählte mir die Geschichte seiner Verheirathung mit ihr, die so kurz war, daß man sie auf einen Pfeifenzünder schreiben könnte. Sie hatten sich in ihrer Jugend gekannt, waren Nachbars Kinder gewesen, hatten sich aber nachher einander aus dem Auge verloren. Einst traf er sie, nach zwanzig Jahren, in einer sogenannten Guinguette*), aber ohne sie wiederzuerkennen; sie hingegen erkannte ihn auf den ersten Blick, fiel ihm in die Arme, und rief: Ach! mein armer Mailly! Sehe ich dich endlich wieder? Und er: Bei meiner armen Seele, Mamsell, ich will des Teufels

*) Einem Gasthofe für die untern Volksklassen.

sein, wenn ich weiß, wen ich die Ehre habe zu umarmen! Dann sie: Wie? kennst du deine Margot nicht mehr, die du vor zwanzig Jahren einmahl heirathen wolltest? Jetzt erkannte er sie, und schätzte sich, trotz dem artigsten jungen Herrn, unendlich glücklich, sie wiederzusehn. Ihre nächste Frage war nun: Bist du verheirathet, Mailly? — Nein, Gott sei Dank! — Ich auch nicht. Und was hindert uns denn jetzt zu thun, was wir vor zwanzig Jahren thun wollten? — Wenn Sie meinen, Mamsell? — Mamsell Margot meinte, allerdings! und so gingen sie stehendes Fußes nach dem Stadthause, machten ihre Erklärung, ließen ihre Namen in das Buch der Verehelichten eintragen, und waren Mann und Weib. Daß der ehrliche Kerl seiner alten feisten Margot noch immer treu und hold ist, das zeigt er mir alle Tage. Denn da man mir bei jeder Mahlzeit gewöhnlich zweimahl so viel Speisen aufträgt, als ein so unvermögender Esser, wie ich, verzehren kann, so fällt meistentheils die größere Hälfte davon ihm zu. So gesegnet nun aber auch seine eigene Eßlust ist, so begnügt er sich doch immer damit, nur einen Theil davon zu verzehren, und trägt das Uebrige, gewöhnlich das Ausgesuchteste und Feinste, seiner dicken Margot zu; ungeachtet diese eine gute halbe Stunde von uns entfernt im fünften oder sechsten Stockwerke unterm Dache wohnt.

Dieser redliche Mensch beweiset mir täglich aufs neue, was ich in meinem Leben schon so oft erfahren habe, wie gut es ist, in allen Ständen Freunde zu haben; besonders aber auch, wie sehr die gute und freundliche Behandlung, welche wir unsern Dienstboten widerfahren lassen, sich selbst zu belohnen pflegt. So oft ich ihn ausschicke, um irgend etwas zu bestellen, so fängt er bei den Leuten, zu welchen seine Sendung geht —

er mag sie kennen oder nicht — jedesmahl damit an, mir erst eine derbe Lobrede zu halten. So oft ich nachher selbst zu diesen Leuten komme, finde ich die Gemüther schon zu meinem Vortheile gestimmt, und nach entstandener näheren Bekanntschaft erfahre ich fast immer, daß mein Freund Mailly es ist, dem ich das zu verdanken habe. Wo er nur mit Jemand spricht, es sei ein Herr oder ein Bedienter, eine Frau oder eine Magd, da kann ich sicher darauf rechnen, daß auch von mir die Rede dabei sei. Sein Herz ist so voll, daß er meine angeblichen guten Eigenschaften den Leuten aufdringt, sie mögen sie hören wollen, oder nicht. Ich habe hievon viele, oft recht rührende Beispiele erhalten. Du trauest mir zu, mein guter Eduard, daß ich das Glück, diesem braven Menschen in so hohem Grade zu gefallen, mehr seiner Gutmüthigkeit, als meinem Verdienste beimesse, und wirst es mir daher nicht zur Eitelkeit anrechnen, wenn ich Dir einen Vorfall erzähle, den die Bescheidenheit vielleicht zu unterdrücken geböte. Aber da er zugleich zu einem Beispiele dienen kann, welche Erscheinungen Einem hier zuweilen, besonders in Ansehung der Ausbildung mancher Personen aus den untersten Volksklassen, vorkommen, so setze ich ihn her. Hohn Dem, der Arges dabei denkt!

Ich war zu dem Vorsteher der Taubstummenanstalt, dem berühmten Sicard gefahren; und dieser hatte die Artigkeit gehabt, mir alle seine Werke, ein angenehmes Geschenk für mich, in den Wagen legen zu lassen. Von da wollte ich zu dem großen Himmelsforscher, Hrn. Lalande, dessen Bekanntschaft ich schon vor dreizehn Jahren gemacht hatte. Da ich vermuthen konnte, daß ich ihn nicht in seiner Wohnung, sondern auf der Sternwarte treffen würde, so ließ ich den Kutscher da-

hinlenken. Als ich ausgestiegen war, rief ich meinem Mailly zu: er möge nur sitzen bleiben (denn es versteht sich ja wol von selbst, daß er nie hintenauf steht, sondern immer neben mir sitzt), um zu verhüten, daß mir die Bücher nicht gestohlen würden. Dies hörte einer von fünf oder sechs Maurergesellen, welche an dem Gebäude der Sternwarte etwas auszubessern hatten, und neben mir dastanden. Kaum hatte ich zwei Schritte gegen den Eingang gemacht, als dieser zum Wagen mit der Frage sprang: was für Bücher habt ihr denn da? — O, antwortete Mailly, es sind Sicard's Werke, die er meinem Herrn geschenkt hat. — Sicard's Werke? fuhr Jener fort; ist denn seine neue Sprachlehre auch dabei? Diese Frage, von einem Maurergesellen gethan, reizte meine Neugier. Ich kehrte mich um, und sagte: Ja, sie ist dabei. Kennt ihr diese Sprachlehre? Er antwortete: Nein! aber ich möchte sie wol sehen, weil ich nicht begreife, warum der Mann für nöthig gefunden hat, sie zu schreiben, da wir schon so gute Sprachlehren haben. — Nun, sagte ich, er hat sich vermuthlich zugetraut, Manches noch besser entwickeln, Manches noch deutlicher und faßlicher vortragen zu können, als es bisher geschehen war. — Aber mein Gott! rief er hierauf mit Wärme aus, wie kann man deutlicher und faßlicher schreiben, als Restaut es in seiner Sprachlehre gethan hat! — In diesem Augenblicke rollten zwei Wagen vor. Es war die Herzoginn von Holstein-Beck mit ihrem Gefolge, welche die Sternwarte besehen wollte. Ich wurde dadurch von meinem gelehrten Maurergesellen getrennt, und kam, zu meinem Bedauern, in das Gefolge der Herzoginn gezogen, um das Vergnügen, das angefangene Gespräch mit ihm fortzusetzen.

Als ich nach einer kleinen Stunde aus der Sternwarte zurückkehrte, fand ich meinen Mailly in lebhafter Unterredung mit einem andern Bedienten. Dieser grüßte mich mit so vieler Theilnahme, und folgte mir so aufmerksam mit seinen Blicken, daß ich wol vermuthen konnte, Mailly habe, seiner Gewohnheit gemäß, auch mit ihm von mir geschwatzt. Mailly drückte ihm mit Innigkeit die Hand, und sprang zu mir in den Wagen. Als wir abgefahren waren, fragte ich ihn: ob jener Bediente vielleicht einer seiner Freunde sei? Seine Antwort lautete: Er war es nicht, denn ich hatte ihn noch nie gesehen; aber er ist's. Ich fragte weiter: Macht ihr Leute hier zu Lande denn eure Freundschaften so schnell? — Das gerade nicht, erwiederte er; aber er sprach von euch, er kennt euch; das brachte mich bald mit ihm aufs Reine. — Wie so? sagte ich; ist er vielleicht ein Deutscher? — Nicht mehr als ich; auch hat er euch nie gesehn. — Desto sonderbarer! Wie kann er mich denn kennen? — Er sagt, ihr hättet ihm den Kopf umgedrehet (tourné la tête), in allem Guten, versteht sich. — Wie das? Das Kopfumdrehen ist doch sonst meine Sache nicht. — Er gestand mir, er sei ehemahls ein lockerer Bursche, ein Taugenichts, wie Jedermann (comme tout le monde) gewesen: da sei ihm aber in Deutschland, wohin er die Herzoginn begleitet habe, ein gewisses Buch, welches ihr geschrieben haben sollt, und das man ins Französische übersetzt hat *), in die Hände gefallen; das habe ihm die Augen geöffnet, und von Stunde an sei er ein so rechtlicher Bursche

*) Aus einigen nachherigen Aeußerungen ergab sich, daß die Rede vom Theophron gewesen war.

(un si honnête garçon) als Einer geworden, und hoffe, so Gott wolle, es nun auch Zeitlebens zu bleiben.

Du kannst denken, daß mir dieses Lob, aus dem Munde eines Bedienten zu einem Bedienten gesprochen, hundertmahl mehr Vergnügen machte, als eine lobpreisende Beurtheilung meiner schriftstellerischen Siebensachen in irgend einem gelehrten Tagebuche mir jemahls verursachen würde.

Aber eben dieser gute, schlichte und bescheidene Mailly, mit dessen Lobe ich Dich so lange unterhalten habe, will, wenn er sein und bleiben soll, was er ist, mit großer Zartheit und mit Vertrauen behandelt sein. Er hat, wie der feinste Weltmann, oder vielmehr wie jeder Franzose, ein so zartes Ehrgefühl, daß die geringste Aeußerung von Mißtrauen oder der geringste Verweis ihn außer sich setzen würde. Ich habe dies nur ein einziges Mahl erfahren, da er etwas nicht recht bestellt hatte, und ich ihn bloß fragte: wie er mich so habe mißverstehen können? Diese Frage, ohne Bitterkeit ausgesprochen, pumpte alles Blut seiner Adern ihm ins Gesicht, und es kostete Zeit und Mühe, ihn wieder in seine ruhige Gemüthslage zurückzuführen. So sind die Franzosen durch die Bank; und das ist wahrlich keine der unbedeutendsten unter ihren guten Eigenheiten. Befriedige und reize ihr Ehrgefühl, und Du kannst sie durch Feuer und Wasser jagen; stoße dagegen an, und wer vorher ein Lamm war, den wirst Du plötzlich in einen Wolf oder Tiger verwandelt sehen.

Genug von ihm.

Ich will diesen Riesenbrief, und damit zugleich meinen ganzen Briefwechsel aus Paris, mit einer Frage schließen, die man jetzt überall, im Auslande laut, hier aber freilich nur zischelnd aufwirft, und die auch Du

vielleicht an mich ergehen zu lassen bereit sein magst; mit der Frage: was nun eigentlich durch die Französische Staatsumwälzung, die so viel Blut gekostet hat, für die Welt und für Frankreich gewonnen sein möge? Nach Allem, was ich darüber beobachten konnte, muß ich antworten: für die Welt nun freilich – einige nützliche Winke zum Frommen der Großen, und eine Handvoll heilsamer Erfahrungen zum Besten der Kleinen, ausgenommen — bis dahin eben noch nicht viel, aber doch immer etwas; für Frankreich hingegen, — merke wohl, ich sage für Frankreich, für den Staat Frankreich, nicht für jedes Einzelwesen in demselben — mehr, als der übrigen Welt, wenigstens der Europäischen, lieb sein kann; unendlich viel mehr, als selbst die scharfsinnigsten unter unsern staatsklugen Köpfen sich vor zehn, ja vor fünf Jahren noch, auch nur im Traume einfallen ließen, weil sie vergaßen, die Geschichte der frühern Umwälzungen, besonders derjenigen zu Rathe zu ziehen, die sich einst in den Niederlanden und in England, und in neuern Zeiten in Nordamerika ereigneten. Alle diese gewaltsamen Staatsveränderungen hatten zur unmittelbaren Folge, daß der Geist und die Vollkraft (Energie) dieser Völker furchtbar aufgeregt wurden; zur mittelbaren, daß sie stark und mächtig bis zum schreckhaften Uebergewichte über alle andere Völker, die es vor ihnen gewesen waren, aus dem Zustande der Auflösung und einer allgemeinen Verwirrung, wie die Welt aus dem gährenden Urgemische, hervortraten. Dies ist denn auch jetzt in Frankreich der Fall; und das kommt mir sehr begreiflich vor. Unbegreiflich aber ist es, daß die besagten staatsklugen Herren, den warnenden Spiegel der Geschichte vor sich habend, dennoch nichts davon zu ahnen vermochten, und, statt den gefährlichen Aufschwung

der Französischen Volkskraft, wie die Vernunft rieth, durch eine allgemeine Weltstille und Untheilnahme rings umher zu beschwichtigen, ihn lieber durch unberufenen Widerstand befördern, verstärken und immer furchtbarer machen wollten. Es ist kein Wunder, sondern bloß natürlich, wenn ein Volk in diesem Zustande der höchsten Spannung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte, andere Völker, selbst die bravesten, krieggeübtesten und mächtigsten, von den größten Heerführern angeführt, überwindet. Es ist kein Wunder, sondern gleichfalls bloß natürlich, daß ein solches Volk, dem zwölf Jahre hindurch die höchsten Anstrengungen zur Gewohnheit, die Bekämpfung aller Schwierigkeiten und Hindernisse zum Spiel und Scherz, die Verachtung aller Mühseligkeiten und Gefahren zur andern Natur, und der höchste Grad von Thätigkeit zum dringenden Bedürfnisse geworden waren, nicht in dem Augenblicke, da der äußere Widerstand aufhört, auf einmahl wieder in Schlaffheit und Unthätigkeit versinken kann; sondern nun, da es keine Kriegsgefahren mehr zu bestehen, keine Ströme mehr zu durchschwimmen, keine Festen mehr zu erstürmen und keine Schlachten mehr zu gewinnen giebt, mit seiner ganzen, noch immer regen und erhitzten Vollkraft sich in andere Fächer der menschlichen Thätigkeit stürzt, und sich dem Anbaue seines Landes, der Belebung des Kunstfleißes, der Ausbreitung und immer tiefern Ergründung der Wissenschaften, und der emsigen Verfolgung der krummen Pfade der Staatsklugheit mit eben dem Feuereifer überläßt, womit es vorher Schlachten lieferte. Wundert euch daher nicht, meine erstaunten Europäischen Landsleute, daß Frankreich schon jetzt, nachdem es eben erst seine blutgefärbten Waffen in dem Siegestempel aufgestellt, und des völligen Friedens noch

kein Jahr lang genossen hat, so frisch, so angebaut, so erfindungsreich, und zugleich so stark, so übermächtig und drohend dasteht, daß ganz Europa beim Anblicke dieses riesenmäßigen Staatskörpers zittern muß. Wundert euch vielmehr, wenns einmahl gewundert sein soll, daß eure großen und weisen Führer, von kurzsichtigen und leidenschaftlichen Rathgebern verleitet, den nie wieder gut zu machenden Fehler begehen konnten, zur Ausbildung dieses Riesenkörpers, durch unzeitige Einmischung in seine innere Gährung, behülflich zu sein, indem sie die sich selbst zerstörenden Kräfte desselben auf sich leiteten, und diesen dadurch Eintracht und Uebereinstimmung zu gemeinschaftlichen Zwecken verliehen.

Was würde aus Frankreich, hätte man es seiner Parteiwut überlassen gehabt, geworden sein? Was könnte Deutschland, hätte es nichts thun, hätte es sich bloß mit Zuschauen begnügen, und nicht erobern wollen, jetzt sein? Und wie stehen nunmehr Beide da? Wie übermächtig und gebieterisch das Eine! Wie schwach, verstümmelt und gedemüthiget das Andere! O mein Vaterland! —

Etwas scheint indeß, weil doch jedes Uebel auch irgend eine gute Folge zu haben pflegt, selbst für uns Deutsche dadurch gewonnen zu sein. Dadurch, daß Bonaparte die größte Deutsche Macht weit vom Rheinstrome weg in ihre Erbländer zurückgedrängt, und die kleinern Staaten — Baiern, Wirtemberg und Baden — zu bedeutenden Zwischenmächten erhoben hat, die sich, ihrer Sicherheit wegen, immer an Frankreich werden anschließen müssen, scheint die Gefahr, in neue Reichskriege gegen Frankreich verwickelt zu werden, für uns verschwunden zu sein. Will oder muß jene große Macht jemahls wieder Kriege gegen Frankreich

führen, so wird es in Italien und ganz auf eigene Rechnung geschehen müssen, weil kein anderer Deutscher Staat (es müßte denn noch einmahl eine allgemeine Verblendung oder vielmehr Erblindung Statt finden) Antheil daran nehmen, oder der kriegführenden Macht vergönnen wird, Heere durch seine Länder nach den Ufern des Rheins zu schicken. Wer die Geschichte unserer Reichskriege kennt, und folglich weiß, was Deutschland an Ehre und Besitzungen dabei einzubüßen pflegte, der muß diese glückliche Folge, welche die Französische Staatsumänderung wahrscheinlich für uns haben wird, sehr bedeutend finden.

Aber nun Frankreichs Einwohner selbst und alle die Einzelwesen, welche zusammengenommen den Französischen Staat ausmachen, was haben denn die dadurch gewonnen? Freilich nicht Das, was sie vor 13 Jahren schon bei allen vier Zipfeln gefaßt zu haben wähnten; nicht diejenige Freiheit, von der sie sich zwar manches — Vernünftige und Unvernünftige — träumen ließen, die aber zu erwerben und zu behaupten es ihnen dermahlen noch an Vernunftreife und an Tugend fehlte; — aber doch immer etwas jenem Traumbilde sich Näherndes, welches einst, bei größerer Reife und unter glücklichern Umständen, in wahre und volle Freiheit noch immer umgebildet werden kann. Bis dahin müssen sie sich mit dem Anschauen der schönen goldenen Buchstaben: Liberté, Egalité (Freiheit und Gleichheit), welche ihre öffentlichen Gebäude jetzt noch zieren, begnügen, und sich des höhern Genusses würdig zu machen suchen, den der wohlverstandene Inhalt dieser Buchstaben ihnen für eine bessere Zukunft verheißt. Was sie, in Vergleichung mit ihrem ehemahligen Zustande, für jetzt schon gewonnen haben, läßt sich auf folgende we-

sentliche Punkte zurückführen, die denn doch auch keine Kleinigkeiten betreffen.

1. Eine, aber freilich beschränkte Gleichheit der Stände; ich meine diejenige, die vor dem Gesetze gilt. Eine beschränkte nenne ich sie, weil es einige, wiewol nur wenige, Personen in diesem Staate giebt, die über alle andere so hoch emporragen, daß selbst die Gesetze sich vor ihnen beugen müssen, und keine Klage gegen sie Statt findet. Wer dürfte sich z. B. unterwinden, eine Rechtssache gegen den ersten Staatsberather, oder nur gegen einen seiner nächsten Untergeordneten, anhängig zu machen? und fände sich auch ein so kühner Wagehals, welcher Gerichtshof würde sie annehmen? Der Fall soll, wie ich allgemein versichern höre, sich in den Tagen meines Hierseins ereignet haben. Einer von Denen, deren Häuser eingerissen wurden, um den schönen und großen Schloßplatz hinter dem Palaste der Tuilerien zu bilden, rief, sagt man, die Gesetze gegen die Regierung an; allein seine schwache Stimme erscholl ohne Wirkung, weil kein Gerichtshof sich darauf einlassen wollte. In Bezug auf den großen Haufen der Staatsbürger hingegen findet diese gesetzliche Gleichheit dermahlen noch wirklich Statt. Jeder darf Jeden vor Gericht fodern; und das Gesetz hat — in sofern eine Sache nicht vor einen der sogenannten besondern Gerichtshöfe, tribunaux spéciaux, welche ganz von der Regierung abhangen, gespielt wird — nur Eine Stimme für und wider Alle ohne Unterschied. Es heißt nicht mehr, wie ehemahls: der geringe Mensch bezahlt mit seinem Leibe, der Edelmann mit seinem Beutel; sondern: was Jeder verdient hat, das muß er leiden, er sei aus gewöhnlichem Menschenblute, oder aus altadeligen Säften entsprossen.

Mit dieser Rechtsgleichheit, der schönsten Eroberung, welche Frankreich gemacht hat, so lange sie ihm unverkümmert wird erhalten werden, ist

2. die eben so kostbare Gleichheit der Ansprüche auf jeden Ehrenposten im Staate verbunden. Nicht Geburt und Stand, sondern Kenntnisse, Verdienste und Muth bahnen hier (wenigstens der Verfassung nach) den Weg zu allen Ehrenstellen, für den Einen, wie für den Andern. Fühlt der armseligste Bursche die Fähigkeiten, die Einsichten und den Muth eines Feldherrn in sich, die Laufbahn ist, von der Verfassung wenigstens, ihm, wie jedem Andern, geöffnet; er trete zuversichtlich hinein, und er wird sein erhabenes Ziel so gut, als der ehemahlige Freiherr, Graf und Prinz, erreichen können! Bonaparte selbst, und so viele andere jetzige Große des Landes, sind die Belege dazu. Welche Ermunterung für junge Fähigkeiten! Welch ein Sporn für Alle, die sich mehr als Andere begabt fühlen! Welch ein mächtiger Hebel, um Frankreichs Macht und Glanz auf den höchsten Gipfel zu heben! Freilich hört man jetzt häufig klagen, daß dieser wesentliche Vorzug der neuen Ordnung in der Ausübung zum Theil schon wieder verschwunden sei. Der Geldadel, sagt man, sei an die Stelle des Pergamentadels getreten, und nur durch Bestechungen auf der einen und durch erschlichene Gunst auf der andern Seite könne man jetzt zu Ehrenstellen gelangen. Ich lasse die Wahrheit oder Unwahrheit dieser ziemlich allgemeinen Beschwerde dahin gestellt sein; eben so auch die Besorgniß, daß selbst derjenige Grad von Gleichheit, welcher jetzt noch Statt findet, bald gänzlich wieder verschwinden werde. Man befürchtet nämlich, daß die Errichtung der sogenannten Ehrenschar (Légion d'honneur, von den Mißvergnügten lé-

gion d'horreur genannt) darauf abzwecke, einen neuen Adel einzuführen. Allein so lange die Vorrechte, welche man den Mitgliedern dieser Schar verwilligen wird, nur nicht für erblich erklärt werden (und dagegen scheint die ganze große Völkerschaft sich doch noch zu einmüthig und zu stark zu stemmen, als daß ich diesen Schritt in unsern Zeiten für möglich halten kann) scheint es keine Noth damit zu haben. Nicht der persönliche, sondern der Geburtsadel ist es, was sich den Völkern durch tausendjährige Erfahrungen so furchtbar gemacht hat; und schwerlich wird dieser letzte, einmahl abgeschafft, in Frankreich je wieder entstehen können, es müßte denn sein, daß diese geistreiche und kraftvolle Völkerschaft die Erinnerung an die vergangenen Zeiten gänzlich verlöre, und zu einer Schlaffheit und Stumpfsinnigkeit hinabsänke, die man bei ihr sich kaum als möglich denken kann.

3. Eine Glaubens- und Gewissensfreiheit, wie sie noch zur Zeit in keinem andern Europäischen Staate jemahls Statt gefunden hat. Es ist nämlich eine allgemeine und, wohlgemerkt! eine verfassungsmäßige Gewissensfreiheit, die nicht etwa nur auf drei oder vier Glaubenszünfte, wie in Deutschland, sondern auf alle, auf alle Einzelwesen, wie auf alle kirchliche Gesellschaften, sich erstreckt. Und, was das erste Beispiel dieser Art in Europa ist, man kann hier bei jedem Glauben, er heiße, wie er wolle, ja sogar ohne allen Glauben, nicht bloß Staatsbürger sein und ungehindert sein Gewerbe treiben, sondern auch zu allen Staatsämtern, zu den höchsten, wie zu den niedrigsten, nur die erhabene Stelle des ersten Staatsberathers ausgenommen, so gut als der Rechtgläubigste gelangen. Keinem wird, wenn er angestellt werden soll, ein Tauf-

schein oder Glaubensbekenntniß abgefodert. Man fragt nicht: bist du getauft oder beschnitten? sondern bloß: bist du Französischer Bürger, und hast du die zu dem Amte, welches du suchst, erfoderlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, oder nicht? Sagt Jemand sogar, wie das unter andern bei zwei sehr berühmten Staatsräthen der Fall sein soll: ich bin ein Gottesläugner! so antwortet man ihm: das ist deine, nicht unsere Sache. Es ist erlaubt, in seinen eigenen Angelegenheiten ein Narr zu sein, wenn man es nur nicht in seinen Amtsverrichtungen ist, und nur nicht verlangt, daß andere Leute mit uns zugleich rasen sollen. Von Duldung ist dabei die Rede nicht. Frankreich ist das erste Land in Europa, in welchem man eingesehen hat, (was der unbefangenen Vernunft so nahe liegt, daß man kaum begreift, wie es jemahls hat übersehen werden können) daß die Duldung in Glaubenssachen keine Tugend, sondern eine ungeheure, eben so lächerliche als verabscheuungswürdige Anmaßung ist. Was ist der Mensch, der Wurm, der überall, wo von geistigen Dingen die Rede ist, im Finstern tappt, daß er sich herausnehmen dürfte, zu bestimmen, welche Meinung über solche Dinge geduldet oder nicht geduldet werden sollte? Nur Gott, der Allwissende, vor welchem allein Wahrheit und Irrthum unverschleiert und offen daliegen, kann dulden, und duldet wirklich, den irrenden Rechtgläubigen wie den irrenden Ketzer (sie irren ja Beide, weil Beide Menschen sind) selbst Den, der ihn verkennt, ihm sogar das Dasein abzusprechen sich unterwindet!

Dieser einzige Punkt der jetzigen Französischen Verfassung — und o! möge die allgütige Vorsehung es der wiederaufkeimenden und emporstrebenden Pfaffenmacht

nicht gelingen lassen, ihn zu vertilgen! — diese gänzliche und allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit würde allein schon hinreichend sein, Frankreich zu einem sehr bevölkerten, lichtvollen und blühenden Lande zu machen, auch wenn die obenerwähnten beiden ersten Vorzüge dieses verjüngten Staats nicht zugleich so mächtig dazu mitwirkten. Wie viele, in manchem andern Lande gehudelte Selbstdenker, welche unter dem unnatürlichen Zwange, den man ihrem Gewissen auflegte, lange genug geseufzt oder geknirscht hatten, haben sich schon jetzt nach Frankreich geflüchtet, um endlich einmahl, frei von tirannischen und schimpflichen Pfaffenketten des Geistes, ungehindert glauben und bekennen zu dürfen, was ihre Ueberzeugung ihnen gebietet! Wie viele Andere werden diesem Beispiele folgen, besonders wenn Frankreichs Schutzgeist giebt, daß auch die übrigen wesentlichen Menschen- und Bürgerrechte in dieser sogenannten Republik*) nicht zu sehr geschmälert und verkümmert werden! Und diese auswandernden Selbstdenker sind gerade der Kern jener abergläubigen Völker, welche von dem edelsten Gute des Menschen, der Gewissensfreiheit, noch gar keinen Begriff oder Vorschmack haben, und seit Jahrhunderten sich unter der abscheulichsten aller Zwangsherrschaften, der priesterlichen, krümmen müssen! Welchen bedeutenden Zuwachs an geistreichen und edeln Menschen wird Frankreich dadurch erhalten! Und welche unersetzliche Lücken werden dadurch in jenen Ländern entstehen!

---

*) Man verzeihe mir den Gebrauch dieses fremden Worts, wegen der Unmöglichkeit, es mit allen den wesentlichen Bestimmungen, die es in den letztverflossenen Jahren hier erhalten hat, in irgend eine andere Sprache zu übersetzen.

»Aber«, wirst Du mir vielleicht einwerfen, »es soll ja, wie verlautet, in Frankreich keine Preßfreiheit mehr Statt finden?« In Einer Hinsicht ist dies freilich wahr; und das gehört zu den vielen auffallenden Widersprüchen, auf welche der denkende Beobachter hier häufiger, als in irgend einem andern Lande, zu seiner äußersten Befremdung stößt. Es ist nämlich wahr, daß sowol über die Regierung und ihre Maßregeln, als auch über die Priester nichts geschrieben werden soll, was einem Tadel ähnlich sieht, selbst wenn es öffentliche Thatsachen betrifft. — Aber dies ist auch, so viel ich weiß, die einzige Seite, auf welcher die Preßfreiheit hier beschränkt ist. Ueber alle andere Gegenstände des Forschens, sie mögen gehören, zu welchem Fache der menschlichen Erkenntniß sie wollen, kann und darf hier Jeder schreiben und drucken lassen, was er will; versteht sich, unter der billigen Bedingung, daß das Geschriebene weder dem öffentlichen Wohl, noch den besondern Rechten eines Einzelwesens nachtheilig sei, wofür jeder Schriftsteller, und wenn dieser unbekannt bleibt, sein Verleger haften muß. Daß eine neue, durch den letzten Umschwung einer allgemeinen Staatsumwälzung entstandene Regierung Ursache haben könne, gegen Lob und Tadel empfindlicher zu sein, als eine alte, durch Verfassung, Gewohnheit und Liebe der Unterhanen in ihrem Ansehen schon längst befestigte, das läßt sich begreifen; warum aber auch der Heiligenschein der Priester, sogar in dem Falle eines durch Unthaten von ihnen gegebenen öffentlichen Aergernisses, an dieser Unberührbarkeit Theil haben soll, das begreift sich nicht so leicht. Bei dem, diesem Stande wieder verwilligten öffentlichen Ansehen, bei der Allgewalt, den derselbe über den Verstand und das Gewissen der Schwachen bald genug wieder erhalten haben wird,

wofern er sie nicht schon durchgängig wieder erhalten haben sollte, und bei der, durch die Geschichte aller Jahrhunderte belegten unaustilgbaren Neigung desselben, diese Allgewalt zur Vergrößerung seiner Macht, seines Einflusses und seiner Besitzungen, also zum Schaden der Regierung und der Regierten, zu mißbrauchen, sollte, scheint es, die größte Oeffentlichkeit seiner Handlungen der Regierung vielmehr höchstwillkommen sein, und Jeder, der das Herz hätte (es gehört ja wirklich Herz dazu!) sich zum Wächter über diesen, zwar jetzt noch nöthigen, aber mit rastloser Aufmerksamkeit zu bewachenden Stand aufzuwerfen, mit der Bürgerkrone belohnt werden. Bonaparte, der nichts ohne Ursache thut, wird seine Gründe haben, warum er hierüber anders denkt, und warum er die Erwartungen aller wohlwollenden und einsichtigen Menschenfreunde in allen Ländern hierin nicht erfüllen wollte. Jenen bleibt dabei nichts zu thun übrig, als zu wünschen, daß der Französischen Regierung nie Ursache gegeben werden möge, den gar zu auszeichnenden Schutz, den sie dem Priesterthume gewährt, zu bereuen.

4. Die vierte große und wohlthätige Folge der Französischen Staaatsumwälzung finde ich in der dadurch bewirkten Anregung, Uebung und Stärkung aller körperlichen und geistigen Kräfte dieses Volks, die sich nun durch wunderähnliche Wirkungen in allen Arten von Gewerben, wie in den schönen Künsten und in den Wissenschaften äußern. Dieses Volk hat in den letztverflossenen zwölf Jahren die zwölf Arbeiten des Herkules bestanden; dadurch ist es selbst zum Herkules unter den Völkern geworden, und zwar zu einem ausdauerndern, als jener war. Denn wenn es sich jetzt auch,

wie er, dem Spinnen, d. i. den Künsten des Friedens, hingiebt, so geschieht das nicht aus Erschlaffung und Verweichlichung, sondern weil das Spinnen ihm und dem Staate nützlich ist, und weil seine noch immer regen und strebenden Kräfte irgend eine Beschäftigung, gleichviel welche, fodern. Es spinnt; aber nicht als ein schwaches Weib, sondern als ein Herkules, und seine Keule liegt neben ihm. Gilt es morgen wieder, sie für's Vaterland, oder auch nur für die Ehre, von neuen zur Hand zu nehmen, so wird es sie morgen wieder eben so kraftvoll schwingen, als dies in den verflossenen zwölf Jahren geschah. Ich, ein Deutscher, der von Keinem gedungen worden ist, oder gedungen werden kann, den Lobredner irgend eines Volks auf Kosten seines guten Vaterlandes zu machen; ich, der ich über Manches, was ich diesmahl in Frankreich sah und hörte, nichts weniger als erbaut und entzückt worden bin, kann schlechterdings keine Ursache haben, irgend ein Lob, welches ich diesem Volke beizulegen mich gedrungen fühle, zu übertreiben. Ich sage ehrlich, was ich unparteiisch bemerkt habe; und sonach muß ich Dir bekennen, daß ich kein anderes Volk (selbst das Englische, selbst das unsrige nicht ausgenommen) kenne, das an Strebsamkeit und Kraftfülle den Franzosen, wie sie jetzt sich zeigen und in ihrer allgewaltigen Wirksamkeit dastehen, an die Seite gestellt werden könnte. Mit einer Art von Wut haben sie sich jetzt nicht bloß in alle Fächer der Künste und Wissenschaften, sondern auch in alle Felder des Kunstfleißes und der Gewerbe gestürzt. Wo es nur immer etwas anzubauen oder zu verbessern giebt, da sind sie mit rastlosem Eifer darüber aus; und Entdeckung auf Entdeckung, Erfindung auf Erfindung, Vervollkommnung auf Vervollkommnung, Meisterwerke auf Meister-

werke sind die herrlichen Folgen davon, welche jeden Unbefangenen in Erstaunen setzen.

Ein von Natur schon so reges, und durch die unerhörten Anstrengungen der letztverflossenen zwölf Jahre so hoch emporgehobenes und emporgeläutertes (sublimirtes) Volk bedürfte kaum eines äußern Antriebes, um alle andere Völker und sich selbst durch beispiellose Thätigkeit und Erfindungskraft zu übertreffen. Aber auch dieser Antriebe entbehren jetzt die Franzosen nicht. Die Regierung, welche gar wohl weiß, wie viel bei den Menschen überhaupt, und bei den Franzosen insonderheit, sich durch Anregung des Ehrtriebes bewirken läßt, hat diese mächtige Schwungfeder des Geistes durch ein Mittel in Bewegung zu setzen gewußt, welches eben so einfach und wohlfeil, als wunderbar und wohlthätig in seinen Wirkungen ist. Dies sind die jährlichen Ausstellungen, nicht etwa bloß der eigentlichen Kunstwerke höherer Art, sondern auch aller vorzüglichen Erzeugnisse des Kunstfleißes und der Gewerbe, sie mögen Namen haben, wie sie wollen. Jeder, der in dem Laufe eines Jahrs etwas Nützliches erfunden, oder etwas schon Erfundenes verbessert zu haben glaubt, erscheint damit gegen Ende des hiesigen Jahrs, d. i. im Herbstmonate, zu Paris. Hier wird gegen diese Zeit, auf dem sehr geräumigen Schloßplatze des alten Louvre, ein großes Geviertes von niedlichen, mit Säulen gezierten Buden errichtet, in welchen alle jene Erzeugnisse der öffentlichen Prüfung und Beurtheilung ausgestellt werden, und zugleich eine neue Art von Messe bilden, auf welcher nur der Aushub aller trefflichen Erzeugnisse des Kunstfleißes feil geboten wird. Hunderttausende drängen sich nach und nach herbei, um das Ausgestellte jeder Art zu betrachten, und den ehrenwerthen Erfindern

oder Verfertigern den Zoll der Bewunderung ihrer Werke und der Achtung für ihre Personen darzubringen, den sie verdienen. Dies ist ihr erster großer Lohn. Ein zweiter wartet ihrer, wenn sie ihn verdienen, am Ende der Ausstellung. Es sitzt nämlich eine sogenannte Jury, d. i. ein beeidigtes Gericht, bestehend aus Künstlern, Kunstkennern und vorzüglich geschickten Gewerksmeistern aller Art, um zu untersuchen und zu entscheiden, welche Werke sich vor andern ihrer Gattung am meisten auszeichnen, und mit einer Ehrenmünze belohnt zu werden verdienen. Das einstimmige Urtheil, oder die Stimmenmehrheit entscheidet darüber. Die Verdienste der dadurch Ausgezeichneten werden öffentlich bekannt gemacht, und die Tageblätter der Hauptstadt tragen ihre Namen, mit dem ihnen gebührenden Lobe begleitet, in die entferntesten Winkel Frankreichs. Jedermann weiß, daß es keine freigebigere Spender des Lobes und der Ehre auf Erden giebt, als die Franzosen. Das kleinste Verdienst findet hier seine Aufmunterung, das größte seinen Lohn. Kehren daher jene Sieger zu ihrem Wohnorte zurück, so nehmen sie nicht bloß den Beifall und die Ermunterung der Hauptstadt mit sich, sondern sammeln auch unterweges, und vornehmlich in ihrer Heimath, eine reiche Ernte von Lob und Ehrenbezeigungen ein. Jeder ist stolz darauf, ihr Mitbürger zu sein, und glaubt Antheil an der Ehre zu haben, die sie sich zu erwerben wußten. Man kann denken, welchen Nachahmungs- und Wetteifer dies durchs ganze Land erwecken muß! So weiß die hiesige Regierung durch ein paar Hände voll Schaumünzen Fähigkeiten zu wecken und Werke hervorzulocken, die ihr und dem Lande eben so viele Millionen werth sein können. Warum wissen wir denn das in Deutschland nicht auch?

Wir haben freilich in einigen Hauptstädten gleichfalls unsere Ausstellungen von Gemählden und andern Werken der schönen Künste; warum denn nicht auch, wie hier, der nützlichen? Sind jene es etwa allein, die ein Volk heben, es wohlhabend und glücklich, und in den Augen der Ausländer achtungswürdig machen können? Oder haben wir Alles, was durch Kunstfleiß und Erfindungsgeist geleistet werden kann, etwa schon erschöpft? Ist es wirklich ein größeres Verdienst, ein schönes Bild zu mahlen, als in unsern holzarmen Zeiten, wie hier geschehen ist, ein Mittel zu erfinden, die Zimmer nicht durch Verbrennung, sondern nur durch bloße Verkohlung des theuern Holzes und durch eine künstliche Benutzung des Rauchs allein zu heizen? Oder möchtest Du lieber eine schlafende Venus, es sei mit dem Pinsel oder mit dem Meißel, hervorgebracht, als das hier entdeckte Mittel erfunden haben, jedes, selbst das schmutzigste, aus stinkender Gosse geschöpfte Wasser in ein völlig reines, trinkbares und gesundes zu verwandeln? Durch die schlafende Venus wird, menschlichem Ansehen nach, nie ein einziges Menschenleben gerettet, oder nur um eine Minute verlängert werden; durch die Kunst hingegen, ungesundes oder ungenießbares Wasser in gesundes und reines zu verwandeln, können nach und nach Millionen Menschen, die sonst den gräßlichen Tod des Durstes sterben, oder durch den Genuß eines faulen Wassers ihre Gesundheit verderben müßten, gerettet werden. Warum sollen denn nicht auch Erfindungen dieser Art, warum nicht alle nützliche Erfindungen, und warum nicht alle Werke eines vorzüglichen Fleißes und einer sich auszeichnenden Geschicklichkeit ihre Ermunterungen und Belohnungen, so gut als jene, haben? Sind die Menschen denn etwa bloß und allein zum Anbau der

schönen Künste berufen? Oder sind diese es etwa allein, bei welchen und durch welche die höheren menschlichen Fähigkeiten entwickelt werden können? Wie weit sind wir in der wahren Schätzung des Werths der Dinge, welche die menschlichen Kräfte so lange schon beschäftigen, noch zurück!

Freilich würde eine Ausstellung, wie diese, nicht in jeder kleinen Hauptstadt eines jeden kleinen Landes thunlich sein; allein was hindert die Regierungen der größern Staaten, sie in ihren großen Hauptstädten einzuführen? Und warum nicht auch in den kleinern, wenn diese den Vorzug beträchtlicher Messen haben?

Vergieb mir, lieber Eduard, diese Ausschweifung über eine Einrichtung, die auf Frankreichs immer mehr und mehr anschwellende Größe und innere Ausbildung und Stärke einen so bedeutenden Einfluß zu haben scheint. Ich bin gewohnt, bei jedem Guten, welches ich im Auslande bemerke, auf mein Vaterland zurückzublicken, und mir selbst die Frage vorzulegen: könnten wir das nicht auch haben, wenn wir wollten? Glücklich Der, dem die Vorsehung einen Standort angewiesen hat, auf welchem diese Frage nicht ohne Erfolg verhallt, sondern gehört, beachtet und erwogen wird!

5. Als einen fünften großen und wohlthätigen Erfolg der gräulichen Staatsumwälzung Frankreichs zeichne ich die Aufhebung der Mönchs- und Nonnenklöster aus. Jene Blutigel des Staats, welche die besten Säfte desselben einsogen, ohne irgend etwas Ersprießliches dafür zu leisten; jene unnützen Bürden der Erde, welche nicht bloß die Stelle, auf der sie lasteten, sondern auch Alles ringsumher durch das Beispiel ihrer Faulheit und Schwelgerei unfruchtbar und öde machten; jene Fortpflanzer der Dummheit, jene Apostel des ver-

derblichsten Aberglaubens — sie sind nicht mehr! Und möge die allgütige Vorsehung ihr Wiederaufleben in diesem Lande für immer verhüten! Dann können alle Lücken, welche in Frankreichs Bevölkerung und Wohlstand durch die zerstörenden Wirkungen der Umwälzung entstanden, binnen zwanzig Jahren bloß dadurch reichlich ersetzt werden, daß an die Stelle jenes Heers von faulen Bäuchen ein Geschlecht von arbeitsamen Hausvätern und Hausmüttern getreten ist, die das Land zugleich anbauen und bevölkern helfen. Frankreichs Grenzen sind durch den nunmehr endlich glücklich zu Stande gekommenen allgemeinen Frieden fürchterlich erweitert worden; aber alle diese Eroberungen sind ihm, richtig geschätzt, bei weiten so viel nicht werth, als die Besiegung und Vertilgung des Mönchthums ihm einbringen wird. Hiebei kann ich abermahls nicht ohne ein bitteres Gefühl von Traurigkeit und Unwillen an einige Theile meines armen Deutschen Vaterlandes zurückdenken. Nicht genug, abermahls einige unserer fettesten und reichsten Landschaften, zur Strafe unsers Unverstandes und unserer innern Eifersucht, an Frankreich abgetreten zu haben, nimmt man in jenen Deutschen Ländern nun sogar auch die von Frankreich ausgeworfenen Blutsauger, jene landverderblichen Mönchsorden, sogar den scheußlichsten von allen, den sogenannten Orden de la Trappe, der ohne die gröbste Versündigung an der Menschheit nirgends geduldet werden kann, mit offenen Armen auf; bauet ihnen entweder neue Klöster, oder räumt ihnen solche Gebäude wieder ein, welche ehemahls Klöster waren, aber von weiseren Regenten, aus Freistätten der Faulheit, der Schwelgerei und der Unsittlichkeit jeder Art, in nützliche Gewerkshäuser umgewandelt wurden, um hier ihr Unwesen von neuen zu treiben, und das ge-

schwächte Deutschland in eben dem Maße immer mehr und mehr schwächen zu helfen, in welchem Frankreich durch ihre Vertreibung an innerer Stärke, an Wohlstand und Macht mit jedem Jahre wachsen wird. O mein Vaterland, einst das Geburtsland und die Wiege der Aufklärung! Und nun — —?

Ob übrigens die hier jetzt von mir hergezählten fünf großen Folgen oder Wirkungen der Französischen Staatsumwälzung des vielen Blutes und aller der Gräuel, durch welche sie hervorgebracht wurden, werth waren oder nicht? Das ist eine Frage, deren Beantwortung Du mir nicht zumuthen mußt. Wo nähme ich, oder irgend ein anderer Mensch die noch unerfundene Wage und das noch unbekannte Gewicht her, womit Dinge dieser Art gegen einander abgewogen werden können? Diese Wage und dieses Gewicht stehen allein in der Hand des Allwissenden, der allein das Ganze, und dieses Ganze in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich überschaut. Dieser wog, wie immer, so auch hier, ehe er zuließ; und seiner Weisheit und Güte können wir zutrauen, daß er eher nicht zuließ, als bis er die Schale des Guten gegen die des Bösen überwiegend sinken sah. Was ich Dir, mein guter Eduard, darüber geschrieben habe, hatte keinen andern Zweck, und konnte keinen andern haben, als den: Dir einen neuen Erfahrungsbeweis der alten Wahrheit an die Hand zu geben, daß kein von der Vorsehung zugelassenes Uebel so groß und fürchterlich war, daß ihre weise Güte nicht wohlthätige Folgen für die Menschheit daraus herzuleiten wußte.

Man hat, vom Anfange der Französischen Unruhen an, diese merkwürdige Staatsumbildung häufig mit unsers Luther's Kirchen- und Glaubensverbesserung vergli-

chen. Diese Vergleichung bestätiget sich noch immer, selbst in den neuesten hiesigen Begebenheiten, so oft und gröblich auch die Erwartungen und Hoffnungen der Menschenfreunde dabei getäuscht wurden. Vernimm, wie ich das meine.

Luther's erhabenes Ziel war wahre und völlige Freiheit des Geistes und des Gewissens; Mirabeau's, Lafayette's und anderer Anfänger der Staatsumwälzung kühnes Bestreben zweckte auf wahre und völlige bürgerliche Freiheit ab. Jener wollte das Papstthum stürzen; diese die Herrschwillkühr. Nach Luther sollten Vernunft und Bibel die einzige Richtschnur des Gewissens in Glaubenssachen, nach Mirabeau das Gesetz der einzige Richter über bürgerliche Handlungen sein. Kein Ausspruch des Papstes oder einer Kirchenversammlung sollte dort, kein Machtspruch des Herrschers sollte hier mehr gelten. Bis dahin war auf beiden Seiten Alles gut und in der Vernunft gegründet *). Aber nun entzündeten sich an dem Lichte dieser Männer die Köpfe der Schwachen, und selbstsüchtige Schurken fingen an, dieses Licht zu mißbrauchen, um unter dem Scheine desselben Unthaten aller Art zu verüben. Dort entstanden Wiedertäufer-Unruhen und Bauernkriege; hier bürgerliche. Dort, wie hier, war keine Gräuelthat so schwarz, daß sie nicht, unter dem Vorwande, die kirchliche und bürgerliche Freiheit zu retten, mit kaltem Blute, und in der Meinung, Gott und der Menschheit einen Dienst dadurch zu leisten, begangen wurde.

---

*) Und damahls war es, als auch ich, mit so vielen Tausenden gutmeinender Beobachter, kein Bedenken trug, über diese große Weltbegebenheit meine herzliche Freude laut und warm zu äußern.

Dort, wie hier, mischten sich die auswärtigen Mächte ins Spiel, und machten Das, was übel war, dadurch nur noch ärger. Da entstand denn dort der dreißigjährige, hier der zehnjährige Krieg; und Millionen Menschen wurden geschlachtet, Länder verwüstet, Städte und Dörfer abgebrannt, um dort endlich den Osnabrückschen und Münsterschen Frieden, hier den von Lüneville und Amiens zu bewirken. Die meiste Aehnlichkeit aber haben diese beiden Weltbegebenheiten darin, daß dort, wie hier, ein neuer Lichtstrom, der nie wieder ganz versiegen kann, in die Welt ausging, und überall, selbst in solchen Ländern, in welchen es, der Hauptsache nach, beim Alten blieb, heilsame Veränderungen und Einschränkungen hervorbrachte *). Der

*) Wer, der in der ersten Hälfte des 1789sten Jahres vorausgesagt hätte, daß ein großer König, der, wie alle Prinzen seines Hauses, ein geborner Soldat ist, nächstens die fast durch ganz Europa in Vergessenheit gerathene Wahrheit: daß der Bürger nicht um des Soldaten willen, sondern der Soldat um des Bürgers willen dasein soll, nächstens anerkennen und durch ein eigenhändiges Kabinetsschreiben beglaubigen werde, würde nicht von allen weltkundigen Leuten belächelt worden sein? Und wer, der die dichterische Aussicht in die Zukunft vollends so weit hätte treiben wollen, es nicht bloß möglich, sondern sogar wahrscheinlich zu finden, daß binnen 14 Jahren in einem der düstersten Länder Deutschlands, wo damahls noch der strengste Gemeinglaube (Katholizismus) am Ruder saß, eine völlige bürgerliche Gleichheit aller christlichen Glaubenszünfte, sowol in Ansehung der bürgerlichen Rechte überhaupt, als auch in Ansehung des Anspruchsrechts auf Staatsämter insonderheit, ausgerufen werden könnte, würde nicht als ein unwissender Schwärmer die öffentliche Verspottung auf

Papst z. B. durfte es ferner nicht mehr wagen, selbst in solche Staaten, die ihm unterthänig blieben, Ablaßkrämer auszusenden, um die Unwissenheit und den Aberglauben zu besteuern; und der ärgste Zwingherr, wofern es in Europa dergleichen noch geben sollte, würde es jetzt bedenklich finden, den Gewaltigen zu machen, und sich gesetz- und verfassungswidrige Eigenmächtigkeiten zu erlauben, welche ehemahls zu den gewöhnlichen und befugten Dingen gezählt wurden. Aber auch darin kommen diese beiden Umwälzungen auffallend überein, daß der wahre Geist und Sinn, in welchen sie angefangen wurden, wenigstens für eine Zeit lang, wieder verloren ging, und daß folglich nicht Das erreicht, wenigstens nicht sogleich erreicht wurde, was die Urheber von beiden beabsichtiget hatten. Dort entstanden neue Geistes- und Gewissensketten, die Glaubensvorschriften oder sogenannten simbolischen Bücher, (besonders das sogenannte Konkordienbuch, auch eine Art von Konkordat!) auf welche Jeder blind-

---

sich gezogen haben? Gleichwol ist Beides, troß der damahligen Unglaublichkeit, geschehen; jenes von Friedrich Wilhelm, dem Bürgerkönige, dieses von Baierns muthigem und erleuchteten Kurfürsten, Maximilian Joseph.

Sollte der neue Lichtstrom, welcher in den letztverflossenen zwölf Jahren ausgeflossen ist, keinen Antheil daran gehabt haben?

Der Schwärmer, welcher jene und ähnliche Veränderungen in Europa, als etwas Mögliches und sogar Wahrscheinliches, im Jahre 1789 zu ahnen wagte, war ich. S. meine Briefe, aus Paris geschrieben. Auch wurde ich von meinen staatsklügern Zeitgenossen nach Verdienst darüber bespöttelt und gescholten.

lings und ohne Einschränkung schwören mußte, der bürgerliche Rechte genießen wollte; hier — ach! so Manches, was den redlichen Vernunft- und Freiheitsfreund mit Kummer erfüllte, und dem ursprünglichen Geiste der Französischen Staatsumwälzung eben so schnurgerade entgegenlief, als die simbolischen Bücher dem Geiste und der Absicht Luther's und seiner unmittelbaren Nachfolger. Allein sieh hier, mein junger Freund, eine Beobachtung, die uns über beide Ausartungen trösten kann.

Der Geist der Zeiten und das Licht der Aufklärung sind am Ende stärker, als alle Verfassungsbande, welche auf Unvernunft gegründet sind. Sie öffnen über kurz oder lang den Regierern, wie den Regierten, die Augen, und reißen Beide unwiderstehlich mit sich fort. Dies geschieht zwar, wenn kein unberufener Erleuchter sich einmischt, gleich der Morgendämmerung, nur langsam und unmerklich, aber auch desto sicherer, desto allgemeiner und desto ruhiger. Auf das erste Grauen des Tages am östlichen Himmel folgt die Dämmerung, auf diese der schöne sanfte Rosenschimmer der Morgenröthe, und auf diese endlich erst der volle Tag. Wo vorher Nebelsterne standen, da erblicken wir nunmehr die allerleuchtende und allbelebende Sonne. Das haben wir bei den Fortschritten der Glaubensverbesserung in Deutschland gesehen; und das werden unsere Nachkommen, wills Gott! auch an der fortschreitenden Ausbildung der bürgerlichen Freiheit, wo nicht in Frankreich, doch in andern Ländern erleben. Das unbedingte und schreckhafte Ansehen der Glaubensvorschriften ist ohne Gewaltstreich und ohne die mindeste bürgerliche Unruhe von selbst gesunken, weil die weiseren Regierungen dem unmerklich hervorbrechenden, und immer mehr und mehr

sich ausbreitenden Lichte seinen Lauf ließen, wohl wissend, daß selbst die größte Erdenmacht es nicht zurückzuhalten vermochte. Sie thaten nichts, und dadurch thaten sie für die Aufklärung Alles *). Jedes Eingreifen in die Wirkungen des jedesmahligen Geistes der Zeit, jedes vermeinte Beschleunigungsmittel, welches man dazu angewandt hätte, würde die Fortschritte der Aufklärung mehr zurückgehalten, als befördert haben. Und so wird auch das Licht, welches die Französische Staatsumwälzung durch Anregung der Denkkräfte

---

*) Wenn ich des großen Friedrichs Weisheit in irgend etwas tief und innig bewundert habe, so war es in folgender Antwort, welche Mirabeau einst von ihm erhielt, als dieser ihm einen in Französische Artigkeit eingekleideten Vorwurf darüber machen zu müssen glaubte, daß er während seiner langen und glorreichen Regierung nicht mehr für die Künste, die Wissenschaften und die Aufklärung überhaupt gethan habe. »Es ist zu bedauern,« sagte er, »daß Ew. Majestät nur der Cäsar ihres Volks, und nicht auch zugleich der August desselben sein wollten.« Und Friedrich? Er blickte seinem artigen Tadler scharf ins Auge, und antwortete: »Ihr wißt nicht, was ihr da sprecht.« Mirabeau, welcher bei Allem, was er sagte, wirklich etwas zu denken glaubte, stand betroffen; und der König fuhr fort: »Gerade dadurch, daß ich meine Leute machen ließ, mich nicht in ihre wissenschaftlichen und schriftstellerischen Angelegenheiten mischte, gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaube ich für sie und die Aufklärung mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen.« Ich habe diese merkwürdige Antwort aus Mirabeau's eigenem Munde, der den großen und wahren Sinn derselben mit mir nicht genug bewundern konnte. Wie wenig gewann die wahre Aufklärung unter Frankreichs August, Ludwig XIV., welcher überall schaffen wollte? und wie viel unter Friedrich II., welcher nichts zu thun schien?

aller Köpfe in allen Ständen verbreitet hat, wenn gleich, wills Gott! nicht mehr durch gewaltsame Umkehrungen, doch im Stillen und unmerklich fortwirken, wird die Menschen immer einsichtiger und helldenkender über ihre gemeinsamen bürgerlichen Angelegenheiten, und so auch immer reifer zum Genusse der wahren bürgerlichen Freiheit machen. In eben dem Maße aber, daß dieses geschehen wird, wird, oder richtiger gesagt, muß ihnen auch ein immer größeres Maß von bürgerlicher Freiheit verliehen werden. Sobald die Kinder fertig laufen können, fällt das Gängelband von selbst weg. Die unartigen Kinder aber, welche laufen wollen, ehe sie es gelernt haben, und jenes Band vor der Zeit zerreißen, fallen, wie die Franzosen — auf die Nase.

Laß uns also, lieber Eduard, der Vorsehung zutrauen, daß sie die bessern, erst durch die Zeit zu reifenden Folgen der Französischen Staatsumwälzung eben so sicher zu erhalten, und Jahrhunderte hindurch immer mehr und mehr eben so unmerklich sich entwickeln zu lassen wissen werde, als sie die Folgen der Deutschen Glaubensverbesserung, trotz allem dagegen statt gefundenen Sträuben und Kämpfen der menschenfeindlichen Priestertirannei, zu erhalten und sich entwickeln zu lassen gewußt hat. Hoffentlich werden nach dreihundert Jahren glücklichere Nachkommen der gefallenen Opfer dieser denkwürdigen Weltbegebenheit, wie jetzt wir, dreihundert Jahr nach Luther's Umwälzung, einen Segen ernten, der an den leuchtenden und wärmenden Strahlen der fortschreitenden Aufklärung vorher erst langsam reifen mußte. —

Genug hievon! Und nun noch mein letztes Lebewohl! aus Paris. Uebermorgen reise ich ab; und nach acht Tagen werde ich Dir aus Metz schreiben; denn

ich bin gesonnen, noch einmahl die Champagne zu durchreisen, um an dem Anblicke des gutmüthigen und frohsinnigen Völkchens, welches ich vor dreizehn Jahren daselbst kennen lernte, mich noch einmahl zu laben.

Ein und dreißigster Brief.

Metz.

Da bin ich also in Metz, mein lieber Eduard, und erfülle nun gern das Versprechen, welches ich Dir am Schlusse meines letzten Briefes gab. Hier hast Du die kleine Geschichte meiner Reise von Paris bis hier!

Ich hatte die Wahl, entweder mit einer Eilkutsche zu gehen, welche wirklich eilt, folglich auch Tag und Nacht läuft, und keine andere Ruhepunkte als Mittags und Abends zum Essen gewährt; oder mit einer andern, die zwar auch den Namen Diligence führt, aber nicht eilt, sondern täglich nur sieben bis acht Deutsche Meilen zurücklegt, und des Nachts die Reisenden ruhen läßt. Da kein Geschäft mich zur Eile zwang, und ich die freundliche Champagne nicht durchfliegen, sondern mit aller Gemächlichkeit durchreisen wollte, so wählte ich ohne Bedenken diese letzte. Und ich that sehr wohl daran! Denn nie bin ich auf einem öffentlichen Fuhrwerke bequemer, angenehmer, und doch zugleich wohlfeiler, als auf diesem, gereiset. Unser Hauptwagen, der von zwei kleinern, als Beiwagen, begleitet wurde, bestand in einer geräumigen und bequemen Kutsche, welche inwendig auf zwei gepolsterten Dreisitzen sechs, und vorn in dem sogenannten Cabriolet, oder bedeckten

Vorsitze, auch noch zwei Reisende, also überhaupt acht Personen aufnahm. Die sämmtlichen Plätze waren mit recht guter Gesellschaft besetzt. Wohin wir des Mittags sowol, als auch des Abends kamen, da fanden wir unsere reichlich besetzte Tafel schon bereitet. Unter 8 bis 12 Gerichten, die größtentheils gut zubereitet waren, ging es nirgends ab; und dabei Wein, so viel Jeder zu trinken Lust hatte (à discrétion). Dieser wird hier fast für nichts gerechnet; wenigstens macht es keinen Unterschied in der Bezahlung, ob Jemand nur zwei Gläser oder zwei Flaschen davon auszuleeren für gut findet. Er ist aber freilich auch ziemlich schlecht; und wer seinen Magen nicht durch Essigsäure verderben will, dem steht zu rathen, sich eine Flasche des bessern für besondere Bezahlung geben zu lassen. Nun, was glaubst Du wol, daß man für das Alles — für eine fünftägige bequeme Fahrt, für neun köstliche Mahlzeiten und für vier Nachtlager in den besten Gasthöfen, die es auf dieser Straße giebt — zu bezahlen habe? Nicht mehr als 80 Franken, oder 20 Rthlr. unsers Geldes. Diese erlegt man am Ende der Reise dem Eigenthümer des Fuhrwerks, welcher bis dahin alle Kosten selbst bestreitet; und damit ist alles Genossene bezahlt. Wer nicht etwa seine besondern Bedürfnisse hat, deren Befriedigung etwas Besonderes verlangt, der braucht auf der ganzen Reise nicht ein einziges Mahl den Beutel hervorzuziehen. Du wirst gestehen, daß das eine eben so wohlfeile, als angenehme Art zu reisen ist.

Ich hatte das Vergnügen, mit zwei sehr gebildeten und liebenswürdigen Frauenzimmern, einer ehemahligen Gräfinn von Fouquet und der Führerinn ihrer elfjährigen, überaus wohlerzogenen Tochter, welche gleichfalls mitreisete, die drei ersten Sitze zu theilen.

Die mitreisenden Herren waren junge Männer, welche einige Feldzüge mitgemacht, dann aber ein paar Jahre in Paris zugebracht hatten, um die Rechtswissenschaft, oder eine Kunst zu erlernen, und nun, nach Beendigung ihrer Lernzeit, in die Heimath zurückkehrten. Du kannst denken, daß es in einer solchen Gesellschaft nicht an angenehmer Unterhaltung fehlen konnte. Auch war ein junger Deutscher unter uns, der Sohn eines wohlhabenden Zimmermanns und Baumeisters in Gräz. Er selbst hatte ebendiese Kunst erlernt, und reisete jetzt, um sich darin zu vervollkommnen. Ich erwähne dieses wackern jungen Mannes, um Dir in ihm ein Beispiel aufzustellen, wie mächtig der Anblick eines an Leib und Seele unverderbten Jünglings auf die Gemüther der Menschen (sogar solcher, welche das Ebenbild Gottes, Reinheit des Herzens und der Sitten, selbst lange schon verloren haben) zu wirken pflegt, und wie unwiderstehlich Jedermann dadurch zum Wohlwollen und zur Liebe hingerissen wird. Er war höchst einfach in seiner Kleidung, in seinem Benehmen, in seiner Art sich auszudrucken, in seiner ganzen Lebensart, und unterschied sich äußerlich durch nichts von jedem andern ehrlichen und sittigen Zimmermannsgesellen. Allein die ungetrübte Reinheit seines Herzens und die höchste Gutmüthigkeit leuchteten so unverkennbar aus seinen schönen Augen hervor, und sprachen, auch wenn er schwieg, aus jedem sanften Zuge seines offnen Antlitzes so vernehmlich, daß er Aller Blicke auf sich zog, und in kurzen Aller herzliche Liebe gewann, ungeachtet er mit Keinem, als nur mit mir, reden konnte, weil er beinahe kein Wort Französisch verstand. Aber dieser Umstand hinderte nicht, daß Jedermann, die Frauenzimmer nicht ausgeschlossen, sich unablässig nur mit ihm

unterhalten wollte. Man verstand ihn sogar in den meisten Fällen, auch wenn ich Das, was er sagte, der Gesellschaft nicht verdolmetschte, weil der natürliche und unerkünstelte Ausdruck seiner Blicke und Mienen seine Gefühle und Gedanken oft bestimmter und deutlicher angab, als es durch Worte hätte geschehen können. Schon am ersten Tage unserer Reise war er der erklärte Liebling der ganzen Gesellschaft. Ich konnte ihn nicht ansehen, ohne daß mir das Lied an einen tugendhaften Jüngling aus unserer Kinderbibliothek einfiel:

Gesundheit röthet dein Gesicht;
Doch heiliger, als diese, strahlt
Der Unschuld sanftes Rosenlicht,
Das frischer deine Wangen mahlt.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück.

Ach! es zerrann; das Herz war kalt,
Wenn ich die bleichen Wangen da,
Das todte Aug', die Mißgestalt
An dem entnervten Jüngling sah.

Du, mehr als Landerob'rer, Held!
Ich weide Aug' und Herz an dir.
Du schaust hinein in Gottes Welt,
Und kannst dich innig freun an ihr.

Du darfst (der Menschheit theures Recht,
Das sie sich selber sinnlos raubt,
Das sie verschlemmet und verzecht!)
Du darfst erheben hoch dein Haupt;

Darfst schauen fröhlich himmelan
Zu Dem, der dieses Himmelszelt,
Die Sonn' und tausend Sterne dran
So hocherhaben hingestellt.

Du denkst den Schreckgedanken nie:
»Schön ist die Welt rund um mich her;
Doch ich entehrte mich und sie,
Und mir ist sie nun freudenleer!«

Dir zwitschert jedes Vöglein Lust,
Das froh den dunkeln Hain belebt;
Dir schwillt voll Dank die reine Brust,
Die auf zu deinem Gott dich hebt.

Du sprichst zum hellen Silberbach:
»Mir ist die Seele rein, wie du!«
Wohin du gehst, folgt sie dir nach,
Der Unschuld wonnevolle Ruh'.

So, guter Jüngling, lieb' ich dich,
Mit diesem freien Seelenblick!
Aus diesem Auge fließt in mich
Gefühl des Menschenwerths zurück *).

Ich freue mich, diesen trefflichen jungen Mann auch von hieraus noch bis Mainz zum Reisegefährten zu behalten.

Man reiset jetzt durch Frankreich so sicher und unbesorgt, als in irgend einem andern Lande in der Welt. Keine Spur mehr von irgend einer Straßenräuberei. Auch das ist eine Erscheinung! Wer hätte es für möglich halten sollen, daß nach zwölf blutigen Jahren der Empörung, der Gesetzlosigkeit, der gänzlichen Verwilderung, und eines Krieges, wobei die halbe Völkerschaft unter den Waffen war, Alles so schnell und so vollkommen in die Schranken der Ordnung und der Gesetzlichkeit zurückgeführt werden könnte? Gleichwol ist es geschehen; und zwar, was das Bewundernswürdigste dabei ist, ohne daß die peinliche Rechtspflege sonderlich viel dabei zu thun gehabt hätte. Dies scheint mir Bo-

*) Der Verfasser dieses Liedes war ein funfzehnjähriger Jüngling.

naparte's größtes Verdienst zu sein; ein Verdienst, welches sogar seine Feinde anerkennen und ehren müssen. Man muß indeß freilich gestehen, daß die allgemeine Sehnsucht nach Ruhe, Frieden und Ordnung, von welcher ganz Frankreich zuletzt beseelt wurde, ihm mächtig dabei zu Statten kam. Hätte er das Ruder des Staats einige Jahre früher ergriffen, wo die Leidenschaften noch nicht ausgebrauset hatten, so würde er größere Schwierigkeiten dabei gefunden haben.

Es war eine Zeit — und diese Zeit war noch vor einigen Jahren — wo alle staatskluge Leute in Europa dem neuen Französischen Staate den Untergang prophezeiten, sobald es zum allgemeinen Frieden kommen würde. Jeder aus dem Felde zurückkehrende Soldat, sagte man, wird ein Meuterer oder ein Straßenräuber werden; jeder Feldherr wird nach der höchsten Herrschaft streben; ganz Frankreich wird zur Schaubühne des gräßlichsten Bürgerkrieges werden, und darüber zu Grunde gehen. Wahrscheinlich würde diese Weissagung auch wirklich, wenigstens zum Theil in Erfüllung gegangen sein, wenn die fremden Mächte, unmittelbar nach den ersten fruchtlosen Versuchen, den erwachten Freiheitsgeist zu dämpfen, Frieden geschlossen und dieses Volk sich selbst überlassen hätten. Allein, recht als wenn sie, oder vielmehr ihre Rathgeber, dazu gedungen gewesen wären, die neue Ordnung der Dinge befestigen und dem kühnen Bonaparte den Weg zur höchsten Herrschaft bahnen zu helfen, trieb ihr Unstern sie an, den unvernünftigsten und unseligsten aller Kriege so lange fortzusetzen, bis ganz Frankreich bereit und willig war, sich dem Ersten dem Besten, der ihm Ruhe, Frieden und gesetzliche Ordnung wiedergeben würde, in die Arme zu werfen. Man muß gestehen, daß Frank-

reichs ärgste Feinde seine besten Freunde waren, und seine größten Wohlthäter wurden, indem sie es zu zernichten trachteten.

Die Erscheinung der großen Ruhe und Sicherheit, die man jetzt überall in diesem Lande findet, wird noch auffallender, wenn man dabei an England zurückdenkt, wo doch die Gesetze in jedem andern Betrachte die höchste Kraft zu beweisen pflegen. Wie in aller Welt mag es zugehen, daß in diesem letztgenannten, sonst so gut geordneten Lande, wo der wildeste Pöbel meistentheils ohne soldatische Gewalt durch bloße Erinnerung an das Gesetz beschwichtigt werden kann, zu allen Zeiten, selbst im tiefsten Frieden, die Straßenräubereien zu den allgewöhnlichsten Vorfällen des gemeinen Lebens gerechnet werden, so daß kein öffentliches Fuhrwerk sich auch nur eine Meile weit von der Hauptstadt entfernen darf, ohne einen bewaffneten Beschützer mitzunehmen, indeß in Frankreich, sogar jetzt, nach einer zwölfjährigen, beinahe beispiellosen Verwilderung und Sittenlosigkeit, Jedermann das ganze große Reich von einem Ende zum andern eben so ruhig und sicher durchreisen kann, als wenn er lustwandelnd in seinem Garten auf- und niederginge? Woher mag es überhaupt kommen, daß der Franzose, wenn er einmahl schlecht geworden ist, eher auf feine Betrügereien und Gaunereien, als auf gewaltsame Beraubungen verfällt, der Engländer hingegen, in gleicher Lage, diese letzten jenen ersten in der Regel allemahl vorzuziehen pflegt. Ich glaube, zwei Gründe bemerkt zu haben, wodurch dieser Unterschied erklärt werden kann. Der eine liegt in der natürlichen Sinnesart, der andere in der Verfassung beider Völker.

Der Franzose liebt das Feine und Sinnreiche, wie

in allen Dingen, so auch sogar in seinen Lastern. Wenn er daher die Wahl zwischen zwei Bubenstücken hat, wovon das eine Verstand, Klugheit und List, das andere hingegen nur Muth und Körperkraft erfodert, so erklärt er sich sicher für das erste. Es scheint ihm anständiger, seiner würdiger zu sein. Der Engländer hingegen, gerade und offen in allen seinen Handlungen, bleibt dieser seiner Gemüthsart auch im Laster treu. Nach ihm giebt es für einen Mann von Ehre, für einen Britten, nichts Entehrenderes und Schändlicheres, als Betrug und Lügen. Will er also einmahl rauben, so verachtet er diese, und wählt ohne Bedenken den offnen Straßenraub. Als Straßenräuber wird er zwar gefürchtet, gehaßt und — gehenkt, wenn er sich ertappen läßt; aber nicht verachtet. Diese letztgenannte Strafe, in seinen Augen die schwerste unter allen, trifft nur den Lügner und Betrüger, welcher nicht gehenkt wird, es müßte denn sein, daß er falsche Wechsel oder falsches Geld verfertiget hätte.

Der zweite, in der Verschiedenheit der Verfassungen beider Völker liegende Grund scheint mir folgender zu sein. In England giebt es beinahe gar keine Ordnungsaufsicht (Polizei), oder doch nur eine höchst einfache und schlaffe, in Frankreich hingegen die allerzusammengesetzteste, künstlichste und strengste, die man sich nur denken kann. Dort darf Keiner auf bloßen Verdacht hin, wenn dieser auch auf der größten Wahrscheinlichkeit beruhet, verhaftet werden, sondern es muß ein Ankläger dasein, der sich zum Beweise erbietet, und dieser Beweis muß durch Zeugenaufstellung geführt werden können; hier hingegen dürfen die Ordnungsaufseher, wie die Regierung, Jeden, den sie wollen, auch ohne Ankläger, beim Kopfe nehmen und einkerkern, ja

sogar verschwinden lassen, ohne daß bekannt zu werden braucht, wo er geblieben ist. Da nun diese scharfe Französische Aufsicht zugleich eine Art von Allgegenwart und Allwissenheit ausübt, indem sie ein Heer von Beobachtern unter allerlei Gestalt durchs ganze Land unterhält, so wird die feinste Gewandtheit und List auf Seiten Desjenigen erfodert, der sich vor ihr verbergen, und ihren Nachforschungen entgehen will. Der Französische Taugenichts sieht sich also, nicht bloß durch natürliche Neigung, sondern auch durch die Nothwendigkeit gezwungen, den Betrug der Gewalt, die Gaunerei dem Straßenraube vorzuziehen. Die in Frankreich, aber nicht in England, unterhaltene Straßenreiterei (ehemahls Maréchaussée, jetzt Gendarmerie genannt) wirkt dann freilich auch nicht wenig mit zur öffentlichen Sicherheit.

Auf welcher Seite nun der Vortheil sein mag? ob es dem Staate und den darin lebenden Bürgern vortheilhafter sei, die Gesetze von listigen Betrügern, oder von Straßenräubern verspottet zu sehen? das mag ein Anderer untersuchen. Glücklicher als beide ist in jedem Falle dasjenige Land, wo die öffentliche Sittlichkeit die feinen Schelmereien, und die obrigkeitliche Aufsicht die gewaltsamen Beraubungen verbannt hat.

Die Champagne ist von der Natur in zwei sehr gegen einander abstechende Landschaften getheilt, wovon die westliche die fruchtbare (la Champagne fertile), die östliche hingegen die lausige oder armselige (la Champagne pouilleuse) genannt wird. Beide führen ihren Namen nicht mit Unrecht. Die erste gehört nämlich zu den fruchtbarsten und lachendsten, die andere zu den dürresten, kahlsten und unfruchtbarsten Ländern, die es geben mag. Jene bringt den köstlichen

Champagnerwein, diese hingegen nur einige leichte Getreidearten, und zwar so spärlich hervor, daß ihre Einwohner sich nur kümmerlich davon nähren können. Indeß ließe sich auch dieser armselige Boden wol noch um Vieles verbessern, wenn nicht die Bewohner desselben durch Armuth gehindert würden, bessere Grundsätze des Ackerbaues anzuwenden, z. B. durch lebhaftern Anbau der Kartoffeln und der Futterkräuter einen größern Viehstand möglich zu machen. Aber dazu gehörte ein Vorschuß, den sie aus eigenen Mitteln zu machen nicht im Stande sind. Sie müßten sich nämlich entschließen, einen Theil ihres erbärmlichen Kornlandes eine Zeit lang brach liegen zu lassen, und allen Dünger, den sie schaffen könnten, dazu anwenden, sich gutes Kartoffelnland und künstliche Wiesen durch Anbau der Futterkräuter zu machen. Dann würden sie mehr Vieh halten können, und dadurch nach und nach in den Stand gesetzt werden, auch ihr Kornland zu verbessern. Aber dazu gehörte die Aufopferung des Ertrages, wenigstens eines Theils ihrer Ländereien, auf einige Jahre; und wovon sollten sie in dieser Zwischenzeit leben? Hier müßte also die Regierung durch Vorschüsse zutreten; diese aber hat der anderweitigen Ausgaben, welche dringender scheinen, noch so viele, daß, vor der Hand wenigstens, daran wol noch nicht zu denken sein dürfte.

Bei meiner ehemahligen Reise durch dies Land bot sich mir in der fruchtbaren Hälfte desselben ein Schauspiel dar, welches mich rührte und entzückte: ein ganzes Volk, das aus lauter fröhlichen Menschen bestand. Ich glaube mit Wahrheit sagen zu können, daß ich damahls nicht ein einziges ernsthaftes, geschweige denn verdrießliches oder trauriges Gesicht zu sehen bekam.

Alle, Männer und Weiber, Jung und Alt, schienen von einem fröhlichen Räuschchen, und zwar in Champagner-Wein, begeistert zu sein. Alles lachte, dahlte, hüpfte, jauchzte oder sang. Der hiesige Wein (und er war damahls in Epernai und Chalons, den beiden Hauptörtern, durch welche man kommt, köstlicher, als ich ihn je getrunken hatte) und die Menschen dieses Landes schienen vollkommen einerlei Natur und Eigenschaften zu haben; beide voller Geist und Kraft, beide lieblich und gutartig, beide perlend und brausend. Wie fand ich diesmahl auch hier Alles so sehr verändert! Der Wein — vermuthlich, weil er in den letztverflossenen Jahren nicht sonderlich gerathen, und kein älterer Vorrath mehr vorhanden war — höchstmittelmäßig, um nicht zu sagen schlecht; die Menschen so ruhig und ernsthaft als unser Einer; vermuthlich eine Wirkung der gewaltsamen Umkehrung der Dinge und alles Dessen, was damit verbunden war. Wer sollte das Lachen nicht verlernen, wenn er zwölf Jahre lang ein Zeuge der gräulichsten Begebenheiten sein, und unaufhörlich in Gefahr schweben muß, selbst ein Opfer derselben zu werden. Fast thut es mir leid, meinen Weg noch einmahl durch die Champagne genommen zu haben, weil das schöne, liebliche Bild von diesem Lande und seinen frohsinnigen Bewohnern, welches ich ehemahls aus ihm mitnahm und diesmahl wieder anzufrischen dachte, nun beinahe ganz verwischt worden ist.

Einen recht fröhlichen Mittag habe ich indeß zu Epernai verlebt. Da ich hier mit meiner Reisegesellschaft zu Tische saß, und der leidlich-gute Champagner, den man uns vorsetzte, seine Wirkung durch Lachen und Gesang zu äußern anfing, gab ich meine Verwunderung zu erkennen, in den zwölf Wochen mei-

nes Aufenthalts in Frankreich, von Calais bis hier, nicht ein einziges Mahl auch nur eins von den weltberühmten Liedern gehört zu haben, die ihnen während des ganzen Umwälzungskrieges so sehr viel werth gewesen wären, und die man durch ganz Europa mit Theilnahme ihnen nachgesungen hätte. Ich wäre, sagte ich, um so mehr darüber erstaunt, da ich noch kürzlich in England an allen öffentlichen Vergnügungsörtern ebendiese Lieder, zur sichtbaren Freude ihrer ehemahligen Feinde, sogar von den Feldspielern des Herzogs von York, hätte blasen gehört. Die acht oder neun gegenwärtigen jungen Männer, die beim Klange dieser Lieder mehrmahls Schanzen erstiegen und Schlachten geliefert hatten, zuckten die Achseln und sagten: es ist jetzt der Ton nicht mehr! Indeß, sagte Einer von ihnen, was hindert uns, sie hier, und zwar auf der Stelle zu singen? Er hatte dies kaum ausgesprochen, als die ganze Gesellschaft den Marseiller Marsch anstimmte. Wir saßen noch am Tische; aber bei den Worten: aux armes, Citoyens! (zu den Waffen, ihr Bürger!) sprangen Alle, wie auf ein gegebenes Zeichen, von ihren Sitzen auf, fochten mit geballter Faust hoch über ihren Köpfen in die Luft, und schienen in dem Augenblicke rein vergessen zu haben, daß wir, fern von allem Waffengetümmel, an einer friedlichen und fröhlichen Tafel saßen. Ihre Blicke schossen Blitze, alle ihre Muskeln schwollen zur höchsten Spannung auf, Tod und Verderben lagen auf ihren drohenden Gesichtern, die in Flammen zu stehen schienen. Der Anblick hatte etwas so gräßlich Schönes, daß ich unendlich bedauerte, kein geschickter Zeichner zu sein, der den Ausdruck dieser Gesichter mit der Bleifeder auf einem Blatte Papier hätte festigen können. —

Man hat auf dieser Reise durch die Champagne in der längsten Strecke des Weges fast immer das Vergnügen, an dem linken Ufer des Marneflusses hinzufahren, welcher schlangenförmig durch ein eben so schönes als langes Wiesenthal dahinschleicht, und überaus liebliche Landschaften bildet, denen die Bergkette, an welcher der köstlichste Wein dieses Landes wächst, zum Hintergrunde dient. Man kommt über Meaux, Ferté, Château-Thierry, Dormans, Epernai, Chalons und Clermont. Unter diesen nicht sehr bedeutenden Oertern ist Chalons der vorzüglichste. Zu Meaux zeigte man mir des berühmten Lafontaine's einstmahliges Wohnhaus, welches sich noch erhalten hat. Ebendieser Ort besaß einst noch einen zweiten großen Mann, Bossuet, welcher Bischof hier war. Zu Dormans übernachteten wir in einem Gasthofe, dem eine ehemahlige Nonne vorstand. Man sah es diesem Hause in allen seinen Räumen deutlich an, daß die Vorsteherinn desselben nicht zur Haushälterinn erzogen war. Denn weniger Ordnung und mehr Schmutz, als ich hier fand, ist mir nicht leicht vorgekommen. Unreinlichkeit ist in Frankreich überhaupt noch immer an der Tagesordnung, welches Einem, der eben erst aus England kommt, doppelt auffällt und unangenehm ist. Für Den, der unmittelbar aus Deutschland kommt, hat es weniger damit auf sich. Eine Folge dieser Unsauberkeit ist das nächtliche Leiden, dem man in Französischen Gasthöfen, selbst in den größten und glänzendsten in Paris, schwerlich entgeht. Ich wenigstens habe ihm überall erliegen müssen. Dies ist die Bevölkerung der an sich überaus bequemen Betten, die man hier überall findet, mit einem der scheußlichsten Gezieser, welches den Geruchsnerven nicht weniger, als der Haut beschwerlich

fällt. Die Franzosen, welchen dieses wirklich große Uebel etwas sehr Gewöhnliches ist, sind mehr als unser Einer dagegen abgehärtet. Wenigstens können sie noch darüber scherzen; denn gewöhnlich war die erste Frage, welche des Morgens beim Einsteigen Einer dem Andern mit lachendem Munde that, die: ob er auch starkes Einlager in seinem Bette gefunden habe?

Da ich der Französischen Betten einmahl erwähne, so muß ich Dir doch beiläufig sagen (was Du Deiner Mutter mitzutheilen nicht verabsäumen wirst), daß ich diesmahl nicht vergessen habe, hier im Lande nicht bloß zu erkundigen, sondern auch mit eigenen Augen zu beobachten, was ich ehemahls unachtsamer Weise zu bemerken unterlassen hatte. Ich meine die Art und Weise, wie die Franzosen ihre musterhaften Matratzen (nebst den Englischen die besten in der Welt) zu verfertigen, und so gut zu erhalten wissen, daß man darauf wetten möchte, sie wären an dem Tage erst, da man sich darauf niederlegt, neu gemacht worden, auch wenn sie schon lange gedient haben. Sie sind nämlich und bleiben völlig wagerecht, und eben so schnellkräftig, als wenn sie heute erst gestopft wären; dahingegen die unsrigen, wie Du weißt, sehr bald dem Eindrucke nachgeben, und eine Grube bekommen, worin der Schlafende ein eben so unangenehmes, als erhitzendes, folglich der Gesundheit nachtheiliges Lager findet. Ihr Mittel besteht darin, daß der Inhalt ihrer Matratzen nicht, wie bei uns, bloß aus Pferdehaaren, sondern aus diesen und aus Schafwolle besteht, und daß man sie dann alle Jahr einmahl umarbeiten läßt. Das Verhältniß der Menge beider Zuthaten scheint beinahe gleichgültig zu sein. Einige nehmen von beiden gleichviel, Andere zwei Drittel Wolle und ein Drittel Pferdehaare, näm-

lich 12 Pfund von jener, und 6 Pfund von dieser. Wolle und Pferdehaare werden entweder zu einem vermischten Gewirre durcheinandergezupft, oder man legt auch die Wolle zwischen zwei Lagen von Pferdehaaren in die Mitte. Das Durchstechen der Matratze geschieht völlig eben so, wie bei uns; wenigstens habe ich nichts Unterscheidendes dabei bemerken können. Die Zuthat der Wolle also, verbunden mit dem jährlichen Umarbeiten, scheint das einzige Mittel zu sein, durch dessen Anwendung die hiesigen Matratzen den hohen Vorzug vor den unsrigen erhalten. Da dieses häusliche Geschäft in der Mitte des Sommers, und zwar auf dem innern Vorraume, in freier Luft vorgenommen wird, so hatte ich in jeder müßigen Minute Gelegenheit, dieser Verrichtung aus meinem Fenster zuzusehen. Sie geschieht hier meistentheils von Weibern, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß in eben der Zeit, in welcher ein fleißiger Teppicher bei uns eine einzige Matratze zu Stande bringen würde, jene, deren immer drei oder viere sich einander in die Hand arbeiten, schon 6 — 8 Stück vollendet haben.

Sollte dieses Blatt jemahls einem jener erhabenen Schöngeister zu Gesicht kommen, welche Alles, was das gemeine menschliche Leben betrifft, so tief unter ihrer Würde sehen, so kann ich mir das verächtliche Nasenrümpfen denken, womit er es von sich werfen würde. Was ist dabei zu thun? Meine alte, nun schon zur andern Natur mir gewordene Unart, nicht ausschließlich dem Schönen nachzulaufen, sondern auch das Nützliche, wo es sich auf meinem Wege findet, für mich und meine Mitmenschen mitzunehmen, diese verjährte Unart jetzt noch abzulegen, ist mir nun einmahl nicht mehr möglich.

Ich lasse mir daher jenes Naserümpfen gefallen, und — fahre fort.

Ich habe gegen diese Art, die Matratzen zu verfertigen, einen Einwurf gehört, der, wenn er gegründet befunden werden sollte, sie verwerflich machen würde. Die eingemischte Wolle, sagt man, ist die Ursache des in Frankreich herrschenden Uebels, worüber ich oben geklagt habe; sie zieht das Bettungeziefer an, und dient ihm zum Aufenthalte. Wäre dieses gegründet, so möchte ich freilich lieber auf Stroh, als auf der schönsten Französischen Matratze schlafen. Aber hat denn auch die Erfahrung wirklich schon darüber entschieden? Oder waltet nicht vielleicht der so gewöhnliche Fehlschluß dabei ob: daß von zwei Dingen, welche zusammen erscheinen, oder auf einander folgen, das eine immer die Ursache des andern sei? Ist es wirklich die Wolle, oder nicht vielmehr die Französische Unsauberkeit, was die Erzeugung und Vermehrung jenes Ungeziefers begünstiget? Die Sache verdient, durch sorgfältig angestellte Versuche aufs Reine gebracht zu werden.

Diesseits St. Menehoud, einem kleinen Orte, der durch die Entweichungsgeschichte des unglücklichen Königs, Ludewigs XVI., so bekannt geworden ist, fängt, auf der Grenze zwischen der Champagne und dem ehemahligen Lothringen, der elende Boden an, sich zu verbessern und wieder fruchtbar zu werden. Man sieht wieder Obstbäume, ja ganze Wälder davon, welche diesmahl, weil wir ein gutes Obstjahr haben, einen sehr erfreulichen Anblick gewähren. In Clermont, wo wir übernachteten, nahm unsere Gesellschaft beim Abendessen dasselbe Zimmer ein, in welchem der ebengenannte unglückliche König auf seiner Flucht einige Stunden verweilte, um sich zu erfrischen und auszuruhen. Hätte

er ein wenig mehr geeilt, so würde er wahrscheinlich entkommen, und Frankreich mit einem der größten Verbrechen, die durch die Umwälzung veranlaßt wurden, nicht besudelt worden sein. In Verdün, einer Festung, welche im letzten Kriege von den Preußen erobert wurde, that es mir wohl, das Lob meiner Landsleute von Menschen verkündigen zu hören, welche nicht wußten, daß ich ein Deutscher war. »Die Preußen sind brave, rechtliche Leute, sagte man; sie haben uns durchaus nicht mehr Böses zugefügt, als sie mußten.»

Metz, wo ich Dir dieses schreibe, ist eine große, feste und volkreiche Stadt an der Mosel. Man schätzt die Zahl der Einwohner, eine Besatzung von 8000 Mann ungerechnet, auf 30,000 Köpfe und darüber. Die Stadt ist zwar alt — sie war einst eine Deutsche freie Reichsstadt! — allein sie hat doch einige schöne und prächtige Gebäude, wozu vornehmlich die erhabene Domkirche, der neue, aber leider! unvollendet gebliebene bischöfliche Palast und das große, Ehrfurcht gebietende Landvogteihaus (Préfecture) gehört. Dieses letzte, ein unermeßliches Gebäude von einfacher und edler Bauart, beherrscht von der Anhöhe herab, auf der es steht, das schöne Wiesenthal, durch welches die Mosel sich in vielfältigen Krümmungen hinwindet. Ein Halbkreis von mahlerischen, zum Theil mit Reben bepflanzten Bergen gegenüber, auf deren einem die Ueberbleibsel einer prächtigen Römischen Wasserleitung zu sehen sind, beschränkt in mäßiger Entfernung seine Aussicht. Der große, mit Baumreihen bepflanzte Platz, auf welchem dieses mächtige Gebäude sich erhebt, dient zur öffentlichen Wandelbahn. Diese ist eine der geräumigsten und anmuthigsten, die ich in irgend einer Stadt je gesehen habe. Sie wird jetzt durch Zuwerfung des die Beifeste von

der Stadt absondernden breiten und tiefen Grabens noch beträchtlich vergrößert. Da Frankreichs Grenzen durch den letzten Friedensschluß bis in die Mitte unsers Rheinstroms vorgerückt worden sind, so kann es jetzt die zweite und dritte Linie seiner innern Festungen entbehren, die man daher auch schon abzutragen, und dafür neue Grenzfestungen längs des Rheins zu bauen angefangen hat, indeß wir, die Ueberwundenen, noch die wenigen Festen, die uns auf dem rechten Rheinufer übrig waren, zu schleifen uns verurtheilt sahen! Welche Aussicht in die Zukunft wird uns dadurch eröffnet! Hätten wir nicht unsern letzten Blutstropfen daransetzen sollen, um wenigstens diese Schmach und Gefahr von uns und unsern Nachkommen abzuwehren?

Auch hier in Metz sind Handel und Gewerbe nicht bloß gelähmt, sondern beinahe ganz zernichtet. Es ist gerade Messe oder Jahrmarkt hier; allein kahler und menschenleerer ist wol noch nie ein Jahrmarkt gesehen worden. Ich schaue aus meinem Fenster auf den Platz hinab, wo die Buden aufgestellt stehen; allein vergebens sehe ich mich nach Käufern um. Außer einigen wenigen Menschen, die, vermuthlich in andern Geschäften, die Straßen zwischen den Buden entlang gehen, und von den ausgestellten Waaren gar keine Bemerkung zu nehmen scheinen, erblicke ich Niemand. Auf der Mosel kann ich, so weit man sie hier übersieht, nicht einmahl einen Fischerkahn, geschweige denn ein Frachtschiff, entdecken. Die Straße, auf der ich von Paris bis hieher gekommen bin, war von Fuhrwerken, mit Kaufmannsgütern beladen, beinahe eben so leer. Welch unnatürlicher Zustand für ein Land, welches der Erzeugnisse aller Art so überschwänklich viele besitzt, und durch seine Fruchtbarkeit, seine Bevölkerung, seine Ströme, seine

Meere und Tochterländer in andern Welttheilen bestimmt wäre, unter allen handeltreibenden Völkern die erste Stelle einzunehmen! Doch für Europa ist dieser unnatürliche Zustand, worin man Frankreichs Handel nicht ohne Bedauern sehen kann, vielleicht ein Glück. Was würde aus diesem Europa, ich möchte sagen, was würde aus der Welt werden, wenn Frankreich, außer seinen anderweitigen unermeßlichen Hülfsquellen, auch noch Englands Handel jetzt schon an sich gerissen hätte, wie es wahrscheinlich künftig doch einmahl geschehen wird! Was daraus werden würde? Vermuthlich eine einzige allgemeine sogenannte Republik, wovon Paris der Mittelpunkt wäre.

Morgen reise ich mit meinem lieben jungen Zimmermanne, der sich vertrauenvoll mir angeschlossen hat, in einem von Paris nach Mainz zurückkehrenden halben Wagen ab. Nur eine alte Frau, welche heute damit angekommen ist, soll uns darin begleiten; und der Fuhrmann verspricht, uns in fünf Tagen nach Mainz zu bringen. Von daher werde ich Dir wieder schreiben, mein theurer Eduard. Umarme die Unsrigen, wie ich Dich

---

Zwei und dreißigster Brief.

Mainz.

Es ist doch eine schöne Sache um das Wiedersehen und Wiederbetreten des lieben vaterländischen Bodens, nach einer etwas längern Abwesenheit! Dieses süße Gefühl, welches ich nun schon mehrmahls aus eigener Er-

fahrung kennen gelernt habe, beseligte mich gestern von neuen, als ich einige Meilen hinter Mainz die ersten Deutschen Berge wieder zu Gesicht bekam, noch mehr aber, als ich, bald nach meiner Ankunft, zur Rheinbrücke und über dieselbe hinübereilte, um den vaterländischen Boden selbst zu betreten. Aber reine Freude ist uns hier unten nie, oder doch nur höchst selten beschieden, mein guter Eduard! Auch die meinige wurde mir durch — eine Kleinigkeit, wenn Du willst, gar sehr getrübt. Bekanntlich macht jetzt der sogenannte Thalweg des Rheins, d. i. die größte Tiefe seines Stroms oder das eigentliche Fahrwasser desselben für schwerbeladene Schiffe, die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich aus. Folglich sollten auch, wenn eine völlige Gleichheit zwischen beiden Völkern in dem letzten Friedensschlusse anerkannt worden wäre, die gegenseitigen letzten Schildwachen, die Deutsche und die Französische, ungefähr auf der Mitte der Brücke neben einander stehen, oder, wofern der Grund, daß diese Brücke ausschließlich von Französischer Seite unterhalten wird, hiebei geltend gemacht werden mußte, so sollte doch die letzte Französische Schildwache nur an dem Ende der Brücke, und zwar noch auf dieser, und nicht auf Deutschem Boden, ihren Standort haben. Aber recht als wenn man unserer Ohnmacht spotten wollte, hat man das Französische Schilderhäuschen ungefähr zwanzig Schritte von der Brücke ins Land hineingerückt, indeß der erste Deutsche Posten sich von da, wenigstens eben so viele Schritte weit, in ehrerbietiger Entfernung halten muß. Sind wir denn wirklich so sehr tief gesunken, daß wir selbst auf unserm eigenen Boden, so weit dieser nun noch unser ist, einem fremden Volke nachstehen müssen? Ach, leider! ja! — Unmuthig über diese

traurige Wahrheit kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, um das Schicksal meines armen Vaterlandes zu beweinen, und Diejenigen zu verwünschen, deren böse Rathschläge uns in diesen schmählichen Zustand von Ohnmacht und Erniedrigung gestürzt haben.

Meine Reise von Metz nach Mainz ist zwar gleichfalls ganz glücklich von Statten gegangen, allein der größern Hälfte nach von einer Unbequemlichkeit begleitet gewesen, die zu den beschwerlichsten gehört, die ich in meinem ganzen Leben erfahren habe. Ich sagte Dir, glaube ich, in meinem letzten Briefe, daß wir in dem halben Wagen, in den wir uns, mein guter junger Zimmermann und ich, eingemiethet hatten, eine alte Frau zur einzigen Gesellschaft haben würden. Nun, als es früh Morgens zum Einsteigen kam, sahen wir diese in ihrem zugeschlagenen Mantel ein etwas schweres Bündel tragen, welches sie denn auch, verdeckt wie es war, auf ihrem Schooße behielt. Wir setzten uns zu ihr, und das Fuhrwerk fing an zu rollen. Nicht lange, so wurde das Bündel lebendig, und eine schreiende Kinderstimme verkündigte uns das Dasein eines zweiten Reisegefährten, auf den wir nicht gerechnet hatten.

Ich liebe die kleinen Kinder, auch wenn sie uns ein wenig Unruhe verursachen; aber mich mit ihnen in einen engen Wagen für mehre Tage einzupacken, vermeide ich, wo ich umhin kann, gern. Das ging nun aber jetzt nicht mehr, denn zu verlangen, daß die Alte mit dem Kinde aussteigen sollte, wäre hart gewesen; uns selbst aber, nebst unserm Gepäcke, mitten auf der Straße aussetzen zu lassen, hatte auch sein Unbequemes, und würde zur Folge gehabt haben, daß ich, in Ermangelung eines andern Fuhrwerks, noch einige Tage zu Metz, wo ich nichts zu thun hatte, hätte bleiben müssen Ich

beschloß daher, das kleine Ungemach, welches meiner wartete, geduldig zu übernehmen, und zwar als eine wohlverdiente Züchtigung für die Fahrlässigkeit, die ich mir hatte zu Schulden kommen lassen. Die Klugheit hätte nämlich verlangt gehabt, mich beim Einmiethen in dieses Fuhrwerk mit der Gesellschaft, die ich darin haben sollte, erst ein wenig bekannt zu machen. Das hatte ich aber versäumt; und so ergab ich mich nun in mein Schicksal.

Aber wie erschrak ich, als die Alte, bei dem fortwährenden Geschrei des Kindes, den Mantel endlich auseinanderschlug, und uns ein anderthalb- oder zweijähriges Geschöpf sehen ließ, welches über und über mit einer scheußlichen Pockenkruste völlig belegt war! Ich rief bei diesem, alle Sinne empörenden, Anblicke dem Kutscher zu, daß er halten solle, und fing nun zuvörderst an, diesen nach Verdienst zu schelten, daß er sich eine so unredliche Handlung erlaubt habe, uns zu verheimlichen, daß, außer der Frau, noch ein Kind, und zwar in diesem gräulichen Zustande, mitgenommen werden solle. Dieser, ein kurzangebundener, jähzorniger Querkopf, gab erst meine Vorwürfe der alten Frau zurück, die ihn, wie er sagte, dazu beredet hätte; dann aber fing er, als wenn er der Beeinträchtigte, ich aber der Beleidiger gewesen wäre, so laut und wild mit mir zu zanken an, daß ich entweder schweigen, oder mich mit ihm schlagen mußte. Da ich zu dem Letzten weder Beruf noch Lust hatte, so wählte ich klüglich das Erste, und wandte mich nun an die alte Frau, um von dieser zu hören, woher sie komme? wohin sie wolle? und was sie bewogen habe, sich mit dem Kinde in diesem Zustande auf den Weg zu machen? Sie kam von Paris, wo sie ihren Sohn, einen ausübenden Arzt, besucht

hatte; zwei Tage vor ihrer Abreise war das Kind krank geworden; der Arzt aber, der entweder so unwissend war, das Pockenfieber für ein Flußfieber zu nehmen, oder so gewissenlos, sich des kranken Kindes entledigen zu wollen, hatte versichert, daß es damit nichts auf sich haben werde. Allein am zweiten Tage nach ihrer Abreise brachen die Pocken aus. Von Metz wollte sie nun noch nach Marnheim, einem drei Tagereisen von hier, auf unserer Straße liegenden kleinen Orte, reisen, wo ihr Schwiegersohn, der Vater des Kindes, Gastwirth ist. Ich stellte ihr vor, wie unvernünftig sie gehandelt habe, daß sie nicht bis zur Genesung des Kindes in Metz geblieben sei, und hoffte, sie würde den begangenen Fehler dadurch wieder gutmachen, daß sie zu St. Avold, der nächsten kleinen Stadt vor uns, ausstiege, um bis zur Wiederherstellung des armen schwer-kranken Kindes daselbst zu bleiben. Umsonst! Ihr Schwiegersohn und ihre Tochter wüßten, sagte sie, daß sie unterweges sei; Beide liebten das Kind unaussprechlich, und würden, wenn sie hören sollten, daß es die Pocken bekommen habe, und daß sie deßhalb mit ihm habe liegen bleiben müssen, vor Schrecken des Todes sein. Vergebens bemühte ich mich, ihr begreiflich zu machen, daß es Gewissenspflicht für sie sei, in dem genannten Orte zu bleiben; sie war unbeweglich. Nun, sagte ich endlich, so werde ich thun, was mein Gewissen mir befiehlt; ich werde in St. Avold zum Friedensrichter gehen, und Sie zwingen lassen, Barmherzigkeit gegen das arme leidende Geschöpf zu üben, welches Sie so unmenschlich morden wollen. Sie antwortete kalt und entschlossen: das werde sie nicht hindern können; allein ich solle wissen, daß ich die Aeltern des Kindes durch den Schrecken, den ich ihnen bereiten wolle, zuverlässig tödten würde;

denn sie hingen an diesem ihrem Lieblinge mit einer Zärtlichkeit, wovon ich vielleicht mir keinen Begriff zu machen vermöchte. Ich dachte hiebei an Dich, mein lieber Eduard, und an Sophie, Karl und Auguste, und war schwach genug, der Alten nachzugeben. Betrachten wir, sagte ich zu meinem jungen Freunde, das Ungemach, welches wir nun einmahl wol werden übernehmen müssen, als eine Tugendübung. Wir sind ja Beide gut auf den Beinen; was hindert uns denn, bis Marnheim zu Fuß zu gehen, und uns den Krankenkasten nachfahren zu lassen? Im Nothfalle nehmen wir irgendwo ein anderes Fuhrwerk. Und so stiegen wir aus, und schritten tapfer vor.

Unser Unglück aber wollte, daß Regenwetter einfallen mußte, welches einige Tage hindurch in starken Schauern abwechselnd anhielt. Da zwang uns denn die Noth, wenn wir nicht ganz durchnäßt werden wollten, von Zeit zu Zeit wieder einzusteigen. Die Stunden, die wir auf diese Weise in dem verpesteten Wagen zubringen mußten, gehören zu den gräßlichsten, die ich je verlebt habe. In einer Todtengruft voll modernder Leichen kann es keine abscheulichere Luft geben, als diejenige war, die wir hier einathmeten, ungeachtet der Wagen auf drei Seiten offen war, und Jeder den Kopf, so weit er nur konnte, aus dem Schlage hinaussteckte. Aber selbst um die Außenseite des Wagens her war der Dunstkreis noch verpestet und mit dem unausstehlichsten Gestanke erfüllt. Hiezu das jammervolle Gewimmer und Röcheln des armen Kindes, dessen Tode wir stündlich entgegensehen mußten! Nie hatte ich die Abscheulichkeit der Pockenkrankheit in einem so fürchterlichen Grade und so in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt. Wie oft segnete ich in Gedanken den unsterb-

lichen Mann, welcher uns das Mittel gegen diese schreckliche Pest der Menschheit, die Schutzpocken, entdeckt hat!

Meine Hoffnung, irgendwo ein anderes Fuhrwerk miethen zu können, schlug auch fehl, weil wir lauter kleine Oerter berührten, wo weder Pferde noch Wagen zu bekommen waren. Unser Fuhrmann hatte nämlich die ehemahls gewöhnlichere Straße über Zweibrücken verlassen, und die kürzere und jetzt bequemere, über Kaiserslautern, gewählt, wohin wir aber erst am dritten Tage gelangen konnten. Geduld, verbunden mit dem tröstlichen Gedanken, daß wir mit unserm Ungemache der Menschlichkeit ein Opfer brächten, war das Einzige, was uns unter diesen Umständen zur Stütze unserer Standhaftigkeit übrig blieb.

Wider meine Erwartung blieb das arme Kind bis zum dritten Abend, wo wir seine Heimath erreichten, leben, ungeachtet es in den letzten 24 Stunden nicht einmahl mehr wimmern, und kaum noch etwas Flüssiges hinunterbringen konnte. Als wir uns dem Orte näherten, blieb ich mit meinem guten Gefährten absichtlich zurück, um den herzangreifenden Auftritt zu vermeiden, liebevolle Aeltern ihr geliebtes Kind in diesem gräßlichen Zustande wieder erhalten zu sehen. Als wir endlich ankamen, empfing uns der Vater des Kindes mit lautem Schluchzen, und vergaß beinahe seines Jammers, um uns mit Dank und Liebkosungen für die Menschlichkeit zu überhäufen, die wir, wie er sagte, an seinem armen Kinde und an der Großmutter geübt hätten. Am folgenden Morgen mußten wir ihm die Bezahlung für das Genossene mit Gewalt aufdringen, weil er durchaus nichts von uns annehmen wollte. Das Kind lebte zwar noch, aber wahrscheinlich schlug die Stunde seiner Erlösung unmittelbar nach unserer Abreise.

Man kommt auf dieser Reise, von St. Avold an, durch viele überaus anmuthige Gegenden. Der Boden, die Berge, die Eichen- und Buchenwälder, kurz, die ganze Natur verräth unverkennbar, daß diese Länder einst zu Deutschland gehörten. Alles hat noch jetzt hier Deutsches Ansehen. Besonders sieht man mit Vergnügen wieder stolze Eichenwälder, die mit Wiesengründen und reichen Feldbreiten abwechseln. Die Gasthäuser der Straße sind zwar nicht groß und prächtig, allein man findet darin doch Alles, was ein Reisender, der nicht gar zu verzärtelt ist, folglich auch nicht gar zu viele erkünstelte Bedürfnisse mitbringt, zu seiner Erfrischung und Erquickung nur immer bedarf. Und das für so wenig Geld! Lothringen gehört zu den wohlfeilsten Ländern, die ich kenne. Zu Vorbach z. B., einem kleinen Orte, wo wir unser erstes Nachtlager hielten, ließ man uns für ein niedliches Abendessen von sechs Schüsseln, mit Pfälzerwein, für reinliche Betten, Licht und Aufwartung in artigen Zimmern, nebst Frühstück, nicht mehr als 50 Stüber oder 15 Ggr. bezahlen. Wie unerhört billig!

Von Saarbrück an stößt man hin und wieder auf Ueberbleibsel von Verwüstungen des letzten Krieges, doch nur da, wo vorher Schlösser standen. Das Schloß zu Saarbrück, ein anderes bei Neuenkirchen, ein drittes mitten in einer Waldung belegenes, Jagdberg genannt, welches der Herzog von Zweibrücken erst wenige Jahre vorher groß und prächtig hatte erbauen lassen, liegen in Trümmern. Von fern erblickt man den einst so prächtigen, jetzt aber gleichfalls gänzlich verwüsteten Karlsberg, ein Schloß mit großen und herrlichen Gartenanlagen, wo Zweibrückens letzter Herzog, ein Herrschwüterich, wie es in Deutschland, Gottlob!

nur wenige gegeben haben mag, den Schweiß seiner armen, schändlich gedrückten und gemißhandelten Unterthanen vergeudete. Die Franzosen, hievon benachrichtiget, bezeigten sich denn auch nirgends eifriger, den von ihnen damahls ausgerufenen Grundsatz: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten! zu vollführen, als gerade hier. Zweibrücken ist unter allen den neueroberten Besitzungen der Franzosen am linken Rheinufer vielleicht das einzige Land, welches seine ehemahlige Verfassung und Regierung nicht wieder zurückwünscht. Es war mit der willkührlichen und tirannischen Verwaltung dieses Landes so weit gekommen, daß man bei jeder Regierungsveränderung nicht mehr verlieren, sondern nur gewinnen konnte. Auch wurden die Franzosen hier überall mit offenen Armen empfangen. Das geschah zwar auch in einigen andern Rheinländern, wo man gleichfalls Ursachen zum Mißvergnügen hatte, oder zu haben glaubte, allein die meisten von diesen kamen von der Vorliebe, die sie für die angeblichen Weltbefreier gefaßt hatten, gar bald zurück. Nicht so im Zweibrückschen. Hier fühlt man freilich auch das neue Ungemach, welches die neue Verfassung herbeigeführt hat, nach seinem ganzen Gewichte, allein jede Vergleichung mit Dem, was sie vorher auszustehen und zu fürchten hatten, macht ihnen dasselbe sanft und erträglich. Jetzt kommt es doch nur auf Geld an, welches gegeben werden muß; vorher galt es die persönliche Sicherheit. Und wer wird, wenn Eins sein soll, nicht lieber den letzten Heller, den er hat, hingeben, als stündlich in Gefahr schweben wollen, persönlich gemißhandelt zu werden!

Bei Kaiserslautern fuhren wir über das Schlachtfeld, wo unser guter Landesfürst mit seinen tapfern Preu-

ßen und Sachsen in einer dreitägigen Schlacht den wütenden Stürmen der Franzosen einen unübersteiglichen Damm entgegenstellte, und zuletzt einen vollkommenen Sieg über sie erfocht. Die Ueberwundenen waren mehr geschlagen, als die Sieger wußten, weil die Waldung, worin jene standen, und die einbrechende Nacht die gänzliche Unordnung, worin sie flohen, unsichtbar machten. Landleute dieser Gegend versicherten mir, daß der Boden des weiten Gehölzes am folgenden Morgen mit weggeworfenem Gepäck und Waffen aller Art ganz übersäet gewesen sei; und man zeigte mir unter andern eine Stelle in diesem Walde, wo sie einige zwanzig Kanonen nebst Pulverwagen und dergleichen im Stiche gelassen hatten, die sie erst am folgenden Abend, da sie sich weiter nicht verfolgt sahen, wieder in Besitz nahmen und abführten. Die Verfolgung der Fliehenden in einer so waldigen Gegend, wo man Hinterhalte erwarten mußte, wäre der Klugheit nicht gemäß gewesen.

Bei Kirchheim-Poland, einem niedlichen, überaus schön belegenen Städtchen, der ehemahligen Hofstadt des Fürsten von Nassau-Weilburg, fand ich die mit den herrlichsten Obstbäumen bepflanzte Kunststraße so schön, als ich je eine gesehen habe. Ueberhaupt sind alle Wege, auf welchen ich in Frankreich gefahren bin, wie von Calais nach Paris, so von Paris nach Mainz, so vollkommen wieder hergestellt, daß ich mich nicht genug darüber wundern konnte. Nur einem so thätigen Volke, als die Franzosen sind, war es möglich, so viele Verwüstungen des schrecklichsten Krieges und der gräulichsten Staatsumwälzung in so kurzer Zeit wieder unsichtbar zu machen! Möchte nur alles Uebrige in diesem Lande, besonders in den neueroberten Rheinländern, schon so gut wieder sein, als ich die Straßen fand!

Das ist aber, leider! noch nicht der Fall, am wenigsten in diesen letzten. Zwar verkennt man in denselben keinesweges das viele und wahre Gute, welches die neuen Einrichtungen für die Bewohner derselben herbeigeführt haben, allein man fühlt sich dennoch, so weit ich habe hören und beobachten können, überall bei weiten unglücklicher als ehemahls, und wünscht sich die vorigen Regierungsformen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen, wenngleich nicht überall die vorigen Regierer, zurück. Dieser anscheinende Widerspruch löset sich durch die Bemerkung folgender Unannehmlichkeiten auf, welchen die Bewohner dieser eroberten Länder vor andern Franzosen jetzt noch ausschließlich unterworfen sind.

Erstens ist es an sich schon unbequem und bitter genug, sich von Menschen beherrscht zu sehen, welche nicht unsers Volks sind, folglich auch nicht unsere Sprache reden, und andere Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Neigungen haben, als wir. Sind diese fremden Herrscher vollends Franzosen, d. i. Leute, welche im Glücke so leicht übermüthig, im Befehlen so leicht eigenwillig und herrschsüchtig, gegen Untergeordnete so leicht unverschämt und wegwerfend werden, und gegen Fremde überhaupt, gegen Deutsche aber insonderheit, so gern die Miene der Ueberlegenheit, wo nicht gar die der Verachtung anzunehmen pflegen, so kann man sich die mannichfaltigen Demüthigungen und Kränkungen denken, welche unsere ehemahligen guten Landsleute unter diesen ihren übermüthigen neuen Herren jetzt erdulden müssen. Alle bedeutende Stellen, d. i. alle diejenigen, welche Einfluß, Macht und Einkünfte gewähren, sind, von dem Amte des Landpflegers (Präfecten) an, bis zu dem des untersten Steuerbedienten und Durch-

suchers hinab, größtentheils mit gebornen Franzosen besetzt, welche in der Regel eben so wenig Deutsch verstehen, als die allermeisten Deutschen dieser Länder der Französischen Sprache mächtig sind. Daraus entsteht nun zuvörderst die große Unbequemlichkeit, daß die Beamteten und die Unbeamteten, die Regierer und die Regierten, sich einander oft nicht verständlich machen können, und daß folglich häufige Mißverständnisse zwischen ihnen vorfallen, die denn natürlicher Weise allemahl zum Nachtheil der schwächern Untergebenen ausschlagen müssen. Diese Unbequemlichkeiten können sogar in dem besten Falle, da es beiden Parteien nicht am guten Willen fehlt, ihre Pflichten mit Redlichkeit zu erfüllen, nicht ganz vermieden werden; wie viel unausbleiblicher aber werden sie nicht dann erst vollends sein, wenn die Beamten, wie dies häufig genug der Fall sein soll, jenen guten Willen gar nicht haben, sondern vielmehr den bösen, ihre Untergebenen zu drücken, zu schinden und auf ihre Kosten sich selbst zu bereichern! Die schlimme Absicht soll, der allgemeinen Klage nach, die man hier überall hört, aus den Handlungen und dem Betragen vieler Angestellten, vornehmlich der Unterbeamten, nur gar zu deutlich hervorleuchten; und Anordnungen und Einrichtungen, welche an sich gut und weise sein mögen, sollen dadurch oft in wahre Bedrückungen verwandelt werden. So hörte ich z. B. ziemlich allgemein über die Mißbräuche klagen und murren, die so eben erst bei der Einführung der neuen Maße und Gewichte Statt gefunden haben sollen. Daß eine Gleichheit derselben durchs ganze Land eingeführt würde, leuchtete Jedem, auch dem Einfältigsten, als etwas Bequemes und Nützliches ein; allein die Art und Weise, wie die Unterbeamten dabei verfuhren, machte eine neue Abgabe

daraus, die um so mehr empörte, da der Ertrag derselben nicht in die Staatskasse, sondern lediglich in die Beutel der hungrigen Angestellten floß. Statt sich nämlich damit zu begnügen, in jeder Gemeine Mustermaße und Mustergewichte niederzulegen, und die Leute zu verpflichten, sich danach selbst die ihnen nöthigen Maße und Gewichte machen zu lassen, übernahmen diese immer gierigen Herrscherlinge willkührlicher Weise selbst die Lieferung derselben, und jeder Einwohner mußte ihnen nun von jeder Art derselben ein Stück, und zwar zu einem dreimahl höheren Preise abnehmen, als zu welchem Jeder die nämliche Sache sich selbst hätte verschaffen können. Es mag vielleicht Uebertreibung sein, wenn man mir versichert, daß dergleichen Nebensteuern, von geldgierigen Unterbeamten aufgelegt, die eigentlichen gesetzlichen Abgaben beinahe überwiegen sollen; allein wenn der Betrag derselben auch wirklich nicht so ansehnlich ist, was ich gern glauben will, so fällt er doch Denen, die ihn erlegen müssen, deßwegen beschwerlicher, weil sie wissen, daß er aus willkührlichen Auflagen besteht, die ihnen nicht von der Regierung, sondern von den besagten Angestellten aufgebürdet werden, von welchen sie sich noch obenein, als einfältige Deutsche, herrisch behandelt und zugleich schmählich verachtet sehen.

Noch drückender wird zweitens für die Bewohner dieser neueroberten Länder das Gesetz, daß alle Rechtshändel in Französischer Sprache, und zwar, nach Französischer Weise, durch mündliche Vorträge geführt werden sollen, da doch die allerwenigsten Einwohner diese Sprache verstehen, und selbst viele, vielleicht die meisten Deutschen Anwalte unvermögend sind, sich darin auszudrucken. Billige und menschlich gesinnte Landpfle-

ger haben dieses Gesetz, aus Ueberzeugung, daß es hart sei, bis jetzt noch nicht in strenge Ausübung bringen wollen; Diejenigen aber, welche minder schonend verfahren zu müssen glaubten, und auf die Vollführung desselben dringen, legen nicht nur dadurch ihren Untergebenen eine neue Steuer auf, indem sie dieselben zwingen, neben dem Anwalte auch noch einen Dolmetscher zu besolden, sondern setzen sie auch zugleich in den Fall, die Rechtssprüche, die sie suchen, und welche ihnen nunmehr das Doppelte kosten, gleichsam als Lotterielose aus dem Glückstopfe ziehen zu müssen. Es kommt ja nämlich dabei bloß auf gutes Glück an, ob der Französische Dolmetscher den Deutschen Anwalt richtig versteht, und seine Vorstellungen und Gründe beim Uebersetzen richtig wiedergeben will, oder kann! Daß die Französische Regierung wünschen muß, diese ihre neuerworbenen Kinder je eher je lieber zu Franzosen zu machen, ist natürlich; allein die Rechtspflege sollte, scheint's, das Letzte von Allem sein, wobei man ihnen den Gebrauch ihrer Muttersprache untersagte, weil in der That doch gar zu viel darauf ankommt, daß der Anwalt in jedem Falle seinen Rechtspflegling und der Richter den Anwalt verstehe.

Das dritte und größte Uebel, worüber die Bewohner dieser Länder klagen, ist die Mauth, d. i. das angestellte Heer von Aufpassern und Durchsuchern, welche rings um Frankreich herum eine einzige ungeheuere Kette bilden, wodurch das Einschleichen der Bannwaare (Contrebande), die Ausführung selbstgewonnener Landeserzeugnisse und der Steuerbetrug verhütet werden sollen. Einige fremde Waaren nämlich, z. B. alle Englische ohne Ausnahme, sollen in Frankreich gar nicht eingeführt werden; von andern soll Der,

welcher sie einführen will, eine gewisse Steuer entrichten; und der Ueberfluß an Getreide und andern rohen Erzeugnissen, dessen diese fruchtbaren Gegenden sich zu erfreuen haben, soll nicht ins Ausland verfahren, sondern für das Innere von Frankreich aufbewahrt werden. Um nun zu verhüten, daß man die ersten dennoch heimlich einbringe, mit den andern aber die Steuerämter vorbeischleiche, ohne die darauf gesetzte Abgabe zu entrichten, und die dritten dennoch ausführe, hat man jene unermeßliche Kette rings um Frankreich herumgezogen. Diese Einrichtung ist aber, wie dem ganzen Staate überhaupt, so den Bewohnern der Französischen Rheinländer insonderheit, deßwegen so nachtheilig, weil sie theils mit vielen persönlichen Beunruhigungen, Quälereien und Mißhandlungen verbunden ist, theils den Handel und die Gewerbe lähmt, wo nicht gar, wie es hier der Fall zu sein scheint, gänzlich zernichtet; theils aber endlich auch die Sittlichkeit des Volks auf eine durch nichts zu hindernde oder wieder gut zu machende Weise untergräbt. Wer von diesen unausbleiblichen Folgen des Mauthzwanges noch nicht überzeugt ist, der komme jetzt in diese Länder, und sehe, und urtheile. —

Mainz war zwar schon ehemahls, wegen seiner schläfrigen Pfaffenregierung, kein sehr lebhafter Handelsplatz, ungeachtet die Natur, oder seine so überaus vortheilhafte Lage an zweien der sechs Hauptströme Deutschlands, und zwar in der Mitte zwischen Holland, Brabant und Frankreich auf der einen, und Deutschland und der Schweiz auf der andern Seite, es so ganz vorzüglich dazu bestimmt hatte; allein wer es ehemahls gekannt hat, und es nunmehr wiedersieht, den sollte die Oede und Todtenstille, welche sich dieses Orts bemäch-

tiget hat, auf den Gedanken bringen, daß die Pest hier kürzlich gewütet, zwei Drittel seiner Einwohner dahingerafft und alle Gewerbe stocken gemacht habe. Zu Frankfurt ist jetzt gerade Messe. Ehemahls pflegte das Gewühl und Getreibe, welches zu dieser Zeit in jener Handelsstadt herrscht, rings umher und weit und breit, besonders auch in Mainz und den umliegenden Gegenden, wenigstens auf den Landstraßen an der Menge der sie bedeckenden Frachtwagen spürbar zu sein. Nun, was meinst Du wol, wie vielen Frachtfuhrwerken ich von Metz bis hieher begegnet bin? Einem einzigen! So bin ich auch, während meines dreitägigen Hierseins, oft Stunden lang an den Ufern des Rheins unweit der Brücke umhergewandelt; allein — war es Zufall, oder ist aller Handelsverkehr zwischen Frankfurt und Mainz, zwischen Deutschland und Frankreich, jetzt wirklich so ganz gehemmt? — ich sah nicht ein einziges Mahl auch nur ein einziges mit Kaufmannsgütern beladenes Fuhrwerk über diese Grenzbrücke rollen. Der Strom selbst war — einige wenige Fahrzeuge ausgenommen, welche über der Brücke an dem linken Ufer in dem sogenannten Freihafen liegen — wie jetzt alle Französische Ströme — von Schiffen leer. Ich fuhr gestern auf einige Stunden nach Frankfurt, um unsern lieben und liebevollen Freund Hufnagel und seine herzige Familie zu besuchen; allein ungeachtet jetzt alle andere Wege, die von Frankfurt auslaufen, unter der Last der schwerbeladenen Fuhrwerke seufzen, welche die Messe aus der Weite herbeizieht und in die Weite zurücksendet, so begegnete mir doch auch hier, sowol bei der Hinfahrt, als bei der Rückkehr, nicht ein einziger Wagen, der mit Kaufmannsgütern beladen gewesen wäre.

Das scheint mir denn auch ganz natürlich zuzuge-

hen, und gar nicht verwunderuswürdig zu sein. Denn erstens findet jetzt durch ganz Frankreich kein lebhafter Handel Statt, und kann daselbst auch dermahlen nicht Statt finden, aus Gründen, die ich Dir in meinem vorletzten Briefe entwickelt habe; zweitens scheuet Jedermann die beim Uebergange über den Rhein ihm bevorstehenden Mauthbeschwerden des Aus- und Umpackens, besonders aber die dabei häufig vorfallenden Plackereien, Unanständigkeiten und herrischen Behandlungsarten, welche muthwillige und grobe Durchsucher sich gegen die Personen erlauben *). Wer aber vollends verbotene

*) Ueber dergleichen persönliche Mißhandlungen hört man hier die bittersten Klagen. Fällt es z. B. einem ungezogenen und sittenlosen Durchsucher ein, seinen Muthwillen an einem Frauenzimmer auszulassen, so schützt er Verdacht vor, daß sie vielleicht unter ihren Kleidern etwas Verbotenes versteckt haben könnte, und der Elende zwingt sie, sich vor seinen unverschämten Blicken bis aufs Hemde zu entkleiden. Und dergleichen schändlicher Unfug soll zuweilen, wie glaubwürdige Leute mir versichern, in Gegenwart von Vätern und Ehegatten an ihren sittsamen Töchtern und Gattinnen verübt worden sein! Einige rechtschaffene Landpfleger sollen indeß dieser Abscheulichkeit jetzt durch die Anordnung abgeholfen haben, daß Personen weiblichen Geschlechts, deren Anzug Verdacht erweckt, in ein Haus geführt, und hier nur von Weibern durchsucht werden müssen. — Einige Tage vor meiner Ankunft hatte sich folgender Vorgang hier ereignet. Ein über die Brücke kommender Fremder suchte der Mauth vorbeizuschleichen; da er aber bemerkt und angerufen wurde, legte er sich aufs Laufen, und kam den nacheilenden Mauthbedienten aus dem Gesichte. Als diese ihn zu verfolgen fortfuhren, kam ihnen, auf einem Seitenwege zwischen Gärten, ein Mann entgegen, welcher zu seinem Unglücke ungefähr eben so gekleidet war, als der Entlaufene, und wurde sofort von den Verfolgern angefallen und un-

Waare einführen will, der hütet sich wohl, es bei Tage und an den gewöhnlichen Ueberfahrtsorten zu thun; der sucht vielmehr seinen Zweck bei finstrer Nacht und an solchen Stellen des Rheinstroms zu erreichen, wo gegenüber entweder gar kein Aufpasser, oder nur ein einziger steht, welcher leicht bestochen werden kann. Was also noch aus Deutschland nach Frankreich übergeht, das entzieht sich der öffentlichen Bemerkung, und konnte folglich auch mir nicht zu Gesicht kommen.

Wie viele fremde Waaren auf diesen heimlichen, durch Bestechung geöffneten Wegen nach Frankreich jährlich übergehen mögen, kann ich freilich nicht angeben; allein wer Frankreich durchreiset hat, und sich ein wenig darauf versteht, die Erzeugnisse des Englischen Kunstfleißes von denen des Französischen zu unterscheiden, der wird die ungeheuere Summe von 150 Millionen Franken, welche neulich in öffentlichen Blättern, von Frankfurt und Hamburg aus, als der Betrag der im letztverflosse-

---

ter Stößen und Schlägen gezwungen, sich von ihnen fortschleppen zu lassen. Der Mann, welcher sich völlig unschuldig fühlte, suchte ihre Mißhandlungen, so gut er konnte, abzuwehren. Jene, darüber aufgebracht, zogen ihre Seitengewehre, und versetzten ihm mehre so nachdrückliche Hiebe, daß er, von Schmerz und Blutverlust geschwächt, sich ihrer Willkühr überlassen mußte. Sie schleppten ihn hierauf ins Gefängniß, wo er so lange in seinem Blute liegen mußte, bis es zu einer Untersuchung kam, wobei seine Unschuld im hellsten Lichte erschien. Er hatte indeß die ausgestandenen Mißhandlungen und seine Wunden dahin. Ganz Mainz war über diesen schreienden Vorgang empört, und es fehlte wenig, daß es zu einem allgemeinen Volksaufstande gekommen wäre, dem der Landpfleger dadurch vorbeugte, daß er die strafbaren Mauthbedienten verhaften ließ.

nen Jahre in Frankreich heimlich eingeführten fremden, besonders Englischen Waaren angegeben wurde, so sehr übertrieben und unwahrscheinlich eben nicht finden. Wohin man in diesem Lande kommt und blickt, da fallen Einem Leute, besonders Frauenzimmer, in die Augen, deren Anzug aus Englischen Stoffen besteht. Auch in dem Innern der Häuser kommen Einem überall mancherlei Dinge — Zimmerbekleidungen, Geräthschaften, Werkzeuge und dergl. — vor, welchen unverkennbar anzusehen ist, daß sie nicht in Frankreich, sondern in England verfertiget wurden.

Alle jene furchtbaren Anstalten, die verbotenen Waaren von Frankreichs Grenzen abzuhalten, sind also zuvörderst, wenigstens in einem gewissen Grade, fruchtlos. Sie haben bloß den Erfolg, daß die Begierde danach wächst, und daß Diejenigen, welche sich dieselben, troz jenen Anstalten, dennoch zu verschaffen wissen, sie um ein Beträchtliches theurer kaufen müssen, als sie ihnen bei völlig freiem Handel zu stehen kommen würden.

Allein dies ist das geringste unter den vielen und großen Uebeln, welche die Mautheinrichtung nach sich zieht. Das größte, unersetzlichste und beklagenswürdigste von allen besteht in der dadurch ganz unausbleiblich bewirkten Untergrabung der öffentlichen Sittlichkeit. Der gemeinste Menschenverstand sagt Jedem, auch dem Einfältigsten, gar zu deutlich und bestimmt, daß, wer ein Eigenthum hat, auch das Recht haben müsse, damit zu schalten, wie es ihm gefällt, vorausgesetzt, daß es nicht zum Nachtheile eines Andern geschehe, dessen Eigenthum eben so unverletzlich bleiben muß, als das seinige. Eine Regierung, welche diesen Grundsatz umstößt, oder ihm zuwiderhandelt, indem sie den Gebrauch und die Anwendung des Eigenthums

willkührlich beschränkt, setzt sich dadurch allemahl in den Fall, den Regierten in dem Lichte einer feindlichen Macht zu erscheinen, welcher Abbruch zu thun, welche zu überlisten, zu übervortheilen und zu betrügen, nach dem Kriegsrechte erlaubt ist. Jeder bietet daher Alles, was von Verstand, List und Verschlagenheit ihm beiwohnt, auf, um dieses Recht gegen sie in Ausübung zu bringen, d. i. sie zu hintergehen. Das schöne Verhältniß, welches zwischen gerechten Regierungen und dankbaren Unterthanen für Beide so beglückend herrscht, ist zerrissen! Die kindliche Anhänglichkeit an den Regenten, an den Staat, an die Verfassung desselben, ist dahin! Die Vaterlandsliebe selbst wird schlaff und lau! Man fängt damit an, den Staat oder den Regenten zu betrügen, und hört damit auf, ein entschlossener Schurke gegen Alle zu sein! Die öffentliche Sittlichkeit ist vergiftet, und stirbt dahin!

Ich glaube, so ziemlich Alles gehört und gelesen zu haben, was zur Beschönigung des Handelszwanges von den Vertheidigern desselben vorgebracht zu werden pflegt; allein es hat mich nicht überzeugt.

»Die Gewerke des Landes,« sagt man, »können nicht bestehen, wenigstens nicht emporkommen, wenn den fremden Waaren, worauf die Leute so versessen sind, der Eingang gestattet wird.«

Und warum sind die Leute so darauf versessen? Weil die fremden Erzeugnisse oft besser, und doch zugleich wohlfeiler, als die einheimischen sind. Und warum sind sie das? Weil es den einheimischen Gewerksherren entweder an Kunstfleiß oder Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft, oder an eben so guten rohen Stoffen fehlt; jenes, weil das Verbot der fremden Waaren ihnen einen zur Unterhaltung ihrer Werke nothdürftig hinreichen-

den Absatz sichert; dieses, weil man thörichter Weise auch solche Werke des Kunstfleißes erzwingen will, wozu die Natur dem Lande die nöthigen Stoffe versagt hat. Man schränke sich auf diejenigen ein, wozu die Lage, der Boden, das rohe Erzeugniß, mit Einem Worte, wozu die Natur des Landes einladet; und diese werden sicher gedeihen, sobald ein freier, unbeschränkter Handelsverkehr Statt findet, wodurch der Kunstfleiß geweckt und ein heilsamer Wetteifer erregt wird.

»Aber wie viel Geld würde dann nicht aus dem Lande gehen, wäre es auch nur für solche Dinge, auf deren Verfertigung man, dieser Lehre zu Folge, Verzicht thun müßte!«

Laßt es ausgehen, dieses Geld, auch wenn es noch so viel ist; die vollkommene Handelsfreiheit, die ihr euren Bürgern gewährt, ihre dadurch geweckte und angefeuerte Betriebsamkeit, und der dadurch wachsende Flor derjenigen Gewerke, wozu die Natur euch Stoff und Gelegenheit verliehen hat, werden ungleich größere Summen aus dem Auslande zu euch zurückführen. Oder haben wir etwa gesehen, daß Nürnberg, Frankfurt, Krefeld, Hamburg, das Herzogthum Bergen u. s. w. unter dem freien Handelsverkehre, dessen sie genossen, durch Aussendung auch noch so große Summen für solche Dinge, welche bei ihnen nicht erzeugt werden, verarmt sind? Weltbekanntermaßen ist (vielleicht mit Ausnahme Nürnbergs, seiner gar zu fehlerhaften Verfassung und Verwaltung wegen) gerade das Gegentheil erfolgt.

»Ja, was in einzelnen Städten und in kleinen Ländern möglich ist, das ist es nicht immer auch in großen Reichen.«

Freilich nicht immer; aber warum dieses nicht,

wovon hier jetzt die Rede ist? Warum nicht der freie Handelsverkehr hier so gut, als dort?

»Weil große Reiche größere Bedürfnisse haben.«

Doch nur in Verhältniß ihrer Größe?

»Nein; sondern auch über jenes Verhältniß hinaus! Die Regierung eines großen Landes muß auch Maßregeln zu ihrer Sicherheit, Maßregeln zur Erhaltung oder Wiederherstellung des allgemeinen Gleichgewichts in Europa nehmen. Dazu bedarf sie großer stehender Heere; und um diese zu haben und zu unterhalten, bedarf sie großer und sicherer Einkünfte. Es muß ihr mehr um die Anfüllung des Staatsschatzes, als um die Bereicherung der Staatsbürger zu thun sein.«

Eine traurige Lehre, die, wenn sie wahr wäre, den Wunsch erzeugen müßte, daß es gar keine große Reiche geben möchte! Aber glücklicher Weise ist sie falsch. Der Flor des Landes und die Wohlhabenheit der Staatsbürger aller Klassen, nicht die Bereicherung des Regenten, muß einer jeden guten Regierung, ihr Land sei klein oder groß, erster und wichtigster Zweck sein. Was die Sorge für die Erhaltung des Gleichgewichts in Europa betrifft, so muß ich ehrlich gestehn, so seltsam es auch klingen mag, daß ich nicht begreife, warum z. B. ein so großes, selbständiges, in sich selbst so kraftvolles und mächtiges Reich, als das Französische ist — vorausgesetzt, daß es nicht die thörichte Absicht habe, sich noch mehr zu erweitern, sondern nur Das zu erhalten, was es besitzt — diese Sorge so sehr zu Herzen zu nehmen brauche. Wer will, wer kann ihm etwas thun, so lange es nur seine Grenzen schützen, nur das Erworbene erhalten, und nicht nach der Alleinherrschaft in Europa streben will? Seine stehenden Heere mag es, wenn sie ihm so durchaus nöthig zu sein schei-

nen, behalten; alle seine jetzigen Einkünfte dazu; allein was bedarf es hiezu des verderblichen Handelszwanges? Kann die Regierung nicht berechnen, wie viel das Steuerwesen, nach Abzug der ungeheuern Kosten, welche die Zwangsmittel verursachen, ihr jährlich im Durchschnitt einbringt? Kann sie diese Summe nicht verhältnißmäßig unter die Landeskreise vertheilen, und jeden von diesen seinen Antheil abermahls verhältnißmäßig unter seine Bezirke, und von den Bezirken endlich wieder unter die in jedem derselben befindlichen Gemeinen vertheilen lassen, und es dabei dem Gutbefinden jeder Gemeine anheimstellen, diejenige Art der Hebung zu wählen, die ihr die bequemste und beste zu sein schiene? Glaubt man, daß in dem ganzen großen Frankreich auch nur eine einzige Gemeine gefunden werde, die, gegen Verwilligung einer allgemeinen und unbeschränkten Handelsfreiheit, sich diese unmittelbare, nur recht verhältnißmäßig vertheilte Auflage nicht von Herzen gern gefallen lassen würde?

»Aber bei der jetzigen Einrichtung müssen zu der Summe, welche durch die Steuern aufgebracht wird, auch die besuchenden oder durchreisenden Fremden beitragen: ein Vortheil, welcher wegfiele, wenn jene mittelbare Auflage in eine unmittelbare verwandelt würde!«

Ich antworte: sollte Das, was die Fremden dazu beitragen, mehr oder auch nur eben so viel ausmachen, als die Unterhaltung jenes Heers von 40 — 50,000 Steuerbeamten kostet, welche Frankreich theils an den Grenzen, theils in dem Innern besolden muß, um das Steuer- und Banngesetz auch nur einigermaßen zur Vollziehung zu bringen? Und würden diese Fremden nicht in eben dem Maße mehr bei euch verzehren und

mehr von euren Waaren kaufen, in welchem sie wohlfeiler bei euch lebten? *)

»Aber«, fährt man fort, »England soll und muß nun einmahl gedemüthiget, und von der Höhe der Macht, auf welcher es durch seinen Kunstfleiß und durch seinen Alleinhandel steht, von uns herabgezogen werden! Durch Schiffsflotten und Heere dürfte dies vor der Hand wol noch nicht thulich sein. Was bleibt uns also übrig, als seinem Handel und seinen Gewerken den Krieg anzukündigen? und wie können wir dies anders und kräftiger bewerkstelligen, als wenn wir seinen Markt verengen, indem wir seinen Erzeugnissen und Waaren Frankreich, und mit ihm die von uns abhängigen Tochter-Republiken gänzlich verschließen?»

Gänzlich? Denkt doch an die 150 Millionen Franken (laßt es auch nur 100 Millionen sein), die, der obigen Angabe zu Folge, für fremde, größtentheils Englische Kunsterzeugnisse, im verflossenen Jahre aus Frankreich gewandert sein sollen! Beantwortet euch

---

*) Ich hörte zu Paris und an andern Orten allgemein darüber murren, daß seit einiger Zeit die besuchenden Engländer, selbst die reichsten, so unglaublich wenig Aufwand zu machen, und fast bis zur Knickerei genau und sparsam zu leben pflegen. Woher diese Veränderung in dem ihnen sonst gewöhnlichen Betragen im Auslande? Nicht aus Dürftigkeit, noch weniger aus Geiz, sondern aus vaterländischem Unwillen über den Krieg, den Frankreich ihrem Handel und ihrem Kunstfleiße angekündiget hat. Weil man nicht will, sagte mir Einer jenes Volks, mit dem ich darüber redete, daß ein Französisches Goldstück oder ein Französischer Laubthaler zu uns nach England kommen soll, so gebietet auch uns die Vaterlandsliebe, nicht mehr Englische Guineen in Frankreich zurückzulassen, als die höchste Nothdurft erfodert.

auch einmahl selbst die Frage: woher, bei den vielen Millionen an Brandschatz- und Unterwerfungsgeldern, die ihr aus Portugal, Spanien, den Niederlanden, der Schweiz, Italien und aus Deutschland gezogen habt, der auffallende Geldmangel bei euch rühren mag, vermöge dessen ihr auf das sicherste Unterpfand nicht anders Geld erhalten könnt, als indem ihr euch zu dem unerhörten Zinsfuße zu 12 von 100 versteht? Woher diese beinahe unglaubliche Erscheinung, wenn es wahr ist, daß ihr euer Land gegen das Einbringen fremder Waaren und gegen die Auswanderung des Französischen Geldes und der rohen Naturerzeugnisse gänzlich zu sperren gewußt habt? Seht euch endlich in den Englischen Häfen und in den Englischen Handels- und Gewerksstädten um, und forschet nach, ob seit der strengen Einrichtung, die ihr getroffen habt, in jenem kunstfleißigen und kaufmännischen Lande auch nur eine einzige Elle Wollen- oder Baumwollenzeug weniger verarbeitet und weniger abgesetzt wird, als ehemahls, da eure strengen Maßregeln dawider noch nicht ergriffen waren? Eure eigenen Augen, die öffentlichen Zollregister und der Anblick des mit Englischen Kauffahrteischiffen überdeckten Weltmeers werden euch vom Gegentheile überzeugen. Ich liebe euch, Franzosen! Ich bewundere euch, in vielen eurer persönlichen Eigenschaften sowol, als auch in manchen eurer öffentlichen Anordnungen und Einrichtungen! Aber in Dem, wovon hier die Rede ist, verkenne ich — verzeiht meiner Kurzsichtigkeit, wofern diese Schuld daran sein sollte! — eure sonstige Klugheit und das euch so vorzüglich eigene zarte Ehrgefühl; jene, weil ihr, mit unermeßlicher Anstrengung und zum Nachtheil eures eigenen Landes, etwas erzwingen zu wollen scheint, was sich nicht erzwingen läßt; dieses, weil ihr durch die

gegen die Einführung der Englischen Kunstwaaren getroffenen strengen Maßregeln das stillschweigende (meiner vollen Ueberzeugung nach, unwahre) Geständniß ableget, daß ihr, bei freiem Wetteifer, es mit dem Erfindungsgeiste und dem Kunstfleiße der Engländer nicht aufzunehmen vermöget, und daß ihr daher Gewalt anwenden müßt, um die Wirkungen jener Ueberlegenheit von euch abzuhalten. Ihr scheint euch selbst dabei zu verkennen, und zu vergessen, daß es kein erfindungsreicheres und thätigeres Volk, als ihr, auf Erden giebt.

»Aber«, sagt man ferner, »wenn Alles, was deine Stubenweisheit uns hier vorschulmeistert, und was unsere staatsklugen Regierer sich allenfalls selbst hätten sagen können, auch noch so wahr und gegründet wäre, so würde doch wenigstens diejenige Mautheinrichtung, welche an der Rheingrenze besteht, nothwendig bleiben müssen, weil sie ohne den allergrößten Nachtheil für Frankreich ganz unmöglich aufgehoben werden kann.«

Ganz unmöglich? Und warum?

»Darum, weil Brabant und die neueroberten Rheinländer zu den reichsten Kornkammern Frankreichs gehören. Wäre nun die Grenze hier nicht gesperrt; wäre es dem zu Folge den Leuten erlaubt, ihr überflüssiges Getreide auszuführen, so würde kein Scheffel davon nach dem innern Frankreich, sondern Alles, Alles auf das rechte Rheinufer hinübergehen?«

Warum?

»Weil das Getreide schon mehre Jahre hindurch auf diesem rechten Ufer, welches weniger Kornland hat, um ein gutes Drittel, oft um mehr noch, theurer gewesen ist, als in den gesegneten Gegenden des linken Ufers. Die Landbauer würden daher, sobald die Ausfuhr freigegeben würde, keine Narren sein, ihr Getreide

im Lande zu verfahren, wo sie so viel weniger dafür bekämen; sondern sie würden Alles auf das rechte Rheinufer bringen, und das alte Frankreich sowol, als auch diese neueroberten Länder selbst würden bittern Korn- und Brotmangel leiden, welches für uns brotliebende Franzosen noch etwas mehr, als für euch Deutsche Kartoffeln-Esser, sagen will!«

Dieser Grund hat freilich vielen Schein; aber man erlaube mir zwei Fragen: 1. Wie bestand denn Frankreich vor der Umwälzung, da die Rheinländer ihm noch nicht gehörten, und da folglich auch noch keine Mauthkette, den Rhein entlang gezogen, die Ausfuhr aus diesen Ländern sperrte? Und 2. woher mag es denn doch in aller Welt kommen, daß, der nunmehrigen Sperrung dieser kornreichen Rheinländer ungeachtet, und gerade seit dieser vorgenommenen Sperrung, das Brot in ganz Frankreich um ein Beträchtliches theurer ist, als es vor der Staatsumwälzung war? Wie? wenn gerade die Sperrung selbst Schuld daran wäre?

»Das ist nicht denkbar.«

Ich dächte doch! Die Sperrung verursachte, daß die Kornpreise auf der rechten Rheinseite stiegen, weil Jedermann besorgte, daß es hier nunmehr an Getreide fehlen würde; die hier gestiegenen Kornpreise aber reizten die Landleute auf der linken Seite, ihrem Getreide, trotz allen Gegenanstalten, den Weg dahin zu bahnen. Dies gelang ihnen denn auch, wie immer und überall, durch Abtretung eines Theils ihrer Vortheile an die untern Steuerbeamten, leicht. So ging also dennoch vielleicht eben so viel Getreide, vielleicht noch mehr als ehemahls, von der linken Seite des Rheins auf die rechte über. Weil dies aber heimlich und in finsterer Nacht geschah, so konnte Niemand die Einfuhr berech-

nen. Die hohen Preise erhielten sich daher, weil Niemand wußte, wie viel schon dawar, und wie viel oder wie wenig man etwa noch bedürfte. Diese fortdauernden hohen Preise aber zogen fortdauernden Schleichhandel nach sich; und so geschah es, daß die Franzosen gerade deßwegen theureres Brot essen mußten und noch essen, weil sie den Deutschen von ihrem Ueberflusse nichts ablassen wollten. Ehemahls, da die erzwungene Theurung auf der rechten Seite des Rheins noch nicht Statt fand, war dies nicht der Fall. Damahls setzten die Kornpreise auf beiden Ufern, bei freiem Umlaufe des Getreides, sich gar bald ins Gleichgewicht; und da fuhr Jeder sein Getreide in diejenige Gegend aus, die ihm die nächste war; Frankreich und Deutschland theilten sich in dem Ueberflusse jener Kornländer; und so hatte man auf beiden Seiten wohlfeileres Brot, als jetzt.

Es giebt noch einen Grund, den man gegen mich anführen könnte, den aber Niemand mir entgegengesetzt hat. Ehrlichkeitshalber will ich ihn selbst hervorziehn. »Was würde,« könnte man sagen, »aus dem Einflusse und der Macht des Ministers der Einkünfte werden, wenn die Mauth, und mit ihr jene 50,000 Stellen der Steuerbeamten, die er mittelbar und unmittelbar zu besetzen hat, eingezogen werden sollten?«

Dieser letzte, unerkannte Grund schlägt, ich gestehe es, alle meine Gegengründe gänzlich zu Boden. Es läßt sich durchaus nichts darauf antworten; denn er ist gar zu klar und einleuchtend. Die Mauth wird also wol bleiben müssen! Ich strecke das Gewehr.

Es sollte mir leid thun, guter Eduard, wenn diese etwas breit gerathene Auseinandersetzung Dir lange Weile gemacht hätte. Ich schrieb sie ja nur Deinetwegen, und nicht weil mich der Kitzel, über Staatsangele-

genheiten zu klügeln, plagte, nieder. Ich schrieb sie Dir, weil ich wünsche, daß Du Deinen jungen Verstand oft und anhaltend und mit aller Dir beiwohnenden Kraft an solchen Gegenständen üben und versuchen mögest, welche das allgemeine Wohl der Menschheit überhaupt und das der Völker insbesondere betreffen. Junge Köpfe, besonders solche, welche Fähigkeiten verrathen, sollten früh und alles Ernstes dazu angeführt werden; denn wir können in jedem Lande der denkenden Männer, die in solchen Betrachtungen geübt sind, nie zu viele bekommen. Ich bin kein Staatsmann, sondern nur, wie Du weißt, Schulmeister und Landbauer. Ich gebe Dir daher auch Das, was ich über den Handelszwang hier, wie man sagt, zu schulmeistern den Einfall hatte, nicht für Wahrheit, noch weniger für erwiesene und unwiderlegliche Wahrheit, sondern nur als einen nicht unnützen Stoff zum Nachdenken, den Du selbst mit Deinem Verstande bearbeiten und so Dich daran üben sollst. Es könnte sogar sein, daß die Meinung, die ich hier als die meinige vorgetragen habe, die meinige nicht wäre. Wenn ich zu Dir komme, wirst Du mir sagen, ob Du, nach gepflogener reifer Ueberlegung, Dich für oder wider die Mauth erklären zu müssen glaubst. In beiden Fällen werden wir nach wie vor die besten Freunde bleiben. Denn nie, nie hoffe ich, werden Du und ich uns des groben Unverstandes, oder vielmehr der Narrheit schuldig machen, unsere Meinungen und Urtheile für die allein wahren, uns selbst für untrüglich zu halten, und zu verlangen, daß alle andere Menschen uns in allen Stücken beipflichten sollen.

Uebrigens wirst du Dich nicht wundern, daß ich den obigen freimüthigen, aber wohlgemeinten Tadel einer Einrichtung, welche Frankreich mit vielen andern, selbst

Deutschen Ländern gemein hat, in Frankreich selbst für Dich niederschrieb, und nicht das mindeste Bedenken trage, ihn nun auch, da ich noch auf Französischem Boden bin, der öffentlichen Post anzuvertrauen. Welche erbärmlich kleine Meinung müßte ich von der Regierung eines der größten Völker der Erde haben, wenn ich besorgen könnte, daß sie einem arglosen, unparteiischen und wohlwollenden Ausländer zürnen könnte, wenn er, nachdem er so viel Preiswürdiges, welches er in Frankreich fand, weltbürgerlich gepriesen hat, nun auch Dasjenige so offenherzig anzeigen zu müssen glaubt, was mit seinen Wünschen und mit seinen (vielleicht irrigen) Einsichten weniger übereinstimmt. So klein und verächtlich von dieser Regierung und von dem außerordentlichen Manne, der an ihrer Spitze steht, zu denken, bin ich nicht vermögend. —

Das gute Mainz gewährt jetzt, sowol durch seine Oede, seine Entvölkerung und seine Nahrlosigkeit, als auch durch die Gräuel der Verwüstung, welche die von ihm ausgestandene lange und schreckliche Belagerung zurückgelassen hat, einen sehr traurigen Anblick. Die Zahl der Einwohner soll um ein Drittel geschmolzen sein. Vor der Umwälzung wurde sie auf 30 — 32,000 geschätzt; jetzt nur noch auf 21,000. Und selbst diese scheinen für die jetzige Nahrlosigkeit des Orts noch zu viel zu sein. Man sieht es der Dankbarkeit der Leute, welchen man eine Kleinigkeit abkauft, oder sonst ein paar Kreuzer zu verdienen giebt, an, wie nahrungslos der Ort jetzt sein muß. Einige Häuser und Kirchen von denen, welche bei der Belagerung eingeschossen wurden, liegen noch in Schuttklumpen; andere stehen als gräßliche Denkmähler jener unglücklichen Zeiten in Trümmern da, welche den Einsturz drohen. Die schönen al-

ten Baumreihen, die längs des Rheins eine der herrlichsten Wandelbahnen in der Welt bildeten, sind verschwunden; und da, wo, der Mündung des Mains gegenüber, die reizenden Gartenanlagen und Lustgebäude unter dem Namen der Günstlinginn (Favorite) jedes Auge entzückten, ist jetzt ein kahler, zwar mit Menschenblut reichlich gedüngter, aber noch immer nicht wieder bearbeiteter Boden, welcher nur Disteln und anderes Unkraut trägt. Die ganze Gegend rings um Mainz ist noch voller Schanzen, welche den Ort unüberwindlich zu machen schienen. Aber was kann der heutigen Kriegskunst widerstehen, welche unter allen von dem menschlichen Verstande angebauten Künsten, leider! die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hat!

Ich sagte Dir oben, daß ich einen kleinen Abstecher nach Frankfurt gemacht habe. Welch ein Abstich zwischen dieser freien, und dadurch so lebendigen, so wohlhabenden Handelsstadt, und dem durch seine Mauth gefesselten, folglich todten und verarmten Mainz! Die Natur wollte, daß dieses letzte das und mehr noch sein sollte, als was das erste ist; allein die Verschiedenheit der Verfassungen auf beiden Seiten hat gemacht, daß diese Städte ihr natürliches Los gegen einander verwechselt haben. Frankfurt steht in voller Blüte bis zur Ueppigkeit da, indeß das trauernde Mainz seiner gänzlichen Verödung und Verarmung entgegensieht.

Wie wenig Frankfurt den Verlust der Millionen empfindet, welche die Franzosen ihm abnahmen, und wie blühend, jener starken Brandschatzung ungeachtet, sein jetziger Zustand ist, fällt schon durch die Verschönerung in die Augen, die es in diesem letztverflossenen Jahrzehend erhalten hat. Noch mehr aber wird man davon

überzeugt, wenn man hört, zu welchen unerhörten Preisen Diejenigen, welche bauen wollen — und dieser sind hier jetzt viele — die Grundstelle kaufen müssen. So zeigte man mir unter andern ein schönes neues Haus, welches der Kaufmann Schmidt erbauet hat, mit der Nachricht, daß er die Stelle, worauf es steht, nebst dem darauf befindlich gewesenen alten Gebäude mit 77,000 Gulden habe bezahlen müssen. Von den Verwüstungen des Krieges sieht man um Frankfurt herum nicht die geringste Spur mehr. So auch auf der Straße von hier bis Mainz, welche gleichwol so oft die Schaubühne kriegerischer Auftritte war. Selbst das seitwärts liegende, ganz zerschossene und vertilgte Kostheim steigt schon wieder jung und lustig aus seinen Trümmern empor.

Ich kann diese Gegend nicht verlassen, ohne noch einmahl die einzig-herrliche Rheinfahrt von hier bis Koblenz zu machen, auf der ich vor dreizehn Jahren so überschwänklich viel Vergnügen einerntete. Leute, welche weiterkamen als ich, versichern, daß diese wunderschöne und erhabene Strom- und Bergstrecke ihres Gleichen in der Welt nicht finde; und ich bin geneigt, nach Dem, was ich selbst von der Welt gesehen habe, zu urtheilen, diese Versicherung für nicht sehr übertrieben zu halten. Wünsche mir denn Glück, mein lieber Eduard, daß mein gutes Geschick mir vergönnt, dem Entzücken, welches diese Fahrt mir ehemahls gewährte, mich noch einmahl zu überlassen. Morgen werde ich sie antreten. Lebe wohl, mein Guter! Heute über acht Tage wirst Du, umschlungen von meinen bebenden Armen, mir am Herzen liegen!

N a ch s ch r i f t.

Da dieser Brief erst morgen abgehen kann, so will ich die halbe oder ganze Stunde, die mir vor dem Schlafengehen noch übrig ist, dazu anwenden, Dir die Schlußfolge aller meiner Reisebemerkungen in zwei Zeilen herzusetzen. Sie ist diese: daß ich mich glücklich schätze, ein D e u t s ch e r, vornehmlich aber, ein B r a u n s ch w e i g e r zu sein. Du kennst mich, Eduard! und weißt, daß es mir unmöglich ist, etwas zu schreiben, dessen Wahrheit ich nicht in mir fühle. Ich habe ja für diese mir — ich möchte sagen zum Naturzwange gewordene Wahrheitsliebe zu oft und zu öffentlich büßen müssen, als daß ich nicht berechtigt sein sollte, sie mir selbst beizulegen, und zu glauben, daß auch Andere sie mir nicht werden streitig machen wollen. Ich bin daher sicher, daß Du mit Allen, die mich kennen, jene Schlußäußerung nicht für eine, meinem größern und kleineren Vaterlande gesagte, Schmeichelei, sondern für Das, was sie ist, für den reinen und ganz absichtslosen Erguß meiner ungeheuchelten Empfindung nehmen wirst. Wem sollte ich auch schmeicheln wollen? und wozu? Der Einzige, auf den man rathen möchte, denkt ja weltbekanntermaßen zu groß, um Schmeichlern sein Ohr zu leihen, oder gar sie zu belohnen; er will ja nicht einmahl, daß die ihm zum Lobe gereichende W a h r h e i t gesagt werde! Dasjenige aber, warum man schmeichelt — Zuwachs an äußerer Ehre und an Vermögen — ist für mich, wie Du weißt, nicht mehr brauchbar. Ich besitze — Dank sei der gütigen Vorsehung! — und erwerbe mir noch immer von Beiden gerade so viel, als

ein rechtlicher Mann ohne große Ansprüche, Bedürfnisse und Leidenschaften nöthig hat, um anständig und zufrieden unter seinen Mitbürgern leben zu können, und von keinen drückenden Nahrungssorgen gequält zu werden. Mehr davon habe ich mir nie gewünscht, und ich würde es, wenn man mir es ungebeten schenken wollte, nach meiner Dir bekannten Denk- und Lebensweise, als eine Bürde, womit ich mich nicht beladen mag, geradezu verbitten müssen.

Also, noch einmahl und mit Zuversicht sei es gesagt: ich schätze mich, nach Allem, was ich im Auslande gesehen und bemerkt habe, recht sehr glücklich, ein Deutscher, und zwar ein Braunschweigischer Deutscher zu sein. Warum? Das will ich Dir sagen, mein junger Freund!

Ich habe zwar viel Schönes, Herrliches und Großes gesehen, welches wir in Deutschland in gleicher Art und in gleichem Maße nicht besitzen; allein ich habe auch bei ebendenselben Völkern, bei welchen ich Jenes fand, viel Kleinliches und Erbärmliches, viel Ungehöriges und Gemeinschädliches bemerkt, welches Ausländer bei uns, Gottlob! auch vergebens suchen würden.

Eine glückliche Mittelmäßigkeit, verbunden mit bescheidener Stille und Unscheinbarkeit, bei innerer Güte, Kraft und Trefflichkeit, scheint das unterscheidende Eigenthümliche, wie unsers Bodens und unsers Himmels, so auch unserer ganzen Völkerschaft, zu sein. Wie unsere edlen, zwar etwas sauern, aber kraft- und geistvollen Rheinweine sich zu dem lieblichen und brausenden Champagner der Franzosen und zu den zwar geistreichen, aber schweren Malzgetränken der Engländer verhalten, so verhalten, allen meinen Beobachtungen zu Folge, Deutschland und seine Bewohner sich zu Frankreich und England, und zu den diese Länder bewohnen-

den Völkerschaften. Wir berauschen den uns besuchenden Ausländer nicht gleich beim Eintritte in unser Land durch den Anblick nie gesehener Schönheiten und unerhörter Trefflichkeiten in unserer Natur, in unsern Kunsterzeugnissen und in unsern öffentlichen Einrichtungen; Alles, was er bei uns sieht und hört, kommt ihm vielmehr anfangs so sehr alltäglich, oft sogar so untermittelmäßig vor, daß er es kaum der Mühe werth achten kann, uns länger und genauer zu beobachten. Allein er übereile sich in seinem Urtheile nicht, er bleibe länger bei uns, lerne unsere Sprache, unser Land, unsere Werke und uns selbst ganz kennen; und, hat er Sinn für das stille, bescheidene Verdienst, hat er Herz und Auge für das unscheinbare und unprahlerische Schöne, Gute, Treffliche und Große jeder Art, so wage ich es ohne Bedenken, ihm dafür zu stehen, daß er deß Allen, wo nicht mehr, doch völlig eben so viel in der Natur, Geschichte, in den Kunst- und Geisteswerken und in den öffentlichen Anstalten und Einrichtungen der Deutschen finden wird, als bei irgend einem andern Volke in der Welt; und ich bin zum voraus vollkommen versichert, daß er dieses unscheinbare Volk nicht verlassen wird, ohne es in seiner schlichten Einfachheit, in seiner stillen Bescheidenheit, natürlichen Gutmüthigkeit, Herzlichkeit, Treue und Dienstfertigkeit, in seinem geraden und gesunden Menschenverstande, in seinem forschenden Tiefsinne, in seiner oft sogar übertriebenen Gründlichkeit, in seiner mühsamen Strebsamkeit und in seiner ausdauernden Beharrlichkeit zu lieben, zu bewundern — und es allen andern Völkern, selbst dem seinigen, wenn er gerecht ist, vorzuziehen.

Sogar das Große und Erhabene, sogar das Einzige in seiner Art ist uns nicht so fremd, daß der Auslän-

der, welcher Beobachtungsgeist und Unbefangenheit mitbringt, nicht auch davon oft in Deutschland auf die angenehmste Weise und ganz unerwartet überrascht werden sollte. So habe ich, z. B. in England sowol, als auch in Frankreich, hin und wieder sehr schöne, reiche und üppige Landschaften bewundert; allein eine so schöne und zugleich so erhabene Natur, als uns in Deutschland in vielen unserer Fluß- und Gebirgsgegenden zu Theil geworden ist, fand ich auf dem ganzen Striche, den meine Reise beschrieben hat, nirgends. Unser Himmel ist zwar nicht so heiter und lachend, als der Französische, aber doch unvergleichbar heller und sonniger, als der Englische; und der Einwirkung dieser unserer mittleren Luftbeschaffenheit haben wir es unstreitig mit zu verdanken, daß wir minder leichtsinnig und üppig, als die Franzosen, zugleich aber auch minder trübsinnig und griesgrämig, als die Engländer, sind. Ich sah in beiden Ländern manche treffliche Anstalt und des höchsten Lobes würdige öffentliche Einrichtung; allein nach manchen andern, die wir bei uns haben, besonders nach den vielen musterhaften Bildungsanstalten, deren sich unser Deutschland (vornehmlich der protestantische Theil desselben) seit ungefähr dreißig Jahren erfreut, sah ich mich in jenen Ländern vergebens um. In Ansehung dieser kann unser gutes Deutsches Vaterland jedem andern Lande noch immer zum Muster und zur Schule dienen.

So auch in Ansehung der öffentlichen Aufklärung über Glaubenssachen und die damit verbundene Sitten- und Tugendlehre überhaupt. So wie Deutschland die Wiege der reinen Gotteslehre war, die unser unsterblicher Luther aus dem Mischklumpen des Aberglaubens, der Dummheit und der Priestertäuschungen so kühn und so glücklich zu entwickeln wußte, so ragt es auch noch

jetzt durch seine fortschreitende, über alle Gegenden und Volksklassen sich immer mehr und mehr verbreitende und immer heller strahlende Aufklärung über alle andern Länder weit hervor. England und Frankreich haben der einzelnen, vorzüglich aufgeklärten Köpfe unstreitig eben so viele, als wir; allein in Ansehung ihres öffentlichen Kirchen- und Schulzustandes stehen sie eben so unstreitig noch tief, tief unter uns. Hier scheint Deutschland um ein ganzes Jahrhundert den Vorsprung vor ihnen gewonnen zu haben. Indeß die Franzosen mit vielem Geräusch und Lärm eine verunglückte Staatsumwälzung zu bewerkstelligen suchten, wodurch ganz Europa, ja alle Welttheile erschüttert wurden, hat man in den letztverflossenen dreißig Jahren bei uns in aller Stille, wie es bescheidenen Deutschen ziemt, und ohne daß ein einziger Tropfen Bluts dabei vergossen wurde, eine viel wichtigere, gründlichere und dauerhaftere Umwälzung in dem Geisterreiche bewirkt, die eine verhältnißmäßige Verbesserung unseres bürgerlichen Zustandes ganz von selbst, theils schon wirklich nach sich gezogen hat, theils immer mehr nach sich ziehen wird. Man kann mit Wahrheit sagen, daß wir durch diese stille, den Ausländern kaum merklich gewordene geistige Umwälzung in Ansehung der wichtigsten Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens, schon jetzt weiter gekommen sind, als jene; und daß wir bessere Früchte davon eingeerntet haben, als den Franzosen von allen ihren riesenmäßigen Anstrengungen in den letztverflossenen dreizehn Jahren zu Theil geworden sind. Das macht, die Deutschen fingen, der Natur gemäß, welche erst Licht und dann Wärme hervorbringt, damit an, womit jene zu endigen dachten. Sie erleuchteten die Köpfe, indeß jene sie, ohne alle Vorbereitung, plötzlich in Brand zu stecken wagten. Wir haben die Wörter:

Freiheit und Gleichheit! weder ausgerufen und ausposaunt, noch den großen Inhalt derselben mit Gewalt erzwingen wollen; aber so wie es heller in und um uns ward, strömte uns ganz von selbst und ohne unser Zuthun von Beiden gerade so viel zu, als uns mit Bestande der bürgerlichen Ordnung von Beiden gewährt werden konnte, und als der verständige Mensch, welcher weiß, was er will, sich nur immer davon wünschen mag. Die erhabenen Oberhäupter der Deutschen wurden gerecht und milde; das Gesetz trat an die Stelle der Willkühr, und ist nunmehr für den Großen so gut als für den Kleinen da; und darin, darin allein besteht das wahre Wesen der Gleichheit! Der Adel, von dem öffentlichen Lichte umflossen, erkannte die Ungerechtigkeit und Lächerlichkeit seiner ehemahligen ungeheuern Anmaßungen, und gab sie auf. Hätte er dieses nicht gethan, so würde das Gesetz, in der Hand erleuchteter Fürsten, ihn dazu gezwungen haben. Jetzt sind, wenngleich noch nicht Alle, doch schon Viele unter ihnen, vielleicht die Meisten, aus selbsüchtigen, gebieterischen und übermüthigen Herrscherlingen, gerechte und gütige Väter geworden, die in ihren Unterthanen nicht mehr, wie ehemahls, Lastthiere, die sie willkührlich drücken könnten, sondern Kinder sehen, deren Wohl und Weh die Vorsehung in ihre Hand gelegt hat, und einst Rechenschaft von ihnen darüber fodern wird. Die untern Stände haben sich durch Veredelung emporgehoben; die obern sind — ich will hoffen, gleichfalls aus Veredelung, und nicht aus Noth — zu ihnen hinabgestiegen. In der Mitte trafen Beide zusammen, und rückten brüderlich-menschlich an einander. Der Adel ist dadurch um so viel edler, der Bürgerstand, der nun kein Sklavenstand mehr ist, um so viel bürgerlicher geworden;

das heißt, jener ist nun keine Staatsbürde, dieser kein Staatsesel mehr, welcher jenen schleppen mußte; Beide haben sich zu wirklichen Staatsgliedern oder Staatsbürgern emporgebildet. Es ist, um sich geehrt zu sehen, nicht mehr genug, von Adel zu sein, man muß auch edel sein; und der Bürger, welcher Verdienste hat und edel ist, braucht, um öffentlich, trotz dem vornehmsten Edelmanne, geachtet zu werden, sich nicht erst, wie ehemahls, adeln zu lassen. Seine Verdienste sind sein Adel; und diese Urkunde wird bei uns jetzt mehr und aufrichtiger und allgemeiner geachtet, als die geerbte auf Pergament. Ich kenne unter den jetztlebenden guten und edlen Fürsten Deutschlands mehr als Einen, der den stolzen und verdienstlosen Edelmann vor sich stehen, den bescheidenen und verdienten Bürger hingegen neben sich sitzen läßt.

Sieh Dich um, glücklicher junger Deutscher, überglücklicher junger Braunschweiger! sieh Dich um, in den allermeisten Theilen unsers Deutschen Vaterlandes, besonders in den Preußischen, Baierschen, Badenschen, Sächsischen und Oldenburgischen Staaten, ganz besonders aber in unserm lieben, lieben Braunschweigischen Vaterlande; und urtheile dann selbst, ob ich unsere jetzige Lage glücklicher und lieblicher beschrieben habe, als sie ist! Laß uns vornehmlich bei unserm, zwar kleinen, aber doch — ich habe es, nicht ohne Rührung, oft erfahren — durch ganz Europa geachteten, besondern Vaterlande, welches wir Beide besser als andere Länder kennen, stehen bleiben, und sage mir, was uns hier noch fehlt oder zu wünschen übrig ist, um — ich sage nicht eben so frei und gleich, sondern sogar freier und vernunftmäßig gleicher zu leben, als man selbst in England und in Frankreich leben kann? Hast Du Verdienste, welche Dich über Deine adeligen Mitbürger erheben, so

kannst Du hier so gut, als sie, und vor ihnen voraus, Dich zu den höchsten Staatswürden emporschwingen; und was das Merkwürdigste und Schönste dabei ist, Du darfst nach wie vor noch Bürger bleiben, und brauchst, um Deine Erhebung zu rechtfertigen, nicht erst geadelt zu werden. Hast Du über irgend einen sogenannten Großen zu klagen, oder wäre es sogar möglich, daß Dein gerechter Landesfürst Dir aus Irrthum selbst Unrecht thäte, so sind Gerichtshöfe, und zwar in unserm eigenen Lande da, welche zwischen ihm und Dir — so will es seine Gerechtigkeitsliebe! — eben so unparteiisch und gerecht entscheiden, als wenn die Parteien völlig gleichen Standes wären. Besitzest Du ein Eigenthum, es bestehe, worin es wolle, so schützt Dich das Gesetz dabei, ohne Ausnahme, kräftiger, als in irgend einem jener Länder, die sich Freistaaten nennen. Was aber vollends Deine Person betrifft, so lebt in Großbritannien, wie in Frankreich, kein Mensch jetzt sicherer und freier, als Du und jeder Deiner glücklichen Mitbürger. In dem erstgenannten Lande darf jetzt, da die berühmte Habeas-corpus-Urkunde, welche die persönliche Sicherheit der Staatsbürger schützt, außer Wirksamkeit gesetzt ist, Dich der Minister beim Kopfe nehmen lassen, sobald Du ihm verdächtig geworden bist; und Ebendasselbe darf in Frankreich die Ordnungsaufsicht und die Regierung thun, ohne irgend Jemand Rechenschaft davon geben zu müssen. Bei uns bist Du so sicher davor, als das Kind unter dem Herzen seiner Mutter. Kein Mensch, er sei, wer er wolle, darf es hier wagen, Dich zu mißhandeln, oder Dich Deiner Freiheit zu berauben; es müßte denn sein, daß Du ein Verbrechen begangen hättest, worauf das Gesetz, und nicht die Willkühr, Einkerkerung und körperliche Züchtigung vorgeschrieben hat.

Und wie frei und ungehindert darfst Du mit Deinem Eigenthume schalten und walten, wie es Dir beliebt, vorausgesetzt, daß es nicht zum Schaden Deiner Mitbürger geschehe! Da ist kein Banngesetz, welches Dir verbietet, diese oder jene Waare, die Du zu haben wünschest, aus der Fremde kommen zu lassen. Da ist kein Heer von Durchsuchern, weder an der Landesgrenze, noch an den Stadtthoren, welches Dich Stunden lang aufhält, Dein Gepäck durchwühlt, Deine Taschen und Kleidungsstücke mit unbescheidenen Fäusten durchgrabbelt, und Dich zwingt, Dir eine gesetzwidrige Handlung, die Bestechung, zu erlauben, um von den Anmaßungen, dem Muthwillen und der Unbescheidenheit solcher raubgierigen und gewissenlosen Unterbeamten befreit zu werden. Ist auf irgend Etwas, was Du einbringst, eine kleine Abgabe gelegt, so hegt unsere väterliche Regierung das Vertrauen zu Deinem Ehrgefühle, zu Deiner Rechtschaffenheit und zu Deiner Vaterlandsliebe, daß Du es selbst ehrlich angeben, und die darauf gesetzte kleine Abgabe gern und ohne Murren entrichten werdest, weil Du weißt, daß sie zum allgemeinen, folglich auch zu Deinem eigenen Besten, nöthig ist. Sie will lieber, daß einmahl ein schlechtdenkender Steuerbetrüger sich durchschleiche, als daß der rechtliche Mensch — er sei Staatsbürger oder Fremder — beunruhiget, aufgehalten und durch Mißtrauen gekränkt werde.

Vergleicht man vollends die mäßigen und billigen Abgaben, die ein Braunschweiger Land- und Stadtbewohner zu entrichten hat, mit den ungeheuern Staatslasten, welche der Britte und der Franzose zu tragen haben, so müßte man gegen das vaterländische Gute unbegreiflich unempfindlich, und gegen eine väterliche Regierung, die nichts, als das Wohl ihrer Kinder, will,

unerhört undankbar sein, wenn man sich nicht glücklich fühlte, und sich nicht glücklich preisen wollte, einem solchen Vaterlande und einer solchen Regierung anzugehören!

Dieß Alles betrifft indeß nur leibliche Güter; in Ansehung der geistigen, worunter vornehmlich die jedem gebildeten Menschen theure, und durch kein anderes Erdengut zu ersetzende, Denk-, Glaubens- und Preßfreiheit hervorragt, steht unser Vaterland gleichfalls keinem andern Lande nach, und übertrifft daran die meisten. Wir wissen nichts von einer den Geist beengenden und die Fortschritte der Aufklärung hemmenden Bücherschau; Jeder darf, unter eigener Verantwortlichkeit, schreiben und drucken lassen, was ihm gut und nützlich dünket. Nur gegen schändliche und sittenverderbende Schriften ist eine von allen Gutdenkenden gesegnete Polizeiaufsicht angeordnet worden. Kein Mensch fodert Dir übrigens Dein Glaubensbekenntniß ab, oder zwingt Dich, durch Mitbeobachtung öffentlicher Gebräuche, Bekenntnisse abzulegen oder vielmehr zu heucheln, die Dein Gewissen abzulegen Dir verbietet. Unsere Geistlichen sind, was unter erleuchteten Regierungen immer der Fall war, duldsame Männer, welche wissen, daß sie zu Volkslehrern, und nicht zu Gewissensrichtern, berufen sind; und unser Volk, vom Vornehmsten bis zum Geringsten hinab, hat die große, dem gesunden Menschenverstande so klar einleuchtende Wahrheit: daß das Glauben oder Nichtglauben jedes Menschen eigene Angelegenheit ist, und seinem Gewissen allein überlassen werden muß, jetzt zu gut begriffen, als daß der Andersdenkende in Glaubenssachen irgend eine Art von Anfeindung, Kränkung oder Verfolgung von irgend Jemand zu besorgen hätte. Jeder fragt nur: ob Du, Deinen Gesinnungen und Hand-

lungen nach, ein guter Krist, oder, welches einerlei sagt, ein guter Bürger seist; wie Du über Lehrsätze denkest, welche die Ausübung nicht betreffen, überläßt man, wie billig, Deiner eigenen gewissenhaften Einsicht. O mein guter Eduard! o mein theures Vaterland! warum muß diese milde, vernünftige und wahrhaft menschliche Denk- und Sinnesart immer noch nur erst das Eigenthum einiger weniger Völker sein, und warum mag sie nicht, da sie dem unverbildeten Menschen so natürlich ist, sich seit Jahrtausenden schon über den ganzen Erdball verbreitet haben! Sie ist das Reich Gottes, um dessen Annäherung und Verbreitung der Stifter unsers Glaubens uns im Unser Vater bitten lehrte: dein Reich komme! Wohl uns Glücklichen, uns Ueberglücklichen, daß es bei uns wenigstens schon erschienen ist! Wir bitten forthin nicht mehr für uns, wir bitten nur noch für unsere armen verblendeten Mitmenschen in andern Ländern, welche diese Denkart sich noch nicht zu eigen gemacht haben: dein Reich komme! Es komme auch zu ihnen!

Vor ungefähr zwölf Jahren, da die bessern Menschen sich von der Französischen Staatsumwälzung noch so sehr viel Gutes für die gesammte Menschheit versprachen, schrieb mir Mercier aus Paris: »Nur zu Paris lebt man frei und glücklich; auch will ich dieses Paris nur gegen das Paradies vertauschen.« Ich, mein lieber Eduard, kann nach Allem, was ich auf dieser Reise gesehen und bemerkt habe, mit eben so innigem Gefühle und mit mehr Wahrheit sagen: nur zu Braunschweig lebt man frei und glücklich; auch will ich Braunschweig nur gegen den Himmel vertauschen, und kein anderes Land, als dieses, soll meine Asche in seinem Schooße verwahren! —

Ihr habt doch in dieser langen Dürre meinen schönen grünen Rosenhügel im Pappelhaine durch freundliche Pflege vor der dörrenden Sonnenhitze geschützt?

Gute Nacht, mein lieber Eduard!

Reise
in das
Land der Buschmänner.

Ein Auszug
aus
J. Barrow's Reisen
durch das
Innere des südlichen Afrika.

Ich versprach meinen jungen Lesern in der Vorrede zum dritten Theile dieser Sammlung einige genauere Nachrichten von den sogenannten Buschmännern, die wir aus Vaillant's Reisen nur obenhin kennen gelernt hatten, und sehe mich jetzt im Stande, dieses Versprechen zu erfüllen. Diese Nachrichten rühren von ebendemselben Manne, dem Engländer Barrow, her, dem wir auch die genauere und vollständigere Bekanntschaft mit den Kaffern verdanken, die meine Leser in dem angeführten Theile gemacht haben.

Daß die Buschmänner ein völlig verwilderter Stamm von Hottentotten sind, die ohne irgend eine Art von bürgerlicher Verfassung, ohne Ackerbau und Viehzucht, gleich wilden Thieren, nur von Raub und solchen Gewächsen leben, welche die ungebaute Natur von selbst hervorbringt; daß diese wilden Horden sich wahrscheinlich, zum Theil wenigstens, aus entlaufenen Sklaven gebildet haben, welche die Unmenschlichkeit ihrer hartherzigen Holländischen Herren zur Verzweiflung brachte, und daß man sie von Zeit zu Zeit, wie Raubthiere, mit bewaffneter Hand, in den Bergklüften, wo sie ihre Schlupfwinkel in natürlichen Felsenhöhlen zu haben pflegen, aufsucht, um sie entweder zu erlegen, oder lebendig zu fangen und zu ewiger Sklaverei fortzuschleppen; das Alles wissen wir schon aus Vaillant's Reise. Bisher hatte noch kein reisender Europäer es gewagt, sie in ihren felsigen Aufenthaltsörtern, zwischen und hinter

den sogenannten Schneebergen, absichtlich aufzusuchen; daher waren denn auch alle Nachrichten von ihnen, die wir bis dahin erhalten hatten, noch gar nicht auf sichere Beobachtungen gegründet, und nichts weniger als vollständig und genugthuend. Unserm Barrow war es vorbehalten, diese Lücke in unserer Menschenkenntniß, zum Theil wenigstens, auszufüllen. Wir wollen nun hören, was er darüber bemerkt hat. Ich lasse ihn selbst reden.

Kaum waren wir aus dem Lande der Kaffern nach Graaf-Reinet, einer der vordersten Holländischen Niederlassungen, zurückgekehrt, als wir uns schon zu einer andern Reise in die Schneeberge, und über dieselben hin nach den darauf folgenden nördlichen Gegenden, anschickten. Unsere Hauptabsicht dabei war, jene wilde Menschenart aufzusuchen, welchen die Holländer den Namen Buschmänner (Bosjesmans) beigelegt haben, weil sie ohne Hütten und alle andere Bequemlichkeiten des Lebens, gleich Raubthieren, in der Wildniß leben, und sich von Rauben nähren. Zu dieser rohen und verzweifelten Lebensart scheint nichts, als die Hartherzigkeit und Grausamkeit ihrer ehemahligen Herren, der Holländer, sie gebracht zu haben. Dies erhellet aus folgender Erfahrung.

Bei den Streifzügen, welche die Holländischen Anbauer dieser und der benachbarten Gegenden von Zeit zu Zeit, auf Befehl der Regierung, gegen diese Wilden anstellen mußten, erhielten sie, außer dem nöthigen Schießbedarf, zugleich die Erlaubniß, so viele davon lebendig zu fangen und zu Sklaven zu machen, als sie könnten und wollten; und die Eingefangenen wurden

dann unter die sämmtlichen Jäger durchs Los vertheilt. So oft es sich nun fügte, daß einer dieser Unglücklichen einem menschlichgesinnten Herrn zufiel, der ihn schonend und milde behandelte, so sah man immer den Wilden sich bald in einen trefflichen Dienstboten verwandeln, der sich durch manche Fähigkeit, durch Fleiß und durch große Treue auszeichnete. Eine entgegengesetzte Behandlungsart aber hatte immer einen entgegengesetzten Erfolg. Alle Diejenigen nämlich, welche das schwere Los traf, in die Bothmäßigkeit harter und unmenschlicher Herren zu gerathen, ergriffen die erste Gelegenheit, die sich ihnen zur Flucht darbot, nahmen häufig eine Flinte nebst Pulver und Blei mit, kehrten zu ihrer Wildniß zurück, reizten ihre Landsleute durch Erzählungen der ausgestandenen Grausamkeiten zur Rache, und theilten ihnen alle diejenigen Nachrichten mit, die sie gebrauchten, um an ihren Verfolgern durch Mord und Raub das Vergeltungsrecht zu üben.

Mit welchem Rechte mögen nun jene Holländischen Barbaren sich über die Wildheit, Raubgier und Grausamkeit Derer beklagen, die sie zu Allem, was sie sind, selbst gemacht haben?

Die Absicht unserer Reise zu diesen geächteten Menschen war keinesweges bloße Neugier. Wir hatten vielmehr von der einstweiligen Englischen Regierung des Vorgebirges den Auftrag, zu versuchen, ob wir mit den Häuptern derselben eine Zusammenkunft veranstalten, und sie durch Geschenke und eine sanfte Behandlung bewegen könnten, ihre wilde und räuberische Lebensart gegen eine menschlichere zu vertauschen, und ihnen dazu den Schutz der Regierung zuzusichern.

Unsere Reise ging zunächst über den Sonntagsfluß nach Waai Hoek, dem Wohnorte des bisheri-

gen Landdrosten von Graaf-Reinet, welcher Lust geäußert hatte, uns zu begleiten. Da dieser Mann den Streifzügen gegen die Buschmänner oft persönlich beigewohnt, folglich Gelegenheit gehabt hatte, die Gegenden, wo wir sie aufsuchen wollten, genau kennen zu lernen, so war es uns angenehm, ihn zum Begleiter zu haben. Wir hörten von ihm, daß erst vor zwei Tagen eine starke Partei derselben eine Anzahl Rindvieh weggeführt habe; und es schien nicht unwahrscheinlich zu sein, daß man sie noch zwischen den nächsten Bergen damit finden werde. Die Lagerstellen dieser Wilden sind leicht entdeckt; allein es ist schwer und gefährlich, zu ihnen hinzukommen. Sie suchen sich nämlich in den Klüften, zwischen hochaufgeschichteten Felsenwänden, von welchen Bergströme herabstürzen, zu ihren Schlupfwinkeln solche Höhlen aus, welche die Natur häufig daselbst gebildet hat, und wählen unter diesen die höchsten, welche ihnen den doppelten Vortheil gewähren, daß sie minder zugänglich sind, und daß man aus denselben weiter umherschauen kann.

Es gelang uns bald, auf ihre Spur zu kommen, die uns nach einer dieser Höhlen führte; allein wir fanden dieselbe schon verlassen. Indessen waren die Feuer eben erst ausgegangen, und das Gras, worauf sie geschlafen hatten, war noch unverwelkt: ein Beweis, daß sie noch die letzte Nacht hier zugebracht haben mußten. An den glatten Wänden dieser Höhlen fanden wir Abbildungen, von den Händen dieser Wilden gezeichnet, die unsere Bewunderung erregten. Einige derselben waren zwar nur Zerrbilder (Karrikaturen); andere aber, und zwar die meisten, wohlausgeführte Zeichnungen von allerlei Thieren, z. B. Straußen, Pavianen, Elendthieren, Antilopen aller Arten und vom Zebra. Einige davon

waren sprechend ähnlich, und nicht nur die Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander, sondern auch die natürlichen Ausdrücke ihrer Eigenthümlichkeiten in Blick und Haltung so richtig angegeben, daß wir uns nicht genug darüber wundern konnten. Der Stoff, dessen sie sich dazu bedient hatten, waren Holzkohlen, Pfeifenthon und die verschiedenen Okerarten. Woher diese Kunstfertigkeit bei Wilden, welche noch auf einer so niedrigen Stufe der Ausbildung stehen?

Ein Theil des Innern der Höhle war mit einem schwarzen Wesen überdeckt, welches äußerlich das Ansehen von Pech hatte. Der Geruch war bergpechartig. Da ich hinaufreichte, um ein Stück davon mit dem Messer abzulösen, riefen mir unsere Leute zu, mich in Acht zu nehmen; denn wenn nur das geringste Theilchen davon mir ins Auge flöge, so würde ich auf der Stelle blind sein! Sie fügten hinzu: es sei ein Gift, womit die Buschmänner ihre Pfeile beschmierten, und wodurch jede damit gemachte Wunde tödtlich werde. Verschiedene ihrer Bekannten hätten das Leben dadurch verloren. Sie nannten es Klippgift. Ich selbst habe keine Gelegenheit gehabt, mich von der Wahrheit jener Aussage durch Erfahrungen zu überzeugen.

Wir gelangten am Abend dieses Tages zu der Wohnung des Befehlshabers der Pflanzer an und zwischen den Schneebergen, und übernachteten bei ihm. Er hieß Krüger, und war so eben erst von einem Streifzuge gegen die Buschmänner heimgekehrt. Man hatte vierzig derselben gefangen, und ihm war ein Mann mit seinen beiden Weibern und einem Kinde durchs Los zugefallen. Der Mann war vier Fuß und zehn Zoll hoch, das eine Weib um acht, das andere um sieben Zoll kleiner. Jener beschrieb uns den Zustand seiner Landsleute als

einen wahrhaft kläglichen, besonders in denjenigen Monaten des Jahrs, in welchen Frost und Schnee sie hindern, Streifzüge gegen die Holländischen Pflanzer vorzunehmen. Alsdann, sagte er, wären die Leiden, welche Kälte und Hunger ihnen auflegten, über alle Beschreibung fürchterlich. Häufig sähen sie ihre Weiber und Kinder vor Mangel und Elend hinsterben, ohne daß sie ihnen Hülfe leisten könnten. Sie wüßten, daß sie von allen Menschen gehaßt würden, und daß Alle nur auf ihren Untergang sännen. Sie lebten daher in beständiger Angst, und das geringste Rasseln des Windes im Laube schreckte sie auf. Nur zwischen diesem elenden Leben, bei welchem sie als Raubthiere verfolgt würden, und einer Sklaverei, in der sie stündlich den entsetzlichsten Mißhandlungen ausgesetzt wären, hätten sie die Wahl. Daher sei denn auch ihr einziger herrschender Gedanke: Rache an den Holländern, deren Grausamkeit sie in diesen jämmerlichen Zustand gestürzt habe. Wir wünschten, ihn auf unserm Zuge mitzunehmen; allein da er freiwillig sich nicht dazu entschließen, sondern lieber bei seinen Weibern bleiben wollte, so ließen wir ihm seinen Willen.

Als wir nun am folgenden Tage gegen Norden reiseten, bot sich uns ein eben so merkwürdiges, als klägliches Schauspiel dar. Es war ein ungeheurer Schwarm Heuschrecken, welcher eine Englische Geviertmeile dergestalt überdeckte, daß der Boden dem Auge, in einer geringen Entfernung, wie verbrannt und mit Asche belegt vorkam. Kein Strauch und kein Grashalm waren weit und breit zu sehen. Unsere Wagen fuhren mitten durch sie hin, und vor ihnen flogen sie in einer Wolke auf, wodurch die Luft umher ganz verdunkelt wurde. Da die Hottentotten den ganzen Schwarm fliegen zu

sehen wünschten, so liefen sie unter dieselben hinein; auch sprengte man zu Pferde durch sie hin, allein ohne Erfolg. Nur diejenigen, welche sich unmittelbar unter den Füßen der Pferde und Menschen befanden, flogen auf; die übrigen aber ließen sich dadurch nicht stören. Die Landleute versicherten, daß dies immer ihre Weise sei, und daß sie sich nicht wegtreiben ließen, so lange ihr oberster Anführer, welcher, ihrer Meinung nach, jeden Schwarm führe, ihnen noch kein Zeichen zur Abreise gegeben habe.

Dieses Ungeziefer ist eine große Plage für diejenigen Pflanzer, welche sich in diesen Gegenden angebauet haben. Wo sie erscheinen, da fressen sie Alles rein auf. Kein Getreidefeld bleibt von ihnen verschont, und sie weichen nicht, so lange noch ein Halm darauf übrig ist. Wann diese Landplage eintritt, so müssen die Einwohner auf Brot für's ganze Jahr Verzicht thun, und sich bloß mit Fleisch ernähren.

Ein zweites Unglück, dem diese Leute häufig ausgesetzt sind, besteht in den schrecklichen Gewittern, mit Hagelschlag begleitet, welche hier heftiger und sehr viel schädlicher, als in den südlicheren Gegenden, sind. Dort nämlich ist, wenn die Gewitterzeit eintritt, die Ernte schon vollendet; während hier, wo Alles zwei Monate später reift, oft das Ganze von Hagelschlägen verwüstet wird.

Was aber die Schneeberge von andern Gegenden des südlichen Afrika vollends unterscheidet, und den Bewohnern derselben sehr beschwerlich fällt, ist der gänzliche Mangel an Holz, weil die Natur hier weder Bäume, noch Gesträuch hervorbringt. Unter Denen, welche hier geboren und erzogen wurden, giebt es viele, die in ihrem Leben keinen Baum gesehen haben. Dieser Man=

gel scheint nicht sowol der großen Kälte, welche auf und zwischen den Schneebergen herrscht, als vielmehr den ungestümen Winden dieser Gegenden zuzuschreiben zu sein; denn selbst solche Bäume, welche in Europa fast jeden Grad von Kälte ertragen, kommen hier nicht fort.

Die hier herrschende Kälte aber macht den gänzlichen Holzmangel um so viel empfindlicher. Das einzige Mittel dagegen, womit die Einwohner sich behelfen müssen, ist der Viehmist, den sie überall sorgfältig aufsuchen und zu großen Haufen sammeln. Im Frühjahre gräbt man diesen Mist in viereckigen Stücken aus, wie man bei uns den Torf zu stechen pflegt, und läßt diese von der Sonne dörren. Dies ist ihr einziges Feuerungsmittel.

Wenn man hiezu die stündlichen Gefahren, von den Buschmännern angefallen zu werden, rechnet, so kann man nicht umhin, die Geduld und Beharrlichkeit der Menschen zu bewundern, welche diese großen Uebel ihr ganzes Leben hindurch zu ertragen wissen. Alle ihre Achtsamkeit und die ununterbrochene Wachsamkeit und Begleitung ihrer Hottentotten sind oft nicht hinlänglich, einen Ueberfall von jenen räuberischen Wilden zu verhindern. Ein Bewohner der Schneeberge schwebt in steter Gefahr, nicht bloß sein Eigenthum, sondern auch sein Leben zu verlieren. Bei der geringsten Entfernung von seinem Hause muß er eine Flinte mitnehmen. Er kann ohne Waffen weder pflügen, noch säen, noch ernten. Will er ein wenig Gemüse aus seinem Garten holen, so muß es mit der Flinte in der Hand geschehen. Das Alles aber erträgt er um der Vortheile willen, welche diese Berggegenden für die Viehzucht gewähren. Nirgends gedeihen besonders die Schafe besser, als hier.

Sie übertreffen sowol an Größe, als auch an Güte, nur nicht an Wolle, alle andere. Die Schwänze mancher darunter wiegen nicht weniger als zwanzig Pfund. Ein hiesiger Pflanzer aber hat selten weniger, als drei bis vier tausend Stück solcher Schafe. Die Wolle, die kurz und spröde wie Haar ist, läßt man unbenützt. Daß die Ursache der schlechten Wolle nicht an dem Himmelsstriche, sondern an der Art Schafe liege, hat man seit einigen Jahren durch die Einführung Spanischer Schafe gesehen, deren Wolle sich, wie man bemerkt zu haben glaubt, durch ihren Aufenthalt in Afrika, nicht bloß nicht verschlimmert, sondern sogar verbessert hat.

Die Rindviehzucht ist hier eben so gesegnet. Die Butter, welche man gewinnt, ist von der allerbesten Art, und wird daher weit und breit, selbst in der Kapstadt, gesucht. Funfzig Kühe geben wöchentlich hundert Pfund, ob sie gleich dabei noch ihre Kälber ernähren, die man immer mit ihren Müttern umherlaufen läßt. Die hier gezogenen Pferde und Zugochsen sind gleichfalls von vorzüglich guter Art.

Dies sind die Vortheile und Nachtheile, zu welchen die Bewohner der Schneeberge sich zu versehen haben. Um jener willen ertragen sie diese mit Geduld und Ergebung. Sie sind ein Schlag Leute, der sich von allen übrigen Holländischen Anbauern sehr vortheilhaft auszeichnet; vermuthlich, weil er mit weit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen, und mehr Ungemach zu ertragen hat, als jene. Wohlleben verderbt, Widerwärtigkeiten veredeln die menschliche Natur. Die beständige Gefahr, der diese Leute, sowol in Ansehung ihrer Personen, als ihres Eigenthums, ausgesetzt sind, erlaubt ihnen nicht, ein müßiges und träges Leben zu führen. Sie sind daher rüstig und brav, zugleich aber auch friedfertig, dienst-

beflissen und ordnungliebend. Selbst die Weiber führen hier ein thätiges Leben, und legen häufig Beweise einer Herzhaftigkeit ab, die diesem Geschlechte sonst nicht eigen ist. So erhielt z. B. die Frau eines Mannes, der sich in unserm Gefolge befand, während seiner Abwesenheit Nachricht, daß die Buschmänner eine ihrer Schafherden fortführten. Augenblicklich schwang sie sich auf ein Pferd, ihre Flinte in der Hand, jagte, von einem einzigen Hottentotten begleitet, den Räubern nach, erreichte sie, schoß sich eine Zeit lang mit ihnen herum, jagte sie endlich in die Flucht, und erhielt alle ihre Schafe wieder.

Als wir am folgenden Tage bis dahin gekommen waren, wo die Niederlassungen der Holländer aufhören, stellten sich diejenigen Pflanzer ein, welche aufgeboten waren, uns bei der Aufsuchung der Buschmänner behülflich zu sein. Unser Anführer las sechzehn derselben und acht bewaffnete Hottentotten aus, die mit unserm Gefolge und den übrigen Hottentotten, welche uns zu Fuhrleuten und Wegweisern dienten, nunmehr eine Anzahl von ungefähr funfzig Personen ausmachten. Wir hatten sieben Wagen, etwa hundert Ochsen und funfzig Pferde. Funfzig bis sechzig Schafe, die wir mit uns führten, sollten uns zum Mundvorrath dienen. Es wurde hierauf bekannt gemacht, daß von hier an, wo man stündlich darauf gefaßt sein müsse, mit Buschmännern zusammenzutreffen, das willkührliche Umherstreifen aufhören solle, und daß Jeder den Anordnungen des Befehlshabers strenge Folge zu leisten habe. Und so setzten wir unsern Zug gegen Norden fort, und erreichten am folgenden Tage den Seekuhfluß.

An dem Ufer desselben erblickten wir einiges Gesträuch; das erste, welches uns in diesen busch- und

holzarmen Gegenden vorkam. Was aber unsere Aufmerksamkeit noch mehr auf sich zog, war eine ungeheuere Anzahl großer Vogelnester, womit jeder Strauch beinahe ganz überdeckt war. Wir hielten sie von fern für Geier- oder Kranichnester, und erstaunten daher nicht wenig, da wir bei unserer Annäherung einen zahllosen Schwarm von Vögeln aus denselben hervorfliegen sahen, die nicht größer waren, als Lerchen. Die uns begleitenden Landleute erkannten sie sogleich für Heuschreckenfresser, und freueten sich sehr über ihre Erscheinung. Diese für Afrika so wohlthätigen Zugvögel schließen sich immer an die verwüstenden Scharen der Heuschrecken an, die ihnen zur Nahrung dienen. Zehn Jahre lang hatte man in diesen Gegenden keine Heuschrecken gehabt, folglich auch keine von diesen ihren Verfolgern gesehen. Seit drei Jahren aber hatten sich beide zugleich, wie immer, wieder eingestellt. Kopf, Brust und Rücken dieses Vogels sind aschgrau; Schwanz und Flügel schwarz, der Unterleib ist weiß. Ihre Nester sind deßwegen so groß, weil viele Paare ihre Wohnungen zellenweise an einander bauen, welche denn, von fern gesehen, nur Ein Nest auszumachen scheinen. Diese Vögel, deren ungeheuere Zahl eben so erstaunenswürdig war, als die der Heuschrecken, hatten sich hier einstweilen niedergelassen, weil es nicht wahrscheinlich war, daß sie die Gegend aus Mangel an Futter so bald wieder würden verlassen müssen. Die ganze Gegend des Seekuhflusses, siebzehn Deutsche Meilen lang und zwei dergleichen Meilen breit, war im buchstäblichen Sinne damit überdeckt. Kaum war das Flußwasser, wegen der Menge der Heuschrecken, die hineingefallen waren, sichtbar. Sie hatten in dieser ganzen Gegend jeden Grashalm und jedes Kräutchen rein weggefressen. Hätte es

daher nicht noch Schilfrohr, zur Nahrung für unser Vieh, gegeben, so hätten wir unsere Reise einstellen, oder doch eine andere Richtung, als diejenige, nehmen müssen, welche unser Zweck erfoderte.

Indem wir unsern Zug von hier aus fortsetzten, wurden Kundschafter vorausgeschickt, welche die Wohnplätze der Buschmänner vorsichtig ausspähen sollten. Einer derselben kehrte am folgenden Morgen mit Tages Anbruch zu uns zurück, und brachte die Nachricht, daß man ungefähr vier Deutsche Meilen ostwärts, von einem hohen Hügel herab, verschiedene Feuer in der Tiefe eines engen Thals gesehen habe. Dieser Nachricht zu Folge wurde beschlossen, den Tag über still zu liegen, und erst gegen die Nacht nach der Stelle vorzurücken, wo man die Feuer gesehen hatte. Ehe wir aufbrachen, bereiteten sich die Pflanzer durch das Absingen einiger geistlichen Lieder, und nach Endigung dieser Andachtsübung, durch ein tüchtiges Glas Brantwein dazu vor.

Als wir kurz nach Mitternacht, so viel möglich, ohne Geräusch den Fuß des Hügels erreicht hatten, wurde noch einmahl ein Lied gesungen, und hierauf noch einmahl eine Herzstärkung von Branntwein genommen. Dann setzten wir uns zu Pferde, und ritten den Hügel hinauf. Ich hatte mir vorher von unserm Befehlshaber das Versprechen geben lassen, daß ohne dringende Noth keine Feindseligkeiten gegen die Unglücklichen, die wir aufsuchten, ausgeübt werden sollten, und daß wir uns vielmehr bemühen wollten, ihnen Vertrauen zu uns einzuflößen, und sie zu bewegen, in friedliche Unterhandlung mit uns zu treten.

Nach einer Stunde hatten wir das Vergnügen, unsere übrigen Kundschafter zu uns kommen zu sehen. Sie und ihre Pferde waren den ganzen vorigen Tag den

sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen, und hatten sich nicht von der Stelle zu bewegen gewagt, aus Furcht, von den Buschmännern entdeckt und abgeschnitten zu werden. Erst gegen Abend waren sie drei Deutsche Meilen weit geritten, um ihre lechzenden Pferde zu tränken und ihren eigenen Durst zu stillen. Von da kehrten sie jetzt zurück. Sie berichteten uns, daß am vorhergehenden Tage eine beträchtliche Menge Wilder zum Vorschein gekommen sei, um auf der Ebene Wurzeln auszugraben; daß sie von verschiedenen Seiten her in besondern Haufen sich eingestellt hätten, und daß es daher, aller Wahrscheinlichkeit nach, eben so viele Horden derselben in der Nähe geben müsse. Die Entfernung der nächsten Horde, die wir überraschen wollten, und die wir in einem tiefen Thale finden würden, schätzten sie auf eine Stunde.

Auf diesen Bericht wurde ein paar Stunden Halt gemacht, um erst mit der ersten Morgendämmerung zu jenem Thale vorzurücken. Dann brachen wir auf, und setzten unsern Weg in feierlicher Stille fort.

Als wir bei dem Thale angekommen waren, bemerkten wir, daß es drei enge Ausgänge oder Pässe hatte, und theilten uns daher in eben so viele Trupps, um jeden derselben zu besetzen. Einer unserer Hottentotten stieg auf eine Anhöhe, schwenkte als ein Entdeckungszeichen seinen Hut, und zeigte nach der Stelle hin, wo die Horde ihr Lager hatte. Auf dieses Zeichen sprengten wir darauf los, und in einem Augenblicke waren wir mitten in der Lagerstätte. Der Tag fing eben an hervorzubrechen, und wir sahen, daß wir uns zwischen Hütten von Schilfmatten befanden, wovon jede zwischen zwei Stöcken eine halbkreisförmige Verdachung bildete.

Eine solche Verdachung macht die ganze leichte Wohnung des Buschmanns aus.

In dem Augenblicke unserer Ankunft erschütterte ein gräßliches Geschrei der Fliehenden, besonders der darunter befindlichen Weiber und Kinder, unser Ohr. Zu meinem Erstaunen und Unwillen war in ebendemselben Augenblicke unser Befehlshaber der Erste, welcher auf sie feuerte, und Einer der Landleute folgte seinem Beispiele. Als ich ihm meinen Abscheu darüber zu erkennen gab, und ihn an unsern Vertrag erinnerte, rief er mir zu: aber, mein Gott! haben Sie denn nicht den Regen von Pfeilen bemerkt, der zwischen uns fiel? Ich konnte mit Wahrheit sagen, daß ich nichts gesehen hatte; und ich drang nun mit allem Nachdrucke darauf, daß weder er, noch irgend Einer seiner Leute weiter einen Schuß thun sollte. Um ihr Verfahren zu rechtfertigen, fingen sie an, auf dem Boden nach Pfeilen zu suchen; und ich ermunterte sie, damit fortzufahren, um den Unglücklichen, die an den Wänden der Anhöhen zwischen Felsenstücken und Gesträuch hinanzuklimmen sich bemühten, Zeit zum Entwischen zu verschaffen. Nichts destoweniger fiel bald darauf an der entgegengesetzten Anhöhe ein neuer Schuß; und als ich dahinsprengte, sah ich einen getödteten Buschmann in seinem Blute liegen. Die Ausrede des Thäters war, daß dieser Wilde sich hinter einen Felsen weg dicht an einen der Unsrigen geschlichen und mit seinem Bogen schon auf ihn gezielt habe; da er denn, um diesen zu retten, jenem wol habe zuvorkommen müssen. Ich mußte die Wahrheit dieser Aussage dahingestellt sein lassen; allein ich sah nun wol, daß ich den Versprechungen dieser Leute, sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, keinen Glauben hätte beimessen sollen. Sie sind zu sehr gewohnt, ihre armen wil-

den Mitmenschen für Wildbret anzusehen, als daß sie beim Anblick derselben sich des Schießens enthalten könnten.

Es gelang mir indeß, alles weitere Blutvergießen und Nachsetzen zu verhindern, indem ich es dahin brachte, daß Jeder sein Gewehr niederlegen und sich ruhig verhalten mußte. Auch unsere Pferde wurden losgelassen, und fingen an, ruhig umherzuweiden. Kaum hatten die Wilden das bemerkt, und daraus den Schluß gezogen, daß wir weiter nichts gegen sie im Schilde führten, als sie anfingen, Vertrauen zu uns zu fassen. Den Beweis davon gaben uns verschiedene ihrer kleinen Kinder, die sorglos zu uns herabkamen. Wir beschenkten diese mit Zwieback und andern Kleinigkeiten, und ließen sie hierauf zu ihren Aeltern zurückkehren. Bald darauf wagten es auch die Weiber und Mädchen, deren Zahl sich auf dreißig bis vierzig belief, wiewol mit einiger Aengstlichkeit, sich uns zu nähern. Wir nahmen auch diese freundlich auf, beschenkten sie, und schickten sie nachher zurück, um ihren Männern zu sagen, daß sie gleichfalls zu uns kommen sollten, um sich ein Geschenk an Tabak zu holen. Diese aber hatten weniger Zutrauen zu uns, als die Weiber. Sie zogen lange um den Gipfel eines Hügels herum, und wußten nicht, wozu sie sich entschließen sollten. Die Weiber kehrten unterdeß von Zeit zu Zeit zu uns zurück, und waren wol schon zwölfmahl bei uns gewesen, ehe es ihnen gelingen wollte, uns Einen von Jenen zuzuführen. Ein Einziger faßte endlich ein Herz, und stieg halb lachend, halb weinend und an allen Gliedern, wie ein banges Kind, zitternd zu uns herab. Man reichte ihm sogleich ein Stück Tabak, und schickte ihn zu seinen Gefährten zurück, um ihnen zu melden, daß auch für Jeden von ihnen ein Geschenk bereit liege. Dadurch ließen sich

noch drei Andere bewegen, zu uns zu kommen, und wurden eben so behandelt. Die Uebrigen alle waren durch die feindselige Art, mit der wir uns bei ihnen eingeführt hatten, zu sehr erschreckt worden, als daß sie Vertrauen zu uns fassen konnten. Diese blieben daher auf ihren Felsen zurück, und waren durch nichts zu bewegen, zu uns herunterzukommen.

Die Sprache dieser Leute ist nur eine besondere Mundart von der der Hottentotten, aber doch so abweichend von dieser, daß Beide einander nicht mehr verstehen können. Das bekannte Anstoßen oder Schnalzen mit der Zunge ist beiden Mundarten gemein, doch mit dem Unterschiede, daß der Hottentotte selten mehr als Einen Zungenschlag bei jedem Worte hören läßt, der Buschmann hingegen bei jeder Silbe ohne Ausnahme, und zwar viel lauter schnalzt, als Jener. Obgleich ein Europäer diese Sprache nur mit vieler Schwierigkeit erlernen kann, so wurde sie doch von mehren unserer Schneebergischen Begleiter eben so fertig, als von den Eingebornen selbst, geredet, weil diese in ihrer Kindheit Buschmänninnen zu Ammen gehabt hatten. Diese waren daher unsere Dolmetscher.

Wir wünschten vornehmlich das Oberhaupt der Horde zu sprechen, um diesem den Wunsch der Regierung, alle Feindseligkeiten zwischen ihnen und uns beendigt zu sehen, bekannt zu machen. Allein sie versicherten uns, es gebe keine solche Person unter ihnen. Jeder sei sein eigener und seiner Familie Herr, und könne thun und lassen, was er wolle. Auch stehe es Jedem frei, bei der Gesellschaft zu bleiben, oder sie zu verlassen, so wie es ihm gut dünke. Es findet also bei ihnen eben so wenig ein gesellschaftlicher Vertrag Statt, als bei einer Herde wilder Thiere. Man möchte sagen,

noch weniger; denn bei diesen letzten pflegt doch häufig das stärkste und älteste der Anführer der Uebrigen zu sein.

Als wir endlich zu den Wagen zurückkehren wollten, ließen sich drei von ihnen bereitwillig finden, uns dahin zu begleiten. Die Uebrigen aber, sammt den Weibern und Kindern, blieben zurück. Die beharrliche Aussage dieser Leute war, daß ihre Horde nie die geringste Feindseligkeit oder Räuberei gegen die Holländischen Pflanzer verübt habe; sie sei vielmehr stets an der Stelle, wo wir sie gefunden hätten, geblieben, und habe hier bloß von der Jagd und von wilden Wurzeln gelebt. Aller Anschein bestätigte diese Aussage; denn nirgends fand man, weder auf ihrem Wohnplatze, noch in der Nähe desselben, Knochen oder Hörner von zahmen Thieren; auch sah man keine andere Häute bei ihnen, als Felle wilder Thiere. Eine einzige Frau bei der ganzen Horde hatte ein Schafsfell über die Schultern hangen; und dieser Umstand schien den Pflanzern ein hinreichender Beweis gegen ihre Unschuld zu sein.

Nachdem die drei Männer etliche Tage sehr vergnügt bei uns zugebracht hatten, kehrten sie, höchstzufrieden mit unserm Betragen gegen sie, zurück. Wir machten vorher Jedem von ihnen ein reichliches Geschenk an Tabak, Knöpfen, Messern, Feuersteinen und Feuerstahlen, und baten sie, allen ihren Landsleuten zu sagen, daß, wenn sie die Räubereien unterließen, und ohne Waffen zu einer unserer Niederlassungen kämen, und anzeigten, daß sie in Noth wären, sie eben so viele oder noch mehre Schafe bekommen sollten, als sie möglicher Weise mit Gewalt und unter Gefahr ihres Lebens rauben könnten; daß unsere gegenwärtige Reise in ihr Land keine andere Absicht gehabt habe, als sie zu bewegen, ihren Streifereien zu entsagen, und dafür viel größere Vortheile

von uns anzunehmen; und daß man sicher keinen Schuß auf ihre Horde gethan haben würde, wenn sie nicht zuerst ihre Pfeile auf uns abgeschossen hätten. Mit diesen Versicherungen entließen wir sie.

Der Kraal, d. i. der Wohnungsplatz dieser Horde, bestand in 25 Hütten von obenbeschriebener einfacher Bauart, aus zwei in die Erde gesteckten und oben zusammengebogenen Stöcken, worüber eine Gras- oder Schilfmatte gedeckt war. Diese leichte Bedeckung war ihr einziger Schutz gegen die rauhe Witterung. Da, wo sie Höhlen finden, gebrauchen sie auch diese nicht einmahl. Jede Hütte war ungefähr drei Fuß hoch, und vier Fuß breit, und in der Mitte war der Boden, wie ein Straußennest, ausgegraben. In diese Grube hatte man ein wenig Gras gestreuet, welches ihnen zum Polster und zum Bette diente. Darauf liegt die ganze Familie an und über einander, gleich einigen vierfüßigen Thieren, zusammengepackt. Es scheint gewöhnlich zu sein, daß ältliche Männer zwei Weiber, ein altes und ein junges, haben. Da sie weder Viehzucht, noch Ackerbau treiben, so fanden wir auch keine andere Thiere bei ihnen, als Hunde. Diese waren außerordentlich fett, welches mir bei der Armuth ihrer Herren unerklärlich vorkam. Allein unsere Holländer belehrten mich, daß die Buschmänner ihren Hunden nichts, als gedörrte Heuschreckenlarven, zu fressen geben; und da dieses Nahrungsmittel dies Jahr in Ueberfluß vorhanden ist, so hörte mein Befremden auf. Die Buschmänner genießen davon zugleich mit ihren Hunden. An andern Mundvorräthen fanden wir in ihren Hütten nichts, als wildgewachsene Zwiebeln, und Eier oder Larven von weißen Ameisen.

Die letzten scheinen eine ihrer vorzüglichsten und liebsten Speisen zu sein. Ich schließe dieses aus der Seltenheit der Ameisenhügel in den ihnen naheliegenden Gegenden, da dieses Geziefer doch in allen andern Theilen Südafrika's in so großer Menge angetroffen wird. Vermuthlich haben sie durch den häufigen Verbrauch derselben ihre Zahl so sehr vermindert. Ueberall, wo ein solcher Hügel gewesen war, fanden wir ihn schon geplündert und zerstört.

Die Mannspersonen gingen ganz ungekleidet. Beinahe war dies auch bei den meisten Weibern der Fall. Ihre einzige Bedeckung war ein Gürtel von Springbockshaut, an welchem vorn eine luftige Schürze von dünnen Riemen hinabhing. Indeß waren sie doch nicht ganz ohne einigen Putz. Einige trugen nämlich Kappen von Eselshaut, auch wol Stückchen Kupfer und Knöpfe am Halse. Bei allen Mannspersonen war der Nasenknorpel durchbohrt, in welchem sie ein Stückchen Holz, oder einen Stachel vom Stachelschweine trugen. Eitelkeit, folglich auch Putz, findet man bei den rohesten, wie bei den gebildetsten Menschen. Sie scheint eine Schwachheit des gesammten Menschengeschlechts zu sein, von der nur der vollendete Weise sich mehr oder weniger loszumachen versteht.

Der längste Mann, den wir unter ihnen sahen, war nur vier Fuß und neun Zoll, die längste Frau hingegen nur vier Fuß und vier Zoll groß. Vier Fuß und sechs Zoll scheint die mittlere Größe der Männer, und vier Fuß die der Weiber zu sein. Eine von den Letzten, die mehre Kinder hatte, maß nur drei Fuß und neun Zoll. Die kümmerliche Lebensart dieser Leute, ihr gänzlicher Mangel an allen zur Leibespflege gehörigen Dingen, und die Einwirkung einer kalten und rauhen

Bergluft auf ihre unbekleideten Körper scheinen die Ursache ihres geringen Wachsthums zu sein.

Ihre Farbe, ihr Haar und ihre Gesichtszüge sind ein augenscheinlicher Beweis, daß sie mit den Hottentotten einerlei Abstammung haben, ungeachtet diese minder häßlich und nicht so klein sind, als sie. Die Buschmänner gehören in der That zu den häßlichsten Geschöpfen des gesammten Menschengeschlechts. Die platte Nase, die hohen Backenknochen, das vorstehende Kinn und das eingefallene Gesicht geben ihnen Aehnlichkeit mit den Affen, die ihr kühnes und lebhaftes Auge nicht vermindern kann. Der Schnitt ihrer Augenlieder, die bei der Nase nicht, wie bei den Europäern, einen Winkel bilden, sondern in einer Ründung zusammenlaufen, giebt ihrer Gesichtsbildung eine Aehnlichkeit mit den Chinesen.

Ihre Thätigkeit ist unbeschreiblich groß. Sie gehören zu den schnellsten und gewandtesten Läufern und Springern auf dem Erdboden. Der Klippenspringer (eine Art von Gemsen in Afrika) kann sie in der Geschicklichkeit, von Klippe zu Klippe zu springen, kaum übertreffen. Auf unebenem Boden und an den Seiten der Berge soll kein Reiter es mit ihnen aufnehmen können.

Ihr Rückgrath ist so sehr nach einwärts zu gebogen, und ihr unverhältnißmäßig großer After tritt so weit hervor, daß die Linie vom Nacken bis zum Hintern ein vollkommenes S bildet. Die Größe des Afters ist besonders bei ihren Weibern sehr auffallend. Bei einer dieser Personen, an welcher wir die Verhältnisse ihrer Glieder zu einander maßen, trat dieser Theil von dem Rückgrathe um fünf und einen halben Zoll hervor. Diese Masse schien bloß aus Fett zu bestehen, und gab dem Frauenzimmer, wenn es ging, ein sehr lächerliches

Ansehen; denn jeder Schritt war mit einer so schwabbeligen und zitternden Bewegung dieses Körpertheils verbunden, daß es völlig das Ansehn hatte, als wenn hinten zwei gallertartige Massen an ihren Körper angehängt wären.

Man hat schon oft die Frage aufgeworfen: woher das Hottentottengeschlecht, zu dem die Buschmänner unstreitig mitgehören, und welches sich von jedem andern Volke, nicht bloß in Afrika, sondern auch in den übrigen Welttheilen, so sehr unterscheidet, wol eigentlich abstammen möge? Die verschiedenen Meinungen, die man darüber geäußert hat, hier auseinanderzusetzen, würde langweilig sein; ich will mich daher begnügen, nur diejenige darzulegen, welche mir die meiste Wahrscheinlichkeit zu haben scheint.

Es ist die: daß sie zunächst Egiptischen, und mit den Egiptern zugleich Chinesischen Ursprungs sind; so sonderbar es auch scheinen mag, eins der sinnreichsten und gebildetesten Völker mit einem der rohesten, welches noch auf der untersten Stufe der Menschheit steht, in Verwandtschaft bringen zu wollen. Die Gründe, welche dieser Meinung zur Stütze dienen, sind folgende.

Erstens ihre äußere Bildung. Nimmt man die außerordentlich platte Nase und das buschige Haar aus, so haben sie mit den Chinesen eine auffallende Aehnlichkeit: dieselbe Farbe der Haut, dieselben hervortretenden Backenknochen, denselben Schnitt der Augen. Was sie unterscheidet, kann sehr wohl nur eine Wirkung der Verschiedenheit des Himmelsstrichs, der Erziehung und der Lebensart sein.

Zweitens die übereinstimmenden Nachrichten, welche einige Schriftsteller des Alterthums von den alten Egiptern und den angrenzenden Aethiopiern hinterlassen ha-

ben. Sie beschreiben uns z. B. unter den Namen Pigmäen, Zwerge, Troglodyten, Höhlenbewohner, zwei in der Nachbarschaft des Nils ehemahls lebende Völker, mit Zügen, welche ganz von Hottentotten und Buschmännern entlehnt zu sein scheinen. Am auffallendsten ist die Schilderung, welche Einer dieser Schriftsteller *) von einigen Aethiopischen Völkern entwirft. Sie paßt so genau auf die Buschmänner, als wenn diese dazu gesessen hätten. »Es herrscht,« sagt er, »eine viehische Rohheit in ihren Sitten und Gebräuchen; ihre Töne sind gellend, übelklingend und kaum für menschliche zu erkennen. Sie gehen nackt, und stecken ihre vergifteten Pfeile in eine Binde, die sie um den Kopf gewunden haben. Diese Pfeile springen gleich eben so vielen Strahlen hervor, und bilden eine Art von Krone u. s. w.« Die Buschmänner thun mit ihren Pfeilen gerade dasselbe, und stecken sie auf die nämliche Art auf. Sie haben dabei die doppelte Absicht, geschwinder zu schießen, und ihren Feinden durch den stacheligen Kopfputz Schrecken einzuflößen.

Obgleich der Buschmann in jeder Hinsicht ein Hottentotte ist, so unterscheidet er sich doch in Ansehung seiner Gemüthsbeschaffenheit gar sehr von Denen, welche bei Europäern und in der Knechtschaft leben. Er ist äußerst lebhaft in seinen Empfindungen, Vorstellungen und Handlungen, von heiterem Gemüthe und sehr thätig. Seine Fähigkelten gehen weit über das Mittelmäßige hinaus; und da er den Müßiggang, der Gewohnheit der meisten Wilden zuwider, verabscheuet, so ist er selten ohne Beschäftigung. Bei den dienstbaren Hottentotten findet man in der Regel gerade das Ge-

*) Diodor aus Sicilien.

gentheil. Die vollkommene Freiheit der Einen, und die Sklaverei der Andern machen diesen Unterschied erklärlich. . . . .

Bei Tage leben die Buschmänner, gleich dem Wilde, gewöhnlich versteckt, aus Furcht vor den Holländischen Pflanzern, von welchen sie stündlich angefallen, gefangen oder getödtet zu werden besorgen müssen. Des Nachts hingegen kommen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und überlassen sich beim Mondscheine häufig den Tanzbelustigungen, welche sie oft vom Sonnenuntergange bis zum Sonnenaufgange fortsetzen. Die kreisförmigen ausgetretenen Bahnen, die wir um ihre Hütten her bemerkten, schienen zu beweisen, wie sehr sie diese Lustbarkeit lieben. Sie sollen vorzüglich lustig bei der Annäherung des ersten Gewitters nach dem Winter sein, weil sie dieses für ein so gewisses Kennzeichen des Sommeranfanges ansehen, daß sie ihre ledernen Bedeckungen in Stücken zerreißen, sie in die Luft werfen, und verschiedene Nächte hinter einander tanzen. Bei der harten, beschwerlichen und kümmerlichen Lebensart dieser Leute, und bei den unaufhörlichen Gefahren, worin sie schweben, kann man ihren Frohsinn und ihren Hang zur Lustigkeit nicht genug bewundern.

In jedem Theile des Landes bemerkt man Spuren ihrer Thätigkeit, z. B. Fallgruben, um Wildbret zu fangen. Diese sind oben mit Stäben belegt und mit Gesträuch oder Rasen bedeckt, wodurch sie dem Auge des Wildes verborgen bleiben, so daß es keinen Anstand nimmt, hinüberzulaufen, dann aber hineinstürzt, und sich gefangen sieht. Oft findet man auch in diesen Gruben spitzige Pfähle errichtet, von welchen die hinabstürzenden großen Thiere, z. B. Seekühe, gespießt werden.

An andern Stellen hat man Steine in langen Reihen, gleich einer Mauer, aufgehäuft, und nur hin und wieder eine Oeffnung oder Lücke gelassen, durch welche das Wild seinen Lauf zu nehmen sich gezwungen sieht. Daselbst lauern denn aber die Jäger im Hinterhalte, und empfangen die durchlaufenden Thiere mit ihren vergifteten Pfeilen oder Wurfspießen. Solche Steinreihen oder Mauern sahen wir in einigen Gegenden Stunden lang fortlaufen. Statt der Steine hatten sie auch oft Stäbe dazu gebraucht, an deren oberen Enden Straußfedern flattern, welche die Thiere erschrecken, und sie zwingen, nach denjenigen Stellen hinzulaufen, wo die Jäger in ihrem Hinterhalte verborgen sind. Das Alles zeugt denn doch von Nachdenken und Fleiß.

Nur dann, wenn alle ihre Unterhaltsmittel fehlschlagen, treibt sie die Noth, einen eben so mühseligen als gefährlichen Streifzug in die Besitzungen der Pflanzer vorzunehmen. Noth sowol, als das ihnen von den Europäern gegebene Beispiel, reizen sie dann zur Grausamkeit. Von Natur ist das ganze Hottentottengeschlecht sanft und im höchsten Grade lenksam; allein das Betragen der Holländischen Pflanzer gegen sie ist so schändlich und so unmenschlich gewesen, daß ihre eigene Grausamkeit sich damit entschuldigen läßt. Sie wurden von dem Volke, das sie jetzt berauben, und an dem sie sich zu rächen suchen, aus ihrem Vaterlande verjagt, und gezwungen, in die ärmsten und rauhesten Gegenden zu flüchten. Ihre Weiber und Kinder wurden von ihren Verfolgern gefangen und in eine harte Knechtschaft abgeführt. Ist es zu verwundern, daß sie Grausamkeiten mit Grausamkeit vergelten? Daß sie aber ihre überdachte Grausamkeit über jedes lebendige Geschöpf ausdehnen, welches ihren Feinden angehört, ist ein Beweis, daß ihre von Natur

sanfte Gemüthsbeschaffenheit nach und nach sehr ausgeartet ist. Wenn sie z. B. einen Hottentotten erwischen, der seines Herrn Haus oder Herde bewacht, so begnügen sie sich nicht damit, ihn zu tödten, sondern quälen ihn vorher auf die gräulichste und unmenschlichste Weise. Sie zerren ihm z. B. die Eingeweide aus dem Leibe, reißen ihm die Nägel ab, schinden ihn auch wol, und sind in der Erfindung neuer Martern für dergleichen unglückliche Schlachtopfer unerschöpflich. Selbst die armen unschuldigen Thiere, welche sie fangen, werden mit ähnlicher Barbarei gequält und gemartert. So weit können Menschen, von Unmenschen verbildet, von der Höhe ihrer angebornen Natur zu der gefühllosesten und gräßlichsten Barbarei hinabsinken!

Der Zustand, worein man dieses Volk unbarmherziger Weise gestürzt hat, hat die sanfte und schüchterne Gemüthsbeschaffenheit, die ihnen vorher mit dem ganzen Geschlechte der Hottentotten gemein war, gänzlich vertilget. Wenn ein Trupp sich von den Pflanzern umringt, und keine Aussicht zu entkommen mehr vor sich sieht, dann vertheidiget er sich auf die verzweifelteste Weise, und bis auf den letzten Mann. Man hat bei solchen Gelegenheiten oft gesehen, daß einige von ihnen sich mitten unter ihre Feinde stürzten, um sie in Verwirrung zu bringen, und ihren Gefährten, besonders aber ihren Weibern und Kindern Gelegenheit zu verschaffen, sich durch die Flucht zu retten. So vereinigen sich unmenschliche Grausamkeit und liebevolle Großmuth oft in einem und ebendemselben menschlichen Wesen!

Sie führen ihre Raubzüge nicht ohne eine gewisse überdachte Klugheit aus. Wenn sie ihre Beute fort-

treiben, und sich verfolgt sehen, so theilen sie sich allemahl in zwei Parteien; die eine führt das Vieh fort, die andere sucht ihre Verfolger durch unaufhörliche Angriffe, wo nicht zu ermüden, doch aufzuhalten. Sehen sie sich übermannt, und in die Unmöglichkeit versetzt, das geraubte Vieh in Sicherheit zu bringen, so durchbohren und lähmen sie mit vergifteten Pfeilen, wenn ihnen Zeit dazu gelassen wird, die ganze Herde, um sie wenigstens zu vertilgen. Man sieht, daß Rachgier sie bei diesen Streifzügen eben so sehr, als Raubsucht, belebt.

Ihre Pfeile und Wurfspieße sind immer in Gift getaucht; nur das macht sie gefährlich; denn sonst sind ihre Bogen so außerordentlich klein, daß nicht viel davon zu besorgen sein würde. Von den frühesten Jahren an gewöhnen sie sich an den Gebrauch des Bogens. Die kleinsten Knaben, die von den Felsen zu uns herabkamen, brachten ihre Bogen und kleine mit Pfeilen angefüllte Köcher mit. Ein voller Köcher enthält ungefähr siebenzig bis achtzig Pfeile, aber auch einige Pinsel, womit man das Gift aufträgt, und ein Feuerzeug, welches aus zwei kleinen Stäben von hartem Holze besteht. Wenn man Feuer damit anmachen will, so legt man das eine Stück, worin sich ein Loch befindet, wagerecht auf ein Häufchen Heu, setzt die Spitze des andern senkrecht in jenes Loch, und dreht es zwischen den Händen schnell herum, da denn das unterliegende Heu durch die Schnelligkeit des Reibens unglaublich geschwind in Flammen geräth.

So elend das Leben der Buschmänner uns nothwendig vorkommen muß, so ist es doch, ihrem eigenen Gefühle nach, minder kläglich, als es uns erscheint. Diese Leute haben keine andere, als die allereinfachsten Na-

turbedürfnisse, und diese können sie doch wenigstens an den meisten Tagen ihres Lebens befriedigen. Sie sind dabei im höchsten Grade abgehärtet, und ertragen daher Manches mit völliger Gleichgültigkeit, was uns Andern, die wir verwöhnt und verweichlichet sind, ganz unerträglich zu sein scheint. Hiezu kommt, daß sie keinen bessern Zustand kennen, womit sie den ihrigen vergleichen könnten, und wodurch dieser ihnen verhaßt gemacht würde. Unter ihnen selbst herrscht die vollkommenste Gleichheit. Was Einer hat oder genießt, das haben und genießen Alle; und was Einer entbehrt oder leidet, das entbehrt oder leidet mit ihm die ganze Horde. Sie bekümmern sich, wie andere Wilde, nicht um den folgenden Tag; und bloß dadurch ist eine der ergiebigsten Quellen der Leiden, welche gebildeten Menschen zuströmen, für sie verstopft. Sie wissen daher auch nichts vom Haushalten und Sparen. Haben sie eine Herde geraubt und glücklich nach Hause gebracht, so wird Alles hinter einander so geschwind geschlachtet, daß ihr ganzer Aufenthaltsort oder Kraal in kurzen dadurch zum Schindanger wird, und die Luft durch den Gestank herumliegender Aeser verpestet. Die Menge von Geiern, die durch diese faulen Ueberreste herbeigelockt werden, dienen den Pflanzern oft zur Entdeckung eines solchen Kraals. Sie sind eben so unreinlich und gefräßig, als jene Vögel, welche den Raub mit ihnen theilen. Den Dreien, die uns nach dem Wagenplatze begleiteten, hatte man gegen fünf Uhr Abends ein Schaf gegeben, und dieses war am folgenden Morgen völlig von ihnen aufgezehrt. Sie aßen davon die ganze Nacht hindurch, schliefen nicht, und hörten eher nicht auf, als bis von dem ganzen Thiere nichts mehr, als das Fell und die Knochen, übrig war. Nach dieser Mahlzeit

waren ihre sonst so eingefallenen Bäuche dergestalt ausgedehnt, daß sie fast gar nichts Menschenähnliches mehr hatten. Sie tranken dazu kein Wasser, sondern bereiteten sich einen Trank, dessen Verfertigung man nur zu sehen braucht, um den größten Ekel zu empfinden. Indem sie nämlich dem Thiere die Kehle abschnitten, öffneten sie zu gleicher Zeit den Bauch desselben, und ließen das Blut zwischen die Eingeweide rinnen. Dann schnitten sie diese mit einem Messer durch, gossen eine Menge Wasser hinein, rührten Alles, das Dicke mit dem Dünnen, wohl durch einander, fingen dieses ekelhafte Gemisch in Gefäße auf, und tranken es mit dem größten Wohlbehagen.

Ihr Hand- oder Tellertuch bei diesem gräulichen Schmause war die Haut ihres Leibes, an der sie sich von Zeit zu Zeit die fetten Hände abwischten. Eines andern Fettes zum Einbalsamen der Haut, nach Hottentottischer Art, schienen sie sich nicht zu bedienen. Haare und Gesicht hingegen waren bei Vielen von ihnen mit rothem Oker eingerieben. Einige hatten das Gesicht auch schwarz gefärbt. Dies thun sie mit dem Kern einer kleinen Nuß, die vorher in Feuer gebrannt wird. Von dem Oele dieser Nuß, welche sie Kai nennen, sind sie überzeugt, daß es gegen die Steifheit der Gelenke diene, und die Holländischen Pflanzer halten es für das beste Mittel gegen die Flüsse. Dieses Oel hat wirklich eine große Aehnlichkeit mit dem sogenannten Kajaputöl, welches einen großen Ruf als ein vortreffliches Heilmittel gegen ebendieselbe Krankheit erlangt hat.

Merkwürdig ist es, daß diese Zwergart eine weit stärkere Leibesbeschaffenheit hat, und länger zu leben

pflegt, als die übrigen Hottentotten. Man findet unter Denen von ihnen, welche bei den Landleuten in der Knechtschaft leben, Viele, die ein hohes Alter erreichen. Ihre Arzeneikunde schränkt sich meistentheils nur auf Ein Mittel ein; wenigstens wird dieses immer zuerst versucht, von welchem Uebel sie auch befallen sein mögen. Es besteht darin, daß sie sich das vorderste Gelenk eines Fingers abschneiden. Den Anfang machen sie mit dem kleinen Finger der linken Hand, weil dieser unter allen am leichtesten entbehrt werden kann. Die Meinung, von der sie sich dabei leiten lassen, ist die: daß die Krankheit aus dem Körper mit dem Blute herausfließe.

Es ist bei ihnen gewöhnlich, die Todten zu beerdigen, und sie dann, wie bei den übrigen Hottentotten, mit einem Steinhaufen zu bedecken. Auf grasreichen Ebenen, wo keine Steine zu haben waren, fanden wir die Grabstellen mit Erdhügeln bedeckt, die so groß waren, daß ihre Anlegung keine geringe Arbeit gekostet haben mußte. Aber Mühe und Arbeit scheinen ihnen nicht, wie den gezähmten Hottentotten, zur Last, sondern vielmehr zum Vergnügen zu gereichen.

Unter den Erzeugnissen ihres Kunstfleißes bewunderten wir vornehmlich folgende: ihre Pfeile, die sehr niedlich gearbeitet sind, ihre Fischkörbe, die eine sehr zweckmäßige Einrichtung haben, ihre wohlgeflochtenen Gras- oder Schilfmatten, die ihnen zum Obdach dienen, wenn sie unter freiem Himmel wohnen, und endlich die schon oben erwähnte Zeichenkunst, womit sie an glatten Felsenwänden vollkommen ähnliche Abbildungen von Thieren machen. Bei unsern Nachforschungen über diese Bilder erfuhren wir von ihnen, daß sie insgesammt das

Werk eines zahlreichen Stammes ihrer Landsleute sind, die etwas weiter nordwärts wohnen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Holländischen Pflanzer einsehen lernten, wie vortheilhaft es für sie selbst sein würde, wenn sie ihren Streifzügen gegen dies unglückliche Volk ein Ende machten, und eine gelindere Behandlungsart gegen sie annähmen. Es würde ihnen zwar schwerlich gelingen, sie von ihrer gewohnten wilden Lebensweise zurückzubringen; allein ihr tiefeingewurzelter Haß gegen die Europäer, welchen ihnen diese durch Grausamkeit selbst eingeflößt haben, würde sich legen, und nach und nach würde, zu Beider Besten, zwischen beiden Parteien ein friedlicher Verkehr entstehen. Der erste Schritt dazu würde der sein, daß man die unmenschliche Gewohnheit, ihre Weiber und Kinder gefangen wegzuführen, abschaffte. Diese Unmenschlichkeit scheint sie am meisten erbittert zu haben. Der Zustand Derer, welche von den Pflanzern eingefangen werden, ist in der That noch schlimmer, als der gewöhnliche Sklavenstand; denn einen Sklaven kauft man für Geld, und kann ihn, wenn man will, wieder verkaufen. Man schont ihn also, und sucht sein Leben zu erhalten, wo nicht aus Menschlichkeit, doch aus Eigennutz, weil er, wie Pferde und Ochsen, einen Geldwerth hat. Bei dem armen Buschmann ist dies nicht der Fall. Die Holländische Regierung des Vorgebirges erlaubte zwar den Pflanzern, ihn zu fangen oder zu tödten, aber nicht, ihn an Andere zu verkaufen. Durch diese halbe Menschlichkeit hat man den Zustand des unglücklichen Volks mehr verschlimmert, als verbessert.

Vor vierzig Jahren noch besuchten die Buschmänner die Wohnungen der Pflanzer dreist und öffentlich,

weil damahls jene grausame Verwilligung noch nicht Statt fand. Damahls begnügten sie sich damit, zu betteln und bei Gelegenheit zu stehlen; aber niemahls begingen sie einen Mord. Sie schritten zu diesem äußersten Mittel nicht eher, als bis die Regierung die unkluge und ungerechte Maßregel ergriff, den Landleuten eine unbeschränkte Gewalt über das Leben Derjenigen einzuräumen, die sie gefangen nehmen würden. Man hätte damahls den Streifzügen gegen sie gewisse Grenzen setzen, sie bloß auf den Umfang der Pflanzungen und auf die Gefangennehmung des Gesindels einschränken sollen, ohne dasselbe für vogelfrei zu erklären. Nichts kann ungerechter und unverantwortlicher sein, als der Angriff, den unsere Partei auf den Kraal machte. Die armen Geschöpfe schliefen ruhig unter ihrem niedrigen Mattendache, und befanden sich, fern von den Grenzen der Pflanzer, im Herzen ihres eigenen Landes. Das Einzige, was uns dabei zur Entschuldigung gereichen konnte, ist die gute Absicht, die wir hatten, ein friedliches Verhältniß zwischen ihnen und den Pflanzern zu stiften. Allein diese Absicht gab uns doch keinesweges das Recht, mit einem feindlichen Einfalle den Anfang zu machen, welcher Einem von ihnen das Leben kostete.

Man würde den Räubereien dieser Wilden weit wirksamern Einhalt thun können, wenn man sie kühn angriffe, sobald sie über ihre Grenzen kämen, sich aber nie erlaubte, sie in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, oder sie dahin zu verfolgen. Dann würden sie begreifen, daß sie mit eben so gerechten als überlegenen Menschen zu thun hätten, die weiter nichts wollten, als sich gegen ihre Ungerechtigkeiten sichern; und sie würden ihre Streifereien endlich von selbst aufgeben. Dies wäre aber den Wünschen der Pflanzer nicht gemäß, deren Ab-

sicht vornehmlich dahin geht, sich Kinder zu verschaffen. Zur Begleitung ihrer zahlreichen Herden haben sie viele Leute nöthig; und die Hottentotten werden von Jahr zu Jahr seltner, so daß man keine hinlängliche Anzahl derselben mehr bekommen kann. Diesen muß man überdies auch Lohn geben. Der arme Buschmann hingegen erhält weiter nichts, als sein Schaffell zur Bedeckung, und sein kümmerliches Essen. Indessen sind die Mühseligkeiten, welche die Landleute auf ihren langwierigen Streifzügen gegen die Buschmänner auszustehen haben, sehr groß und mannichfaltig. Sie müssen Hunger und Durst dabei ertragen, sind der Abwechselung von großer Hitze und Kälte ausgesetzt, und selten ist es ihnen dabei vergönnt, auszuruhen und von ihren Anstrengungen sich zu erholen. Viele leiden an den Wunden von vergifteten Pfeilen, die zwar nicht immer tödtlich sind, aber doch häufig langwierige Leiden nach sich ziehen, von welchen sie niemahls genesen. Einige von ihnen sind zwar so klug, Schröpfköpfe mitzunehmen, um das vergiftete Blut auf der Stelle aussaugen zu lassen, auch die Wunden mit frischem Oele auszuwaschen, und eine tüchtige Menge Weinessig zu trinken; und diese genesen leicht; Andere hingegen verlassen sich auf den Gebrauch gewisser Marktschreiermittel, und müssen dafür büßen. Die Hottentotten waschen gemeiniglich ihre Wunden mit einem Gemische von Urin und Schießpulver aus; und man hat bemerkt, daß diese selten daran sterben, außer wenn sie gefährlich verwundet worden sind.

Ich habe einigemahl der Abbildungen von allerlei Thierarten erwähnt, welche die Buschmänner an den Felsenwänden ihrer Höhlen mit auffallender Geschicklichkeit zu machen wissen. Einige unserer Begleiter behaupteten, unter solchen Wandgemählden auch zuweilen

die Figur eines Einhorns gefunden zu haben. Dies reizte meine Neugier. Bekanntlich ist über das Dasein solcher Geschöpfe, die wir bis jetzt nur erst aus der zum Englischen Wappenhalter gewählten Zeichnung kennen, und von welcher noch immer nicht ausgemacht ist, ob sie einen wirklichen Gegenstand in der Natur habe, oder nur ein Werk der Einbildung sei, oft gestritten worden. Fände sich nun eine solche Abbildung unter den Wandbildern der Buschmänner, welche alle übrige Zeichnungen von Thieren ganz nach der Natur entworfen zu haben scheinen, so würde das kein unbedeutender Beweisgrund für die erste Meinung sein. Ich beschloß daher, noch mehr dergleichen bemahlte Höhlen aufzusuchen, und wir ließen uns dabei von einem Pflanzer führen, welcher vor einigen Jahren erst die Abbildung des Einhorns unter andern Thierbildern gefunden zu haben versicherte.

Lange blieben unsere Nachforschungen fruchtlos. Wir trafen zwar mehre Höhlen an, welche mit allerlei sehr ähnlichen Thierbildern, z. B. vom Elephanten und Nasehorn, von der Seekuh oder dem Flußpferde, der Giraffe u. s. w. ganz bemahlt waren; allein die Figur des Einhorns war nicht darunter. Endlich aber gelangten wir, in einer sehr versteckten Felsenkluft, zu einer Höhle, deren Eingang mit dickem Gesträuche verwachsen war. Nachdem wir die Büsche weggehauen hatten, um dem Tageslichte Eingang zu verschaffen, untersuchten wir die zahlreichen Gemählde, welche sich an den Wänden befanden, und entdeckten endlich einen Theil von einer Figur, die offenbar ein Einhorn vorstellen sollte, die aber leider! nicht mehr vollständig war. Folgendes ist von demjenigen Theile derselben, den man noch deutlich erkennen konnte, eine treue Abzeichnung:



Den Rumpf und die Beine hatte man weggekratzt, um Platz zur Abbildung eines Elephanten zu bekommen, der gerade vor dem Einhorne stand.

Dieser Umstand war für mich sehr verdrießlich, und die uns begleitenden Landleute konnten nicht begreifen, warum ich einen so hohen Werth auf eine vollständige Abbildung dieses Thiers legte, an dessen Dasein sie gar nicht zweifelten. Als man ihnen aber sagte, daß Demjenigen, der dasselbe todt oder lebendig schaffen könne, eine Belohnung von tausend, ja sogar von fünftausend Thalern zu Theil werden solle, sperrten sie Maul und Nase auf, und erklärten sich bereit, einen Streifzug mit uns hinter den Bambosberg zu machen, wo Einige von ihnen völlig überzeugt waren, daß man dieses Thier finden würde. Gründe, welche nicht von mir abhingen, machten es unthulich, dieses Anerbieten anzunehmen.

Daß die Buschmänner dieses Thier unter andern, die es in der Wirklichkeit giebt, abzuzeichnen pflegen, scheint in der That einen starken Beweisgrund für das Dasein desselben abgeben zu können. Unter einigen tausend Thierfiguren, die wir während unserer Reise in Höhlen angetroffen hatten, gab es keine einzige, die nicht ein wirkliches Geschöpf bezeichnet hätte, keine einzige, die man für eine Erdichtung der Einbildungskraft

hätte erklären können; vielmehr waren alle, ohne Ausnahme, eine so getreue Darstellung der Natur, als man von den Kunstfähigkeiten dieser Wilden nur immer erwarten konnte. Warum sollten sie gerade mit der Figur des Einhorns eine Ausnahme gemacht haben? Und wie sollte ihre Einbildungskraft auf die Erdichtung gerade dieser Thierart verfallen sein?*)

Es ist hier der Ort nicht, die Gründe für und wider das Dasein dieser Thierart auseinanderzusetzen; ich muß aber bekennen, daß mir die ersten bei weiten überwiegend zu sein, und eine viel größere Wahrscheinlichkeit, als die letzten, zu geben scheinen. —

Das Wetter war seit mehren Tagen außerordentlich schwül gewesen; heute, da wir den Berg wieder hinabstiegen, überzog sich der Himmel plötzlich mit schweren und schwarzen Wolken, die augenblicklich zu bersten droheten. Unsere Wagen erreichten indeß noch zu rechter Zeit eine gegen den Wind geschützte Stelle im Thale, als ein schrecklicher Sturm mit unbeschreiblicher Wuth seinen Anfang nahm. Der Ungestüm des Windes war so groß, daß er Alles mit sich fortriß, und hinter ihm folgte ein Donner, der die Grundsäulen der Erde zu erschüttern schien. Es folgte Schlag auf Schlag mit einem so entsetzlichen Krachen, daß die ungeheuern Felsenmassen der Berge davon erbebten und den Einsturz droheten. Statt einzelner Blitze schossen rothgelbe Feuerströme durch die verfinsterte Luft. So lange ich lebe, erinnere ich mich nicht, solche Feuermassen gesehn, solch Donnergekrache, solche brausende und brüllende Winde, und solch Regengeprassel gehört zu haben. Der Platzregen war mit Hagel von ungewöhnlicher Größe untermischt, und die gewaltigen Windstöße schienen mit

*) Auf diese letzte Frage ließe sich wol antworten: daß ehemahlige Sklaven der Holländer am Vorgebirge der guten Hoffnung die Figur des Einhorns auf Englischen Flaggen und Schiffsverzierungen gesehen, und dieses Bild, bei ihrer Entweichung, in der Einbildungskraft mit sich in die Wildnisse der Buschmänner genommen haben könnten.

D. Herausgeber.

dem Donner und Blitze um die Oberherrschaft zu streiten. Am folgenden Morgen sah man rings umher und weit und breit nichts als Verwüstung. Solche Stürme und Ungewitter sind hier gar nichts Ungewöhnliches.

Bei unserer Rückreise kamen wir durch eine Gegend, die überaus reich an Bienen und ihren Erzeugnissen, Wachs und Honig, war. Beinahe an jedem Felsen hingen ihre Zellengebäude in großen Klumpen herab. Hier hatte ich denn auch das Vergnügen, den bekannten Honigkuckuck oder Honigweiser kennen zu lernen. Dieser gehört zwar zu dem Geschlechte der Kuckucke, er ist aber nur ein kleiner bräunlicher Vogel, der in seinem äußern Ansehen gar nichts Merkwürdiges hat.

In seinem Betragen findet man hingegen etwas, das Demjenigen wenigstens sehr nahe kommt, was die Menschen ihren Halbbrüdern, den Thieren, nicht zugestehen wollen, ich meine, etwas Vernunftähnliches, um nicht etwas Vernünftiges zu sagen. Wenn er ein Bienennest bemerkt, so fliegt er gleich davon, um einen Menschen aufzusuchen, den er dann durch sein Pfeifen, Flattern und Zwitschern von seiner Entdeckung zu benachrichtigen sucht. Wird er von ihm bemerkt und verstanden, so führt er ihn, indem er von Baum zu Baum, von Busch zu Busch zwitschernd vor ihm hinflattert, auf dem kürzesten Wege dahin. Ist er ganz in der Nähe des Nestes, so setzt er sich ruhig hin und schweigt. Sobald hierauf die Person, der er seine Entdeckung mitgetheilt hat, im Besitze des Nestes ist, und den Honig herausgenommen hat, fliegt er hin, um die Ueberbleibsel, die seine Belohnung sind, zu verzehren. Auf gleiche Weise, und mit der nämlichen Zuverlässigkeit, soll er auch die Gruben der Löwen, Tiger, Hiänen und anderer Raubthiere anzeigen.

Der Stolz der Menschen, der seine thierischen Mitgeschöpfe nicht weit genug unter sich herabwürdigen zu können glaubt — vielleicht um seine Grausamkeiten gegen sie zu entschuldigen — hat für dergleichen Aeußerungen derselben, die der Vernunft oft so ähnlich sehen, als ein Tropfen Wasser dem andern, den Namen Naturtrieb, Lateinisch Instinct, erfunden, womit man noch das Beiwort blind zu verbinden pflegt. Sie

thun das, sagt man, aus blindem Naturtriebe, gleichsam unwissend und gezwungener Weise, nicht aus Vernunft, nicht mit Ueberlegung. Aber wie kommt es denn, daß man manchem Thiere, z. B. dem Jagd- und Schäferhunde, dem Pferde, gewissen Vögeln u. s. w., Dinge, wozu offenbar Gedächtniß und Ueberlegung, folglich auch Vernunft gehört, lehren kann? Wie kommt es, daß dergleichen belehrte oder, wenn man lieber will, abgerichtete Thiere in der Folge Vieles von selbst verrichten, welches ihnen nicht gelehrt wurde, und wobei sie von Dem, was sie schon wissen, auf Das, was sie noch nicht wissen, zu schließen scheinen?*) Und endlich,

*) Folgende vernunftähnliche Aeußerung eines unvernünftigen Thiers habe ich selbst erlebt. Ich hatte einen trefflichen Hühnerhund. (Guter Perdrix! wie freue ich mich der Gelegenheit, dir hier ein kleines Denkmahl zu setzen!) Einst, da ich mit einem Freunde und ihm auf der Jagd war, zeigte er mir ein Volk Hühner in einem Rübenstücke an, und blieb, seiner Gewohnheit gemäß, halb nach mir, halb nach dem Aufenthaltsorte der Hühner hinschielend, so lange unbeweglich wie ein Felsen stehen, bis ich zu ihm kam und das Zeichen zum Einspringen gab. Die Huhner flogen auf, und Jeder von uns schoß eins derselben herab. Mein Perdrix aber, statt, seiner Schuldigkeit gemäß, die Herabgefallenen zu holen, lief, was er sonst nie that, weil er ein guter Hühnerhund war, wie rasend hinter den Wegfliegenden her, und alles Pfeifen und Zurufen war nicht im Stande, ihn zum Umkehren zu bewegen. Eine kleine Anhöhe, über welche die Hühner flogen, entzog ihn meinen Blicken. Lange mußte ich auf seine Zurückkunft vergebens warten. Schon war der Stock geschnitten, womit er für diese Unart nach Gebühr gezüchtiget werden sollte. Endlich erschien er, und zwar — mit einem dritten Huhne im Maule, welches er mir zu Füßen legte! Der Stock entfiel meiner Hand. Unstreitig hatte er besser, als wir, bemerkt, daß unter den wegfliegenden Hühnern noch ein durch Zufall mit angeschossenes sich befand. Die beiden gestürzten, mochte er denken, laufen nicht davon, aber diesem, welches noch fliegen kann,

wie kommt es doch, daß ihr Naturtrieb nicht überall der nämliche ist, sondern sich nach dem Himmelsstriche, nach den Umständen und nach ihren Bedürfnissen richtet? Viele hiesige Vogelarten, die wir in Europa auch haben, bauen ihre Nester hier ganz anders, als bei uns, weil sie und ihre Brut hier andern Gefahren und Nachstellungen von Affen, Schlangen und andern schädlichen Thieren ausgesetzt sind, gegen welche sie sich zu schützen suchen. Der Sperling z. B. umzäunt sein Nest rundumher mit Dornen, wodurch nur er, ohne sich zu verletzen, zu schlüpfen versteht; und selbst die Schwalbe macht unter den Dachrinnen oder in den Felsenritzen ihr Nest zu einer kleinen Festung, indem sie keinen andern Zugang zu demselben läßt, als eine Röhre, die sechs bis sieben Zoll lang ist. Die meisten kleinen Vögel in Südafrika bauen ihre Nester auf eine ähnliche Weise, indem sie dieselben rundum verschließen, und nur eine kleine Oeffnung, die häufig eine Röhre ist, zum Eingange haben. Viele hängen überdas ihre so gebauten Nester an die schwächsten Enden der längsten Zweige auf, die sich über einen Fluß oder Teich erstrecken, so daß selbst das leichteste Thier, welches keine Flügel hat, nicht dazukommen kann.

Ich frage noch einmahl: woher diese eben so künstliche, als verständige Abänderung der Nester, nach Beschaffenheit des Landes und nach dem jedesmahligen Bedürfnisse ihrer Erbauer, wenn diese dabei nur von einem blinden Naturtriebe geleitet werden?

Etwas weniger Stolz auf unsere menschlichen Vorzüge, und etwas mehr Achtung gegen unsere Halb- und Viertelbrüder, die sogenannten unvernünftigen Thiere, die zuweilen vernünftiger, als ihre Herren, zu sein scheinen, könnten uns, sollte ich glauben, gar nicht schaden.

---

muß nachgesetzt werden. Er setzte ihm daher so lange nach, bis es herabfiel. Gute, ehrliche Hundeseele, wo du auch jetzt deinen wohlverdienten Lohn für die mir geleisteten treuen und verständigen Dienste empfängst, ich kann noch jetzt nicht ohne eine Art von Rührung an dich denken! D. Herausgeber.

Sämmtliche
Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte Gesammtausgabe der letzten Hand.

Fünf und dreißigstes Bändchen.

Neue Sammlung
merkwürdiger Reisebeschreibungen.

Siebenter Theil.

In der Reihe die fünfte Original-Auflage.

Braunschweig,
Verlag der Schulbuchhandlung.
1832.

Inhalt.

Reise von Braunschweig nach Karlsbad und durch Böhmen, in Briefen von Eduard und Karl.

Reise
von
Braunschweig nach Karlsbad
und durch
Böhmen,
in Briefen
von
Eduard und Karl.



Erster Brief.

Karl an Lilla.

Blankenburg, den 21. des Sommermonds 1805.

Du glaubst nicht, liebe Lilla, wie groß die Welt ist! Ich glaubte es auch nicht; aber nun weiß ich es. Wenn ich sonst so auf meinem Karlsberge *) stand, und in die weite Welt hinausguckte, so meinte ich, hinter dem Elm und der Asse **) habe die Erde ihr Ende. Wie konnte ich anders? Sah ich doch das Gewölbe des Himmels hinter jenen Bergen augenscheinlich sich herab und bis zur Erde niedersenken. Ich dachte also: da ist die Welt mit Brettern zugenagelt, und wenn man so weit gekommen ist, so kann man den Himmel antasten, und sehen, woraus er gemacht ist. Als nun, einige Tage vor unserer Abreise, Großvater mir die Gegend zeigte, wohin wir reisen würden, und dabei sagte, daß wir sieben Tage fahren müßten, um nur erst nach Karlsbad zu kommen, schüttelte ich den Kopf, und dachte bei mir selbst: Wie soll das zugehen? Eine Schnecke würde ja in so vielen Tagen das Ende der Welt, folglich auch Karls-

---

*) Einem kleinen, dem Schreiber dieses geschenkten und nach ihm benannten Hügel im großväterlichen Garten.

**) Den beiden nächsten Bergen bei Braunschweig.

bad, durch Kriechen erreichen. — Nun höre, Lilla, wie es ging!

Als wir, zwei Stunden nach unserer Abreise von euch, bei Wolfenbüttel ankamen, und ich nun seitwärts hinter der Asse wegsehen konnte, bemerkte ich, zu meiner Verwunderung, daß der Augenschein mich dennoch gewaltig betrogen hatte. Das Ende der Welt war mir entwischt, das Himmelsgewölbe merklich weiter geworden. Es umspannte hier noch viel mehr Land, als ich in unserm Garten, selbst vom Schneckenberge herab, jemahls gesehen hatte. Indeß verzweifelte ich doch nicht, daß wir vor Abend es noch erreichen würden. Der äußerste Rand der Erde, wo, meiner Meinung nach, der Himmel auf ihr ruhte, schien doch höchstens nur vier oder fünf Meilen weit — ich wußte ja nun schon, wie lang eine Meile ist! — von uns entfernt zu sein. O, ich Dummerjahn!

Wir fuhren nun wieder darauf los, kamen dicht bei der Asse vorbei, sahen die Trümmer der verfallenen Burg auf dem Gipfel des Berges durch den Wald hervorschimmern, rollten dann, von Dorf zu Dorf, durch die herrlichsten Felder immer wacker vorwärts, und so oft wir eine Anhöhe erreichten, sah ich zu meinem Erstaunen, daß wir dem Ende der Welt noch um keinen Fingerbreit näher gekommen waren. Der Himmel spannte sich vielmehr immer weiter und weiter aus, und schloß immer mehr Land ein, als ich bis dahin gesehen hatte. Das war mir denn doch zu kraus. Ich mußte wissen, wie ich das nehmen sollte, und fragte den Großvater darum.

Närrchen! antwortete dieser, hast du denn noch nie gehört, daß die Erde rund ist? Das hatte man mir nun zwar schon lange gesagt; aber ich dachte: rund wie

ein Teller; und der hat doch einen Rand, und hört bei diesem Rande doch auf. Das sagte ich nun dem Großvater; aber da kam ich schön an! Er lachte mir an die Nase, und sagte: Gut, daß ich dich mitgenommen habe! Zu Hause wäre dir das Köpfchen doch wol niemahls klüger geworden. Rund, wie eine Kugel, wie ein Apfel, ist die Erde! Da ist kein Rand, kein Ende. Man kann wol rund auf ihr, oder um sie herumreisen; aber an eine Stelle, wo der Himmel auf ihr ruhete, und wo man also wieder umkehren müßte, kommt man nie.

Da ging mir auf einmahl ein Licht auf. Aber hinten in meinem Gedankenkasten blieb's denn doch noch gewaltig dunkel. Rund um sie herumreisen? sagte ich zu mir selbst. Ja, wenn wir Fliegenfüße hätten, womit man einhaken und sich halten könnte, wenn der Kopf unten ist, und die Beine aufwärts stehen. Ohne solche Klauenfüße würde man ja bald genug von ihr ab, und hinunter in das unterirdische Himmelsgewölbe purzeln. Auch das sagte ich dem Großvater, und dachte schon, er würde mich wieder auslachen. Aber diesmahl lachte er nicht. Lieber Karl, sagte er, dein Zweifel ist ganz natürlich. Da ich so alt war, als du jetzt bist, hatte ich eben solche Gedanken. Aber sei nur ganz ruhig darüber. Wenn wir auch rund um die Erde herumführen, würden wir doch an keiner Stelle von ihr abfallen. Wir würden den Kopf immer oben, die Füße immer unten behalten. Das macht, die Erde zieht Alles, was einmahl auf ihr ist, an sich, und hält es fest; sonst könnte ja Alles, was auf ihr sich befindet und nicht eingewurzelt ist, nicht einmahl 24 Stunden lang auf ihr bleiben. Denn sie drehet sich ja, ohne daß wir es merken, alle Tage einmahl rund um sich selbst herum, so daß Alles, was jetzt oben ist, wir selbst, die wir immer

oben zu sein glauben, nach zwölf Stunden unten sind.

Das sind wunderbare Dinge, liebe Lilla! Schwindelt Dir das Köpfchen nicht auch dabei, wie mir? Aber Großvater sagte, wir sollten nur Geduld haben, bis wir etwas älter sein würden; dann würde uns das Ding schon viel begreiflicher werden. Nun, ich kann warten; aber ganz werde ich es doch wol nie begreifen lernen, und wenn ich auch Methusalems Alter erreichte.

Bei Roklum, 3 Meilen von euch, kamen wir aus dem Braunschweigischen ins Preußische, eigentlich in das Fürstenthum Halberstadt, welches aber dem Könige von Preußen gehört. So ein König hat viele Länder. Es wird Einem aber wunderlich zu Sinne, wenn man so zum ersten Mahle in ein fremdes Land kommt, und sein liebes Vaterland hinter sich verschwinden sieht; zumahl wenn man ein so gutes Vaterland hat, als wir, und wenn das fremde Land ein Preußisches oder Oesterreichisches ist, wo es, wie ich gehört hatte, ein ganzes Heer von garstigen Männern, Durchsucher oder Visitater genannt, geben soll, die Einen gleich auf der Grenze anhalten, den Wagen durchschnüffeln, in den Koffern herumwühlen, ja Einem wol gar die Taschen begrabbeln, dann Alles wegnehmen, was sie verbotene Waare nennen, und noch wol obenein Einem eine Strafe dafür auferlegen, daß man so Etwas bei sich gehabt hat. Mir wurde angst und bange dabei. Großvater meinte zwar, ganz so arg, als man mir gesagt habe, sei es damit doch nicht; aber ich dachte: vorgesehen ist besser als nachgesehen, langte geschwind das herrliche Butterbrot hervor, welches die gute Minna mir zum Andenken mitgegeben hatte, und war so fleißig darüber her, daß es, ehe wir noch die häßliche Grenze erreichten, schon an sicherer Stelle war.

Nun kommt, ihr Herren, sagte ich, und schnüffelt nach Belieben! Allein es war hier keiner von ihnen zu sehen und zu hören; vermuthlich, weil nur ein kleines Zipfelchen von dem Preußischen hier in das Braunschweigische hineinläuft. Nach kurzer Zeit waren wir, zu meiner großen Freude, wieder im lieben Vaterlande, zu Hessen, einem Flecken mit einem alten Schlosse, welches unserm guten Herzoge gehört. Ich hatte das schöne Andenken umsonst verzehrt. Vergieb mir, liebe Minna!

Nun ging's auf Blankenburg los; weißt du, was das ist? Das ist erstens eine Stadt mit einem hübschen, schneeweißen Bergschlosse, welches man meilenweit sehen kann; dann ein ganz artiges Land, Fürstenthum genannt, welches auch noch uns, will sagen, unserm lieben Herzoge gehört, der nicht bloß Herzog von Braunschweig und Lüneburg, sondern auch Fürst von Blankenburg ist. Dieses Fürstenthum läuft in das Harzgebirge hinein, und begreift einen Theil desselben in sich, der uns Eisen und schönen Marmor liefert. Die Stadt Blankenburg liegt acht Meilen von Braunschweig. So weit sind wir heute schon gereiset. Denke einmahl, acht Meilen in Einem Tage.

Als wir nun so dahin fuhren, hatten wir rechter Hand, den ganzen Nachmittag über, den prächtigen Harz vor uns liegen, über welchen der dazu gehörige Brocken oder Blocksberg, wie ein Riese über kleine Menschen, mächtig hervorragt. Der mag wol schon recht alt sein; denn er hat, wie Großvater und andere alte Leute, eine kahle Glatze; soll auch ehemahls noch viel höher gewesen, aber vor Alter kleiner geworden sein. Schade, daß wir nicht Zeit hatten, einen Luftsprung hinauf zu machen! Die kahle Glatze, von der ich eben

sagte, soll mit gewaltigen Felsenstücken von Körnerstein — ich glaube, sie nennen es Granit — ganz besäet sein. Von diesen Felsenbrocken oder Felsenblöcken soll er seinen Namen erhalten haben. Die starrten einst, als thurmhohe Klippen, gen Himmel; wurden aber irgend einmahl — wer kann sagen, wann? durch ein gewaltiges Erdbeben zusammengerüttelt und umhergeschleudert. Siehst Du, liebe Lilla? Es ist doch nichts so stark und fest auf Erden, daß es nicht einmahl seinen Mann findet, der es, mir nichts dir nichts, zu Boden wirft!

Dicht vor Blankenburg fuhren wir bei dem alten Regenstein vorbei. Was das ist, willst Du wissen? Ein kahler Felsen, oder vielmehr ein ganzer Haufen kahler, in und an einander gepackter und sich einander anstarrender Felsen, in welche ehemahls eine Festung eingehauen war, die aber der große König Friedrich von Preußen in die Luft sprengen ließ, weil zur Zeit des siebenjährigen Kriegs die Franzosen sich darein genistet hatten, und lange nicht wieder herausgestöbert werden konnten. Das verdroß den alten Herrn, und damit so etwas nicht noch einmahl geschähe, ließ er, nach dem Frieden, das ganze Felsennest in die Luft fliegen. Aber nun liegt auch das schöne Land dahinter, das Halberstädtsche, ganz offen; und wenn die Franzosen, wo Gott vor sei! noch einmahl kommen, so können sie ungehindert nur gleich auf Halberstadt losgehen. Aber was verstehe ich Dummbart davon! Der alte kluge Herr wird ja wol seine guten Gründe dazu gehabt haben.

Dieser Regenstein und ein hübsches Ländchen um denselben her, gehörten sonst auch uns Braunschweigern; schon Heinrich der Löwe hatte es vor 600 Jahren

gehabt. Aber die Preußen, die mehr Land gebrauchen, als wir, und mehr Kanonen haben, als wir, die haben es — uns freundschaftlich abgenommen. Warum? Ja, wer kann Alles wissen! Da mußt Du die Gelehrten um fragen.

Da sind wir denn also in dem lieben Blankenburg! Morgen, wenn ich ausgeschlafen und mich umgesehen habe, sollst Du mehr davon hören. Gute Nacht, liebes Schwesterchen! Ich bin so müde, daß mir die Feder aus der Hand fällt. Ehe Du diese letzte Zeile ausgelesen haben wirst, bin ich schon in tiefen Schlaf versunken.

Zweiter Brief.

Karl an Lilla.

Blankenburg, am 22. des Sommermonds 1805.

Gestern, meine süße Lilla, wunderte ich mich, daß die Welt so groß wäre; heute habe ich mich noch mehr gewundert, daß sie auch so gewaltig schön ist; hier bei Blankenburg nämlich, wo sie noch viel schöner ist, als um Braunschweig herum, obwol sie da mir auch immer recht hübsch vorkam. Höre nur!

Blankenburg liegt am Fuße eines Harzberges, und erhebt sich von da bis — wenn ich so sagen darf — zu den Knien desselben hinauf, so daß man nur in den untersten Straßen gerade aus gehen kann, in den andern aber immer bergan und wieder bergabsteigen muß.

Es ist, was man eine Bergstadt nennt. Oben auf dem Berge liegt das blanke fürstliche Schloß, von dem der Name Blankenburg herrühren mag, aus dessen Fenstern man mehr von der Welt übersieht, als alles Das beträgt, was wir auf unserer Reise von Braunschweig bis hieher davon gesehen haben. Gerade aus schaut man tief unter sich über die Stadt hin und auf die Felsen des Regensteins hinab, die wie eine Vormauer dahingepflanzt sind; und über diese hinaus blickt man in eine unermeßliche Ebene, in welcher Halberstadt und Quedlinburg, die doch ganz ansehnliche Städte sein sollen, wie kleine Nachen erscheinen, die im Weltmeere schwimmen. Rechts blickt man über eine Reihe zusammenhangender Felsen hin, die eine mächtige Mauer mit großen, sonderbar gezackten Schießscharten bilden; recht als wenn der auf dieser Seite davon eingeschlossene Harz eine ungeheure Festung sein sollte. Sie nennen diese nackten Felsen die Teufelsmauer. Auf meine Frage: warum man sie so nenne? erhielt ich folgende Antwort: Unwissende und abergläubige Leute schreiben Alles, was sie entweder nicht begreifen können, oder was so groß ist, daß man wol merken kann, es habe von Menschen nicht gemacht werden können, dem Teufel zu, weil ihre einfältigen Lehrer ihnen von Kindheit an mehr von diesem, den sie erdacht haben, um Kinder und dumme Menschen bange damit zu machen, vorschwatzten und vorlogen, als von dem lieben Gotte ihnen vorsagten. Weil jene Leute nun nicht wußten, daß diese lange Reihe nackter Felsen ehemahls das innere Gerippe einer von Blankenburg aus nach Süden hin fortlaufenden Bergkette war, wovon der Regen nach und nach das Erdreich abgespült und fortgeschwemmt hat, und sie doch wol sahen, daß Menschenhände sie unmöglich da-

hingepflanzt haben konnten, so dachten sie gleich: ha! ha! die hat der Teufel dahingewälzt und aneinandergefügt! — Die armen einfältigen Menschen!

Noch höher hinauf, weit über dem Schlosse, steht auf dem Gipfel des Berges ein Sieh-dich-um oder Aussichtshaus, aus welchem man ehemahls noch viel weiter sehen konnte. Allein jetzt ist ein so hoher und dichter Wald um dasselbe hergewachsen, daß die Aussicht dadurch größtentheils versperrt wird.

Von Blankenburg aus pflegt man besonders vier Merkwürdigkeiten des Harzes zu besuchen, nämlich die Baumanns- und die Bielshöhle, die Marmorbrüche und den Roßtrapp. Die ersten beiden haben wir nicht gesehen. Es soll zu beschwerlich und für die Gesundheit zu schädlich sein, darin herumzukriechen. Die beiden andern aber haben uns recht großes Vergnügen gemacht. Erstens die Marmorbrüche. In einem engen und tiefen Thalwinkel, zwischen schroffen und felsigen Bergen, erhebt sich einer der höchsten unter ihnen, der lauter schöne Marmorschichten zu Eingeweiden hat. Diese bricht man nun heraus, mahlt die großen Platten in einem am Fuße des Berges erbauten Mühlenwerke glatt, und verarbeitet sie dann in Werkstätten, die daneben angelegt sind, zu Tischplatten, Grabsteinen, Tabaksdosen und deßgleichen. Die Bode, ein schnellfließender kleiner Bergfluß, der das Mühlenwerk treibt, rauscht durch dieses schauerliche Thal über losgespülte und fortgerissene Felsenstücke, die in ihrem Bette wild durcheinander liegen, laut polternd hin. Weiter an ihr hinauf liegen Hüttenwerke, worin Eisen verarbeitet wird. Dieses ganze enge Thal ist so wild schön und abenteuerlich, daß man es tagelang anstaunen möchte.

Und doch ist dieses noch lange nicht das Herrlichste,

was man hier bei Blankenburg sehen kann. Nach dem Roßtrapp, ein paar Stunden von hier, muß man fahren, wenn man etwas Großes, Erhabenes und Fürchterlich-Schönes sehen will. Liebe Lilla! Wie oft habe ich Dich, und unsere Auguste, und Sophie und Minna zu uns hergewünscht, um die große Freude, die dieser Anblick uns machte, mit euch zu theilen! Aber warum mußtet ihr armen Dinger denn auch lauter langröckige Mädchen, die überall einhaken, und keine Jungen werden, die man überall mit hinnehmen kann? Niemahls in meinem ganzen Leben habe ich fröhlicher, als hier, aus unserer Kinderbibliothek gesungen:

Gottlob, daß ich ein Junge bin,
Mit Hosen angethan,
Der seinen leichten, freien Sinn
Lebendig machen kann!

Erst geht man, von Gebüsch und dichter Waldung umgeben, einen mählig aufsteigenden Berg hinan, ohne zu ahnen, daß der Weg zu etwas führe. So gelangt man endlich auf den Gipfel des Berges, wo der Wald sich öffnet. Man tritt in die lichtere Gegend vor; und plötzlich — ja, wer nun ein Mahler wäre, oder sich nur auf Beschreibungen mit der Feder verstände! Großvater mag mir helfen, wenn er kann: — »Plötzlich sieht man vor sich und tief unter sich, aus einem gräßlichen Abgrunde herauf, ungeheure, schroff und zackig aufragende Felsenmassen aufeinandergethürmt sich bis zu der Höhe, wo man steht, erheben, und den erschrockenen Wandersmann anstarren. Tief in dem schwindelerregenden Abgrunde bricht die kleine Bode mit lautem, gewaltigen Jauchzen, dem Anscheine nach, aus nackter Felsenwand hervor, und scheint wild frohlockend und triumphirend den Sieg zu feiern, den sie, wer weiß vor

wie vielen tausend Jahren, und nach wie vielen tausendjährigen Kämpfen auf Leben und Tod! über die ungeheuern Felsenriesen, die ihr den Ausgang aus den Harzgebirgen versperrten, endlich glücklich davongetragen hat. Es ist ihr gelungen, der kleinen Siegerinn, diese Riesen, die einem Weltmeere Trotz bieten zu können schienen, in beharrlichem Kampfe endlich dennoch zu Boden zu strecken, zu zermalmen, und mitten durch ihre zerrissenen Knochen hin sich einen kühnen, mit Zerstörung bezeichneten Heldenweg nach dem offenen Lande zu bahnen. So viel vermag ausdauernde Beharrlichkeit, selbst bei geringen Kräften! Wohl den jungen Leuten, die sich früh gewöhnen, bei Allem, was sie vorhaben und thun, auch wenn es ihnen noch so sauer wird, standhaft auszuhalten und auszudauern, bis es glücklich beendiget ist, und die selbst dann, wenn es auch einmahl einen Roßtrapp zu beschreiben gilt, nicht, wie gewisse Feiglinge pflegen, den Muth und die Feder sinken lassen, sondern« — — Halt! rief ich hier dem schelmischen Großvater, den ich über die Achseln belauert hatte, zu, indem ich ihm die Feder aus der Hand riß; so war es nicht gemeint, daß du dich mit meiner eigenen Feder über mich selbst lustig machen solltest! Von nun an sollst du mir nicht wieder helfen, und wenn ich auch den Blocksberg beschreiben müßte. Ich will dir zeigen, daß ich kein Feigling bin! Und so, liebe Lilla, fahre ich nun in Gottes Namen allein fort.

Quer durch den weiten, schauerlichen Abgrund, der uns so fürchterlich angähnt — siehst Du, daß ich auch beschreiben kann? — lief ehemahls ein Felsenberg hin, und verband die beiden, einander gegenüberstehenden Klippenwände dergestalt, daß man von der einen Seite des Abgrundes bis zu der andern hinüberschreiten konnte.

Diesen Felsenberg hat nun die Bode in der Mitte durchgerissen, und sich so ihren Weg durch ihn hingebahnt. Man kann also jetzt nur noch bis zu der gräßlichen, ein paar hundert Schritte breiten und 600 bis 800 Fuß tiefen Spalte, die dadurch entstanden ist, vorschreiten. Da, wo man endlich still stehen muß, um in diese gräuliche Spalte hinabzuschwindeln, erblickt man auf der Oberfläche des breiten Felsenblocks, worauf man steht, eine Vertiefung, die einem eingedruckten Pferdehuf, der aber dreimahl so groß als ein gewöhnlicher sein mußte, gleichen soll; eine Gleichheit, die wir unsers Orts mit allen unsern Augen — und wir hatten deren doch sechs Stück aufgerissen! — nicht bemerken konnten. Nun, Schwesterchen, horche auf! Hier sprang einst, so versichert das Mährlein, nach Einigen ein geharnischter Ritter, nach Andern der, Gott sei bei uns! auf einem mächtigen Rosse über den weiten gräßlichen Schlund risch! hinüber; und weil das gewaltige Roß sich dabei ein wenig anstrengen mußte, so druckte es den Hinterhuf, auf dem es absprang, dergestalt in den Felsenblock hinein, daß das Loch noch heute zu sehen ist. Nicht wahr, das heißt doch springen? Ich glaube beinahe, daß dies das Merkwürdigste und Wunderbarste von Allem ist, was ich Euch von unserer ganzen Reise zu erzählen haben werde. Uebrigens merkst Du nun wol von selbst, woher diesem Felsengebirge der Name Roßtrapp gekommen ist.

Noch habe ich Dir nicht das Schönste genannt, was man hier zu sehen bekommt. Das ist der wunderbare und entzückende Abstich zwischen diesen wilden, fürchterlich-erhabenen Felsenmassen, und einer weiten, herrlich blühenden Landschaft, in welche man, wie in einen Wonnegarten, hinabblickt, sobald man sich links wendet. Die

schwärzeste Mitternacht kann nicht verschiedener von dem sonnigsten Tage sein, als diese beiden Ansichten es sind, die man auf einer und ebenderselben Stelle hat. Die Eine hebt die Andere, und beide werden dadurch um so viel hervorstechender und anziehender.

Hier lege ich die Feder nieder, oder vielmehr — hier nehme ich sie eigentlich erst wieder zur Hand, um Dir, gute freundliche Lilla, und euch allen, liebe Schwestern und Freundinnen, gute Nacht! zu sagen. Man muß ja ehrlich sein. Ich gestehe daher, daß es mit meinem trotzigen Vorsatze, Alles selbst und ohne Mithülfe zu schreiben, nur Spaß war. Wo nähme ich armer Junge solche prächtige Wörter und Redensarten her, als Du hier gelesen hast?

Gute Nacht also, ihr lieben Leute! Morgen geht's weiter.

Dritter Brief.

Eduard an Sophie.

Altenburg, den 25. des Sommermonds 1805.

Wundre Dich, liebe Sophie! Seitdem wir von euch wegfuhren — es ist doch heute erst der fünfte Tag! — bin ich um ein gutes halbes Jahr älter geworden; Karl auch; und wenn das so fortgeht, so werdet ihr am Ende unserer köstliche Reisen uns als steinalte Knaben zu euch zurückkommen sehen. Wie das zugeht, willst Du wissen? Horch auf!

Erstens ist uns so zu Muthe, als wenn wir in den fünf Tagen, die wir nun zwischen Himmel und Erde, in beständiger Bewegung durch lauter neue Gegenden hin, zugebracht haben, eben so lange gelebt hätten, als zu Hause in einem halben Jahre. Wir wissen ganz gewiß, daß wir erst fünf Tage auf Reisen sind; aber wir glauben's nicht. Das macht, sagt der Großvater, daß wir in dieser kurzen Zeit mehr Neues gesehen, gehört und erfahren haben, als zu Hause in einem halben Jahre. So wie man nun die Schritte zählt, wenn man wissen will, wie lang ein Weg ist, so zählt unsere Seele, sagt der Großvater, die Gedanken und Empfindungen, die sie hatte, wenn sie berechnen will, wie lange sie gelebt hat. Da nun, sagt der Großvater, in diesen fünf Tagen so viele neue Gedanken und Empfindungen in unsere Seele strömten, als sonst, wenn wir zu Hause zwischen unsern vier Wänden saßen, oder höchstens im Garten umherschwärmten, in einem langen halben Jahre hineinzukommen pflegten, so kommt es ihr — der Seele, meine ich — gerade so vor, und muß ihr so vorkommen, sagt der Großvater, als wenn sie in diesen fünf Tagen eben so lange gelebt hätte, als zu Hause in einem halben Jahre. Er setzte noch etwas hinzu, welches mir zwar neckisch klang, aber doch wahr zu sein schien. Du, die Du die Weisheit selbst bist — Du heißest ja Sophie, und das soll ja, wie die Gelehrten sagen, in der Griechischen Sprache so viel als Weisheit in der unsrigen bedeuten — gieb einmahl Acht, ob Du, was er hinzufügte, wol begreifen kannst.

»Ihr seht,« sagte er, »daß es nur von euch abhängt, so alt als Methusalem zu werden, der doch, wie ihr wißt, 969 Jahre gelebt haben soll. Ein hübsches Alter; aber nur eine Kleinigkeit für Den, der es

danach anzufangen weiß.« Du kannst denken, wie wir, Karl und ich, die wir Beide gar zu gern recht lange leben möchten, alle unsere Ohren in die Höhe reckten und den Großvater anglotzten, als wenn wir mit unsern Blicken ihn durchbohren wollten. »Leben,« fuhr er fort, »heißt ja, wenn von Menschen die Rede ist, nicht Luft einschlucken und wieder ausstoßen; denn sonst lebte der Blasebalg auch! Es heißt auch nicht, Speise und Trank in den Mund stecken, oder essen und trinken, und darauf schlafen; denn solch ein Leben führen ja die Pflanzen auch; und was hätten wir davon? Menschlich leben, heißt: Gedanken in sich ausspinnen, und mit diesen Gedanken etwas thun, hervorbringen oder wirken. Je mehr Gedanken also unsere Seele einsammelt und in sich verarbeitet, oder, welches einerlei ist, je mehr sie lernt und denkt, und dann das Gedachte benützt, um Gutes in der Welt damit zu wirken, desto mehr lebt sie. Wenn ihr also alle Tage und alle Stunden recht aufmerksam seid auf Alles, was ihr sehet, höret, riechet, schmecket, fühlet, und was um und neben euch vorgehet; wenn ihr in der Schule und außer der Schule fleißig lernt, und behaltet Alles, was es nur zu lernen und zu behalten giebt; und wenn ihr endlich immer frisch und wacker zur Arbeit seid, und mit euren Händen und Füßen, oder mit eurem Kopfe, in jeder Minute irgend etwas Gutes und Nützliches zu thun oder hervorzubringen euch beeifert: so könnt ihr im zehnten Jahre schon so viel gelebt haben, als Mancher, der in seinem Lehnstuhle oder auf seinem Lotterbette hundert und einige Jahre zählt, die er durchgegähnt, durchgeschmauset, durchgefaselt und durchgeschnarcht hat.«

Wie alt, fragte ich, bist denn du schon, lieber Groß-

vater? Er lächelte — Du weißt wol, wie er so zuweilen lächeln kann! — und sagte: »Wenn ich neben dem faulen Peter Dickwanst stehe, der schon funfzig Jahre gelebt haben will, und noch gar nichts gethan hat, was des Nennens werth wäre, so kommt es mir fast so vor, als ob ich, mit ihm und seinen funfzig Jahren verglichen, wenigstens schon zwei hundert Jahre gelebt hätte; wenn ich aber wieder an den großen Friedrich denke, dem alle Tage wol tausend große Gedanken durch den großen Königskopf gingen, und der alle Tage etwas Großes und Königliches damit bewirkte, oder an den edlen Franklin, der so viel Neues und Nützliches erfand, und der den Samen der bürgerlichen Freiheit, der Ordnung und der Sittlichkeit über einen ganzen, kaum erst urbar gemachten Welttheil ausstreuete, wo dieser Same jetzt schon so herrlich aufgegangen ist, und Jahrtausende hindurch die köstlichsten Früchte tragen wird: ach, so fühle ich, mit brennender Schamröthe auf den Wangen, daß ich, mit meinen 59 Jahren auf dem Nacken, nur noch ein kleines Windelkind, kaum zwei Monate alt, bin, und seufze aus der Tiefe meines Herzens: ach, wer jetzt noch an Eduard's und Karl's Stelle treten könnte, die eben erst angefangen haben zu leben, und die, wenn sie wollen, es immer noch in ihrer Gewalt haben, so alt als Franklin zu werden!« Er sah uns bei diesen Worten mit nassen Augen an, reichte mir die eine, Karln die andere Hand, und zog uns so an seine Brust, wo wir, ohne ein Wort weiter sprechen zu können, eine Zeit lang liegen blieben. Was ich in meinem Herzen dabei dachte, brauche ich Dir wol nicht zu sagen. Du fühlst es, denke ich, in Dir selbst. Ich sage nur: ein Schelm, der nicht Wort hält!

Unsere Reise nach Blankenburg, und was wir dort

sahen, hat euch Karl beschrieben. Ich fange also da an, wo er aufhörte; und erzähle euch von unserer Fahrt von Blankenburg bis hieher.

Unsere nächste Reise ging nun durch das Harzgebirge nach Hasselfelde hin. Da giebt's Berge, dergleichen du noch nie gesehen hast! Unser Schneckenberg ist ein Maulwurfshaufen dagegen; Karlsberg und Augustenberg sind, mit diesem verglichen, nur zwei Sandkörner. Zwei dieser mächtigen Berge mußten wir zu Fuß hinaufklettern, weil die Pferde genug zu thun hatten, den leeren Wagen hinaufzubringen. Gut, daß wir Dich und Augusten und die Lilla nicht bei uns hatten! Mit euren langen Röcken wäret ihr in Ewigkeit nicht hinaufgekommen. Denn es hatte die Nacht über auf diesen Bergen stark geregnet, und nun war der Boden, der hier thonig ist, so glitschig geworden, daß man alle Augenblicke Gefahr lief, auszugleiten und hinabzupurzeln. Wohin? Auf der einen Seite in den tiefen Hohlweg, auf der andern in noch viel tiefere Abhänge, die oft so schroff sind, daß man sich schwerlich daran würde halten können. Zwischen beiden läuft der schlüpfrige und hohe Fußsteig zuweilen nur zwei Handbreit hin. Schwindelt Dir nicht, Sophie? Aber dafür bekommt man auch etwas zu sehen, was Du und Deines Gleichen euch so groß und herrlich nicht einmahl könnt träumen lassen: Felsen, so dick und stark und schwer, daß sie, glaube ich, den Himmel tragen könnten! Wälder, so voll und dicht von alten Bäumen, als wenn sie seit der Schöpfung her gewachsen wären! Abgründe zwischen den Bergen, in welche man, auch wenn man vollkommen sicher steht, ohne Grausen nicht hinabsehen kann. Durch einen derselben rauscht die Bode, über welche hier eine Brücke gelegt ist. Auf dieser Brücke solltest Du bei uns gewesen sein!

Das ist ein Anblick! Zwanzig Schritt davon hat die Bode einen Fall. Auf der rechten Seite kommt sie aus einer Bergschlucht hervorgepoltert; auf der linken tobt sie, unwillig über den Fall, den sie hier thun mußte, durch einen tiefen Abgrund zwischen hohen Felsen- und Waldbergen, nach dem vor Tausenden von Jahren schon von ihr überwundenen Roßtrapp hin. Ein herrliches Naturgemählde!

Der Fahrweg hat hier oft in nackte Felsen eingehauen werden müssen, und ist an solchen Stellen nicht breiter, als die Spur eines einzigen Wagens. Da entsteht nun oft eine große Noth, wenn zwei Wagen sich begegnen, und keiner von beiden dem andern ausweichen kann. Das widerfuhr denn leider! auch dem unsrigen, indem wol zehn mit Holz schwer beladene Wagen plötzlich nahe vor uns und hoch über uns erschienen, so daß die Pflicht des Ausweichens, da jene weder zurück, noch auf die Seite beugen konnten, an uns war. Das kostete nun viele Mühe, und konnte nicht ohne große Gefahr, Wagen und Pferde in den Abgrund stürzen zu sehen, bewerkstelliget werden. Gut, daß es nicht geschah; denn sonst hätten wir doch auf der Stelle wieder umkehren müssen!

Und wie viel Vergnügen würde uns dann entgangen sein! Denn schon von Hasselfelde an wurde der Weg bequem und gefahrlos, ungeachtet wir immer in schmalen Thälern zwischen dichtverwachsenen Bergen und Felsenmassen, die besonders diesseits und jenseits Stolberg über alle Beschreibung schön und mahlerisch werden, hinfuhren. Oft begleitete uns, hart am Wege, ein schöner Schmerlen- und Forellenbach, der über zerbröckeltes Gestein und Kies, wie geschmolzenes Silber, neben uns hinmurmelte, und die erhabene Stille der

dickwaldigen Berge und ihrer starren Felsenklumpen durch sein liebliches Geplätscher unterbrach.

Stolberg ist die Hauptstadt der Grafschaft Stolberg-Stolberg, deren Beherrscher das zu ihrem Hoflager bestimmte Schloß hoch in den Lüften, auf einem der Berge haben, die dieses Städtchen so enge zusammendrücken, daß es von dem Himmel nur denjenigen kleinen Theil zu sehen bekommt, den man, wenn man den Kopf in den Nacken legt, und die Augen aufwärts richtet, mit seinen Blicken umspannt. Diese arme kleine Stadt hat uns an eine große Wahrheit erinnert; an die nämlich: daß man hübsch wirthlich und sparsam leben, und kein Verschwender sein muß, wenn man nicht sich selbst, oft auch Andere in Armuth und Elend stürzen will. Hier z. B. muß nicht bloß der jetzige Beherrscher dieses Ländchens, der Graf von Stolberg-Stolberg, der ein recht guter Herr sein soll, sondern auch das ganze kleine Land, besonders aber die verarmte Hauptstadt desselben, für den Leichtsinn verschwenderischer Vorfahren büßen. Diese, die ehemahligen Grafen nämlich, geriethen durch ihre üble Wirthschaft nach und nach bis über die Ohren in Schulden, und sahen sich nicht nur genöthiget, einige der besten Theile ihres Ländchens an Kurhannover zu versetzen, sondern es kam endlich sogar dahin, daß das ganze Land in Beschlagsverwaltung — ich glaube, sie nennen es in Sequester — genommen werden mußte; d. h. Kursachsen, als Schutzherr dieser Grafschaft, trat hinzu, setzte Männer an, die das Land verwalten mußten, wies dem jetzigen Hrn. Grafen, der an dem ganzen Unwesen unschuldig war, eine mäßige Summe zu seinem Unterhalte an, und verordnete, daß das Uebrige der Landeseinkünfte zur Abbezahlung der Schulden verwendet werde. Darüber

waren die schönen Bergwerke, die Hauptnahrungsquelle dieses bergigen Landes, in Verfall gerathen; und da kein Geld dawar, sie wieder herzustellen, so verarmten Stadt und Land. Die Verarmung leuchtet aus Allem, was man hier sieht, aus verfallenen Häusern, wie aus der Kleidung der meisten Menschen und aus ihren, Mangel und Elend verkündigenden, Gesichtern hervor. Unter zehn steinernen Treppen, die zu den ärmlichen Häusern führen, die sämmtlich höher als die Straßen liegen, sieht man kaum Eine noch, die man, ohne Gefahr, Hals oder Bein zu brechen, hinaufsteigen kann. Denn statt der ehemahligen Stufen, liegen losgebröckelte größere und kleinere Steine da, über welche man, wie ein Frosch, von Stein zu Stein, wenn man es vermag, hinaufhüpfen muß.

Feld- und Gartenbau hat dieses armselige Städtchen erbärmlich wenig; und dieses Wenige hängt oben an den Gipfeln der steilen Berge, von welchen der Ort ganz enge eingeschlossen ist, beinahe senkrecht herab. Man begreift kaum, wie die armen Menschen es anfangen, an diesen schroffen Bergwänden festen Fuß zu fassen, noch weniger aber, wie sie im Stande sein mögen, einen solchen Boden zu bearbeiten. Schwerlich schwebten die hangenden Gärten der Semiramis nur halb so hoch in der Luft, und sicher waren sie nicht halb so mühsam zu bebauen, als diese.

Wir nahmen hier unser Mittagsmahl bei eben so gutmüthigen, als ärmlichen Leuten ein, die Alles, was sie an Lebensmitteln hatten, sehr freundlich mit uns theilten. Dies ihr Alles bestand freilich nur aus einer kaum genießbaren Suppe von schlechtem Biere und einigen frischen Eiern; aber die Art, wie sie es gaben, die Hurtigkeit, mit der sie es herbeischafften, und die

Freude, die ihr Gesicht und ihr ganzes Wesen ausdruckte, als sie uns nach Herzenslust darin schmausen sahn, machten uns dieses kleine spärliche Mahl wohlschmeckender und lieblicher, als Alles, was wir bis dahin auf unserer Reise genossen hatten. Kennst Du, liebe Sophie, eine süßere Würze, als das freundliche Gesicht eines gutmüthigen Gebers? Ein Trunk Wasser wird dadurch zu Wein, verschimmeltes Brot zu Leckerbissen. Die guten Leute hatten hinter dem Hause ein mit Unkraut bewachsenes Plätzchen, ungefähr 30 Fuß lang und eben so breit, welches aber so, wie es da lag, ihnen zu nichts nützte. Großvater rieth ihnen, es umzugraben und mit Kartoffeln zu bepflanzen. Sie begriffen den Vortheil, den sie daraus ziehen könnten, und versprachen, den Rath zu befolgen. So wird also wieder ein Plätzchen auf Gottes Erde angebauet werden, welches vorher wüste lag; und das durch unser Hiersein! Unsere Reise ist also schon jetzt nicht ganz nutzlos gewesen.

Wir trennten uns von diesen gutherzigen, einfachen Menschen, nach gegenseitigem herzlichen Handdruck; und man konnte es ihnen ansehen, daß ihre besten Wünsche für unser Wohlsein uns folgten. Die unsrigen für das ihrige waren nicht minder aufrichtig.

Wenn man vieler Herren Länder in kurzer Zeit, wenigstens theilweise, bereisen will, so muß man unsern Weg dazu wählen. Nicht eine halbe Tagereise, oft nicht eine Stunde lang läuft er durch ein und ebendasselbe Land. Bald waren wir im Braunschweigischen, bald im Preußischen; dann wieder im Braunschweigischen und noch einmahl im Preußischen. Nun folgte Hannoverisches Gebiet; dann schnell hinter einander bald Anhaltisches, bald Stolberg-Stolbergisches, bald Stol-

berg=Rosla'sches, bald Fürstlich Sonderhausisches, bald Weimarisches, bald Kursächsisches, bald Gothaisches &c. Deutschland ist doch ein sonderbares Land, oder vielmehr eine sonderbare Sammlung von Ländern; in diesem Betrachte das einzige in seiner Art. Alle diese Länder, die man mit Einem Namen Deutschland nennt, haben fast nichts mehr mit einander gemein, als daß sie beinahe noch einerlei Sprache reden, und beinahe noch einerlei Herren, den Deutschen Kaiser nämlich, für ihr gemeinschaftliches Oberhaupt erkennen. Ich sage: beinahe noch; denn selbst mit diesen letzten beiden Vereinigungspunkten, die für uns noch übrig sind, steht es nur noch so so! Einige Reichsfürsten nämlich gehorchen unserm gemeinschaftlichen Kaiser nur noch in solchen Dingen, die ihnen angenehm sind; befiehlt er aber etwas, oder nimmt er etwas vor, das ihnen nicht behagt, so führen sie Krieg mit ihm. Das hat man im siebenjährigen Kriege gesehen. Da focht der Kaiser gegen den König von Preußen, der König von Preußen gegen den Kaiser; der Eine von den übrigen Reichsfürsten gegen diesen, der Andere gegen jenen von Beiden. Da sah es denn leider! bunt und kläglich genug in Deutschland aus. Das Band der Sprache ist auch nur schwach und sehr lose. Der Niederdeutsche versteht den Oberdeutschen nicht mehr; es müßte denn sein, daß Beide die gemeinschaftliche Schriftsprache oder das sogenannte Hochdeutsche gelernt hätten. Das ist aber bei Denen, welche keine ordentliche Erziehung gehabt haben, selten der Fall. In Böhmen spricht das Volk sogar noch die Slavische, und in der Lausitz ein Theil der Einwohner die Wendische Sprache, wovon wir andern Deutschen kein Wort verstehen.

Daher kommt es denn, sagt der Großvater, daß die

Deutschen einander selten als Landsleute und Brüder ansehen; und das ist denn wieder Schuld, daß sie so wenig von Vaterlandsliebe fühlen, und so selten geneigt sind, sich für das gemeinschaftliche Vaterland aufzuopfern. Wir sind Braunschweiger, Brandenburger, Hessen, Sachsen, Oesterreicher u. s. w., aber keine Deutsche mehr.

Doch ich vergesse, daß wir weiterreisen müssen, wenn wir endlich nach Karlsbad kommen wollen.

Von Stolberg fuhren wir nach Rosla, wo wir übernachten wollten. Das ist ein merkwürdiger Ort; weder in Frankreich, noch in England wird seines Gleichen gefunden. Nicht, als wenn hier so sehr viel Schönes und Großes und Seltenes zu sehen wäre — das einzige Neue, für Karln und mich Merkwürdige, was uns zu Gesicht kam, war ein Kursächsischer Husar — sondern weil dieser Ort das Hoflager oder die Residenz des regierenden Grafen von Stolberg-Rosla, also der Hauptort des Landes, der Sitz der Regierung, der Kammer und des geistlichen Raths oder Konsistoriums, und doch — nur ein Dorf ist. Es sieht aber doch ziemlich städtisch darin aus. Auch hätten die Einwohner schon längst der Ehre theilhaftig werden können, ihr Dorf zu einer Stadt erhoben zu sehen; allein sie wollten nicht, und thaten klug daran. Denn da hätten sie auch städtische Abgaben und Lasten übernehmen müssen, wovon sie jetzt noch frei sind.

Auch diese Grafschaft war schon sehr verschuldet, und nahe dabei, wie die von Stolberg-Stolberg, in Beschlagsverwaltung genommen zu werden; allein einer der Herren Grafen, der Bruder des jetztregierenden, fing noch zu rechter Zeit an, eine bessere Wirthschaft einzuführen, und so unterblieb's.

Wir haben hier einen sehr angenehmen Abend zugebracht, sind schnell und köstlich bewirthet worden, und sehen jetzt einem sanften Schlafe in netten Zimmern und sehr reinlichen Betten mit völliger Zufriedenheit entgegen. Wir kamen ungefähr um sieben Uhr an; um halb acht waren unsere Betten schon frisch überzogen, und eine niedliche kleine Abendmahlzeit von drei Schüsseln, die eine sogar mit Kartoffeln, weil wir uns hatten merken lassen, daß wir gar große Freunde davon sind, stand schon lieblich duftend vor uns auf dem Tische. Wem wir diese geschwinde und schöne Bewirthung verdanken? Zwei lieben jungen Mädchen, ungefähr so alt als Minna, wovon die Eine die Tochter, die Andere ein Mühmchen des gefälligen Herrn Postmeisters ist. Diese beiden jungen Hauswirthinnen besorgten Alles, Küche und Keller, Tisch und Schlafgemach; und das mit einer Hurtigkeit, mit einer Freundlichkeit, mit einer Ordnung und Nettigkeit, — o, das hättest Du sehen sollen, liebe Sophie! Gewiß würdest Du Dir dabei vorgenommen haben, eben so wirthlich und eben so brav, als diese beiden guten Mädchen, zu werden, um eben so liebenswürdig zu sein, als sie, und einem durchreisenden Großvater eben so ausnehmend zu gefallen, als diese dem unsrigen gefielen. Doch, das hast Du Dir ja schon lange vorgenommen, und schon lange angefangen, den guten Vorsatz auszuführen. Vergieb mir, liebe Schwester, daß ich Dich daran zu erinnern schien, da ich doch selbst viel öfter noch, als Du, erinnert zu werden nöthig habe.

Hier in der Gegend von Rosla hätten wir, wenn das Glück es gewollt hätte, ein merkwürdiges Abenteuer erleben können; allein wir kamen um einige Tage zu spät. Wir hätten nämlich, wären wir früher an-

gekommen, vielleicht Gelegenheit gefunden, uns mit einer Rauberbande herumzuschlagen und uns dadurch berühmt zu machen. Diese schöne Gelegenheit ist uns aber entgangen; denn der tapfere Fürst von Sondershausen, in dessen Wäldern diese Rotte hausete, hatte sich vor einigen Tagen an die Spitze seiner Jäger und Landleute gestellt, hatte die Waldung, wovon er wußte, daß sie dem Gesindel zum Aufenthalte diente, umzingelt; war dann mit immer enger werdendem Kreise bis in die Mitte des Waldes vorgedrungen, und hatte endlich so die ganze saubere Gesellschaft, die mit Inbegriff der Weiber und Kinder, welche sie bei sich hatte, über hundert Personen stark war, glücklich aufgehoben. Einen der Räuber, der sich widersetzte, soll er mit eigener Hand tüchtig zerhauen haben. Bedauere uns, liebe Schwester, daß wir eine so schöne Gelegenheit, uns durch ritterliche Thaten auszuzeichnen, versäumt haben!

Am folgenden Morgen um vier Uhr — denn Du mußt wissen, daß wir nun schon gewohnt sind, früh auf den Beinen zu sein — fuhren wir weiter. Gegen Mittag erreichten wir Querfurt, eine nicht unbeträchtliche Sächsische Stadt, die an und zwischen Hügeln liegt, und nach uralter Art durch eine Mauer und durch Streitthürme befestiget ist. In der höchsten Gegend liegt, am Ende der Stadt, ein altes Schloß, welches auch eine hohe Mauer und einen Streitthurm zur Befestigung hat. Es giebt viele recht hübsche steinerne Gebäude in dieser Stadt; denn die Niedersächsische Art, von Holz zu bauen, hat hier aufgehört. Wir sind nunmehr in Obersachsen.

Als wir wieder zum Thore hinausfahren wollten, wurden wir von einem Stadtsoldaten aufgehalten, der sich erkundigte: ob wir mit einem Geleitzettel ver-

sehen wären? Großvater antwortete: nein! weil Niemand uns gesagt habe, daß wir einen gebrauchten. Dann müssen die Herren, fuhr der Soldat fort, erst einen solchen Zettel vom Steueramte für 2 Groschen holen lassen; denn thun sie das nicht, so laufen sie Gefahr, wenn ein Straßenreiter ihnen begegnet, angehalten und zu funfzig Gulden Strafgeld verurtheilt zu werden. Unterdeß, daß Großvater hinschickte, den Zettel holen zu lassen, fragte ich den Soldaten: was es denn mit so einem Geleitzettel eigentlich für eine Bewandtniß habe? Ei nun, antwortete der Schnurrbart, daß ist das Geleet (Geleit), und das muß Jeder han (haben), wenn er frei bassire (passiren, durchreisen) will. Großvater lächelte über diese schöne Erklärung, die mir so viel als nichts erklärte, und gab mir folgende deutlichere Auskunft darüber.

Wenn in den Zeiten des Faustrechts, als die hochadeligen Ritter noch Räuber waren, Kaufleute ihre Waaren irgendwohin, etwa nach einem Orte, wo Messe oder Jahrmarkt gehalten werden sollte, wie z. B. nach Leipzig, nach Naumburg, oder nach Frankfurt, versenden wollten, so mußten sie sich von irgend einem Ritter oder Fürsten Bewaffnete zur Begleitung geben lassen, welche sie und ihre Waaren gegen die hochadeligen Räuber schützten; und für diese Begleitung mußten sie denn natürlicher Weise auch etwas bezahlen. Als nun das Faustrecht endlich aufhörte, und Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt wurden, so hörte zwar auch die Nothwendigkeit, sich von Bewaffneten begleiten zu lassen, wieder auf; allein die Fürsten und Herren waren nun einmahl gewohnt, von Denen, die durch ihre Länder reiseten, eine kleine Erkenntlichkeit für Schutz und Sicherheit zu erhalten, und diese Gewohnheit

wollten sie nicht wieder abkommen lassen. Sie sagten daher zu den Reisenden: ihr braucht zwar nunmehr weiter nicht durch Bewaffnete begleitet zu werden, weil die Straßen sicher sind; allein damit euch Jedermann, so lange ihr durch unser Land reiset, unangetastet und ungeschoren lasse, so soll man euch von einer Stadt zur andern einen Zettel mitgeben, und dieser Zettel soll euch eben so schützen, als wenn ihr noch von Reitern begleitet würdet. Denn wer von unsern Unterthanen diesen Zettel zu Gesicht bekommt, der soll daraus ersehen, daß wir euch in unsern Schutz genommen haben, und daß Niemand euch beleidigen darf. Deßwegen nannten sie einen solchen Zettel das Geleit oder den Geleitzettel. Es verhält sich also damit, wie mit dem Papiergelde. So wie dieses keinen Werth in sich hat, sondern das wirkliche Geld nur vorstellt, und von Jedermann im Lande dafür angenommen wird: so stellt auch der Geleitzettel das wirkliche Geleite vor, und wird von den Unterthanen desjenigen Fürsten, der ihn ausgestellt hat, dafür gehalten und geachtet.

»Aber,« wandte ich dawider ein, »es giebt doch hier und da noch Straßenräuber, und diese werden sich an den Geleitzettel, den man ihnen vorzeigt, wol schwerlich kehren!« »Freilich wol nicht,« antwortete der Großvater; »aber wenn wir nun auch wider Vermuthen irgendwo angefallen und beraubt werden sollten, so muß der Fürst, in dessen Lande es geschieht, wenn wir einen Geleitzettel von ihm haben, uns den Schaden ersetzen. Ihr seht also, daß dieses Stückchen Papier nicht ohne alle Kraft und Bedeutung ist, sondern im Nothfall uns von großem Nutzen sein kann.« »Das ist gut,« fiel Karl hier ein; »nun bin ich wieder ruhig. Da man uns gestern Abend zu Rosla von der Räuberbande er-

zählte, die man gefangen hat, fiel es mir schwer aufs Herz, daß wol einige davon entwischt sein, uns anfallen und unsere Speisekammer in der Wagentasche plündern könnten. Nun bin ich unbesorgt; denn da wir jetzt einen Geleitzettel haben, so muß der Herr Kurfürst von Sachsen, wenn das Unglück sich ereignen sollte, uns die schönen Butterbröte und Rundstücke, die wir aus Rosla mitgenommen haben, alle ersetzen; nicht wahr, Großvater?« — »Allerdings,« sagte dieser; und so fuhren wir mit unserm Geleit in der Tasche voll guten Muthes weiter.

Das mag denn aber auch für heute genug sein. Morgen ein Mehres. Denn da Großvater nicht bloß diese Nacht, sondern auch bis Morgen Nachmittag in dem hübschen Altenburg liegen zu bleiben beschlossen hat, so wird wol noch ein Stündchen abfallen, worin Einer von uns, Karl oder ich, euch den Rest unserer Reisegeschichte bis hierher wird erzählen können. Gute Nacht, liebe Sophie!

Vierter Brief.

Karl an Auguste.

Altenburg, den 25. des Sommermonds 1805.

Nun, liebes Schwesterchen, kommt die Reihe, einen Brief von mir zu erhalten, an Dich. Daß ich an die Lilla zuerst schrieb, das that ich deßwegen, weil sie die Jüngste ist. Von den Andern bist Du die Jüngste;

deßwegen schreibe ich nun an Dich. Den Jüngsten muß man ja immer zuerst etwas zu Gefallen thun; nicht wahr, liebes Augustchen?

Eduard hat euch bis dahin erzählt, wo wir aus Querfurt wieder abfuhren und einen Geleitzettel mitnehmen mußten. Da fange ich nun an, und erzähle weiter.

Dieser Geleitzettel führte uns gegen Abend glücklich nach Freiburg. Das ist eine Stadt, die man nicht eher sehen kann, als bis man schon darin ist. Denn wenn man ganz nahe dazu kommt, so ist man auf einem hohen Berge; und gerade gegenüber ist noch ein hoher Berg, auf welchem ein altes Schloß liegt. Da meint man nun, das sei Freiburg; aber es ist es nicht. Das ist nur das Schloß, welches dazu gehört; nicht die Stadt. Nun zeigt sich rechter Hand eine ansehnliche Stadt, die aber noch eine Meile weit entfernt liegt; und man meint wieder, das sei Freiburg. Aber gehorsamer Diener! Das ist Freiburg eben so wenig; das ist die Stadt Naumburg, wohin wir morgen kommen sollten. Wir suchten und suchten mit allen unsern Augen, rechts, links und vorwärts; aber das schelmische Freiburg spielte Versteck mit uns. Wir konnten es nirgend finden, und waren doch dicht dabei. He! guter Freund, rief Großvater einem vorbeigehenden Wandersmann zu, wo liegt denn Freiburg? I nun, war die Antwort, der Herr ist ja hart dabei; steige er nur den Berg hinab, so ist er drinnen. Wir thaten, wie er sagte, und als wir unten in dem engen Thale angekommen waren, und von der Stadt noch immer nichts zu Gesicht bekommen hatten, da zeigte sich uns erst ein Häuschen, dann wieder eins, und noch eins, dann ein Thor; und als wir durch dieses eingegangen waren, befanden

wir uns wirklich in der Stadt, die aber anfangs nur eine einzige Straße ist. Erst nachdem wir den geräumigen Marktplatz erreicht hatten, zeigten sich noch ein paar andere Straßen, welche seitwärts ablaufen. Wir freueten uns nicht wenig, die lose Stadt, die sich so zu verstecken weiß, doch endlich gefunden zu haben, kehrten ein, verzehrten unser Abendbrot, und legten uns aufs Ohr.

Früh Morgens halb vier Uhr wieder auf den Beinen, angezogen, gefrühstückt und von neuen fort. Da der Fuhrmann mehr Zeit gebrauchte, als wir, so ging Großvater mit uns zu Fuß voran. Wohin geht der Weg nach Naumburg? fragte er, und man wies nach dem Thore hin, welches wir gerade vor uns sahen. Wir folgten der Nachweisung, gingen durch das Thor, dann über eine Brücke, unter welcher die Unstrut, ein zwar nicht breiter, aber wasserreicher Fluß, hinströmt. Zwanzig Schritt unterhalb der Brücke hatte man einen Lachsfang in demselben angelegt; weißt Du, was das ist, liebe Auguste? Ich will es Dir sagen. Man mauert quer durch den Fluß eine Wehre, d. i. eine Erhöhung, bei der das Wasser oberwärts sich stauen, dann über die Erhöhung mit Geräusch hinabstürzen muß. Dies Geräusch lockt die Lachse herbei, weil sie das gern haben; und wenn sie bei dem Wasserfalle angekommen sind, so pflegen sie durch einen kecken Sprung über ihn hinauf in den höhern Theil des Flusses zu springen. Da liegen dann aber die Reusen oder Fischkörbe, in die sie hineinschlüpfen, um von dem schnellfließenden Wasser nicht wieder hinabgerissen zu werden. Und so sind sie gefangen. Weil nun aber durch einen solchen künstlichen Wasserfall die Schifffahrt gehemmt wird, so hat man daneben eine Schleuse, d. i. einen künstlichen

Nebenfluß angelegt, durch welchen die Schiffe bei dem Wasserfalle vorbeifahren können. Dieser besteht in einem an beiden Ufern gemauerten Graben, der oben und unten mit einem Wasserthore geschlossen werden kann. Wozu? Gieb einmahl Acht, ob ich Dir das begreiflich machen kann.

Ein solcher Graben hat gewöhnlich nicht so viel Wasser, als das Schiff zum Durchfahren gebraucht. Um nun das Fehlende hineinzubringen, macht man erst das untere Thor fest zu, so daß nichts mehr hinauslaufen kann. Dann schwillt das aufgehaltene Wasser so weit an, daß das Schiff in den Graben gemächlich hineingleitet. Ist es darin, so verschließt man auch das andere Thor; und nun wird durch Pumpwerke, die an der Seite des Grabens angebracht sind, noch mehr Wasser hineingepumpt, bis es endlich so hoch angeschwollen ist, daß das Schiff, wenn man das untere Thor wieder aufmacht, hinausschießen und so unterhalb des Wasserfalls wieder in den Strom gelangen kann.

Da der Weg sich hier theilte, so fragten wir abermahls: welchen von beiden wir einschlagen müßten? und man wies uns an, längs des Stroms durch herrliche Wiesen hinzugehen. Der Weg war zwar befahren, aber nur schwach, und verwandelte sich zuletzt in einen bloßen Fußsteig. Wir setzten voraus, man habe uns, weil wir zu Fuß waren, den Fußsteig angewiesen, unser Wagen aber werde den andern Weg nehmen; und beide Wege würden nach einer gewissen Strecke wieder zusammenlaufen. So denkend, gingen wir auf unserm schönen Fußsteige, immer dicht am Ufer der Unstrut hin, wacker vorwärts.

Einen angenehmern Fußweg, als dieser war, hatten wir noch nie gemacht. Das Gras auf den Wiesen,

durch welche wir hingingen, stand so hoch und dicht, als Getreide, und war mit rothen, gelben, blauen, weißen und veilchenfarbenen Blumen dermaßen übersäet, daß die ganze Oberfläche ein einziger bunter Blumenteppich zu sein schien. Auch standen hin und wieder kleine Büsche dazwischen, die über und über von eben aufgebrochenen wilden Rosen glüheten. Da dachte ich an Dich, Du kleine Bluminn, die Du die Blümchen aller Art, ganz besonders aber die Rosen, so herzlich lieb hast, als wenn sie Deine leiblichen Brüder und Schwestern wären! Wie würden, wärest Du bei uns gewesen, Deine Wangen ihre eigenen Rosen vor Freude entfaltet haben! Wie würde ein O! und Ach! der Bewunderung und des frohen Erstaunens nach dem andern Deinem rosigen Mündchen entflohen sein! Ich glaube gewiß, Großvater hätte Dich nicht aus der Stelle bringen können; Du hättest alle die schönen Blümchen pflücken wollen. Er hatte schon Mühe genug, uns Jungen aus der Stelle zu bringen. Denn auch wir pflückten, und wollten noch immer mehr pflücken. — Nun, betrübe Dich nur nicht, Du liebes Blumennärrchen, daß Du diesmahl nicht bei uns warest! Wenn Großvater noch einmahl nach Karlsbad, oder sonst wohin reiset, so will ich nicht aufhören, ihn zu bitten, daß er uns Jungen nur zu Hause lassen, und euch arme Mädchen dafür mitnehmen möge. Doch das wird er ja wol von selbst thun. Er macht ja euch eben so gern Freude, als uns. Diesmahl gings nur noch nicht; da waret ihr beiden, Du und Lilla, noch zu klein, und die weise Sohpie und die gelehrte Minna mußten ja wol, als eure Gesellschafterinn und Aufseherinn, dasmahl auch zu Hause bleiben.

Nach und nach sahen wir uns nach unserm Wagen

um, allein umsonst! Er war nirgends zu erblicken. Das nahm uns Wunder. Endlich, da wir unsere Augen über die Unstrut hin nach dem Berge richteten, auf welchem das Schloß von Freiburg liegt, um die ganze mahlerische Gegend noch einmahl zu überschauen, sahen wir mit Verwunderung, daß der Wagen an der Seite dieses Berges, eine Viertelmeile von uns, ziemlich hoch hinauffuhr, und nun erst merkten wir, daß das die eigentliche Straße nach Naumburg sei, daß man uns nur den Fußsteig nachgewiesen hatte, und daß wir daher nicht eher, als bei oder in Naumburg, mit unserm Fuhrwerke wieder zusammentreffen würden. Um uns dem Bedienten und dem Kutscher zu erkennen zu geben, damit sie unsertwegen nicht besorgt sein sollten, winkten wir eine Zeit lang mit den Hüten und mit den Taschentüchern, aber wir wurden nicht von ihnen bemerkt, und bald darauf verschwand der Wagen hinter einem andern Berge, der uns linker Hand zur Seite lag. Was war dabei zu thun? Nichts anders, als unsern Stab fortzusetzen.

Das geschah denn auch, und zwar zwischen niedlichen kleinen Bergen hin, die größtentheils Weinberge waren; die ersten, welche mir zu Gesicht gekommen sind. Nun weiß ich denn doch auch, wie ein Weinberg aussieht. Da steht Weinstock an Weinstock, jeder an einem dünnen Pfahle befestiget, woran er emporrankt. Jeder Weinberg hat ein kleines Haus, worin die Trauben gekeltert werden, und einen in den Berg hineingegrabenen oder hineingehauenen Keller zum Aufbewahren des gewonnenen Weins. Ich kann aber nicht sagen, daß die Weinberge so schön, als unsere Holz-, Wiesen- und Ackerberge aussehen; denn sie sind gar zu einför-

mig. Wer Einen gesehen hat, der hat sie so ziemlich alle gesehen. Das Einförmige ermüdet.

Wir kamen nunmehr wieder an einen Fluß, Roßbach genannt, der noch breiter als die Unstrut ist. Ueber diesen mußten wir hinüber, und zwar, da hier keine Brücke ist, durch Hülfe einer Fähre. Weißt Du, liebes Gustchen, was eine Fähre ist? Das ist erstens ein dicker Strick, welchen man über den Fluß gezogen, und auf jeder Seite an einem starken Pfahle befestiget hat, so daß er über dem Wasser hinschwebt. Dann ist ein Schiff da, in welches man hineinsteigt und sich hinsetzt. Hierauf faßt der Fährmann, welcher vorn im Schiffe steht, das Seil an, und schiebt, indem er mit den Händen immer weiter greift, das Fahrzeug geschwind und mit leichter Mühe zum entgegengesetzten Ufer hinüber. So habe ich also auch zum ersten Mahle in meinem Leben das Vergnügen gehabt, mich über einen Fluß setzen zu lassen!

Bei dem Namen Roßbach fiel uns die berühmte Schlacht ein, in welcher der große König Friedrich, mit einem kleinen müden Heere von 20,000 braven Preußen, die Franzosen, welche 100,000 Mann stark waren, dergestalt schlug, das sie bis zum Rhein, 60 bis 70 Meilen weit liefen. Wir fragten: ob diese Schlacht hier vorgefallen sei? Allein der Fährmann zeigte uns einen nahen Berg, und sagte: dahinter liege der Ort Roßbach, und da sei sie vorgefallen. Wir ehrten das Andenken des großen Friedrichs, und gingen weiter.

Eine Viertelstunde danach kamen wir an dem Thore von Naumburg an. Hier erkundigten wir uns, ob unser Wagen schon hineingefahren wäre? und waren nicht wenig betroffen, als man uns mit nein! antwortete. Von Rechtswegen hätte er doch früher als wir

eintreffen müssen; denn wir hatten auf dieser Meile, weil wir uns oft aufhielten, bald um Blumen zu pflücken, bald um uns in der schönen Gegend umzusehen, und bald um Dinge, die uns neu waren, näher und recht genau zu betrachten, beinahe drei Stunden zugebracht. Zum Glück war nahe am Thore ein Wirthshaus, vor welchem der Wagen, wenn er ankam, nothwendig vorbeifahren mußte. In dieses traten wir daher ab, ließen uns ein Frühstück geben, und harrten der Ankunft unsers Fuhrwerks mit Ungeduld.

Es war heute gerade Johannestag; und an diesem fängt die Naumburger Messe an, die, wie die unsrige zu Braunschweig, drei bis vier Wochen währet. Es herrschte daher viel Getümmel in der Stadt, und die Landstraßen umher waren mit Fuhrwerken aller Art, mit Reitern und Fußgängern ganz bedeckt. Wir schlossen daraus, daß diese Messe beinahe eben so bedeutend sein müsse, als die unsrige.

Nach einer halben Stunde, die wir in Unruhe hingebracht hatten, erschien endlich unser Wagen, und wir hörten nun, daß unsere Leute eben so besorgt für uns gewesen waren, als wir für sie. Sie hatten deßwegen von Zeit zu Zeit angehalten, um auf uns zu warten. Daher ihr Ausbleiben.

Da wir nun über diesen Vorfall ein paar Stunden eingebüßt hatten, und doch heute noch bis Altenburg fahren wollten, so hatten wir keine Zeit mehr zu verlieren, sondern mußten uns gleich wieder einsetzen, ohne uns erst in Naumburg umgesehen zu haben. Das that uns leid, denn es scheint eine hübsche und recht ansehnliche Stadt zu sein, in der viel Handel und Wandel ist.

Wir fuhren nun auf Zeitz los, welches auch eine Kursächsische Stadt, mit einem Schlosse, und gleichfalls

ein recht artiger Ort ist. Es fließt ein kleiner Fluß, die Elster genannt, vorbei. Durch den mußten wir, weil keine Brücke in der Nähe war, und wir uns doch nach dem Mittagsessen sehnten, durchfahren. Er war aber auch jetzt nicht tief. Dieser kleine Fluß ist wegen der schönen Perlenmuscheln berühmt, die er mit sich führt.

Hier wurden wir köstlich bewirthet. Ueberhaupt ist es uns mit dem Essen und Trinken — und das ist doch die Hauptsache auf Reisen! — noch immer recht nach Wunsch gegangen. Man hatte uns in Blankenburg und andern Oertern, wo wir durchfuhren, bange gemacht, daß wir weiterhin kein Brot mehr, sondern nur Pferdefleisch, das Pfund zu 2 Ggr., finden würden, weil überall Hungersnoth herrsche. Das war aber erlogen. Wir haben bis heute noch überall recht schönes Brot, nur um Vieles theurer, als sonst, und an den meisten Oertern auch Suppe, Gemüse, Fische und Braten, oft noch mehr gefunden. Hier in Zeitz aber haben wir vollends recht ordentlich geschmauset. Das schöne Haus, worin dies geschah, heißt die Traube. Merke Dir den Namen, liebe Auguste, damit Du, wenn Du auch einmahl hieherkommen solltest, es eben so gut treffen mögest, als wir.

Wir fuhren sehr vergnügt von dannen, und konnten die schöne Stadt nur im Durchfahren besehen, welches uns leid that.

Wir sind nunmehr in dem Lande, wo man die meisten Arbeiten, wozu man sonst Pferde gebraucht, z. B. das Pflügen, Eggen und Einfahren, durch Ochsen verrichten läßt; und ich habe mir sagen lassen, daß das recht vernünftig gethan sei. Denn erstens kostet so ein Ochse — oft gebraucht man auch Kühe dazu — lange

nicht so viel, als ein Pferd, zweitens nimmt er mit Gras, Heu und Stroh fürlieb, und man braucht ihm keinen Hafer vorzusetzen, drittens arbeitet er, zwar langsamer, aber doch eben so gut wie ein Pferd, und endlich kann man ihn, wenn er anfängt unbrauchbar zu werden, noch obenein aufessen, und braucht sein Fleisch nicht, wie das der Pferde, den Raben und Füchsen Preis zu geben. Beim Anblick dieser fleißigen Thiere dachte ich an Großvaters Fabel vom Oechslein und dem Ochsen, die ich erst verstehen lernte, als ich sah, wie sauer diese armen Thiere hier ihr Brot verdienen müssen. Kennst Du jene Fabel, liebe Auguste? Ich will sie Dir hersetzen.

Der Ochs und das Oechslein.

Oechslein.

Ach, wär' ich doch erst auch so groß,
Als du, Papa! und hätte solche Hörner!

Ochs.

Und dann?

Oechslein.

Riss' ich mich von der Krippe los.
Und lief' aufs freie Feld, und speis'te Halm und Körner!

Ochs.

O bilde dir, mein Sohn, kein solches Leben ein!
Du wünschest, traun! wie ich, einst wieder Kalb zu sein.
Denn wirst du groß, so wird auf deinen Nacken
Ein schweres Joch gelegt; man spannt dich Morgens früh
Vor deinen Pflug, und schreit in einem fort: Ochs, zieh!
Das Korn, das du erwirbst, das wird zu Brot gebacken;
Dich aber speiset man mit Spreu und Prügeln ab;
Und wirst du alt und schwach, so findest du dein Grab,
Zum Lohn für saure Müh', in deines Herren Magen.
O, freu' dich deines Glücks in deinen jungen Tagen!

Das laß uns denn auch thun, Du liebes Mäuschen! Eduard und ich und der Großvater haben es auf unse-

rer Reise bis hieher rechtschaffen gethan, und wollen es ferner thun.

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht!
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Wir kamen hier gestern Abend noch bei hellem Tage an, und es gefällt uns auch hier ausnehmend wohl. Ich küsse Dich auf das liebe kleine Mäulchen, kriege Dich beim Leibe, und hüpfe in Gedanken mit Dir rings um unsern Rundplatz vor dem Hause herum!

Fünfter Brief.

Eduard an Sophie.

Altenburg, den 26. des Sommermonds 1805.

Ich mache wahr, liebe Sophie, was ich Dir gestern versprach, und schreibe noch ein Mäulchen voll von Dem, was wir hier gesehen, bemerkt und erfahren oder gelernt haben, für Dich nieder. Ich wünsche, daß Dein Gaumen es nicht gar zu schal finden möge.

Altenburg ist zwar keine sehr große, aber auch keine kleine, und obenein eine nette, freundliche und schön gelegene Stadt, in der es Einem recht wohl wird. Sie lehnt sich an ein paar Hügel, so daß man ein wenig unbequem in ihr auf- und absteigen muß. Vor ihr, in der Ebene, erhebt sich ein nackter Felsen, aus welchem das alte, aber wohlunterhaltene, fürstliche Schloß

gleichsam hervorgewachsen ist, und in seiner stolzen Höhe die ganze schöne Gegend beherrscht. Dies ist das merkwürdige Schloß, in welchem einst — ich glaube, es war im Jahre 1455, also vor viertehalb hundert Jahren, — der berühmte Prinzenraub verübt wurde. Weißt Du, liebe Sophie, was das ist? Ehrlich gesagt, ich wußte es, ehe wir hier ankamen, auch nicht; Großvater hat es uns aber eben jetzt erzählt, und nun weiß ich es. Es mag wol manchem Reisebeschreiber eben so gehen, daß er uns merkwürdige Sachen und Begebenheiten als längst von ihm gewußte Dinge erzählt, die er doch selbst erst ganz frisch an Ort und Stelle gelernt hat. Hier hast Du, was wir nunmehr davon wissen.

Friedrich der Streitbare, Kurfürst von Sachsen und Herr vieler andern Länder, verordnete, als er sterben wollte, daß seine beiden Söhne, Friedrich der Sanftmüthige und Wilhelm, nach seinem Tode gemeinschaftlich herrschen, und dabei als gute Brüder in Liebe und Freundschaft mit einander leben sollten. Das thaten sie denn auch anfangs wirklich, und würden es immer gethan haben, wenn sie keinen bösen Räthen in die Hände gefallen wären. Durch diese aber verleitet und gegen einander aufgehetzt, fingen sie nach einiger Zeit an, einen blutigen Krieg mit einander zu führen, in welchem Städte zerstört, Dörfer abgebrannt und ganze Länder verwüstet wurden. Da indeß Beide in Grunde recht gute Herren waren, so machten sie endlich, sobald sie sich nur einmahl mit einander besprochen hatten, Friede, theilten ihres Vaters Länder unter sich, und lebten nachher recht brüderlich mit einander. Der Aelteste von ihnen, Friedrich, war wieder Kurfürst von Sachsen geworden, und bewohnte nun das Schloß von Altenburg.

Einer von den Edelleuten, die ihm gegen seinen Bruder Beistand geleistet hatten, Kunz von Kaufungen, hatte in diesem Kriege seine Güter in Thüringen verloren, wogegen ihm Friedrich andere, von ihm eroberte Güter in Meißen, jedoch nur unter der Bedingung anwies, daß er diese an ihren rechtmäßigen Herrn wieder zurückgeben solle, sobald er jene werde wiedererhalten haben. Das Letzte geschah; aber Kunz, uneingedenk der Bedingung, wollte nun auch die Meißnischen Güter behalten. Das konnte ihm nun doch nicht gestattet werden; und darüber wurde er auf seinen guten Herrn und Fürsten bitterböse, und beschloß, ihm nicht nur einen recht hämischen, sondern auch einen solchen Streich zu spielen, wodurch er ihn zwingen könne, Alles zu bewilligen, was er nur von ihm verlangen werde.

Der sanftmüthige Friedrich hatte zwei liebe Söhne, Ernst und Albrecht, hübsche Knaben zwischen elf und vierzehn Jahren. Diese beschloß der böse Kunz ihm zu stehlen, sie weit weg auf eine alte feste Burg in Böhmen zu führen, und sie so lange darin zu verwahren, bis der Kurfürst, sein Herr, sich bequemen werde, ihm die verlangten Güter und ein starkes Lösegeld dazu zu geben. Es war damahls noch in den Zeiten des Faustrechts, wo das Rauben und Stehlen, wenn der Räuber nur ein Ritter war, nicht für Sünde gehalten wurde, und wo oft der kleinste Edelmann, wenn er nur eine feste Burg und einen Anhang unter seines Gleichen hatte, mit dem mächtigsten Fürsten Händel anfing.

Kunz, welcher Schloßhauptmann zu Altenburg gewesen war, und daher sowol alle Gelegenheiten in dem Schlosse, als auch die ganze Gegend umher recht gut kannte, hatte einen elenden Küchenjungen, Hans

Schwalbe genannt, durch Bestechung vermocht, daß er, wenn der Kurfürst einmahl verreisen werde, es ihm augenblicklich anzeigen und ihm dann zur Ausführung seines Vorhabens behülflich sein solle. Er selbst machte unterdeß Alles, was er dazu nöthig zu haben schien, besonders Strickleitern, zur Ersteigung des hohen Schlosses zurechte, und hielt sich heimlich in der Nähe von Altenburg bei einem seiner Spießgesellen auf, die ihm Beistand leisten wollten.

Als er nun von dem besagten Hans Schwalbe die Nachricht erhalten hatte, daß der Kurfürst nach Leipzig gereiset sei, seine Gemahlinn aber und die beiden Söhne zurückgelassen habe, suchte er zuvörderst die Strickleitern heimlich in das Schloß zu schaffen, und stellte sich hierauf selbst, in der nächsten Nacht, begleitet von seinen Helfershelfern, am Fuße des Felsens ein, worauf das Schloß emporragt. Hier hingen die Strickleitern schon bereit; er hinauf, seine Gesellen ihm nach; und so waren sie nach einigen Minuten oben im Schlosse, und augenblicklich in der Kammer der schlafenden jungen Prinzen. Diese wurden ergriffen und fortgeschleppt. Das Geräusch weckte die Kurfürstinn, ihre Mutter. Sie wollte ihnen zu Hülfe eilen; allein der Räuber hatte vorsichtig ein Anwurfschloß an die Thür ihres Schlafgemachs gelegt. Sie fand sich also eingesperrt, und konnte nur aus dem hohen Fenster herab unter einer Flut von Thränen den Räuber anflehen, ihr die Kinder zurückzugeben, indem sie sich verbürgte, daß er vom Kurfürsten, ihrem Gemahle, Alles erlangen solle, was er nur immer von ihm fodern werde. Aber Kunz, kalt und hart, wie ein Stein, achtete ihres Flehens nicht, eilte vielmehr, von seinen Gefährten begleitet, mit seinem Raube davon, und hielt nicht eher an, bis

sie zu einem Orte gekommen waren, wo, einer vorher genommenen Abrede zufolge, der Haufen sich trennen sollte. Zwei seiner Mitverschwornen, die Ritter von Mosen und von Schönfels, sollten mit dem ältesten Prinzen, Ernst, durch unwegsame Wälder und Gebirge, in einer ihnen bezeichneten Richtung nach Böhmen eilen; er selbst wollte den jüngsten Prinzen, Albert, der ihm, seines Muths und seiner Gewandtheit wegen, eine strengere Aufsicht, als sein älterer, etwas schwächlicher Bruder, zu erfodern schien, durch eben so unwegsame und rauhe Gegenden in einer andern Richtung eben dahin führen. Auf dem festen Schlosse Isenburg in Böhmen, welches Kunz zu diesem Behufe gekauft hatte, wollten sie wieder zusammentreffen. Jeder Trupp wurde von einigen Bewaffneten begleitet. Diese Trennung und Vereinzelung der beiden Prinzen hatte der listige Kunz mit vieler Klugheit ausgesonnen. Denn, dachte er, wenn auch der eine Trupp mit dem einen Prinzen das Unglück haben sollte, den Verfolgern, welche bald genug hinter uns herfliegen werden, in die Hände zu fallen, und nur der andere mit dem zweiten glücklich entwischt und unsere feste Burg in Böhmen erreicht, so hat es damit nichts zu bedeuten. Dann sagen wir zum Kurfürsten: willst du deinen zweiten Sohn auch wieder haben, so mußt du deinen Gefangenen nichts zu Leide thun, sondern sie unversehrt auf freien Fuß stellen. Hältst du diese zurück, so behalten auch wir deinen Sohn; vergreifst du dich an ihnen, so vergreifen wir uns wieder an ihm. So dachte der schlaue Kunz, und sprengte mit seinem Gefangenen eiligst davon. Der andere Haufen that ein Gleiches. Beide flogen den dichtesten Wäldern und den unwegsamsten Gebirgen zu.

Schon waren Kunz und seine Gefährten mit ihrem Raube in der Waldung eines Berges, der Fürstenberg genannt, angekommen, der nur noch eine halbe Stunde von der Böhmischen Grenze entfernt war. Hier aber klagte der junge Prinz so sehr über Erschöpfung, Hunger und Durst, daß Kunz sich endlich dadurch bewegen ließ, abzusteigen, um Erdbeeren für ihn zu suchen. Bei dieser Beschäftigung traf ein Köhler, Namens Schmidt, sie an, der in dieser Gegend des Waldes seine Hütte hatte, und der Prinz nahm die Gelegenheit wahr, sich ihm zu erkennen zu geben und ihn um Hülfe zu bitten. Einer der bewaffneten Gefährten des Kunz hörte entweder, oder merkte, was er zu dem Köhler sprach, sprang herbei und wollte ihm einen Hieb versetzen. Allein der Köhler fing den Hieb mit seinem Schürbaum *) auf, und schlug hierauf selbst wacker auf den Reiter los. Kunz wollte diesem zu Hülfe eilen, verwickelte sich aber mit seinen Spornen im Gesträuch, und stürzte. Unterdeß hatte die Frau des Köhlers, welche nicht weit davon stand, bei der Gefahr, worin sie ihren Mann sah, durch ein unter diesen Waldbewohnern übliches Zeichen, wodurch sie Andere zu Hülfe rufen, und welches in einem schallenden Klopfen an der Axt besteht, einige andere, nicht weit davon sich aufhaltende Köhler herbeigelockt. Diese sprangen hinzu, Kunz und seine Gefährten wurden ergriffen, und mit dem befreiten Prinzen in des Köhlers Hütte geführt. Daselbst fanden sich bald noch andere Bewohner der Gegend ein, die gefangenen Räuber wurden in sichere Verwahrung gebracht, und der Prinz am folgenden Tage nach Altenburg zurückgeführt.

---

*) Eine Stange, womit die Köhler das brennende Holz anschüren oder rütteln, um den Brand zu unterhalten.

Den gefangenen Kunz schleppte man anfangs nach Zwickau, dann nach Freiberg, wo er ins Gefängniß geworfen, und einige Tage danach auf öffentlichem Markte enthauptet wurde.

Jetzt wirst Du zu hören wünschen, was aus dem armen Prinzen Ernst geworden sei? Auch darüber kann ich Deine Neugier befriedigen.

Seine Entführer, Wilhelm von Mosen und von Schönfels, hatten gleichfalls beinahe schon die Böhmische Grenze mit ihm erreicht, als sie sich plötzlich gezwungen sahen, das Weiterreisen einzustellen und einen Schlupfwinkel zu suchen, wo sie mit ihrem Raube sich verbergen könnten. Sie hörten nämlich in allen Dorfschaften ringsumher die Sturmglocke läuten, und bemerkten bald, daß ihnen überall nachgesetzt wurde. Unter diesen Umständen verloren sie endlich die Hoffnung, Böhmen zu erreichen, und verkrochen sich in eine Felsenhöhle, die nach langem Umherirren der Zufall sie finden ließ. Diese Höhle befindet sich in einem Felsenberge, am rechten Ufer der Mulde, bei dem Schlosse Stein. Sie hieß ehemahls die Teufelskluft, jetzt wird sie, zum Andenken an jene Begebenheit, die Prinzenhöhle genannt. Ihr Eingang war mit Gebüsch verwachsen, und um dahin zu gelangen, mußte man erst einen steilen Felsen erklettern. Hier durften sie also hoffen, entweder unentdeckt zu bleiben, oder, wenn die Noth es erfoderte, sich eine Zeit lang mit glücklichem Erfolge vertheidigen zu können.

Doch die Verborgenheit allein konnte sie nicht retten; sie mußten sich auch Nahrungsmittel verschaffen, wenn sie leben wollten. Woher nun diese? Schon waren sie zwei Tage lang durch Wälder und Einöden, ohne etwas zu genießen, umhergeschwärmt, und das hatte be-

sonders den jungen Prinzen dergestalt angegriffen, daß sie besorgen mußten, ihn vor Erschöpfung erliegen zu sehen. Alles, was sie um ihren Schlupfwinkel her finden und erreichen konnten, waren einige wilde Beeren und Wurzeln, die aber eine gar zu kärgliche und zu ungesunde Nahrung gewährten, als daß der an so rohe Speisen nicht gewöhnte Prinz es lange dabei hätte aushalten können. Von Angst und Verzweiflung getrieben, eröffneten sie endlich dem Prinzen, daß sie bereit seien, ihn auszuliefern, wenn er ihnen sein fürstliches Ehrenwort geben wolle, daß sein Herr Vater, der Kurfürst, sie begnadigen werde. Man kann sich vorstellen, wie bereit der Prinz dazu war! Allein bei weiterem Nachdenken glaubten die Räuber an dieser Versicherung noch nicht genug zu haben, und schickten daher einen ihrer Leute an einen gewissen Herrn von Schönburg ab, der nicht weit von da auf seinem Schlosse Hartenstein lebte, um ihm anzuzeigen: daß sie den Prinzen unversehrt seinen Händen überliefern wollten, wenn auch er ihnen mit seiner Ritterehre Bürgschaft für ihr Leben und für ihre Begnadigung leisten wolle. Dieser besann sich keinen Augenblick, die verlangte Bürgschaft, und zwar schriftlich, auszustellen; und kaum war diese den Räubern eingehändigt worden, als sie aus ihrer traurigen Höhle hervorkrochen, und den Prinzen überlieferten. Der Ritter Schönburg hielt ihnen Wort. Sie ritten ungehindert davon, und wurden nie wieder gesehen. Vermuthlich wanderten sie, unter veränderten Namen, in ein fremdes Land aus, wo sie ihr mit Schmach und Schande beflecktes Leben in Verborgenheit auslebten *).

*) Geschichte des Prinzenraubes, von Christoph Schreiber. Leipzig 1804.

Du glaubst nicht, liebe Sophie, wie viel Freude es Einem macht, wenn man eine merkwürdige Geschichte gehört und gelesen hat, und nun auf Reisen an den Ort kommt, wo die Begebenheit sich zutrug! Wie da Alles aus dem düstern Nebel der Vergangenheit so lebendig vor unsern Augen emporsteigt! Wie man plötzlich in das längstverflossene Zeitalter, worin die Begebenheit vorfiel, leibhaftig versetzt zu sein wähnt! Wie man die Kühnheit und Kraft der handelnden Personen — nun schon lange Staub und Asche — anstaunt, die unschuldig Leidenden bejammert, die Frevler verwünscht! O, liebe Schwester! laß uns doch ja recht vielen Fleiß anwenden, die Geschichte zu lernen, um der Freude, welche Karln und mir beim Anblicke dieses Felsenschlosses widerfährt, auf allen unsern künftigen Reisen recht oft theilhaftig zu werden. Großvater sagt: Einer, der in der Geschichte wohl bewandert sei, könne fast keine Meile weit reisen, ohne an merkwürdige Begebenheiten erinnert zu werden, die an dem Orte oder in der Gegend, wo er sich jedesmahl befinde, vorgefallen seien. Was für Freuden muß so ein Mensch nicht erst auf Reisen einernten, da wir andern Dummbärte, die wir noch gar nichts wissen, schon so unbeschreiblich viel Vergnügen dabei finden! Fast möchte ich den Großvater bitten, mit uns wieder umzukehren, um zu Hause erst Alles aus der Geschichte zu lernen, was wir wissen müßten, wenn wir überall so vergnügt sein wollten, als wir es hier in Altenburg sind.

Hier breche ich ab, um noch ein paar Zeilen an die gute Minna zu schreiben. Lebe wohl, liebe Sophie! Statt einer Mundvoll, die ich versprach, habe ich dir eine ganze Schüssel vorgesetzt. Du nimmst das doch nicht übel?

Sechster Brief.

Eduard an Minna.

Altenburg, den 26. des Sommermonds 1805.

Schon zweimahl, liebe Minna, habe ich die Feder ergriffen, um auch dir zu schreiben; aber sie fiel mir zweimahl wieder aus der Hand. Warum? Das wirst du aus folgendem Gespräche zwischen dem Großvater und mir ersehen. Großvater sagte:

Willst du denn der guten Minna nicht auch einmahl schreiben, Eduard?

Ich.

Ich wollte, lieber Großvater; aber ich konnte nicht.

Er.

Warum denn nicht?

Ich.

Ja, ich kriegte es mit der Furcht *).

Er.

Nun, wovor fürchtetest du dich denn?

Ich.

Daß ich es nicht recht machen möchte. Minna ist nun beinahe schon eine große Person — sie ist ja schon funfzehn Jahr alt — und ich glaube fast, daß sie — Gott verzeihe mir, wenn ich ihr Unrecht thue! — schier ein wenig gelehrt sein mag. Und vor den gelehrten Leuten fürchte ich mich.

---

*) Ein Niederdeutscher Ausdruck für: es überfiel mich eine Furcht.

Er.

Sie wird ja nicht! Aber warum fürchtest du dich vor den gelehrten Leuten?

Ich.

Ja, die sehen Einem immer so genau auf die Finger und auf den Mund, ob man Alles auch recht schreibt und recht spricht, und wollen so etwas Gelecktes und Zierliches und Gedrehtes haben, was Unsereiner nicht machen kann.

Er.

Da irrest du, Eduard! Die rechten Gelehrten wollen das nicht; die wollen nur, daß man hübsch deutlich und verständlich, und hübsch natürlich schreibe, wie Einem der Schnabel gewachsen ist.

Ich.

Ja, wie ist denn aber der Schnabel mir gewachsen? Wie einer Elster, oder wie einem Dompfaffen?

Er.

Ich glaube, wie einer Elster — gerade aus.

Ich.

Da müßte ich also auch, wie die Elster, nur immer kack, kack, kack, kack, kack, kack! kurz und schnell hinter einander schreiben?

Er.

Ganz recht: in kurzen Absätzen, wie die Elster! Ohne Ziererei, wie die Elster! Ohne der Nachtigal oder dem Dompfaffen nachzuäffen, wie die Elster! kurz, als ein Knabe von neun Jahren, der noch nicht als ein Mann schreiben will, und als ein schlichter, anspruchloser Mensch, der nicht darauf ausgeht, mit seinen Schreibereien ein Aufsehen zu erregen. Dann wirst du gut, sogar schön schreiben, ohne es zu wissen. Ich will dir sagen, wie ich es machte, als ich noch ein wenig

schreiben konnte; jetzt, da die Hand mir zittert, kann ich nur noch kritzeln.

Wenn ich damahls etwas zu Papier bringen wollte, so setzte ich mich erst hin, um Das, was ich zu schreiben vorhatte, mir ganz klar und deutlich auszudenken, bis es mir, so zu sagen, recht bestimmt, hell und lebendig vor den Augen stand. Hatte ich es nun so vor mir stehen, so dachte ich mir irgend eine Person, die ich schätzte oder liebte, also eine Person von guter Erziehung, eine gebildete Person, und stellte mir vor, daß ich dieser das Gedachte mündlich sagen, mittheilen oder beschreiben solle; und so wie ich nun zu einer solchen Person würde geredet haben, wenn ich vor ihr gestanden hätte, gerade so schrieb ich es auch hin. Dabei hütete ich mich nur, daß ich nicht stotterte, d. i. eine und ebendieselbe Sache nicht mehr als Einmahl sagte, ein und ebendasselbe Wort nicht zweimahl hinter einander gebrauchte, und daß ich mir kein niedriges Wort und keine gemeine, unedle Redensart erlaubte, wie ich mich davor ja auch würde gehütet haben, wenn ich das zu Schreibende mündlich vorgetragen hätte. Uebrigens je schlichter, einfacher und deutlicher ein Ausdruck war, desto lieber wählte ich ihn. Das hatte ich den alten Griechen und Römern abgelernt, die es eben so machten, und deren Schriften, nach einigen tausend Jahren, als Muster einer guten Schreibart doch heute noch bewundert werden.

Ich will dir aber nicht verhehlen, lieber Sohn, daß viele unserer jetzigen Schriftsteller ganz anderer Meinung sind. Die glauben, daß sie nicht kraus und seltsam und verworren genug schreiben können. Statt auf ihren Füßen, wie andere vernünftige Leute, gerade aus und Schritt vor Schritt einherzugehen, meinen sie, daß

sie Bockssprünge machen, oder auf Stelzen einherschreiten, oder gar auf dem Seile tanzen müssen, um — sich auszuzeichnen. Die närrischen Leute! Was sie davon doch wol haben mögen? Daß der Johann Hagel sie angafft und beklatscht? Das lohnt sich auch der Mühe! Ob die Herren denn gar nicht sehen, daß vernünftige Menschen die Achsel darüber zucken, und ihnen mit Verachtung den Rücken zukehren?

Sieh, liebe Minna, das hat mir Herz gemacht! Wenn es nur darauf ankommt, ganz schlicht und ungekünstelt hinzuschreiben, was man denkt oder in sich fühlt, so kann ich ja auch schreiben, in meiner Art so gut schreiben, als der größte Gelehrte in der seinigen. Da nun der Großvater, wie du eben gelesen hast, es sagt, so muß es wahr sein; denn was der sagt, das ist immer wahr. Davon bin ich einmahl fest überzeugt. Also getrosten Muths zur Sache; und zwar noch etwas von Altenburg, wo ich so viel Schönes und Merkwürdiges gesehen und gehört habe, daß ich dir Stunden lang davon erzählen könnte.

Der große, hochgelegene Schloßgarten, den wir uns zeigen ließen, ist zwar gerade nicht so wie der unsrige, mit so vielen krummen Wegen und Rasenstücken und allerlei Gesträuch und Bäumen aus allen Welttheilen; aber er hat denn doch auch einige schöne Anlagen, die man recht gern sieht, besonders einen Lustwald, der mit herrlichen alten und jungen Bäumen prangt, unter deren dicht in einander verwachsenen und starkbelaubten Kronen man in einer schauerlichen grünen Mitternacht wandelt, in der es Einem unbeschreiblich wohl wird.

An eine daselbst befindliche Mauer, an welche Besucher aller Art ihre werthen Namen, auch wol Dies und Das, was sie für witzig und schön halten mögen, einzukritzeln pflegen, hatte vor einiger Zeit ein Spottvogel folgende vier Verse geschrieben, worin er sich über seine Vorgänger lustig machte:

Mit ehrfurchtsvollem Schauer
Betret' ich diesen Ort;
Schreib' Verslein an die Mauer,
Und — trolle wieder fort!

Ich denke, es kann doch wol nicht schaden, daß ich dir diese Verse abgeschrieben habe; denn ungeachtet ich dir nur Hausmannskost versprach, so pflegt ihr Mädchen einen kleinen Leckerbissen, der euch unerwartet und nebenbei gereicht wird, doch eben auch nicht von der Hand zu weisen. Nicht wahr, Minna?

Wir haben hier noch einen andern Garten besehen, der zwar lange nicht so groß, als der Schloßgarten, aber noch viel hübscher ist. Das ist der Garten des Herrn Präsidenten von Thümmel, dessen Bruder einer unserer angenehmsten Dichter und Schriftsteller sein, und auch eine Reisebeschreibung gemacht haben soll, wie — ich und Karl *). Die seinige mag aber

---

*) Der Herausgeber erinnert sich bei diesem Auch und Wie, mit prickelndem Gewissen, folgender Geschichte. Ein neuadeliges Gänschen, Gemahlinn eines neugebackenen Gänserichs von Kammerherrn in Dänemark, kam in einer Prachtversammlung neben der geistreichen Gattin eines verdienten Kammerherrn von altem Adel zu sitzen, und hob, um ein Gespräch mit dieser einzuleiten, zu ihr an: Mon mari est *aussi* chambellan, *comme* le vôtre! Mein Mann ist auch Kammerherr, wie der Ihrige! Und die Nachbarinn antwortete lächelnd: Ni aussi, ni

wol noch etwas besser gerathen sein. Nun, Jeder macht's, so gut er kann; und ein Schelm, wer mehr giebt, als er hat!

Dieser Thümmelsche Garten enthält besonders Eine Abtheilung, an welcher Großvater sich nicht satt sehen konnte, ungeachtet er sie schon voriges Jahr bewundert hatte. Das ist eine Vertiefung des Bodens, zu der man zwanzig bis dreißig Fuß tief sanft hinabsteigt. Ist man unten, so sieht man sich von herrlichen nackten und wilden Felsenwänden umgeben, zwischen welchen Gesträuch hervorgewachsen ist, und von welchen herab ein kleiner niedlicher Wasserfall laut rauschend heruntersprudelt. An der einen Seite ist auch eine Kunsthöhle, oder sogenannte Grotte in dem Felsen angelegt. Man glaubt, sagte der Großvater, hier der gemeinen Welt entrückt, und in eine der heimlichsten Gegenden der Elisäischen Felder (du wirst ja wol wissen, was das ist) versetzt zu sein; und der edle Besitzer des Gartens hat dieses Gefühl durch eine ganz eigene, sinnreiche Anlage zu benützen und zu verstärken gewußt. An der einen Seite der Felsenwand nämlich erblickt man, unfern von dem Wasserfalle, einen Spalt, ungefähr drei Fuß breit, der durch eine eiserne Gitterthür verschlossen ist. Geht man nun durch diese Thür in den Spalt hinein, so blickt man rechter Hand in eine natürliche, aber offene, folglich erleuchtete Aushöhlung des Felsens, an deren Ende das Brustbild der verstorbenen ersten Gemahlinn des jetzigen Herzogs von Gotha steht, die eine vortreffliche

---

comme, Madame! Weder auch, noch wie, Madam! Es steht aus guten Gründen zu vermuthen, daß der Herr von Thümmel, falls ihm dieses Blatt je zu Gesichte kommen sollte, das Nämliche dabei bemerken wird. Ni *aussi*, ni *comme*, Mr. Edouard!

Fürstinn gewesen sein soll. Ueber der Thür sind dem Felsen die Worte eingegraben: Freistätte der Empfindung, welche so viel sagen wollen, als: hier, wo Niemand uns sieht, ist es erlaubt, sich seiner Empfindung zu überlassen, und den Tod dieser Edeln zu beweinen. Man sieht, daß der gefühlvolle Schöpfer und Eigenthümer des Gartens dieses verborgene Räumchen zu einem Heiligthume für den stillen unprahlerischen Erguß seiner wehmüthigen und dankbaren Empfindungen bestimmte. Die Verstorbene ist nämlich seine besondere Gönnerinn und Freundinn gewesen. Seine edle Gattinn – er selbst war gerade abwesend — führte uns selbst sehr gefällig umher, und bezeigte sich ungemein gütig gegen uns. Sie ließ uns auch ihre Silberfasanen sehen, welche eine besondere, eingeschlossene kleine Abtheilung des Gartens bewohnen. Recht hübsche Thierchen! aber die Goldfasanen sollen noch viel schöner sein. Schade, daß diejenigen, welche man sonst auch hier sehen konnte, ich weiß nicht durch welchen Zufall, ausgegangen waren.

Das Landhaus, welches diesen Garten ziert, ist das schönste, welches Karl und ich jemahls gesehen haben, und zwar von außen so gut als von innen. Beschreiben kann ich es dir nicht; ich kann nur sagen, daß man gar nicht müde wird, es anzusehen. Oben hat es ein plattes Dach, worauf man umhergehen, und die herrliche Gegend überschauen kann. Inwendig ist Alles nett und niedlich; du glaubst nicht, wie niedlich! Der Herr Präsident muß wol viel Geschmack oder Schönheitssinn haben, daß er so viel Hübsches und Schönes angeben konnte.

Das Inwendige des fürstlichen Schlosses, welches wir uns gleichfalls zeigen ließen, hat uns auch viel

Vergnügen gemacht; besonders die Rüstkammer, worin wir eine Menge Harnische, Schilde, Lanzen, Schwerter und Helme, ausgestopfte Pferde, worauf ehemahlige Herzoge in voller Ritterrüstung sitzen, die Harnische der beiden jungen Prinzen, Ernst und Albrecht, das Schwert, womit Kunz von Kaufungen — es war sein eigenes — enthauptet wurde, noch ein anderes Schwert, womit einst ein gewaltiger Scharfrichter, wie der Herr Schloßverwalter uns erzählte, neun und neunzig Verurtheilten in Einem Tage die Köpfe abschlug, wofür er zur Belohnung zum Doktor der edlen Köpfekunst ernannt wurde, und noch viele dergleichen merkwürdige Dinge mehr sahn. Wenn man die Panzer, die Helme, Schilde, Lanzen und Schlachtschwerte in die Hand nimmt, um ihre Schwere zu versuchen, so erstaunt man über die Größe der Kraft, welche erfodert wurde, theils diese schweren Dinge am Leibe zu tragen, theils damit zu kämpfen. Jene alten Ritter mußten doch ganz andere Menschen sein, als die jetzigen; allein sie wurden auch anders erzogen, sagt der Großvater, und lebten auch anders, als wir jetzt leben.

Man zeigte uns unter andern das Zimmer, in welchem die beiden jungen Prinzen schliefen, als der Kunz von Kaufungen sie überfiel, und das Fenster, wodurch er zu ihnen einstieg. Es hingen auch einige alte Gemählde da, auf welchen diese Geschichte theilweise abgebildet ist. Kurz, wir sahen hier so viel und vielerlei, daß ich dir unmöglich Alles beschreiben kann, wenn du nicht willst, daß ich mir die Finger abschreiben soll.

Von Einer Sehenswürdigkeit aber, welche uns über die Maßen gefallen hat, muß ich denn doch noch ein paar Worte hinzufügen. Dies ist die öffentliche Wandelbahn — die Sprachverfälscher heißen es Prome-

nade, — eine so angenehme und schöne, als wir noch nie eine sahn. Auch versichert uns Großvater, daß er sogar bei oder in Paris und London keine so nette und anmuthige gefunden habe. Sie läuft nämlich breit, eben und trocken, als wenn der Boden getäfelt wäre, rings um einen schönen großen Teich oder Landsee herum, in dessen Mitte eine dem öffentlichen Vergnügen gewidmete Insel schwimmt, zu welcher man in immer bereitstehenden niedlichen Lustschiffen fährt. Die festgestampfte schöne Bahn wird auf beiden Seiten ringsumher von einer vierfachen Reihe hoher und dichtbelaubter Linden- und Kastanienbäume so vollkommen überschattet, daß kein Sonnenstrahl die Lustwandelnden treffen kann. Auffallend aber ist es, daß diese schöne Ergehungsbahn von den guten Altenburgern fast gar nicht, oder doch nur wenig benützt zu werden scheint. Wir fanden sie heute, an einem der schönsten Vormittage, völlig menschenleer, und Großvater hatte vergangenes Jahr, an einem der schönsten Nachmittage, nur ein paar einsame Lustwandler darauf erblickt. Vielleicht, daß die fleißigen und arbeitsamen Altenburger das müßige Umherschlendern oder Lustwandeln verlernt haben. Vielleicht, daß der Gartenbau und andre nützliche Körperbewegungen im Freien ihnen mehr behagen; und dann wären sie mit Großvater in Einem Falle, und die Herren Großsöhne dürfen sich dann wol nicht anmaßen, sie deßhalb zu tadeln.

Es ist übrigens ein wahres Vergnügen, dieses kleine Land, das Fürstenthum Altenburg meine ich, zu bereisen, und in dieser seiner Hauptstadt sich umzusehen. Großvater machte uns aufmerksam darauf, wie Alles hier so wohl steht und so gut unterhalten ist, daß man wol sehen kann, es müsse bisher gut verwaltet oder

regiert worden sein. Die Aecker sind recht fleißig und sorgfältig bebaut, die Wege, Brücken und öffentlichen Gebäude in sehr gutem Stande; die Landleute sehen frisch und rund und zufrieden aus; man sieht, daß sie wohlhabend sind, und es schon lange gewesen sein müssen, wie sie es denn auch verdienen. Denn es ist ein fleißiges und verständiges Völkchen, welches zu jeder Zeit nicht bloß Das thut, was gerade nothwendig ist, sondern auch in den Zwischenzeiten recht munter darüber aus ist, seine Aecker mehr und mehr zu verbessern. So sahn wir sie z. B. jetzt, in der Zwischenzeit von der Aussaat bis zur Ernte, häufig beschäftiget, Erde von einem Boden auf den andern zu fahren. Wir hatten nicht Zeit, die Sache in der Nähe und genauer zu untersuchen; Großvater meinte aber, das geschehe dazu, um sowol den magern und dürren, als auch den gar zu fetten und steifen Boden zu verbessern. Indem sie nämlich von jenem etwas auf diesen, von diesem etwas auf jenen brächten, so würde Das, was zu mager war, fetter, das gar zu Steife hingegen dadurch lockerer gemacht. Diese Verbesserung, sagte er, sei so gut, und in einigen Fällen noch besser, als Dünger auf das Land zu führen. Warum macht man das nicht überall so, wo zweierlei Boden ist!

Die Landleute haben hier zu Lande eine ganz eigene Tracht. Die der Mannspersonen steht ihnen sehr gut; die der Weibsleute aber ist eben so unbequem als häßlich. Jene besteht in weiten schwarzen Pluderhosen, in einem kurzen schwarzen Kamisölchen, worüber der rothe Hosenträger herabläuft, und in einem langen weißen Ueberrocke von gutem Tuche, mit schwarzer Verbrämung. Bei Einigen ist dieser Ueberrock gleichfalls schwarz. Dazu tragen sie ein kleines rundes Hütchen; und so sieht man

die kleinsten Knaben, wie die ältesten Männer, gekleidet. Die Tracht der Weiber besteht in kurzen, sehr dicken und faltigen, meistentheils rothen Röcken, die nur bis an die Waden reichen; in gewöhnlichen Kamisölchen oder Miedern von allerlei Farben, und dann in einem besondern Kopfputze. Die ältern Personen nämlich tragen Mutzen, die hinten platt sind und eine Scheibe bilden. Die jüngern hingegen haben ihr Haar in vielen kleinen Flechten oben auf dem Kopfe zusammengewunden, so daß es wie ein runder Thurm gerade in die Höhe steht. Um dieses Thürmchen her ist ein breites seidenes Band gewunden, und von diesem Bande, welches sehr steif und glänzend ist, entweder nur hinten, oder auch zugleich vorn über der Stirn eine gar große, steif hinstehende Schleife geknüpft. Das Ganze ist so geschmacklos und häßlich, daß man sehr hübsch sein muß, wenn man nicht ein scheußliches Ansehen darin haben soll.

Allein der Grund, warum die guten Altenburgerinnen diese häßliche Tracht mit keiner hübscheren vertauschen wollen, ist so lobenswürdig, daß man sie doch wieder recht gern darin sieht. Dieser Grund ist — kindliche Liebe und Achtung für ihre Voralten, die in den ältesten Zeiten schon sich so zu tragen pflegten. Sie wollen lieber häßlich gekleidet sein, als von den Sitten und Gebräuchen abweichen, die ihre Urältermütter ihnen hinterlassen haben. Deßwegen behalten auch die Männer die Tracht ihrer Väter bei, ungeachtet die weiten Pumphosen ihnen doch wol zur Bürde gereichen müssen. Flößt diese Denkart nicht auch dir, liebe Minna, Achtung für meine guten Altenburger und Altenburgerinnen ein? Beweiset sie nicht, daß sie mehr Liebe und Dankbarkeit gegen ihre Vorfahren, als Eitelkeit,

besitzen müssen? Und kann man etwas Rühmlicheres von einem ganzen Volke und von einzelnen Menschen, besonders von Frauenzimmern sagen? Daß ehemahls auch die Altenburgischen Fürsten sich eben so trugen, haben wir aus alten Gemählden, die uns auf dem Schlosse gezeigt wurden, ersehen. Wäre ich ihr Fürst, ich würde mich selbst, um die einfachen Sitten meines guten Volks und meiner guten Vorfahren zu ehren, noch heute so kleiden. —

Der Postkutscher bläs't; wir müssen einsteigen. Lebe wohl, liebe gute Minna! und grüße mir mit einem warmen, herzlichen Kusse Vater, Mutter, Großmutter, Hannchen, Sophie, Auguste, Lilla, mit einem Worte, Alles, was in der Viewegschen Stadtburg und draußen auf der lieben Campenburg lebt und webt, den guten alten Hrn. Faktor ja nicht zu vergessen! Wäret ihr doch Alle bei uns, und setztet euch mit uns in den Wagen! Das sollte ein Leben sein!

Siebenter Brief.

Eduard an seinen Freund Konrad.

Plauen, den 28. des Sommermonds 1805.

Siehst du, mein lieber, ehrlicher Konrad, daß ich auch an dich denke auf meiner Reise? Dieser Brief, den ich dir schreiben will, soll dir das beweisen.

Ich will dir unsere Reise von Altenburg bis hieher

erzählen. Gieb Acht, das wird eine merkwürdige Geschichte werden, aus der man viel lernen kann! Ich habe auch viel daraus gelernt, ungeachtet sie noch nicht aufgeschrieben, noch weniger schon gedruckt war. Wir erleben die Geschichten; wir leben sie, so zu sagen, durch, wie man ein Lustspiel durchspielt; und das ist wol noch besser, als wenn man sie aus Büchern liefet. Wenigstens vergißt man sie sobald nicht wieder.

Erstens haben wir heute (doch auch schon vorher auf unserer ganzen Reise) gelernt, wie — es im menschlichen Leben hergeht. Das hatte uns Großvater, als wir von euch abfuhren, vorhergesagt. Als wir nämlich, auf der Kunststraße von Braunschweig nach Wolfenbüttel, durch das schöne Lechelnholz so recht gemächlich hinrollten, und uns Alles so herrlich dünkte, und wir vor Freude jauchzten, und schon anfingen, muthwillig zu werden, da packte er uns auf einmahl etwas unsanft bei den Armen, und sagte: Halt! Ehe ihr fortfahrt zu frohlocken, muß ich erst ein Wörtchen mit euch sprechen. Wir spitzten die Ohren; und er fuhr fort.

Ihr meint, so wie es jetzt beim Anfange unserer Wallfahrt geht, so werde es immer gehen; nicht wahr? Ja, großen Dank! Das ist ein gewaltiger Irrthum, den ihr nur gleich hier auf der Stelle, und ehe wir weiterfahren, ablegen müßt. Es wird nicht immer so gehen, sage ich euch. Statt der schönen, ebenen Straße, auf der wir jetzt wohlgemuth hinrollen, werden wir abwechselnd auch rauhe, steinige und schmutzige Wege, bergauf, bergab, antreffen. Statt des lieblichen Sonnenscheins, worin wir uns in diesem Augenblicke mit so großer Behaglichkeit baden, werden wir mitunter auch Regen, Sturm und Ungewitter auf den Pelz bekommen. Statt des wohlschmeckenden und reichlichen Frühstücks

endlich, womit wir diesen Morgen uns zu unserer Reise vorbereiteten, werden wir zuweilen mit schimmligem Brote und übelschmeckenden Wasser fürlieb nehmen müssen, oder auch wol gar nichts bekommen; dann aber auch auf einmahl wieder in Ueberfluß leben, in Sonnenschein schwimmen und durch paradiesische Gegenden, auf vollkommen ebenen Wegen, sanft und lustig dahinschweben. Das Eine, wie das Andere, wird nicht immer dauern, wird nicht gewöhnlich, sondern nur zuweilen sich ereignen, und bald vorübergehen. Das Gewöhnliche werden mittelmäßige Wege, mittelmäßiges Reisewetter, mittelmäßige Kost und mittelmäßige Umgebungen sein. So geht's auf Reisen; und so geht's im menschlichen Leben auch. Der Mensch ist für das Mittelmäßige, nicht für das Außerordentliche geschaffen. Das Außerordentliche in Freude und Leid soll nur dazu dienen, uns wach zu erhalten, wenn das Mittelmäßige uns einschläfern will, dann aber auch, sobald dieser Zweck erreicht ist, husch! wieder vorüberfliegen und das Mittelmäßige zurücklassen. Merkt euch das, ihr jungen Wanderer, damit ihr von unserer Reise nach Karlsbad, wie von der durchs Leben, nicht mehr erwartet, als beide gewähren können. Und nun möget ihr wieder jauchzen, und euch des Lebens und der Reise freuen, so viel ihr wollt; wenn ihr nur nicht verlangt, daß das immer so gehen soll.

So lange die freundliche Sonne
Noch funkelt im goldigen Glanz
Genießet, ihr Reiser, der Wonne
Des Frohsinns; genießet sie ganz!
Laßt hüpfen die wähligen Herzchen;
Laßt flattern die gaukelnden Scherzchen,
Wie Falter, von Blümchen zu Blümchen umher;
Und schwimmet und plätschert im spiegelnden Meer
Des Wohlseins, gleich Schmerlen, gemüthlich einher!

Doch wenn dann urplötzlich der wandelnde Himmel
Sich düstert und senket im Wolkengetümmel,
Wenn's pladdert und gießet, wenn's stürmet und kracht,
Und Blitze nur spalten die gräßliche Nacht;
Dann senket nicht stracklich die triefenden Ohren;
Dann denket: auch dazu sind wir ja geboren!
Dann denket: genossen wir Liebes und Guts,
So ziemt es ja Männern, auch männliches Muths
Zu tragen, so lange wir leben auf Erden,
Des Lebens zwar saure, doch kurze Beschwerden.
Wohlauf denn, gepilgert mit fröhlichem Sinn,
Wie jetzund nach Boheim, durchs Leben so hin!
Der Zager verlieret, der Wager gewinnet!
Frisch haschet das Stündlein, eh's Stündlein verrinnet!

So sprach der Großvater; und was er vorhersagte, das traf richtig ein, und was er uns rieth, das haben wir treulich geleistet; besonders heute laß dir erzählen, lieber Konrad, wie?

Zu Altenburg wurden die häßlichen alten Pferde, die uns bis hieher gebracht hatten, zurückgeschickt und Postpferde genommen. Die Pferde aber sind hier, wie die Menschen, wohlgenährt, munter und kraftvoll. Der Postmeister, den andere Reisende uns als einen wunderlichen Mann geschildert hatten — vielleicht weil ihm einmahl der Kopf nicht recht stand, was man einem Postbeamten doch so gar hoch eben nicht anrechnen sollte — war gegen uns die Gefälligkeit selbst. Er begnügte sich nicht damit, uns nur zwei Pferde zu geben, da er doch mit Fug und Recht uns wenigstens drei hätte können vorspannen lassen, sondern ging in seiner Güte gar so weit, noch zwei andere unentgeltlich vorlegen zu lassen, um uns desto leichter und bequemer erst die Berge in und bei Altenburg hinaufzuschaffen. Kostbares Wetter, eine herrliche Straße, lustige Postreiter, muthige Pferde und eine eben erst genossene

köstliche Mahlzeit — wen das nicht frohsinnig machen kann, dem steht zu rathen, daß er hübsch daheim in seinem Großvaterstuhle sitzen bleibe, und sich niemahls einfallen lasse, auf Reisen zu gehen. Wir unsers Orts, Jung und Alt, waren bis zum Muthwillen lustig. Wir schäkerten, neckten uns, und krähten wie die jungen Hähnlein und Böcklein. So ging's den ganzen schönen Nachmittag durch, bis nach Zwickau. Und auch hier noch. Denn wir fanden hier in dem Posthause, wo wir übernachteten, wieder eben so liebe, gefällige Wirthsleute, als in Stolberg und zu Rosla, die uns Alles zu Gefallen thaten, was sie uns nur an den Augen ansehen konnten. Kurz, es ging uns heute Alles nach Wunsch; und das war also einer der Tage, wovon oben geschrieben steht, daß sie zu den außerordentlichen und seltenen gehören. Aber ehe ich weitererzähle, wie's am folgenden Tage ging, muß ich dir doch auch erst etwas von Zwickau sagen.

Als wir in diese Stadt einfuhren, machte uns Großvater aufmerksam auf das Gras, welches man hin und wieder auf den Straßen wachsen sieht, und sagte: das ist kein gutes Zeichen! Städte, wo Gras auf den Straßen wächst, sind entweder schon im Verfalle, oder haben angefangen, darein zu gerathen; und das nimmt mich von Zwickau Wunder. Denn es war ehemahls eine ziemlich lebhafte Gewerkstadt, wo Kattun, Leder und, wenn mir recht ist, auch Schleier und Musselin gemacht wurde. Diese Gewerke müssen hier wol durch irgend eine Ursache heruntergekommen sein.

Und so fand es sich denn auch, bei näherer Erkundigung, wirklich. Die letzte Werkstatt, welche bisher noch so hinkränkelte, und worin Kattun gemacht wurde, soll ihrem gänzlichen Verscheiden ganz nahe sein. Wir

wünschten ihr einen tüchtigen Arzt, der sie wiederherstellen möchte, und begnügten uns, den schönen geräumigen Marktplatz und einige Straßen in Augenschein zu nehmen, welchen man noch recht gut ansehen kann, daß ehemahls hier größere Betriebsamkeit, folglich auch mehr Wohlstand, geherrscht haben muß. Nur in dem hiesigen Zucht- oder Arbeitshause, welches uns als eine musterhafte Anstalt gerühmt wurde, soll noch brav gearbeitet werden; ich habe aber — vergieb mir, Konrad! — vergessen, was? Es that uns leid, daß es schon zu spät war, uns darin umzusehen.

Und nun, mein guter Freund, mache dich gefaßt, den zweiten und dritten Aufzug unserer Reisegeschichte von Altenburg bis hieher anzusehen. Ob diese lustig oder weinerlich ausfallen werden? das wird sich bald zeigen. Nur die Hände in Bereitschaft gehalten, um hübsch zu klatschen, wie's Sitte ist!

Wir fuhren, wie wir es nun schon gewohnt sind, früh Morgens bald nach vier Uhr aus Zwickau wieder ab. Von da bis Reichenbach und noch etwas weiterhin hatten wir mittelmäßiges Wetter, mittelmäßige Postkutscher, mittelmäßige Pferde, mittelmäßige Wege, immer bergauf, bergab, so daß wir oft aussteigen und zu Fuß wandern mußten; kurz, Alles war mittelmäßig, gerade so wie das gewöhnliche menschliche Leben, wenn's so recht abgeschmackt und einfältig darin hergeht. Die hohen blauen Bergmassen des Erzgebirges, die unsern Gesichtskreis begrenzten, waren das Einzige, was unsere Aufmerksamkeit auf sich zog und festhielt. Wir sehnten uns recht nach einem Abenteuer, gleichviel, ob lustiger oder jämmerlicher Art, um nur nicht einzuschlafen. Der Wunsch wurde uns gewährt. Aber erst ein Wörtchen über Reichenbach.

Das ist weder eine große, noch eine schöne Stadt, sondern eine ziemlich kleine und, wenn sie mir's nicht übel nehmen will, eine ziemlich häßliche dazu. Aber bei dem allen herrscht hier jetzt mehr Kunstfleiß, als in dem größern und schönern Zwickau. Weil nämlich die großen Kaufleute in Plauen, wo ich dieses schreibe, jetzt nicht so viel Schleier oder Musselin an ihrem Orte gemacht bekommen können, als sie für ihren Absatz gebrauchen, so lassen sie auch hier zu Reichenbach von dieser Waare wirken; und das wird in kurzen größern Wohlstand hier verbreiten. Weißt du, wem die Reichenbacher diesen neuen Nahrungszweig verdanken? Einem dummen Streiche, den die Engländer jetzt ausgehen zu lassen angefangen haben. Ja, lache nur, so viel du willst; es ist, wie ich sagte. Höre zu!

Bisher konnten die Gewerbsherren in Plauen, welche Schleier verfertigen lassen, mit den Englischen Kaufleuten nicht Preis halten, weil sie das Garn durch Menschenhände mußten spinnen lassen, was in England durch Kunstgetriebe oder Maschinen unendlich viel geschwinder und wohlfeiler gesponnen wird. Weil nun aber diese Maschinen mehr Garn lieferten, als ihre Herren konnten verarbeiten lassen, so verfielen sie, zu ihrem Schaden und zu unserm großen Vortheil, auf den Gedanken, ihr überflüssiges unverarbeitetes Garn nach Deutschland zu schicken, um es hier so wohlfeil verkaufen zu lassen, als sie es füglich geben können. Das war nun den Deutschen Gewerksherren sehr willkommen. Sie kauften das wohlfeile Englische Garn mit beiden Händen auf, dankten ihre theuren Spinnerinnen ab, und lassen nun frisch darauf losweben, weil sie ihr Gewebe jetzt eben so wohlfeil, als die Engländer kaufen verkönnen, folglich auch eben so starken Absatz

haben. So werden also viele tausend Thaler, die sonst für Schleier nach England gingen, nunmehr in unserm guten Deutschlande zurückbleiben, weil jetzt nur noch die geringeren Summen für rohes Garn hinausgehen. Es leben die dummen Streiche! Möchten doch die Engländer noch mehr dergleichen machen.

Die einzigen, welche dabei zu verlieren scheinen, sind die Mädchen dieser Gegenden. Im Grunde jedoch gewinnen auch diese dabei. Das wird dir räthselhaft klingen; aber ich will es dir erklären, weiser Konrad! Diese Mädchen wurden seit einiger Zeit, weil sie mit Spinnen mehr als mit Dienen erwerben konnten, fast alle Spinnerinnen. Keine wollte mehr dienen; und die Leute hier herum wußten gar nicht mehr, wo sie Dienstmägde bekommen sollten. Die Mädchen fügten sich, je zehn, zwölf oder mehr Stück zusammen, mietheten sich eine gemeinschaftliche Spinnstube, spannen wacker und lustig darauf los, und wenn sie dann, wie gewöhnlich, am Ende der Woche mehr verdient hatten, als sie gebrauchten, so machten sie sich einen fröhlichen Tag dafür. Das wäre ihnen nun gar wohl zu gönnen gewesen; denn wer sechs Tage redlich arbeitet, der darf sich am siebenten auch vergnügen. Allein die Art, wie sie sich vergnügten, taugte nicht. Sie gingen, wie die Mannspersonen, zu Kruge, und brachten da die Zeit mit Essen, Trinken und Tanzen hin; und darüber wurden sie liederlich. Das hat nun, da die Kaufleute nicht mehr wollen spinnen lassen, auf einmahl aufgehört. Die Mädchen müssen sich nun wieder bequemen, zu dienen, und wieder hübsch eingezogen und ordentlich zu leben. Auf diese Weise gewinnen auch sie dabei, und die Herrschaften gewinnen auch, weil sie nunmehr wieder Dienstboten bekommen können. Noch einmahl: es leben die

dummen Streiche! Ohne sie, sagt der Großvater, würde es nicht halb so gut in der Welt stehen.

Nunmehr zum dritten und letzten Aufzuge unsrer diesmahligen Reisegeschichte. Nachdem wir von Reichenbach aus eine gute halbe, oder eine kleine ganze Meile vorwärts gekommen waren, ging es auf einmahl schroff bergunter, und auf der andern Seite eines tiefen Thals wieder schroff bergan. Wir stiegen von neuen aus, und der gehemmte Wagen rutschte langsam nach. Wir kamen bei einem Bergwerke vorbei, welches hart am Wege liegt. Es war ein Alaunwerk. Weißt du, Konrad, was Alaun ist? Das ist eine Art Salz, welches zu allen Arten von Färbereien gebraucht wird. Gern hätten wir hier Alles recht genau besehen, um von der Art, wie der Alaun gewonnen wird, eine recht deutliche Vorstellung mitzunehmen; aber da wir diesen Mittag noch in Plauen essen, und von da vor Abend noch bis Adorf fahren wollten, um den folgenden Tag in Karlsbad zu sein, so hatten wir keinen Augenblick zu verlieren; und wir begnügten uns daher, nur im Vorbeigehen die Gruben zu besichtigen, in welchen das alaunhaltige Gestein gebrochen wird. Ungern thaten wir darauf Verzicht, das ganze Verfahren des Ausbrennens, Auswässerns und Auskochens genauer zu beobachten und kennen zu lernen. Allein das Schicksal trieb uns; wir mußten gehorchen.

Unten, in dem engen, von einem schönen, klaren und starken Forellenbache durchrauschten Thale, wo das Hüttenwerk liegt, verlangte der Kutscher, daß wir wieder einsteigen sollten. Wir gehorchten, um nicht Aufenthalt zu verursachen; und so ging's den ziemlich hohen und steilen Berg hinan. Schon waren wir ein paar hundert Fuß hoch hinaufgefahren, als das Sattelpferd

plötzlich still stand, und sich weigerte, weiterzugehen. Wäre nun der Kutscher vernünftig gewesen, so hätte er gethan, was Großvater verlangte; er hätte uns aussteigen und die Pferde sich erst ein wenig verschnauben lassen. Dann würde Alles gut gegangen sein. Aber Vernunft ist vieler Menschen Sache nicht; sie war auch nicht die Sache unsers Kutschers. Er wollte mit seinem Kopfe, d. h. mit seinem Eigensinne, durch; und das geht selten gut. Bleiben Sie nur sitzen, rief er uns zu, und fing an, auf das Pferd, welches auch sein Köpfchen hatte; unbarmherzig loszuschlagen. Damit verdarb er Alles.

Denn nachdem das Pferd sich erst einige Minuten lang geduldig hatte peitschen lassen, ohne deßwegen einen Fuß aus der Stelle zu bewegen, setzte es sich auf einmahl im eigentlichsten Sinne auf die Hinterfüße, stieg baumgerade in die Höhe, und drängte dann das Handpferd zur Seite, den Wagen zurück. Der Wagen fing nun auch an, seitwärts, wo eine beträchtliche Vertiefung war, und zugleich bergunter zu rollen. Nur noch eine Spanne breit, so würden Pferde, Kutscher, Wagen und Inhalt, Kopf über, Kopf unter, in die Vertiefung hinabgepurzelt sein. In diesem entscheidenden Augenblicke wagte Großvater einen Sprung, kam glücklich hinab, riß blitzschnell erst Karln, dann mich zum Wagen hinaus, und schleuderte uns ein paar Schritt weit an eine Stelle, wo wir geborgen waren. Dann führte er uns die Vertiefung hinab, und den jenseits derselben sich erhebenden Waldberg hinan, zu einer Stelle, wo für uns nichts mehr zu besorgen war. Er selbst und Behrens kehrten zu Wagen und Pferden zurück, um guten Rath zu geben und hülfreiche Hand zu leisten. Aber Alles war umsonst; denn der Kutscher, der nun-

mehr den Kopf völlig verloren hatte, hörte gar nicht mehr auf guten Rath, und schlug mit einem armdicken Knüppel, den er aus einem aufgemalterten Holzhaufen gerissen hatte, so unmenschlich auf das Pferd los, daß dieses wie wütend um sich schlug, und dabei aufwärts, rückwärts und seitwärts sprang, so daß der Wagen mehr als einmahl ganz nahe dabei war, auf der Seite hinabzustürzen.

Jetzt erhob der Großvater seine Stimme so nachdrücklich, daß er sich endlich Gehör verschaffte. Er befahl dem Kutscher, das widerspänstige Pferd auszuspannen, und auf demselben nach Hause zu reiten, um ein besseres zu holen. Es geschah; wir, der Wagen und das zurückgebliebene folgsame Pferd hatten Rasttag.

Karl und ich erinnerten uns jetzt einer Lehre, die wir bei einer ähnlichen Gelegenheit vom Großvater empfangen hatten. Sie lautet so: Wenn dein Haus brennt, so thue, was du kannst, um zu retten, was zu retten ist. Ist aber gar nichts mehr zu thun übrig, dann benütze dein Feuer, dich daran zu wärmen, und zünde, wofern du ein Raucher bist, eine Pfeife Tabak dabei an. Dies war nun jetzt auch unser Fall. Zu thun gab es für uns nichts mehr; wir suchten daher den Unfall, so gut wir konnten, zu benützen. Und wie?

Karl oder ich hatte bemerkt, daß an dem Rande des Hochweges viele junge Tannen, Buchen und Fichten aus hingeflogenem Samen hervorgewachsen waren, die aber daselbst nicht gedeihen konnten, sondern bald zertreten werden mußten. Sogleich war unser Plan gemacht. Wir beschlossen, uns und dem Zufalle, der uns hier aufheilt, ein Andenken zu stiften, und an der

Stelle, wo wir waren, einen kleinen Englischen Pferch oder Park zu pflanzen. Unterdeß ich die Zeichnung dazu in den Boden einriß, fing Karl an, die Bäumchen vorsichtig auszuheben. Sobald jene vollendet, und von diesen eine hinlängliche Anzahl gesammelt war, gruben wir mit unsern Fingern Löcher in die Erde, pflanzten die Bäumchen hinein, und begossen sie mit Wasser, welches wir mit hohler Hand aus einem, in der Vertiefung zwischen der Straße und uns hinrieselnden Bächlein schöpften. Das Geschäft war zwar ein wenig mühsam, aber das sahen wir gern; denn was keine Mühe gemacht hat, das macht auch keine Freude.

Großvater hatte sich unterdeß an einen daselbst befindlichen Holzhaufen gelehnt, und sah unserer Arbeit mit Beifall zu. Erst nach einer halben Stunde erhob er sich, und sagte: was ihr da macht, ist gut; aber ihr könntet etwas noch Besseres machen; und unter dem Guten, wobei uns die Wahl gelassen wird, muß ein vernünftiger Mensch jedesmahl das Beste wählen. J, antwortete ich; aber was ist denn das Bessere, das wir jetzt thun könnten? — Es that uns vorher leid, erwiederte er, daß wir bei dem Alaunwerke vorübergehen mußten, ohne es genauer besehen und eine bestimmte Kenntniß davon mitnehmen zu können. Wahrscheinlich werden wir noch zwei Stunden hier stillliegen müssen; wie? wenn wir diesen verdrießlichen Aufschub dazu benützten, uns Alles zeigen zu lassen? Dann würde der kleine Unfall, der uns hier betroffen hat, einen wesentlichen Nutzen für uns auswerfen. — Ja! ja! riefen wir mit einem Munde, liefen hin zum Bächlein, um erst unsere vier Spaten, die Hände meine ich, abzuwaschen; packten dann den Großvater, der Eine bei der rechten, der Andere bei der linken Hand, und

so spornstreichs mit ihm den Berg hinunter nach dem Alaunwerke.

Hier ließen wir uns nun Alles zeigen und erklären, und ich habe mir Alles so gut gemerkt, daß ich, wenn sich Gelegenheit dazu findet, selbst ein Alaunwerk anzulegen in Stande bin. Sobald wir wieder bei euch ankommen, will ich den Berg auf Großvaters Insel untersuchen, ob das Gestein, woraus er besteht, nicht etwa auch alaunhaltig ist — ich habe mir dazu ein paar Alaunsteine mitgenommen — und findet es sich so, so lege ich gleich selbst ein Alaunwerk an, und du, lieber Konrad, sollst mein Alaunmeister mit einem tüchtigen Gehalte werden. So werde ich dir für alle die Liebe und Freundschaft, die du mir täglich erweisest, doch endlich auch einmahl lohnen können.

Damit du aber wissest, wie das Ding betrieben werden muß, so will ich dir die ganze Verfahrungsart, wie ich sie hier gelernt habe, sogleich beschreiben.

Erst nehmen wir Bergleute an, die müssen das Gestein entweder, wenn dies thulich ist, zu Tage, d. h. über der Erde brechen, oder, wofern es tief in der Erde steckt, durch Hülfe eines eingegrabenen Schachts aus den Eingeweiden der Erde hervorholen.

Unterdeß legen wir einen Holzstoß zusammen, ungefähr so wie die Kohlenbrenner es machen. Auf denselben fahren unsere Bergleute das ausgebrochene und zerbröckelte Gestein, bis der Holzhaufen mit einem kleinen Steinberge ganz überdeckt ist. Dann zünden wir das Holz an, und lassen es schwelen. Dies geschieht, um erst den Schwefel, der in den Steinen mit dem Alaune verbunden ist, durch die Hitze herauszutreiben.

Es währt hierauf nicht lange, so fängt der Steinhaufen an zu dampfen, und was er ausdampft, ist lauter

Schwefel. Da mußt du nun aber wohl Acht geben, woher der Wind kommt; denn man muß sich über den Wind, nicht unter denselben stellen, sonst würde man schier ersticken. Hier nun, wo wir jetzt waren, läßt man den vielen Schwefel, welcher ausdünstet, in die Luft verfliegen; und das nahm mich Wunder. Ich sollte meinen, es ließe sich über dem schwelenden Haufen irgend eine Vorrichtung machen, um den ausdampfenden Schwefel aufzufangen. Dann würde man Schwefel und Alaun zugleich gewinnen. Meinst du nicht auch, mein verständiger Freund? Denke doch zum voraus darüber nach, wie das wol anzufangen sein möchte!

Ist nun das Schwefelfeuer ausgebrannt, und der Steinberg abgekühlt, so schüttet man die ausgeschwefelten Steine in viereckige gemauerte Gruben, welche nahe dabei angelegt worden sind, und schüttet reichlich Wasser darauf, so daß sie nicht bloß ganz damit bedeckt werden, sondern daß das Wasser auch noch wol einen guten Fuß hoch darüber steht. Dieses Wasser zieht nun den in den ausgebrannten Steinen befindlichen Alaun heraus, so daß es ganz gelbtrübe davon wird.

Ist dieses geschehen, so läßt man das alaunige Wasser in hölzernen Rinnen hinab nach der Alaunhütte laufen; die ausgesogenen Steine aber wirft man auf die Seite, wo schon ganze Berge davon entstanden sind, um sie gelegentlich zum Straßenbaue zu gebrauchen, wozu sie sich ganz vortrefflich eignen. Das soll, wenn mein Alaunwerk zu Stande kommt, unsern Braunschweigischen Kunststraßen auch wohl thun. Benachrichtige doch zum voraus unsern lieben Herrn Hauptmann Culemann davon, dem das sehr willkommen sein wird.

In dem Hüttenwerke nun verfährt man mit dem

Alaunwasser gerade so, wie man es in den Salzsiedereien mit dem Salzwasser macht; man läßt es nämlich in großen eingemauerten Kesseln so lange sieden, bis alles Wasser verdünstet ist, und der Alaun, wie Puderzucker, auf dem Boden des Kessels trocken liegen bleibt.

Aber so, wie er nun da liegt, ist er noch nicht brauchbar, denn es sind noch allerlei fremdartige Theile damit verbunden, welche sämmtlich erst fortgeschafft werden müssen. Dies geschieht, indem man das Aussieden noch zweimahl wiederholt, und das daraufgegossene Wasser immer wieder von neuen verdünsten läßt. Nach dem dritten Auskochen und Abdünsten des Wassers ist der zurückbleibende Alaun völlig gereiniget und kristallartig geworden, so daß er nun wie weißer Kandiszucker aussieht, und in den Färbereien sofort gebraucht werden kann. Das ist das ganze Verfahren! Du siehst, lieber Konrad, daß sich das Alles leicht wird nachmachen lassen.

Jetzt kehrten wir wieder zu unserer Pflanzung zurück, um die letzte Hand daranzulegen, und da dieses geschehen war, schlug Großvater vor, daß wir, um nicht müßig auf einer und ebenderselben Stelle liegen zu bleiben, den Berg hinaufsteigen und so lange vorausgehen wollten, bis der Wagen uns wieder einholen würde. Behrens wurde zur Aufsicht über denselben zurückgelassen, wir aber nahmen von unserm lieben Englischen Garten Abschied, stellten uns schon zum voraus das Vergnügen vor, welches wir einst empfinden werden, wenn wir nach Jahr und Tag noch einmahl in diese Gegend kommen und dann sehen sollten, daß unsere Bäumchen angegangen und gewachsen sind; und darauf ging's den Berg hinan.

Als wir den Gipfel desselben erreicht hatten, fing die Sonne an, so scharf zu brennen, daß es rathsamer schien, hier den Wagen zu erwarten, als uns durch Weitergehen einer gar zu großen Erhitzung auszusetzen. Wir suchten daher in dem dichten Bergwalde auf beiden Seiten des Weges eins der schönsten, mit weichem Moose gepolsterten Plätzchen unter einer Fichte aus, die ihre beschatteten Aeste bis nahe an die Erde hinabsenkte. Hier lagerten wir uns, und ließen uns, um die Zeit hinzubringen, in ein altkluges Gespräch über das menschliche Leben ein; und du wirst wol von selbst errathen, lieber Konrad, daß ich die oben ausgekramte Weisheit nicht aus meinem eigenen Gehirnchen, sondern aus diesem und ähnlichen Gesprächen nahm.

Nach einer halben Stunde hatten wir endlich das Vergnügen, unsern Wagen langsam zu uns heraufschleichen zu sehen. Der Eigensinn des zurückgeschickten Pferdes und die Unvernunft des Postknechts hatten uns überhaupt einen Zeitverlust von drittehalb Stunden gekostet.

Der Weg von hier bis Plauen geht, fast ohne alle Unterbrechung, über lauter Berge. An Geschwindfahren ist daher nicht zu denken. Jetzt läuft die Straße schroff hinab, und ein Rad muß gehemmt werden; jetzt geht's wieder steil hinan, und man muß aussteigen, um den armen Thieren eine kleine Erleichterung zu verschaffen. Es war also nicht zu verwundern, daß wir erst Abends zwischen sechs und sieben Uhr in Plauen ankamen, wo wir schon Nachmittags um ein oder zwei Uhr einzutreffen gehofft hatten. Es wurde beschlossen, hier zu übernachten.

Ungeachtet heute viel und stark gegangen und die Mittagsmahlszeit eingebüßt war, so fühlte doch Keiner

von uns die geringste Erschöpfung oder Müdigkeit. Sobald wir daher in dem Posthause von dem uns angewiesenen Zimmer Besitz genommen, und ein baldiges und gutes Abendbrot bestellt hatten, machten wir alle Drei uns wieder auf die Beine, um vorher erst die Stadt zu besehen.

Auch dieser Ort gewährt, wie die meisten Kursächsischen Städte, den schönen Anblick der Betriebsamkeit, folglich auch den des Wohlstandes. Man sieht es den freundlichen und wohlunterhaltenen Häusern an, daß sie von rechtlichen Menschen bewohnt werden, und diesen Menschen selbst, daß sie der Frucht ihres Fleißes, einer wohlverdienten Wohlhabenheit, genießen. Besonders zeichnet sich hier das weibliche Geschlecht durch eine gesunde und blühende Gesichtsfarbe aus. Es giebt hier Kaufleute, welche große Geschäfte, besonders mit baumwollenen, hier und in der umliegenden Gegend gewirkten Zeugen, ganz besonders aber mit Schleier oder sogenanntem Musselin, machen. Da es, zu unserm Bedauern, schon zu spät war, um die vorzüglichsten hiesigen Werkstätte zu besuchen, so mußten wir uns darauf einschränken, nur im Vorbeigehen eine an der Straße liegende Strumpfwirkerei in Augenschein zu nehmen; und es machte uns nicht wenig Vergnügen, die bewundernswürdige Wirkung der Maschine zu beobachten, durch welche die Strümpfe gewirkt werden. Unterdeß daß die Strickerinnen mit ihren Stricknadeln eine einzige Masche zu Stande bringen, hat diese künstliche Maschine jedesmahl eine ganze Reihe Maschen, von einem Ende der Strumpfbreite bis an das andere, hinzugefügt. Es ist doch in der That erstaunlich, was für Werkzeuge der menschliche Verstand erfunden hat, um Das, was wir gebrauchen, geschwinder, leichter, besser und wohl-

feiler zu verfertigen! Der Meister zeigte uns weiße baumwollene Strümpfe, die feinsten, die wir in unserm Leben gesehen hatten, mit überaus schönen und künstlichen Zwickeln vor; Strümpfe, welche die geübteste Strickerinn kaum für zwei Thaler, das Garn ungerechnet, zu machen in Stande sein würde, und er foderte dafür nur 1 Rthlr. 4 Ggr.

Als wir endlich wieder nach Hause kamen, fanden wir ein für uns bereitetes köstliches Abendbrot vor. Wie das schmeckt, lieber Konrad, wenn man, so wie wir, von früh Morgens um vier Uhr an bis Abends spät, zwischen Himmel und Erde, bergauf, bergab, immer in Bewegung gewesen, und dabei noch obenein um die Mittagsmahlzeit geprellt worden ist! Es schmeckt uns zwar immer wohl, allein von dieser Art des Wohlschmeckens konnten wir uns vorher doch gar keine Vorstellung machen. Wie sind die armen reichen Menschen zu beklagen, die es immer so bequem haben, und die nie in den Fall kommen, sich ein wenig anstrengen und zuweilen etwas entbehren zu müssen!

Nach eingenommener Mahlzeit fühlten wir uns wieder so frisch und stark, daß wir uns gleich wieder hätten aufmachen können. Aber da der Weg, wie wir hören, von hier über Adorf und Zwoda, und beinahe bis Karlsbad, durch lauter Gebirge geht, und wir kein Mondlicht haben, so will Großvater, um größerer Sicherheit willen, hier lieber bis zu Tagesanbruch liegen bleiben.

Wir sind hier jetzt, von Reichenbach an, im Sächsischen Vogtlande. Nimm doch, lieber Konrad, die Karte zur Hand, und suche dir das hübsche und fleißige Plauen auf, um zu wissen, von woher ich dir diesen langen Brief geschrieben habe. Der Strich, den du

dabeigezeichnet finden wirst, bedeutet einen kleinen Fluß, und dieser ist die Elster, deren Bekanntschaft wir schon zu Zeitz gemacht haben.

Nun, guter Konrad, lebe wohl, und grüße mir alle unsere Schulfreunde! Werde auch unterdeß nicht gar zu gelehrt, damit ich dich noch wieder einholen kann.

Achter Brief.

Der Großvater an die Großmutter.

Karlsbad, den 29. des Sommermonds 1805.

Ich spute mich, liebe Großmutter, Dir und unserer Lotte zu verkünden, daß Eure drei Knaben, dein alter und ihre beiden jungen, gestern gesund und wohlbehalten hier zur Stelle gekommen sind. Wollte ich ruhmredig sprechen, so könnte ich sagen, daß wir uns alle Drei bei allen Gelegenheiten recht männlich brav und tapfer genommen haben, und gewaltig artig gewesen sind. Aber eingedenk des Sprichworts, Eigenlob stinket, will ich dieses Lob nur über meine beiden wackern Reisegefährten ausgesprochen haben, die es denn in der That auch mehr, als ich, zu verdienen wußten. Immer munter, von früh Morgens um drei, spätestens um vier Uhr an bis in die sinkende Nacht, immer geduldig — nein! immer bis zum Muthwillen, ja bis zu Hanswurststreichen lustig bei allen Widerwärtigkeiten, Beschwerden und sogar Gefahren, die uns aufstießen, verdienten sie allen alten und jungen Knaben als Muster

braver Reisegenossen aufgestellt zu werden. Zum Beispiele will ich nur Folgendes anführen.

Einmahl, da unser Weg über alle Beschreibung scheußlich wurde, und der alte Knabe, von Augenblick zu Augenblick, bei jedem Stoße gegen Felsenblöcke und bei jedem Hinsinken bald des einen, bald des andern Rades in tiefe Löcher, nichts gewisser erwartete, als entweder ein Rad oder eine Achse zerbrochen zu sehen, und — zu seiner Schande sei es gesagt! — wirklich schon anfing, die Unterlippe hängen zu lassen, saß Karl, ohne ein Wort dazu zu sagen, einige Augenblicke still; dann erhob er mit der ihm eigenen Herzhaftigkeit und Ruhe seine Stimme, die mit jedem Tage tiefer und kräftiger wird, und sang uns folgendes zweiversige Lied vor, welches, so viel ich weiß, sein eigenes Werk ist:

Warum sollt' ich mich betrüben?
Ich will lieber lustig sein!

Ein andermahl, da unser Weg diesseits Plauen an der Seite eines Berges ziemlich hoch und so schmal dahinlief, daß das äußere Rad unsers breitspurigen Wagens oft nur eine Hand breit von dem jähen Abhange entfernt blieb, dachte Karl schweigend und in sich selbst zurückgezogen an Vater und Mutter, und brach dann, um sie über seinen Verlust, falls die Sache schief gehen sollte, zu trösten, plötzlich, wie begeistert, aus voller Kehle in folgendes Lied aus, wovon er aber hinterher ehrlich gestand, daß er es nicht selbst gemacht, sondern von seiner Hanne gelernt habe:

Ihr lieben Aeltern weinet nicht
Um euren lieben Sohn!
Er hat sein' Tag' nichts Guts gethan,
Drum kriegt er seinen Lohn.

Diesen Sang wiederholte er mit immer stärkerer Erhebung der Stimme, bis die Gefahr vorüber war.

Du siehst, liebe Großmutter, daß wir, die wir als Knaben abreiseten, als Männer zurückkehren werden. Aber auch mächtig gelehrt und klug geworden werdet ihr uns bei unserer Zurückkunft finden. Was wir nicht Alles beobachtet, gehört und gelernt haben! Eine Welt voll Berge, Felsen und Bäume! Bäche, Flüsse, Wasserfälle und Landseen! Forellen, Gründlinge, Pfauen und Rehböcke! Linsen-, Weizen- und Hanfsaaten, die wir um Braunschweig herum nie gesehen hatten! Schindeldächer, Wartthürme, Burgtrümmer, Pluderhosen, Weiberröcke, die nur eben übers Knie hinabreichen, vornehmlich aber ganz unermeßlich viel — Staub. Du glaubst nicht! liebe Großmutter, wie viel Staub es noch in der Welt giebt! Das erfährt man erst, wenn man auf Reisen geht. Was Einem, wenn man so zu Hause kauert und durchs Fenster guckt, eine schöne lichte Silberwolke zu sein scheint, die in der Sonne sich spiegelt, ist, wenn man selbst zur Stelle kommt, oft nichts als Staub, nichts als Staub, sage ich dir, der Einem Mund, Nase und Augen anfüllt. Als ich im Jahre 1789, nach einem starken Donnerwetter, welches die Luft gereiniget, die Wege festgemacht hatte, nach Paris reisete, glaubte ich alter gutmüthiger Pinsel, die Welt habe sich umgekehrt, mit dem Staube sei's nun zu Ende, und frohlockte wie ein Kind darüber;

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Mensch sich trügen!

Es ist jetzt des Staubes beinahe mehr in der Welt, als vorher, besonders wenn wir Westwind haben. Ehemahls wurde er uns aus Chaldea, Egipten und Italien,

besonders von Rom her, aus Osten und Süden, zugeweht, jetzt von Westen her. Wie sich Alles ändert in der Welt!

Wir Menschen haben nun einmahl den närrischen Tick, bei Allem, was uns vorkommt oder widerfährt, und was nicht nach unserm Sinne ist, zu fragen: warum der liebe Gott doch so etwas schaffen, oder nur zugeben konnte, daß so etwas in seine gute Welt sich einschleichen durfte? Eine einfältige Frage, weil wir zum voraus gewiß sein können, daß kein Mensch sie mit Zuverlässigkeit zu beantworten in Stande ist. Auch ich machte mich dieser Einfalt schuldig, und fragte: warum mag der liebe Gott doch wol den Staub erschaffen haben, der mir die Augen entzweibeißt, und mir zu Maul und Nase hinein in die Lungen fährt, daß ich schier ersticken möchte? Eben als ich diese alberne Frage mir selbst vorgelegt hatte, fuhren wir bei einem nackten Felsenberge vorbei, wo der Wind in die Vertiefungen und Spalten des Gesteins schon so viel Staub geweht hatte, daß hier eine Tanne, dort eine Birke daraus hervorwachsen konnte. Ha! ha! dachte ich da, er gebraucht den Staub, um nackte Felsen damit zu bekleiden, damit auch da etwas wachsen möge, wo sonst nur kahler Stein wäre. Weiter hin bemerkte ich, daß der Wind Staubtheilchen, von einem fetten Lehmboden aufgenommen, auf mageres Sandland führte, und von diesem wieder leichten Sandstaub auf steifen Thonboden blies. Ha! ha! rief ich da von neuen aus, der liebe Gott gebraucht den Staub, um magern Sandboden fetter, steifen Thonboden lockerer zu machen. Endlich kam ich an einen Ort, wo ehemahls eine wüste Sandscholle gewesen war, jetzt aber ein junger Fuhren- und Tannenwald gar lustig emporwuchs. Wer hat denn

den gepflanzt? fragte ich einen vorübergehenden Landmann. Niemand, war seine Antwort. Der Wind hat den Samen zu diesen Bäumen und zugleich Staub herbeigeweht, der ihn bedecken mußte. So ist er aufgewachsen. Weiß der alte Herr denn nicht, daß auf diese Weise ganze große Waldungen entstehen? — Der alte Herr schämte sich jetzt seiner langen Nase, und dachte hinterher: ich sehe nun wol, der liebe Gott gebraucht den Staub, wie er die dummen Streiche der Menschen gebraucht, um — etwas Gutes daraus hervorkommen zu lassen. Wer weiß auch, ob der Mensch, von Staub gebildet, und bestimmt, einst wieder in Staub zu zerfallen, es nicht vielleicht nöthig haben mag, daß ihm, während seines Erdenwallens von Zeit zu Zeit immer wieder von neuen Staub in die Augen gestreuet werde, um zu verhüten, daß er übermüthig und trotzig werde?

So fahret denn nur fort, zu schnauben,
Ihr Staubverbreiter, groß und klein!
Kann Gott der Herr es euch erlauben,
So kann ich's auch, und lass' es sein.
Bin's ja auch längst gewohnt, die alten Augen,
Die ohnehin nicht viel mehr taugen,
Von Rauch zerfetzt, von Staubfraß wund zu sehn;
Was nicht zu ändern ist, läßt man geschehn.
Und treibt ein Boreas sein Schnauben,
Und der gemeine Lebenspfad sein Stauben
Einmahl zu arg: so giebt's Gottlob! noch Lauben
In meinem Gärtchen, grün und dicht;
Dahin reicht aller Stauber Stauben,
Dahin reicht aller Schnauber Schnauben,
Selbst *****'s Windsbraut nicht!
Da streck' ich mich in süßer Ruh',
Umwölbt von meinem grünen Himmel,
Und seh' dem tollen Weltgetümmel
Und allem Weltgestäube lächelnd zu.

So tröstete ich mich, liebe Großmutter, nahm mit jedem Athemzuge die mir beschiedene Mundvoll Staub geduldig ein, und da meine lustigen Gefährten es eben so machten, so wurden wir durch kein unnützes Wehklagen gehindert, einem wichtigern Geschäfte obzuliegen. Was für ein wichtigeres Geschäft das war, willst Du wissen, liebe Großmutter? Kein geringeres, als das: die ganze Welt, wie Bonaparte und Pitt beim nächsten Friedensschlusse thun werden, in Besitz zu nehmen und unter uns zu theilen. Höre, wie dieser kühne Einfall uns gekommen ist!

Gleich am ersten Tage unserer Wanderschaft sahen wir zwei Züge Pferde neben uns vorbeiziehen, und zwar so, daß wir den einen rechts, den andern links hatten. Sieh, rief Eduard, welcher rechts saß, dem Bruder Karl, welcher die linke Seite hatte, zu: sieh, sieh, den prächtigen Grauschimmel hier auf meiner Seite! Ja, antwortete Karl, aber sieh mahl hier auf meiner Seite den herrlichen Schweißfuchs da; der ist noch viel schöner, als dein Grauschimmel; nicht wahr Großvater? Aber hier, mein Brauner, fuhr Eduard fort, der ist doch noch prächtiger; der ist der prächtigste von allen! O nein, rief Karl, mein Falber da ist doch noch prächtiger! So waren in einem Augenblicke beide Koppeln in Besitz genommen und brüderlich getheilt. Die rechte gehörte Eduarden, die linke Karln. Der Gedanke des Besitznehmens hatte gefaßt, und wurde nach und nach über alle andere Gegenstände auf beiden Seiten des Weges ausgedehnt. Alles, was rechts erschien, wurde von Stunde an Eduards Eigenthum, und Alles, was links sich zeigte, gehörte Karln. So wurden Bäume, Herden, Bäche, Flüsse, Wälder, Berge, Dörfer, Schlösser und Städte in Besitz genommen;

und alle unterwarfen sich ohne Schwertschlag. Damit aber der Alte, welcher zwischen Beiden in der Mitte saß, nicht ganz leer dabei ausginge, so wurden ihm alle diejenigen Dinge zugetheilt, die sich weder rechts noch links, sondern entweder gerade vor uns, also südlich zeigten, oder hinter uns, also nördlich, lagen. So erhielt denn also auch ich manchen schönen Thurm, manchen stattlichen Berg, manches hübsche Dorf, und manches artige Städtchen, womit ich aber gelegentlich, wenn der Eine oder der Andere meiner beiden Mitbesitznehmer einmahl zu kurz kam, bald den Einen, bald den Andern feierlich belehnte, um das verschobene Gleichgewicht nicht bloß in Europa, sondern in der Welt wieder herzustellen. Denn Du mußt wissen, liebe Großmutter, daß wir, sobald wir erst in den Geschmack des Besitznehmens gekommen waren, uns nicht mehr damit begnügten, nur diejenigen Dinge an uns zu bringen, die wir mit unsern Blicken erreichen konnten, sondern das Recht der Eroberung und der Besitznahme nach und nach über alle Länder und Meere, also über den ganzen Erdkreis, ja sogar auch über den Himmel, folglich über das ganze Weltall, ausdehnten; ein Gedanke, wozu bis dahin noch kein Eroberer sich zu erheben die Kühnheit gehabt hatte. Der Mittagskreis allein bestimmte unsere Grenzen und unsere Macht. Was von diesem am Himmel und auf der Erde östlich war, gehörte Karln; was westlich lag, fiel Eduarden zu; und was der Mittagskreis gen Süden und Norden durchschnitt, das wurde mir verwilliget. So war z. B. den ganzen Vormittag hindurch die Sonne, weil sie sich östlich zeigte, in Karls Botmäßigkeit; mit dem Schlage 12 gehörte sie mir; aber nur einen Augenblick; denn so wie sie aus unserm Mittagskreise hinaus, auch nu

um ein Härchen breit, sich weiter gegen Westen bewegte, war sie das unbestrittene Eigenthum unsers Mitbeherrschers Eduard. So auch mit den Ländern und Meeren des Erdkreises. War z. B. von Portugal die Rede, gleich schrien alle Drei: wo liegt's? Zeigte uns dann die Karte, daß es uns im Westen liege, so frohlockte Eduard und rief: Ah! also mein Land! Wie heißt meine Hauptstadt darin? Wie die Flüsse? Was lasse ich dort wachsen? Habe ich auch Bergwerke da? rc. — Wurde Rußland oder die Türkei oder Asien genannt, gleich wollten Alle wieder wissen, wo sie lägen; und fand es sich dann, daß wir sie in Osten hatten, sa triumphte Karl und schrie: Ah! also meine Länder! Lasse ich da auch Zitronen und Apfelsinen wachsen? Habe ich da auch Bergwerke? u. s. w. — Da einmahl von Frankreich die Rede war, und Eduard schon die Hand danach ausstreckte, rief ich ihm noch zu rechZeit, wie die Schachspieler in Ströpke, das bekannte: Nachbar, mit Rath! zu. Dort, setzte ich hinzu, ist dir der große Napoleon schon zuvorgekommen, und der dürfte schwerlich gesonnen sein, dir die Herrschaft über Frankreich, ohne Schwertschlag, abzutreten. Mit dem Schwerte aber weiß der zu gut umzugehen, als daß es rathsam sein dürfte, sich darauf mit ihm einzulassen. Alles also, wozu ich rathen kann, um auf der einen Seite nicht dein offenbares Recht auf Frankreich so geradehin zu vergeben, und auf der andern Seite dir keine mißliche Händel zuzuziehen, wäre: den Weg der Güte zu versuchen, einen Gesandten an ihn abzuschicken, und ihn durch diesen einladen zu lassen, die Herrschaft über Frankreich mit dir zu theilen. Nein! nein! rief Eduard zurück, das lasse ich hübsch bleiben! Da könnte es mir gehen, wie dem Dudelsacke! »Wie

dem Dudelsacke?« J nun ja, wie dem, der mit der Donnerwolke in Verbindung treten wollte; weißt du nicht? »Jch erinnere mich nicht; laß doch hören.« Da erzählte er mir folgende Fabel:

Der Dudelsack und die Donnerwolke.

Dudelsack.

Frau Schwester, sprach der Dudelsack
Zur Donnerwolke, nur gemeines Pack
Sind gegen uns, wo wir uns zeigen,
Die Flöten, Harfen, Zimbeln, Geigen,
Drum mach' ich mich mit ihnen nicht gemein;
Und will bei meinen Melodein
Begleitet nur von dir allein,
Und nicht von jenen Stümpern sein.

Donnerwolke.

Freund Dudelsack, ich rathe nicht!
Wer sich zu hoch versteigt, den Hals leicht bricht.
Doch wenn er sich so gar gewaltig fühlt,
So sei's darum; nur aufgespielt!

Da stimmten Beide an; der dumme Sack
Sein Dudeldum und Dudeldei,
Wie Froschgequäk' und Katzenschrei;
Die Wolk' ihr Ra-ra-ra-ra-rack;
Der Blitzstrahl schoß; zerschmettert lag der Dudelsack!

Soll sein Geschick dich nicht erreichen,
So halte dich zu deines Gleichen.

Jch fand, nach Anhörung dieser Fabel, Eduards Besorgniß vollkommen gegründet; und so wurde nun einstimmig beschlossen, daß wir zwar unsere gerechten Ansprüche auf das schöne Frankreich keineswegs aufgeben, aber um sie gültig zu machen, bequemere Zeit-

umstände abwarten wollten. Du findest doch auch, daß wir vernünftig daran thaten, liebe Großmutter!

Du kannst Dir nicht vorstellen, — denn so viel ich weiß, hast Du in Deinem ganzen Leben nur einmahl erobert und in Besitz genommen, den Großvater nämlich — wie munter und wach die Eroberungsgier erhält, wenn sie nur erst ein wenig rege geworden ist. Wenn wir auch noch so wenig geschlafen hatten, noch so erschöpft von allerlei Beschwerlichkeiten der Reise, selbst von Hunger und Durst, waren, und es erschien ein neuer Thurm, ein neuer Berg, die noch nicht in Besitz genommen waren, so sah man die gesammten drei Besitznehmer im Hui! auf den Beinen, um auszumachen, wem das Eine und wem das Andere von Gottes und Rechtswegen zukäme. Dabei kam es denn, wenn die wahre Lage des Gegenstandes unserer Habsucht noch bezweifelt werden konnte, oder wenn eine kleine Beugung des Weges, folglich auch des Wagens, die Lage dieses Gegenstandes änderte, so daß nunmehr auf die linke Seite rückte, was vorher auf der rechten Seite war, oft zu sehr lebhaften Auftritten unter uns; und weg waren Ermüdung und Ungeduld! weg Hunger und Durst! weg jedes andere Gefühl, als das der Freude über die neue herrliche Eroberung! Von nun an begreifen wir vollkommen, wie die Ländereroberer und Weltbezwinger so unersättlich sein können, als wenn ihre Seele das Freßfieber hätte; wir haben's ja nun an uns selbst erfahren. Geh, liebe Großmutter, in meiner Abwesenheit doch ja nicht auf's Erobern aus! Du könntest auch in den Geschmack kommen. Man weiß wol, wo man damit anfängt; aber es ist nicht abzusehen, ob und wo man je wieder aufhören werde. Die Begierde wächst, wie ein Schneeball, der von dem

Gipfel eines Gletschers herabrollt. Was oben nur eine Handvoll war, ist unten ein Schneeberg, der einzelne Hütten und ganze Dörfer mit Mann und Maus begräbt.

Was wir sonst noch Merkwürdiges gesehen, erfahren und gethan haben, das werden meine Gefährten euch schon melden, die zum Schreiben hier mehr Zeit haben als ich. Nur dieses Eine noch.

Unter Allem, was uns wunderbar und artig vorkam, weil wir es sonst noch nirgend gesehen hatten, stachen bei weiten am meisten die vielen Esel und Ochsen hervor, die in Sachsen und auch hier in Böhmen den Dienst der Pferde verrichten. Wir wußten freilich wol, daß auch in andern Ländern Ochsen und Esel mitunter angestellt werden, allein nur zu feinern menschlichen Geschäften, wozu sie doch gar kein Geschick haben, nicht aber zum Pflügen und Lasttragen, wozu sie von der Natur so recht eigentlich bestimmt zu sein scheinen. Das dünkte uns daher von den Bewohnern dieser von uns durchreiseten Länder recht klug und wohlgethan zu sein; und wir nahmen uns vor, ihr weises Beispiel nächstens im Reichsanzeiger zur allgemeinen Nachahmung aufzustellen. Du kannst es, wenn Du willst, auch durch eine Niederdeutsche Zeitung bekannt machen helfen. Dann erleben wir vielleicht noch, daß wenigstens die Ochsen und Esel, wenngleich nicht die Menschen, ihre wahre Bestimmung hienieden glücklich erreichen, und dadurch wird zur Weltverbesserung denn doch schon viel gewonnen sein.

Nun, lebe wohl, liebe Großmutter! und vergiß nicht, was ich Dir über das Erobern gesagt habe!

Dein

getreuer Großvater.

Neunter Brief.

Karl an seinen Freund Konrad.

Karlsbad, den 30. des Sommermonds 1805.

Lieber Konrad! Du mußt ja nicht glauben, daß Eduard Dich mehr, als ich, lieb hat, weil er Dir eher geschrieben hat als ich. O nein, ich habe Dich gewiß eben so lieb als er, und ich wollte Dir auch gestern, sobald wir hier angekommen waren, auf der Stelle schreiben, aber konnte ich wol? Laß Dir sagen, warum nicht.

Eduard, der, wie Du weißt, Alles nachmacht, was er sieht, hatte auf der Reise bemerkt, daß alle Kärrner und Frachtfuhrleute ihren Pferden Kummte auf den Nacken legen, und er hatte still beschlossen, das mit mir, seinem Einspänner, nachzumachen. Du weißt, sonst mußte ich, wenn er mit mir fuhr, das Leitseil immer ins Maul nehmen, und Du erinnerst Dich wol noch, daß ich darüber zuweilen stätisch wurde und mich bäumte, wenn er das Seil so stark anzog, und so heftig damit zuckelte, daß ich nahe daran war, die Kauzähne darüber zu verlieren, da man mich denn eben so leicht für eine alte Kracke, als für ein Füllen hätte nehmen können. Nun, diesem Uebel wollte er abhelfen, und dazu sollte ein Kummt dienen.

Sobald wir also hier in Karlsbad angekommen waren, suchte er gleich ein paar Stöcke auf, wie er sie dazu nöthig hatte, und band dieselben kreuzweise an einander, so daß die Enden oben und unten eine Gabel bildeten. An die untern Enden befestigte er hierauf noch einen Querstock, so daß die Gabel dadurch zu

einem Dreiecke ward. Durch dieses Dreieck mußte ich nun den Kopf stecken, wie die andern Pferde ihn durch den Kummt stecken müssen. Er hatte auch unten ein paar Bänder daran geknüpft, und indem er diese hinten auf meinem Rücken zusammenband, so saß der Kummt fest. Nun knötelte er noch das Leitseil an die obere Gabel, und zwar da, wo die beiden Zinken zusammenlaufen. Dann alsobald in vollem Trabe und unter lautem Klatschen (die Peitsche hatte ich gemacht) zum Hause hinaus auf den Marktplatz, an dem wir wohnen, und rund um das Rathhaus herum, und die Bergstraße, die bei demselben anfängt, hinauf und wieder herab, und wieder um das Rathhaus herum, und wieder hinauf und wieder herab, und so in eins fort, bis die Mittagsglocke schlug.

Du glaubst nicht, lieber Konrad, wie schön das Fahren mit so einem Kummte geht! Ich wurde so wählig darüber, daß ich immer flüchtig werden wollte, und daß der Fuhrmann genug an mir zu halten und immer oh! oh! oh! zu schreien hatte. Die närrischen Leute hier in Karlsbad steckten die Köpfe aus Fenstern und Thüren, als hätten sie ihr Lebelang noch nie gesehen, wie man mit Kummten fährt. Das mag bei Einigen auch wol der Fall sein; denn hier sieht man nur Kutschpferde und Ochsen, und beiden werden keine Kummte aufgelegt.

Den Nachmittag wurde ausgepackt, und Jeder mußte nun erst seine Sachen in Ordnung bringen und weglegen. Dann hatten wir alle Drei, der Großvater so gut als die Herren Großsöhne, vor der Hand nichts Dringenderes zu thun, als vor allen Dingen erst einen der schönen Berge zu ersteigen, von welchen Karlsbad rings umgeben ist. Die solltest Du sehen, lieber Konrad!

Und die herrlichen Aussichten, die man da von oben herab hat! So etwas hast Du in Deinem Leben noch nicht gesehn. Du kannst Dich rings herumdrehen, und bei jeder kleinen Bewegung, die Du machst, siehst Du in einen neuen Guck- oder Zauberkasten hinab, wovon der eine immer noch hübscher aufgeputzt ist, als der andere. Man steht und schaut und schaut, und wird des Schauens gar nicht müde. Beschreiben kann ich das nicht; kein Mensch, glaube ich, kann es so beschreiben, als es ist.

Du kannst Dir vorstellen, wie geschwind der Rest des Tages uns dabei verflog; und Du begreifst nun wol, daß an Briefschreiben dabei nicht zu denken war. Aber in diesen Morgenstunden, wo Großvater den Brunnen trinkt, soll mich nun auch nichts mehr abhalten, mit Dir zu plaudern, und Dir das Ende unserer Reisegeschichte von Plauen bis hierher zu erzählen.

Der Weg von Plauen nach Adorf, zwei und eine halbe Meile lang, ist neu gemacht, und würde recht angenehm sein, wenn er nur nicht so verzweifelt schmal wäre. Er läuft fast immer über und an den Bergen hin, und ist an manchen Stellen nicht viel breiter, als ein Wagengleis. Wenn man nun vollends einen breitspurigen Wagen hat, wie wir, so muß man in jedem Augenblicke erwarten, daß die Räder, bei der geringsten falschen Lenkung der Pferde, über den schmalen Rand hingleiten, und dann die ganze Pastete hinabkollern werde. Nur hier und da findet sich eine kleine Gelegenheit zum Ausbeugen; und es muß daher keine geringe Noth entstehen, wenn zwei Wagen einander begegnen, und der eine den andern nicht früh genug wahrnimmt. Glücklicher Weise widerfuhr uns dieser Zufall nicht; aber wir hatten doch auch so noch Ursache genug, uns Glück zu wünschen, daß wir die Nacht

über hübsch in Plauen geblieben waren, und diesen schmalen Bergweg nun bei hellem Tage zurücklegen konnten.

Sobald man aus dem netten Plauen, welches in einem weiten und schönen Bergkessel liegt, herausgefahren ist, geht's gleich bergan. Hier gab es nun alsobald ein Schauspiel für uns, welches wir in unserm Leben noch nicht gesehen hatten; wenigstens so nahe nicht, und nicht so genau. Wir fuhren nämlich gerade auf eine der Werkstätte zu, wo der liebe Gott die Wolken macht. Da habe ich einmahl wieder recht handgreiflich erfahren, wie der Schein Einen betrügen kann. Laß Dir erzählen, guter Konrad!

Indem wir nämlich so den Berg hinauffuhren, sahen wir, oft kaum hundert Schritte vor uns, eine Wolke nach der andern, kleine und große, so wie sie gerade fertig geworden waren, aus dem Bauche des Berges vor unsern Augen majestätisch in die Höhe schweben. So lange wir noch weiter davon entfernt waren, schienen sie, indem die aufgehende Morgensonne sie bestrahlte, aus einem dichten, silberfarbenen Stoffe zu bestehen, und ich dachte: ach! wer doch jetzt schon an jener Stelle wäre, wo die schöne Silberwolke noch dicht über der Erde schwebt! Da könnten wir sie anfassen, und einmahl recht genau und deutlich sehen, woraus sie gemacht ist. Nun, in fünf Minuten wurde uns diese Freude gewährt. Aber was war's? Kannst Du glauben, lieber Konrad, daß die schöne Glanzwolke, die uns von fern so dicht und so wunderbar, gleichsam aus schimmernder Baumwolle gemacht, vorkam, in der Nähe besehen, und als wir erst mitten drinnen waren, aus weiter nichts als dünnem Nebel bestand, wie wir ihn zu Hause in unserm Garten wol schon hundertmahl

gesehen hatten, und darin herumgesprungen waren, ohne zu wissen, daß wir in einer Wolke wären. Ich konnte von meiner Verwunderung nicht zurückkommen, und fragte: ist das wirklich die Wolke, die, von unten und von fern gesehen, so dicht und so glänzend zu sein schien?

Großvater lächelte, und sagte: sie ist's, lieber Karl; und du wirst dich bald davon überzeugen können. Auch das traf ein; wie Alles eintrifft, was Großvater uns voraussagt. Die alten Leute müssen doch wol viel klüger sein, als so ein kleiner Mensch von gestern, wie ich! Nach einigen Minuten waren wir aus der Wolke wieder heraus, und da wir noch eine Strecke weiter hinaufgefahren waren, wo wir uns in hellem Sonnenscheine befanden, hieß der Großvater mich rückwarts blicken, und siehe da! der dünne, winzige Nebel war abermahls eine dichte, glänzende Silberwolke geworden! Wie mich das Wunder nahm!

Aber Großvater sagte wieder: Lieber Karl, solche Wunder werden dir in deinem künftigen Leben noch oft vorkommen. Da werden dir auch zuweilen Personen und Sachen, die du nur in der Ferne siehst, oder von welchen du nur erst gehört hast, was Andere davon sagen, erstaunlich groß und herrlich scheinen; wenn du aber denn selbst einmahl in ihre Nähe kommst, und sie genauer betrachtest, dann wird es dir mit ihnen oft nicht anders, als mit dieser Wolke, gehen. Was dir von fern so sehr groß und schön und prächtig dünkte, wird dir, in der Nähe betrachtet, eben so winzig klein, eben so unbedeutend und alltäglich als der Nebel erscheinen, woraus, wie du gesehen hast, die Wolken bestehen. Staune daher, wenn du dich nicht oft auf eben diese Weise täuschen lassen willst, nicht eher etwas an, als bis du es nahe genug betrachtet, und mit deinen fünf

Sinnen oder mit deinem Verstande vorher gehörig untersucht hast. — Das habe ich mir gemerkt, lieber Konrad; und jede Wolke, die ich künftig sehen werde, soll mich daran erinnern.

Großvater erzählte uns bei dieser Gelegenheit ein Gespräch, welches er einmahl zwischen einem gewissen Hinz und einem gewissen Kunz, ich weiß nicht wo, angehört hat. Ich verstehe es zwar nicht ganz, aber Du, schon drei Jahr älter als ich, wirst vielleicht besser verspüren, was darin stecken mag. Deßwegen setze ich es her.

Hinz.

Kannst, Nachbar Kunz, mir wol nicht sagen,
Wie Thurm und großer Mann einander ähnlich sind?

Kunz.

O ja! Bei beiden ist gemeiniglich viel Wind.

Hinz.

So, so! Weißt aber auch, mit Gunst noch Eins zu fragen,
Wie Thurm und großer Mann verschieden sind?

Kunz.

Auch das, Freund Hinz, so gut als Einer:
Der ist von fern, und dieser in der Nähe kleiner.

Wir kamen ohne allen Unfall zu Adorf, einer kleinen Sächsischen Stadt, an, und traten bei dem Herrn Postmeister ab. Allein in dem Zimmer, welches man uns anwies, war so erschrecklich eingeheizt, daß wir erst Thüren und Fenster aufsperren mußten, ehe wir es möglich fanden, darin auszuhalten. Und wir sind doch jetzt mitten im Sommer! Aber das ist nun so die Weise der Gebirgsbewohner, bei welchen es, selbst in dieser Jahrszeit noch, besonders des Morgens und des Abends,

oft so empfindlich kalt wird, daß sie in ungeheizten Zimmern es gar nicht aushalten können. Du weißt doch, daß wir jetzt in dem Erzgebirge sind? Zwar nicht so recht mitten darin, aber doch beständig zwischen Bergen, die damit zusammenhangen.

Wir nahmen hier ein tüchtiges Frühstück ein, und daran thaten wir sehr vernünftig. Denn das Mittagsbrot, welches wir schon von fern zu Zwoda witterten, sollte uns auch diesmahl, wie Du bald hören wirst, vor dem Munde vorübergehen.

Von hieran begannen die Wege recht jämmerlich schlecht zu werden; und doch sollten wir sie weiterhin noch viel schlechter bekommen. Denn noch waren wir auf Kursächsischem Grunde und Boden, wo man die Noth der armen Reisenden, wenn gleich nicht überall, doch hier und da ein wenig zu Herzen genommen hat, und sie nicht so ganz unkristlich ihrem Schicksale überläßt, wie in — Doch ich will nicht vorgreifen; Alles hübsch zu seiner Zeit!

Nach einigen Stunden erreichten wir die Böhmische Grenze zu Schönbach, einem Dorfe, wo die Grenzmauth ist. Weißt Du, Konrad, was das heißt? Mauth nennt man hier zu Lande, was bei uns das Steueramt oder die Accise heißt. Hier werden nämlich die Reisenden angehalten, um auszusagen, ob sie etwas bei sich haben, was entweder verbotene Waare ist, oder solche, von welcher dem Kaiser, bevor man sie einführen darf, erst Steuer, d. i. eine Abgabe, entrichtet werden muß. Verbotene Waare oder Bannwaare, wie Großvater sie nennt (Contrebande), ist eine solche, die gar nicht eingeführt werden darf; davon giebt es aber hier zu Lande nur eine einzige, nämlich den Tabak, womit der Kaiser ganz allein handelt,

und deßwegen nicht will, daß man ihm diesen Handel durch Einführung fremder Tabaksarten verderben soll. Alle andre Dinge darf man zwar einbringen, aber man muß sie angeben, um erst die Mauth oder Steuer davon zu entrichten. Thut man das nicht, und wird dann hinterher beim Durchsuchen doch etwas Mauthbares gefunden, so wird es Einem weggenommen. Das ist denn doch viel milder, als man es in gewissen andern Ländern findet, wo es wol hunderterlei Arten von Bannwaaren giebt, die der Ausländer unmöglich alle kennen kann, und die Einem dann, wenn man sie aus Unwissenheit bei sich führt, nicht bloß weggenommen werden, sondern auch noch eine schwere Geldstrafe nach sich ziehen.

Dennoch wandelte mich, als wir vor dem Mauthhause anhielten, wieder etwas von eben der Furcht an, die ich am ersten Tage unserer Reise bei der Preußischen Grenze empfand, wo ich mein Butterbrot verschluckte, aus Furcht, daß es Bannwaare sein und mir Händel zuziehen könnte. Hier hätte ich dieser Furcht nun ganz überhoben sein können; denn die hiesigen Mauthleute sind viel bescheidener, höflicher und billiger, als sie in andern Ländern zu sein pflegen. Sie thun bloß ihre Schuldigkeit, und das mit so guter Art und so geschwind, daß man schlechterdings keine Ursache zu Beschwerden hat. Vermuthlich ist ihnen hier strenger, als in gewissen andern Ländern, eingeschärft worden, daß sie die Reisenden ungehudelt lassen sollen.

Man ließ uns die Wahl, ob wir unsere Sachen wollten durchsehen, oder bis zu unserer Ankunft in Karlsbad nur versiegeln lassen; und als wir das Letzte gewählt hatten, wurde unserm Koffer das Siegel sofort aufgedruckt. Auf Großvaters Anzeige, daß der Sitz-

kasten unsers Wagens auch ein Koffer sei, worin wir aber nur unsern nöthigsten Reisebedarf hätten, meinten sie, daß dieser nicht versiegelt zu werden brauche. Hinter uns war ein anderer Reisender angekommen; und auch dieser wurde eben so bescheiden und eben so billig behandelt. Man überreichte uns hierauf einen Zettel, der bei der Mauth in Karlsbad abgegeben werden sollte, und entließ uns. Großvater steckte den Zettel, ohne ihn angesehen zu haben, in die Tasche, woran er aber — wie er in der Folge selbst gestand — gar nicht wohl that. Man muß, sagte er, besonders auf Reisen, nichts Geschriebenes annehmen, ohne es erst anzusehen. Die Mauth hatte sich nämlich verschrieben, und statt Eines versiegelten Koffers, zwei dergleichen angegeben. Das hätte uns nun in Karlsbad große Ungelegenheit zuziehen können. Man hätte glauben können, daß wir in dem Einen Koffer Bannwaare gehabt, und ihn unterweges abgesetzt hätten. Zum Glück aber waren die Mauthleute in Karlsbad auch billige und rechtliche Menschen, die uns auf unser Wort glaubten; und so lief Alles doch noch recht gut ab. — Wir fuhren weiter.

So sind wir also nunmehr in Böhmen, mein lieber Konrad! Das habe ich mir immer so weit weit hingedacht, hinten am Ende der Welt, wo ich niemahls hinkommen würde, und bin doch nun da! Auch dachte ich immer, da müsse es ganz anders sein, als in Braunschweig, und es sieht doch hier ungefähr eben so aus. Doch nein! Manches ist hier anders; Manches — freue Dich, lieber Landsmann! — ist bei uns doch wirklich viel besser. Zum Beispiel, die Wege!

Was es hier für Wege giebt, davon kannst Du Dir gar keine Vorstellung machen. Nein! was doch zu arg ist, das ist zu arg. Pfui! über die Wegaufseher, wenn

es hier dergleichen giebt; aber ich glaube, es giebt hier keine. Ich mag Dir den Gräuel nicht beschreiben. Ich sage Dir nur: wenn die Wege in meinem kleinen Garten eben so aussähen, wie diese, so würde ich ihn vor aller Menschen Augen verschließen, um zu verhüten, daß Jemand hineinkäme oder nur hineinblickte, weil ich mich schämen würde, sehen zu lassen, was für ein schlechter Wirth ich wäre.

Aber ich glaube gar, daß ich in Zorn darüber gerathe, und das soll man ja nicht. Man soll vielmehr bei allem Unangenehmen, was Einem begegnet, wie Du, mein stiller Freund, immer hübsch ruhig und gelassen bleiben. Vergieb mir, weiser Konrad, den garstigen Bock, den ich hier geschossen habe! Es soll mir nicht wieder begegnen. Aber Deine Weisheit kann auch, glaube ich, sich keine Vorstellung davon machen, wie einem armen Reisenden zu Muthe ist, wenn man auf Wegen, wo der jüngste Tag schon gewesen zu sein, und Alles umgestülpt zu haben scheint, in einem Meere von unverbundenen großen Steinen, die in bessern Zeiten einmahl ein Pflaster gebildet haben mögen, den ganzen Tag über herumgerüttelt, zerstoßen, zerschlagen und gerädert wird; wenn man mit der Eßgier eines jungen Wolfs im Leibe, bei dem Herrn Postmeister zu Zwoda in Gedanken schon den Tisch gedeckt, und die Suppe mit Knödeln *), die Erdäpfel **), groß und mehlig und galstrig, wie unsere Schweinekartoffeln, die Schüssel mit eingemachtem ***) Kalb- oder Lamm-

---

*) So nennt man hier die Klöße.

**) Kartoffeln.

***) Frikassirtem.

fleisch, und die gebratenen Hühnel *), gleich den Bergen Gottes nach einem warmen Gewitterregen, dampfen sieht; und vor allen den Welttrümmern, auf welchen man so unbarmherzig herumgeschüttelt wird, nicht dazu gelangen kann! Einem Heiligen könnte der Kamm dabei anschwellen. Aber ich will mich nicht entschuldigen, will gern Unrecht haben. Die Böhmen, unter welchen ich jetzt lebe, sind ein so gutmüthiger, treuer und hochherziger Menschenschlag, daß ich ihnen Alles, selbst ihre abscheulichen Wege, die uns um die herrliche Mittagsmahlzeit brachten, von Herzen gern vergeben will.

Erst gegen Abend kamen wir zu Zwoda, einem Dörfchen an der Eger, an, wo ein großes und recht gutes Posthaus ist; und da wir hörten, daß der Weg von da nach Karlsbad, wo möglich, noch abscheulicher, als der von Adorf bis hieher wäre, auf dem wir heute für alle unsere Sünden schon genug gebüßt hatten, so wurde weislich beschlossen, daß wir hier übernachten wollten. Großvater sagte uns bei dieser Gelegenheit eine Lateinische Lebensregel, die ich sehr vernünftig fand, und deren Inhalt ungefähr folgender ist: Wer wohl sitzt, der lasse das Rücken *).

Nachdem wir uns hier durch Speise und Trank und Schlaf in bequemen und reinlichen Betten völlig wiederhergestellt und herrlich gestärkt hatten, reiseten wir früh Morgens weiter. Was man uns vorausgesagt hatte, das traf richtig ein. Der halbe Weg von Zwoda nach Karlsbad ist wirklich so, daß man ein Buch darüber

*) Junge Hühner.

**) Si qua sede sedes, atque est tibi commoda sedes,
Illa sede sede, nec ab illa sede recede.

schreiben könnte, unter dem allbeliebten Titel: Der Weg, wie er nicht sein sollte.

Aber die Ansichten, die man auf diesem häßlichen Wege hat, sind überall schön, groß und erhaben. Linker Hand das prächtige Erzgebirge; gerade aus und rechter Hand die majestätischen Bergmassen, die eine nach Franken hinlaufende Riesenkette bilden, und zwischendurch kleinere, höchst mahlerische Berggegenden, welche die reizendsten Landschaften darbieten. Unter diesen zeichnet sich vornehmlich die bei Ellenbogen aus. Etwas Lieblicheres, als die Lage dieses Schlosses und seine bezaubernden Umgebungen, kann die lebhafteste Einbildungskraft sich kaum erdenken.

Um zehn Uhr erreichten wir das Thor von Karlsbad. Hier erfuhren wir zum ersten Mahl, zu unserer eigenen großen Verwunderung, was für wichtige Personen unser Reisewagen hiehergebracht hatte. Denn kaum erblickte der Thurmwächter von oben herab unser heranrollendes Fuhrwerk, so stieß er, begleitet von seinem Gehülfen, in die Trompete, um aller Welt zu verkünden, welch Heil der guten Stadt Karlsbad durch unsere Ankunft widerfahren sei, und hörte nicht eher wieder auf zu trompeten, als bis wir in der für uns bestellten Wohnung abgetreten waren. Diese Ehre wird Jedem hier ankommenden Brunnengaste erwiesen, für die Gebühr versteht sich. So etwas hat man uns in Braunschweig doch nie geboten! Man muß auf Reisen gehen, wenn man erfahren will, was für eine bedeutende Person man sei; und es ist wirklich wahr, was geschrieben steht: Der Prophet gilt nirgends weniger, als in seinem Vaterlande. Ich will aber doch nicht hochmüthig darauf werden, will, trotz meiner nunmehrigen Wichtigkeit, doch Dein Freund blei-

ben, guter Konrad! Und so umarme ich Dich von ganzem Herzen, und drücke Dir die Hand mit alter Traulichkeit. Lebe wohl!

Zweiter Brief.

Eduard an Sophie.

Karlsbad, den 8 des Heumonds 1805.

Jetzt, gute Sophie, da das anhaltende Regenwetter uns zu Hausgefangenen macht, und uns mehr Muße beschert, als wir zu verarbeiten wissen, will ich Dir, und euch Allen, ihr zurückgelassenen Lieben, eine kleine Beschreibung von unserm lieben Karlsbad machen. Wenn ihr dann an uns denken wollt — und das wollt ihr doch; nicht wahr, Sophie? — so wird eure Einbildungskraft wissen, wo wir zu erfragen sind.

Denke Dir zuvörderst vier schöne, steil aufragende und wohlbekleidete Felsenberge, welche die Töpel, ein kleiner Bergfluß, der aber zuweilen plötzlich zu einem mächtigen, pfeilschnell daherschießenden Strome wird, durchgerissen hat, um sich einen Weg zu der eine Viertelstunde vor Karlsbad vorbeifließenden Eger zu bahnen, womit sie sich vermählen wollte. Zwei dieser Berge, und zwar die schönsten, der Bernhardsberg und der Hirschsprung *), liegen auf der nördlichen, die

---

*) Die Oberdeutschen, welche den Wörtern gern eine Silbe mehr geben, als sie nöthig haben, sagen Hirschensprung.

beiden andern, der Drei-Kreuzberg (auf dessen Gipfel drei Kreuze stehen) und der Pragerberg (über welchen der Weg nach Prag läuft) auf der südlichen Seite. Zwischen diesen flüstert und plätschert und, wenn sie bei starkem Gewitterregen böse wird, poltert und tobt in ihrem Felsenbette die forellenreiche Töpel hin, und läßt anfangs nur eben so viel Raum übrig, als zu einer einzigen Reihe kleiner Häuser, die sich an nackte Felsen lehnen, und zu einer davor hinlaufenden schmalen Straße erfodert wurde. Hier beim Eingange in das versteckte Städtchen mag diese schauerliche Schlucht nicht über 30 Schritte breit sein. Es wird Einem, indem man zum ersten Mahl in dieselbe eintritt, um Licht zum Sehen und um Luft zum Athmen bange.

Ein paar hundert Schritt weiterhin fangen die Berge auf beiden Seiten an, ein wenig weiter aus einander zu treten, so daß nun schon auf beiden Ufern der Töpel für eine doppelte Reihe von Häusern, und weiterhin auch für einen kleinen Marktplatz, Raum vorhanden war. Hier, wo das Thal am weitesten ist, wird seine größte Breite kaum hundert Schritt betragen. Am westlichen Ende des Prager Berges und des Hirschsprunges hat die Natur einen Querberg vorgeschoben, der Hammerberg genannt, wodurch das enge und kurze Thal zu einem Kessel geworden ist, aus dem man, dem Ansehn nach, nur durch kühnes Erklettern der schroffen Bergwände sich einen Ausweg bahnen kann.

Siehe, liebe Schwester, so hat die Natur uns hier zwischen Felsenbergen eingefangen und eingeschlossen! Wir leben in einer Welt, die nur dreißig bis hundert Schritte weit, und nur fünf, höchstens sechs hundert Schritte lang ist. Der darüber ausgespannte kleine Him-

mel ist zwar, weil die Berge nach oben zu sich etwas rückwärts lehnen, ein wenig weiter, aber doch immer noch so enge, daß den Bewohnern der untersten Häuser die Sonne des Morgens zwei gute Stunden später sichtbar wird, und des Abends zwei gute Stunden früher verschwindet, als Denen, welche sich eines größern Gesichtskreises erfreuen. Man muß indeß gestehen, daß unser Kerker unbeschreiblich schön ist. Was für einzelne Naturschönheiten die lebendigste Einbildungskraft eines Mahlers oder Dichters sich nur immer zu erdenken, und auf Leinwand oder Papier hinzuzaubern vermag, die findet man hier alle in der schönsten Mannichfaltigkeit und Fülle an einander gereihet und zu den herrlichsten Naturgemählden verbunden: schöngeformte, höchst mahlerische Berge, — dichte Wälder, die an den Seiten und auf den Gipfeln derselben aus verwittertem Gestein und zwischen nackten, zackigen, thurmhoch aus dem schwarzgrünen Tannenwaldicht emporragenden und gen Himmel starrenden Felsen hervorgewachsen sind, — unterdurch ein wenig Ackerland und kleine Gärten, die, mit grellweißen Lusthäuschen geziert-, hoch in der Luft an steilen Bergwänden hangen, — in der Tiefe ein auf felsigem Boden, zwischen fortgerissenen Steinklumpen, bald leise, bald laut hinrauschender Bergfluß, welcher heute ein jugendlich gaukelnder klarer Forellenbach, und morgen ein wildtobender und vor Wuth schäumender Bergstrom ist, der Brücken, Häuser und Felsen fortreißen zu wollen droht, — zwischen dem allen das nette, reinliche, lachende Städtchen, kaum funfzig Jahr alt *), welches mit seinen schneeweißen Wänden und

*) Denn im Jahre 1759 brannte es ab, und kann also in seiner jetzigen Wiederherstellung für eine neue Stadt gelten.

mit seinen silbergrauen Schindeldächern gegen die dunkelgrüne Bergbekleidung einen scharfen und lustigen Abstich macht. Denke Dir das Alles im lieblichsten Gemische und, besonders des Morgens und des Abends, in der wunderbarsten Beleuchtung, indem alsdann die eine Bergwand vom reinsten und hellsten Sonnenlichte glüht, während die andere, hart daneben, in düstere Schatten eingehüllt erscheint. Denke Dir hinzu, daß man sich nicht zehn Schritte weit fortbewegen kann, ohne die Bühne jedesmahl wunderbar verändert, und immer lieblichere Naturgemählde, gleich schnellwechselnden Schiebewänden im Schauspielhause, sich plötzlich einander verdrängen zu sehen; und Du wirst finden, daß die Natur hier Alles, was nur zu wünschen war, gethan hat, um ihren Gefangenen in diesem Zauberthale das Dasein so angenehm als möglich zu machen.

Aber ein Kerker, auch wenn man ihn mit den schönsten und reichsten Teppichen bekleidet hat, ist doch immer — ein Kerker; und für den Verlust der goldenen Freiheit kann der bunteste Käfich uns nicht schadlos halten. Ich muß daher bekennen, daß mir, trotz unsern täglichen Schwelgereien in den herrlichsten Naturgenüssen, vor einem langen Aufenthalte in diesem Bergkessel bange werden würde. Der unsrige wird glücklicher Weise nur vier Wochen dauern; und diese lassen sich, wenn man sonst am Natursinne nicht ganz verwahrloset ist, hier sehr angenehm verleben.

Zudem hängt es ja auch, wofern das Wetter es erlaubt, ganz von uns ab, unsern niedlichen Käfich, so oft wir wollen, entweder gegen einen andern, eben so niedlichen, zu vertauschen, oder ihn ganz zu verlassen und einem Standpunkte zuzufliegen, wo uns eine weitere Welt und eine freiere Aussicht in dieselbe geöffnet

wird. Im ersten Falle brauchen wir nur den Lauf der Töpel, die bei dem obgedachten Querberge einen Winkel macht, stromaufwärts in allen ihren Schlangenwindungen zu verfolgen, um aus einer höchstlieblichen und mahlerischen Bergkluft in die andere fortzuschreiten, und fast bei jedem Schritte eine neue wunderschöne Ansicht zu gewinnen, die uns gänzlich vergessen macht, daß wir Gefangene sind. Im andern Falle dürfen wir nur vom Markte aus, wo wir wohnen, die von da aufwärtslaufende Straße verfolgen, um nach geringer Bemühung auf einem wohlgeebneten Wege zu der nördlichen Seite des Hirschsprungs zu gelangen. Hier sehen wir auf einmahl in ein weites, hügeliges, mit reichen Kornfeldern und lachenden Wiesengründen herrlich prangendes, und von der Eger durchströmtes großes Thal hinab, und über dasselbe hin gegen das majestätische Erzgebirge, welches in der Entfernung von einer guten halben Meile dieses weite Thal mit seinen mächtigen Bergmassen begrenzt. Die Ansicht dieses Gebirges ist hier unvergleichbar erhabener und mannichfaltiger, als die, welche unser Harz gewährt, ungeachtet dieser einige weit höhere Berghäupter, als jenes, gen Himmel streckt. Diese Täuschung wird durch eine zwiefache Ursache bewirkt. Erstens steht man hier auf einem hohen Standpunkte; und es ist eine Erfahrung, die wol Jeder gemacht hat, der in seinem Leben auch nur ein einziges Mahl durch Gebirgsgegenden reisete, daß ein Berg, von einem andern gegenüberstehenden Berge aus betrachtet, noch einmahl so hoch erscheint, als er Denen vorkommt, die aus einem Thale, oder aus der Ebene zu ihm hinaufsehen. Zweitens hat unser Harz das Eigenthümliche, daß die Fläche, aus welcher er auf seiner Ost- und Nordseite emporsteigt, sich immer mehr

senkt, je näher man ihm selbst kommt, und endlich am Fuße der vordersten Harzberge zu einem wirklichen Thale wird; da hingegen das Fußgestell des Erzgebirges, nach der Gegend von Karlsbad hin, schon eine beträchtliche Höhe ist, auf welcher folglich das darauf ruhende Gebirge, bei gleicher oder geringerer Höhe, viel erhabener als der Harz erscheinen muß. Endlich sind die einzelnen Berge des Erzgebirges an Höhe, Umfang, Form und Bekleidung sehr mannichfaltig und verschieden, da hingegen die vordern Harzberge fast alle einerlei Höhe, einerlei Umriß und einerlei Bekleidung haben, indem sie von oben bis unten mit Gehölz bewachsen sind. Auch dieser Umstand macht, daß das Erzgebirge einen viel größern und anmuthigeren Anblick gewährt, als der Harz.

Der schönste unter den fünf Bergen, welche Karlsbad einschließen, ist der sogenannte Hirschsprung. Seinen Namen hat er von der Volkssage, daß, als Kaiser Karl IV. im Jahre 1370 in dieser Gegend jagte, der gehetzte Hirsch von der höchsten Felsenspitze desselben hinuntersprang, und von nachsetzenden Hunden bis in das Thal hinab verfolgt wurde. Plötzlich erhebt einer von diesen aus der Tiefe ein jämmerliches Geschrei; und als die Jäger hinzueilen, um zu sehen, was ihm widerfahren sei, finden sie ihn in einem dampfenden und kochenden Sumpfe stecken, worin er, ehe er sich wieder herausarbeiten kann, zu Tode gebrannt wird. Der Kaiser ließ hierauf das in dem Sumpfe hervorsprudelnde heiße Wasser von seinem Leibarzte, Peter Baier, untersuchen; und da dieser bald entdeckte, daß es Heilkräfte enthielt, so rieth er seinem Herrn, dieses Wasser gegen ein veraltetes, vermuthlich flußartiges, Uebel im Schenkel zu gebrauchen. Es geschah;

und der Kaiser genas. Dies bewog ihn, hier einen Gesundbrunnen und einen mit Bergen und Waldungen begabten Ort anzulegen, dem er städtische Rechte verlieh. Der neue Ort wurde, nach dem Namen des Kaisers, Karlsbad genannt. Andere behaupten, und zwar, dem Ansehen nach, mit größerer Wahrscheinlichkeit, daß die Heilkräfte dieses heißen Wassers unter den Landleuten der umliegenden Gegenden schon lange vorher bekannt waren, und wider allerlei Krankheiten mit gutem Erfolge benützt wurden. So viel aber scheint in jedem Falle gewiß zu sein, daß Karl IV., wenngleich nicht der Entdecker dieses wohlthätigen Wassers, doch der erste Bewirker seiner größern Berühmtheit und der Gründer des nach ihm benannten Ortes wurde.

Die auf diesen Kaiser folgenden Beherrscher der Oestreichischen Staaten scheinen, bis zu unsern Zeiten hinab, sich um das Emporkommen dieses Badeortes nicht sehr bekümmert, sondern ihn größtentheils sich selbst und seinem Schicksale überlassen zu haben. Dies muß man wenigstens aus den geringen, und selbst noch heute sehr unvollständigen und dürftigen Anstalten schließen, die von Seiten der Regierung zur Nothdurft und Bequemlichkeit der Brunnengäste getroffen worden sind. Für den geringsten und unbedeutendsten Brunnenort im Hessischen, z. B. für das Wilhelmsbad, dessen angebliches Heilwasser kaum unter die Minerwasser gezählt werden kann, ist von dem jetzigen Kurfürsten unendlich mehr geschehen, als die Oestreichische Regierung für Karlsbad und seine Wunderquelle, die doch unstreitig zu den merkwürdigsten, wirksamsten und besuchtesten in Europa gehört, bis jetzt thun zu müssen geglaubt hat. Denn ungeachtet hier im Durchschnitt jährlich

tausend und mehr Fremde aus nahen und fernen Ländern, selbst aus Asien und Amerika, zusammenströmen, die denn doch jedesmahl, mäßig berechnet, hundert bis zweimahl hundert tausend Gulden fremdes Geld in Böhmen zurücklassen, so hat man bisher doch noch nicht einmahl für nöthig oder schicklich gehalten, die gräulichsten und schändlichsten aller Wege, die von dem nahen Sachsen her, von wannen doch die allermeisten Besucher kommen, nach Karlsbad führen, in Straßen zu verwandeln, die man, ohne Gefahr, Wagen oder Arm und Bein zu brechen, befahren könnte. Unstreitig hat man dem jetzigen Kaiser, der, so weit es von ihm und seinem Willen abhängt, gern alle Welt um sich her zufrieden stellen und glücklich machen möchte, diese auffallende Ungehörigkeit verschwiegen, und es wäre daher recht sehr zu wünschen, daß Se. Majestät einmahl veranlaßt werden könnte, Karlsbad und die umliegende Gegend in höchsteigener Person zu besuchen, um diese unverzeihliche Vernachlässigung eines, nicht bloß für Böhmen, sondern auch für die Menschheit, so wichtigen Ortes durch den Augenschein kennen zu lernen. Sicher würde diesem öffentlichen Uebelstande dann bald und kräftig abgeholfen werden.

Dieser Uebelstand ist um so viel auffallender, da man jedem hier ankommenden Badegaste, je nachdem er bemittelt oder unbemittelt zu sein scheint, eine Auflage von zwei, oder einem Gulden zur Unterhaltung — der öffentlichen Anstalten abfodert, wozu die Wege denn doch wahrlich auch, und zwar ganz vorzüglich, gerechnet werden sollten. Gleichwol sieht man hier durchaus nicht, wozu die 1500 Gulden, die auf diese Weise jährlich eingesammelt werden mögen, verwandt werden. Selbst der Straßenbau den Pragerberg herab, welcher

vergangenes Jahr angefangen war, steht heuer still, ungeachtet die Einwohner dieses Orts schon vor Jahr und Tag eine schwere Auflage dafür entrichten mußten; weil, wie man sagt, die Kasse, aus welcher dieser Bau bestritten werden sollte — erschöpft ist. Kannst Du glauben, liebe Schwester, daß an einem so weltberühmten Brunnenorte nicht einmahl für ein hinlänglich geräumiges und anständiges Obdach bei den Quellen gesorgt ist, worunter die mehr oder weniger kranken, oder doch kränkelnden Brunnengäste Schutz gegen Regen und brennende Sonnenhitze fänden, die in diesen Bergklüften oft so schnell und so unerwartet mit einander abzuwechseln pflegen! Bei der Hauptquelle, dem sogenannten Sprudel, befindet sich bloß eine den Sonnenstrahlen wie dem Regen völlig offenstehende Wandelbahn, die etwa 60 — 70 Schritt lang, und 20 — 30 Schritt breit sein mag; und an der einen Seite desselben ein alter, für seine Bestimmung viel zu kleiner, und von Niemand unterhaltener Saal, dessen aus Backsteinen bestehender Fußboden völlig ausgetreten ist, und dessen seit Jahren schon von muthwilligen Knaben eingeworfene Fensterscheiben zum Glück unwiederhergestellt geblieben sind. Zum Glück, sage ich; denn wären diese Fensterlöcher nicht, so würde die Luft in dem kleinen dumpfigen Saale, der höchstens für 50 wandelnde Menschen Raum und Luft enthält, bei der Menge Derer, die der Regen hineinjagt, so erhitzt und durch Dünste so verdickt werden, daß man Gefahr laufen würde, darin zu ersticken. Zur Entschuldigung dieses Uebelstandes läßt sich freilich anführen, daß der enge Raum zwischen der Töpel und dem nahen Pragerberge die Anlegung eines größern Wandelplatzes und eines geräumigeren Zufluchtsaals nicht gestattete; allein bei aller Ge-

neigtheit, diesen Entschuldigungsgrund gelten zu lassen, dringt sich Einem doch wider Willen die Frage auf: warum man, statt des einen Saals, nicht zwei oder drei Säle in Einem dreistockigen Gebäude über einander bauete, um die Menge der Einkehrenden zu vertheilen? und warum man die den Platz gegen Westen beschränkenden Bürgerhäuser nicht schon lange ankaufte, um sie wegzureißen und den Raum derselben der größern öffentlichen Bequemlichkeit zu widmen?

Nicht viel besser ist für die Gemächlichkeit der Brunnengäste bei der zweiten Hauptquelle, dem sogenannten Neubrunnen, gesorgt. Hier hat man zwar einen bedeckten Gang zur Wandelbahn angelegt; allein dieser ist einer Seits für die große Menschenzahl, welche hier zusammenströmt, viel zu schmal und kurz, und anderer Seits von einer Unbequemlichkeit, um nicht zu sagen Unschicklichkeit, anderer Art begleitet, die Einem den Aufenthalt unter diesem Obdache recht sehr verleidet. Die eine Seitenwand dieser Halle nämlich ist zur Anlegung einer Reihe von Abtritten benutzt worden, wozu die Eingänge innerhalb der Halle sind. Hier müssen also Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, sobald die Natur sie treibt, in Gegenwart vieler Menschen aus allen Ständen ein Gemach besuchen, das bei dieser unschicklichen Anlage aufgehört hat, ein heimliches zu sein, und zu einem öffentlichen geworden ist, welches selbst die dickhäutigste Mannsperson, in Angesicht einer auf- und niederwogenden Menge von Herren, Frauen und Fräulein, nicht ohne ein Gefühl von Scham betreten kann. Die Vorübergehenden theilen das Unangenehme dieser Anlage mit Denen, welche Gebrauch davon zu machen gezwungen sind, indem alle Augenblicke eins der vierzig oder funfzig Thürchen sich öffnet, und der Anblick des

Innern, wo nicht die Nase, doch das Auge und die Einbildungskraft auf die widrigste Art beleidiget. Und doch wäre es mit einem Aufwande von einigen hundert Gulden leicht gewesen, diesem Uebelstande zuvorzukommen. Man hätte nur da, wo jetzt die Abtritte sind, einen in der Halle unsichtbaren Vorgang, und die Abtritte selbst, durch Hülfe eines Pfahlwerks, ein paar Schritte weiter über das Ufer der vorbeifließenden Töpel hinaus anzulegen nöthig gehabt.

Diese eben von mir beschriebenen kümmerlichen Anstalten, nebst einem Badehause, welches die Kaiserinn Marie Therese über dem sogenannt n Mühlenbrunnen, der dritten, sowol zum Trinken als vornehmlich zum Baden gebrauchten Quelle, erbauen ließ, sind so ziemlich Alles, was die Regierung für diesen wichtigen Badeort gethan hat. Alles Uebrige, was zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen der Brunnengäste erfodert wurde, ist den Bewohnern des Orts und — den Fremden überlassen worden. Noch vor wenigen Jahren war außerhalb der Stadt nicht einmahl für einen Weg zum Gehen, geschweige denn für einen zum Reiten oder Fahren gesorgt worden. Wer damahls sich eine Bewegung machen, und der herrlichen Ansichten, welche die Natur so freigebig darbietet, genießen wollte, der mußte entweder wie eine Gemse klettern können, oder sich gefallen lassen, auf einem der beiden holperigen Wege, auf welchen man hier ankommt, zurückzukehren, um sich außerhalb des Gesichtskreises von Karlsbad zu ergehen *).

*) Es soll jedoch jetzt Hoffnung vorhanden sein, daß manchen der hier gerügten Mängel von Seiten der Regierung nun endlich abgeholfen werde. Anmerk. z. n. Aufl.

Zu den wohlthätigen Fremden, welche diesem auffallenden Mangel nun seit einigen Jahren glücklich abgeholfen, und sich dadurch ein sehr großes Verdienst um diesen Ort und um alle hier jährlich zusammenströmende Brunnengäste erworben haben, gehört vornehmlich der Graf Findlater, ein Schottländer, der mit einem beträchtlichen Aufwande und mit eben so vielem Geschmacke den ganzen Hammerberg in eine sehr schöne Englische Gartenanlage verwandelt hat, indem er einen gewundenen Kiesweg, längs den Seiten dieses Berges über alle diejenigen Punkte hinführte, auf welchen man die reizendsten Ansichten in das schöne Flußthal hinab und auf die gegenüberstehenden, so überaus mahlerischen Berge hat. An der schönsten Stelle dieses schönen Schlangenweges hat er einen Tempel der Dankbarkeit errichtet, und ihn mit einer Französischen Inschrift folgendes Inhalts versehen: Aus Erkenntlichkeit für die wohlthätigen Wirkungen, welche die Karlsbader Heilquellen auf ihn machten, und zur dankbaren Erinnerung an die glücklichen Tage, die er unter den sanften und väterlichen Gesetzen der Oestreichischen Regierung hier verlebte, hat Graf Findlater diesen Tempel erbauen lassen, im Jahr 1801. Aus diesem Tempel genießt man einer der schönsten Aussichten, die es auf Erden geben mag, über ein von der Töpel in vielen lieblichen Krümmungen durchrauschtes Wiesenthal hin, welches von stattlichen, schönbekleideten und schroff aufsteigenden Bergen eingeschlossen, und in einer mäßigen Entfernung von einer sehr mahlerisch liegenden Papiermühle begrenzt wird. Dieser Anblick ist so reizend, daß wir jeden hier verlebten Tag für verloren halten würden, an dem wir nicht wenigstens Ein-

mahl hinaufgestiegen, und einer so beseligenden Augenweide mit immer gleichem Entzücken von neuen genossen hätten. Großvater versichert, daß es schon vergangenes Jahr ihm eben so gegangen sei, und daß er schon damahls, ohne Ausnahme, keinen einzigen Tag habe können vorbeigehen lassen, ohne sich an dieser Stelle immer wieder von neuen zu erquicken. Auch ging, bald nach unserer Ankunft, sein erster Gang dahin, und zwar so rasch, als wenn ein alter, lange nicht gesehener Herzensfreund seiner daselbst harrte und ihn anzöge. Die feierliche und erhabene Stille, in welcher die vor jedem Winde geschützten Berge dastehen, und das lebhafte Plätschern und Rauschen des über eine Saat von losgerissenen und fortgewälzten Felsenstücken dahingaukelnden Waldstroms, welches aus der Tiefe des Thals bis zu der Höhe, worauf der Tempel steht, hinaufdringt, machen einen über alle Beschreibung anmuthigen Abstich, bei dem man wechselsweise sich bald einer sanften Rührung, bald einer Empfindung von jugendlicher Fröhlichkeit unmöglich erwehren kann. Ruhe und Kraftäußerung, Ernst und Scherz, Stille und Geräusch, Erhabenheit und Lieblichkeit sind hier auf eine für den stillen Betrachter entzückende Weise mit einander gepaart.

Daß es Menschen gebe, deren Sinn für Naturschönheiten so ganz unentwickelt blieb, oder durch eine unnatürliche Lebensart so völlig abgestumpft wurde, daß sie bei einem Naturgemählde, wie dieses, kalt und ungerührt vorübergehen könnten, würde ich, hätte man es mir ehegestern noch gesagt, unglaublich gefunden haben. Seit gestern weiß ich es. Wir saßen, nachdem wir an dem schönen Anblicke uns abermahls herzlich gelabt hatten, auf der innern Bank des Tempels, um die süßen, hier von neuen in uns angeregten Gefühle noch

eine Zeit lang ruhend zu unterhalten; als eine Gesellschaft von fünf oder sechs Herren und Frauen, die, dem äußern Ansehen nach, zu den gebildetern Klassen gehörten, schweigend bei uns vorüberging. Kannst Du es glauben, liebe Sophie, daß unter diesen Leuten nicht ein Einziger war, der das schöne und rührende Naturgemählde, welches der Schöpfer hier aufgestellt hat, auch nur eines einzigen flüchtigen Blickes gewürdiget hätte? Nicht ein Einziger, sage ich Dir! In stumpfem Blöd- und Starrsinn gingen sie, den schlaffen Blick vor sich hin auf den Weg gerichtet, wie leblose Gliederpuppen vorüber. Pfui über die Herzen von Schwamm! Pfui, und abermahls pfui über die Köpfe von Stroh, welchen die Natur in ihrer lieblichsten Brautgestalt nicht einen einzigen Blick der Liebe, nicht ein einziges Lächeln des Beifalls abgewinnen kann!

Aus dem Tempel führt der schöne Findlatersche Weg allmählig auf den Gipfel des Hammerberges, und gewährt bis dahin einige überaus anmuthige Hinsichten auf das tief im Thale versteckte Karlsbad und auf seine schönen Berg-, Fels- und Wald-Umgebungen. Auf der höchsten Höhe dieses Berges, neben welcher der Kiesweg vorbeiläuft, hat seit einem Jahre die Stadt, um dem Grafen Findlater ihre Dankbarkeit zu bezeugen, eine ihm gewidmete Spitzsäule von Quadern aus Körnerstein errichten lassen. Der Weg windet sich von hieraus allmählig hinab, gewährt im Fortlaufen die erhabene Ansicht des ehrfurchtgebietenden Erzgebirges, und läuft dann theils in mählig aufsteigenden Krümmungen den steilen Hirschsprung hinan, theils an der nördlichen Seite desselben herum bis in den obern Theil der Stadt, nicht weit von unserer Wohnung am Markte; so daß er beide Berge, den Hammerberg und den Hirsch-

sprung, umspannt. Wenn wir von unserer Wohnung aus den ganzen von ihm beschriebenen Kreis umwandeln, so haben wir jedesmahl so ziemlich eine halbe Meile, und zwar bergauf, bergab, zurückgelegt; und diesen angenehmen Lustgang, dessen man gar nicht überdrüssig werden kann, machen wir an manchem Tage mehr als einmahl. Genug für heute! Ich küsse Dich, liebe Sophie!

Elfter Brief.

Derselbe an Dieselbe.

Karlsbad, den 12. des Heumonds 1805.

Ich muß Dich, liebe Schwester, heute noch einmahl auf und zwischen unsern schönen Erdhöckern herumführen, damit Du Dir einen etwas vollständigeren Begriff von unserm Reichthume an schönen Bergen und von dem Vergnügen machen könnest, welches wir beim Beklettern derselben, beim Herumwandeln zwischen ihren herrlichen Wald- und Felsenwänden, und beim Anblicke der höchstmahlerischen Ansichten, die sie uns überall darbieten, tagtäglich, und zwar jedesmahl so neu und frisch genießen, als wäre es das erste Mahl, daß diese Augenweide uns gewährt würde.

Der Hirschsprung, den ich in meinem letzten Briefe schon für den schönsten unter den hiesigen Bergen erklären zu dürfen glaubte, läuft mehr, als die übrigen, spitzsäulig zu, und ist auf seinem Scheitel mit einem mächtigen Felsenklumpen gekrönt, dessen höchsten Gipfel

man mit einem Kreuze, woran der Gekreuzigte hängt, verziert hat. Kreuze und Heiligenhäuschen oder sogenannte Kapellen erblickt man hier, wie in andern gemeingläubigen oder katholischen Ländern, in unzähliger Menge. An allen Wegen, auf allen Anhöhen und Felsenspitzen findet man dergleichen hingepflanzt. Gleich beim ersten Schritte über die Grenze zwischen dem freigläubigen Sachsen und dem gemeingläubigen Böhmen zählten wir deren nicht weniger als vierzehn, die man beinahe mit Einem Blicke übersehen kann. Der Eindruck, den ein an dieses sinnliche Erinnerungsmittel zur Beförderung des Andenkens an den Stifter unsers Glaubens und an seinen Martertod nicht gewöhnter Freigläubiger empfängt, ist von trauriger Art, und verbreitet einen düsteren und schwermüthigen Nachtschein über die lachendsten Naturgemählde. Wer, wenn er die Wahl hätte, möchte in einer Gegend wohnen, wo er, bei jedem Blicke ins Freie einen wohlbespickten Galgen oder einen durch die gräßlichen Ueberreste eines Geräderten vergräulichten Pfahl erblickte? Gleichwol wäre hier nur von Denkmählern ausgeübter Gerechtigkeit die Rede. In dem Bilde des Gekreuzigten hingegen sehen wir ein die Menschheit empörendes Denkmahl der höchsten Ungerechtigkeit und Unmenschlichkeit an einem gottähnlichen Unschuldigen begangen. Wer, dessen sittliches Gefühl noch nicht ganz abgestumpft ist, vermag es, diesen Anblick zu ertragen, ohne sich jedesmahl dadurch stark und auf die widrigste Art erschüttert zu fühlen? Großvater erklärt sich hiedurch einen gewissen Ausdruck von Traurigkeit und Schwermuth, den er in den Blicken und Gesichtszügen echter Gemeingläubiger überall bemerkt haben will, und äußerte dabei den Wunsch, daß man, statt dieses empörende Marterbild aufzupflanzen, die Ge-

stalt des größten Menschenfreundes und Menschenlehrers, wie man in minder schrecklichen Auftritten seines verdienstlichen Lebens und unter lehrreichern Umständen sie sich denken kann, abgebildet und aufgestellt haben möchte. Wie rührend und herzergreifend, sagte er, würde es z. B. sein, wenn man ihn hier auf dieser erhabenen Felsenspitze in derjenigen Stellung dargestellt erblickte, in welcher er die sogenannte Bergpredigt hielt, und wenn man unter oder über dieser Abbildung, statt der Spott-Inschrift: Jesus von Nazareth, König der Juden, eine seiner heiligen Lehren, welche den Inhalt jener Bergpredigt ausmachen, etwa die: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen; oder die göttliche Vorschrift: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl Denen, die euch hassen und verfolgen, geschrieben fände! Welcher an Kopf und Herzen noch nicht ganz verkrüppelte Mensch, der sich dieser Stelle nahete, dieses Bild erblickte und diese Inschrift läse, würde nicht, in Gedanken wenigstens, vor der hohen göttlichen Lehre und vor ihrem erhabenen Verkündiger huldigend die Knie beugen, und sich selbst geloben, dem Ziele, zu welchem wir durch jene Lehre geführt werden sollen, mit allen seinen Kräften zuzustreben? Was meinst Du, Sophie, sollte Großvater Unrecht darinn haben?

Man kann den Hirschsprung von zwei Seiten ganz bequem ersteigen, nämlich sowol von hinten, d. i. auf seiner nördlichen Seite, auf dem Findlaterschen Wege, den ich dir schon in meinem letzten Briefe beschrieben habe, als auch von vorn, d. i. auf seiner südlichen Seite, wo die Stadt sich an ihn lehnt. Hier ist er zwar sehr steil, allein der, gleichfalls durch Freigebigkeit eines

Weltbürgers, hinaufgeführte Weg besteht aus so vielen langen Zickzacken, daß der schwächste Mensch ihn ohne sonderliche Beschwerde ersteigen kann. Uns kommt dieser Weg ein wenig gar zu bequem vor, und der Muthwille treibt uns zuweilen, uns einen eigenen Weg geradeauf zu bahnen. Selbst Großvater, der hier wieder jung zu werden anfängt, hat sich auch schon gelüsten lassen, dieses Abenteuer mit uns zu bestehen; und er bestand es ritterlich, ungeachtet zuletzt, weil wir gerade die steilste Stelle gewählt hatten, um eine in einem Felsenklumpen befindliche Höhle zu untersuchen, auf Händen und Füßen gekrochen werden mußte, und er obenein noch Karln am Arme hielt, folglich nur auf drei Füßen kriechen konnte. »Großvater, nun sind wir Maulesel!« rief Karl, als wir an die schwierigste Stelle gekommen waren. »Und noch dazu von der bravsten Gattung!« versetzte Großvater. Behrens hatte nicht das Herz, uns zu folgen, und begnügte sich, dem Wagstücke von fern zuzusehen.

Als wir den Gipfel erklommen hatten, fiel uns eine Inschrift in die Augen, die ein Russischer Herr oben an die höchste Felsenwand hat mahlen lassen, und wodurch er der erstaunten Nachwelt kund und zu wissen thut, »daß er, n a h e an seinem sechzigsten Lebensjahre, diesen Berg noch habe ersteigen können!« Wir mußten herzlich lachen, daß der gute Herr etwas für eine Heldenthat hielt, werth, der Nachwelt verkündiget zu werden, was Karl, der eben erst sechs Jahr alt geworden ist, und Großvater in seinem sechzigsten Jahre tagtäglich ohne alle Mühe und Anstrengung leisten, und dabei noch obenein den bequemen Schlangenweg verschmähen, und gerade den ungebahntesten und schroffsten Aufgang über Felsenblöcke und zerbröckeltes Gestein wählen, welches

bei jedem Tritte ausweicht und hinabrollt, so daß man nirgend festen Fuß fassen kann. Ich hatte immer gehört, daß die Russen ein abgehärtetes und kräftiges Volk seien, und fragte daher: wie mag der alte Herr zu der kindischen Schwachheit gekommen sein, ein Aufheben von Etwas zu machen, welches wir Andern, die wir keine Russen sind, mit dir, Großvater, der du doch schon ein Jahr älter bist, als er, alle Tage, so oft es verlangt wird, und ohne alle Mühe leisten können? Und Großvater antwortete: das rührt vermuthlich daher, daß der alte Herr das Unglück hatte, viel reicher und vornehmer zu sein, als wir. — Wie das? fragte ich; und Großvater versetzte: weil die reichen und vornehmen Leute Alles in Ueberfluß besitzen, und sich Alles so bequem machen können, daß sie weder Hand noch Fuß zu bewegen brauchen, um ihre vielfachen Bedürfnisse befriediget und alle ihre Wünsche erfüllt zu sehen, so genießen sie gewöhnlich mehr, als sie sollten, so stürzen sie sich oft in allerlei, den Körper schwächende, den Geist entmannende Ausschweifungen, so verlernen sie nach und nach den Gebrauch ihrer Glieder, und werden am Ende, vor lauter Bequemlichkeit und vor lauter Wohlleben, mitten in ihren besten Jahren, oft als Jünglinge und Jungfrauen schon, so schwach und gebrechlich, daß die unbedeutendsten Dinge, wenn sie nur ein wenig Anstrengung erfodern, entweder ihre Kräfte übersteigen, oder, durch ungewöhnliche Ermannung bewirkt, ihnen unglaubliche Heldenthaten zu sein scheinen, werth der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Mit mir, fuhr er fort, hat der liebe Gott — Dank sei seiner gütigen Vorsehung! — es besser gemeint. Er ließ mich frühzeitig arm werden, und zwang mich dadurch, wenn ich nicht hungern wollte, von meinem zwölften oder dreizehnten Jahre an, Kopf

und Hand fleißig zu gebrauchen, wozu sie uns gegeben worden sind, nämlich nützliche Dinge zu lernen und nützliche Dinge zu thun, und mich dadurch selbst zu ernähren und zu versorgen. Hiedurch wurde mir das Arbeiten, und zwar Beides, das mit dem Kopfe und das mit den Händen, Armen und Füßen, zur Gewohnheit, zur andern Natur, ja zum dringendsten Bedürfnisse, welches eher als Hunger und Durst befriedigt werden wollte. Dadurch erwarb ich mir Kräfte; dadurch stärkte ich meinen von Mutterleibe an zarten, höchstempfindlichen und schwächlichen Körper dergestalt, daß ich noch heute, wie ihr wißt, mit jedem meiner Hausleute und Tagelöhner um die Wette arbeiten, und mit jedem tüchtigen Fußgänger von Handwerk meine sieben bis acht Meilen, ohne sonderliche Ermattung, hinter einander rasch zurücklegen kann. Wollt ihr, so schloß er, in eurem sechzigsten Jahre noch eben so kräftig, oder vielmehr, da der Himmel euch mit stärkern oder gesundern Leibern in die Welt treten ließ, noch kräftiger als ich sein, so macht es wie ich, so arbeitet, wie ich, so vermeidet, wie ich, die faule, üppige und ausschweifende Lebensart vieler Reichen, die umsonst nach Karlsbad kommen, um durch den Genuß des hiesigen Wassers wieder zu erlangen, was sie durch eigene Schuld für immer verloren haben — Gesundheit, Kraft und reinen Lebensgenuß!

Bei Gelegenheit der oben erwähnten Inschrift muß ich doch noch bemerken, daß sich schwerlich irgend ein anderer Ort in der Welt finden mag — wenigstens ist uns in unserer Welt, die denn doch nun auch schon ihre fünf und vierzig gute Meilen lang ist, kein dergleichen vorgekommen — der mit so vielen öffentlichen Inschriften pranget, als Karlsbad und seine Felsen rings

umher. Wohin du hier dich nur immer wenden magst, und wo an allen den unzähligen Felsenwänden und Felsenblöcken, von welchen man überall umgeben ist, sich nur immer eine ebene Fläche eines Papierbogens groß fand, da hat auch irgend ein reimfreundlicher und verewigungslustiger Brunnengast eine Inschrift mit Oelfarbe hinmahlen lassen, die entweder sein Entzücken über die Schönheiten der hiesigen Bergnatur, oder seinen Dank für die wohlthätigen Wirkungen der hiesigen Quellen, oder auch mitunter ganz allgemeine Gefühle und Gedanken, die man überall haben kann, ausdrucken und auf die Nachwelt bringen soll. Nur Schade, daß bei weiten der größte Theil dieser Inschriften mehr von dem guten Willen ihrer Urheber, als von der Fähigkeit derselben zeiget, Etwas anzugeben, was durch eine Inschrift aufbewahrt zu werden verdiente. Zum Beweise dessen, und als eine kleine Probe von dem Geiste, der Einen aus den meisten dieser unzähligen Inschriften anspricht, muß ich dir denn doch wol Eine hersetzen, die an Inhalt, Ausdruck und Verskunst vielleicht die merkwürdigste von allen ist. Sie lautet:

Hulfe, lange vergebens gesucht, nach Wunsch endlich finden,
Mit ihr neuen Stoff zum frohen Lebensgenuß,
Ist erhabene Wohlthat für den Gefühlvollen hienieden.

Aus der Reihe der leidenden Menschheit Einer, der bei den Quellen dieses Orts jene Wohlthat fand, setzt dieses Denkmahl des gerührtesten Dankes, mit welcher Karlsbad sein ganzes Herz erfüllet. Den 15. Jul. 1796.

Der ehrliche Mann, ein Handlanger der Gelehrsamkeit, ein Buchhändler, hat seinen völlig ausgeschriebenen

Namen dazugesetzt, vermuthlich um zu verhüten, daß sein dankbarer Wortschwall keinem gleichzeitigen Brunnengaste in die Schuhe geschoben werden möchte; ein Zug von Redlichkeit, der es wohl verdient, daß man diesen Namen mit Stillschweigen übergeht.

Fast eben so merkwürdig, als diese Inschrift, wollen Einige eine öffentliche Kundmachung finden, die man, zur Verhütung der Straßenbettelei, beim Eingange des schönen Findlaterschen Weges an einem aufgerichteten Pfahle lieset. Ich meines Theils will sie dir bloß als ein Pröbchen von den Abweichungen der Oberdeutschen Mundart von der unsrigen hersetzen. Sie lautet: Wer auf diesem Wege sich beim Betteln betretten läßt, der wird aufgegriffen und vermittelst Schubs *) nach seiner Vaterstadt geschafft werden. Ich habe mehr als einen Fremden von dieser Bekanntmachung Abschrift nehmen sehen, und zwar nicht bloß des ihnen fremden Ausdrucks: vermittelst Schubs, wegen, sondern auch, weil es ihnen lustig schien, daß gerade neben diesem drohenden Pfahle, Jahr aus Jahr ein, ein einbeiniger Bettler und weiterhin ein bettelnder Blinder sitzt, von dem die hiesigen Einwohner versichern, daß er ein wohlhabender Rentner sei, der erst neulich ein Sümmchen von 1500 Gulden auf Zinsen belegt habe. Großvater erinnerte sich dabei einer Grabschrift, die er einst auf dem Kirchhofe des Dorfes Strahlow bei Berlin über dem Grabe eines ertrunkenen Fischers fand. Sie bestand in der Bibelstelle: So du durchs Wasser gehst, sollen die Fluten dich nicht ersäufen. Darunter, oder auf der

*) D. i. durch Fortschaffung und Ablieferung von einem Orte zum andern.

andern Seite des Steins las man den Namen des Ertrunkenen und die beigefügte Nachricht: Er ertrank an dem und dem Tage in dem und dem Jahre. —

Was die erwähnten Abweichungen der Oberdeutschen Mundart betrifft, so bestehen dieselben theils in eigenthümlichen Wörtern und Redensarten, die sich weder in der allgemeinen Schriftsprache, noch in andern Mundarten finden, z. B. Schmetten, für Rahm oder Sahne, Stähr, für Widder, es hat hier, für es giebt hier, es begegnet, für es ereignet sich, — theils in unbekannten Bedeutungen bekannter Wörter, z. B. Poste oder Pfoste, für Bohle, Auflauf, für Eierkuchen, Thürfutter, für Thürpfoste, schaffen, für befehlen, meinetwegen für etwa, vielleicht, ungefähr, beinahe *), — theils in veränderter Aussprache der Wörter, und zwar bald durch eingeschobene, bald durch ausgelassene Mitlauter und durch Verwechslung der Selbstlauter, z. B. betretten, für betreten, i hab oder hob, für ich habe, wos, für was, nit, für nicht u. s. w. Unterrichtete und gebildete Leute lassen freilich, wie überall, dergleichen Abweichungen von der Schriftsprache seltener und schwächer hören, der große Haufen aber mischt ihrer so viele in seine Sprache, daß es uns oft Mühe macht, Das, was sie ausdrucken wollen, zu errathen. Den guten Oberdeutschen geht es, wenn sie zu uns kommen, mit unserm Niederdeutschen nicht besser.

*) Fragt man z. B., wie weit ist es noch von hier bis Prag? so erfolgt die Antwort: meinetwegen noch drei Meilen. Wie alt seid ihr, guter Freund? Meinetwegen schon sechzig Jahr. Wie viel könnt ihr täglich verdienen? Meinetwegen zwanzig Kreuzer. Dieses Meinetwegen hört man hier alle Augenblicke.

Der berühmte Bischof Gregoire aus Paris bemerkte neulich, da er zu Braunschweig war, als etwas Auffallendes und beinahe Unglaubliches, daß von den 30 Millionen der Bewohner des eigentlichen Frankreichs kaum 5 Millionen Französisch reden, weil die meisten landschaftlichen Sprachen oder Mundarten seines Vaterlandes sich von dem echten Französischen so weit entfernen, daß die Bewohner der einen Landschaft die der andern oft gar nicht verstehen können; und Großvater versicherte ihm dagegen mit Recht, daß nicht bloß das nämliche Verhältniß auch bei uns in Deutschland Statt finde, sondern daß wir sogar, wenn wir ruhmredig sein wollten, das große Frankreich in diesem Betracht noch weit überbieten und keck behaupten könnten, daß unter den 28 bis 30 Millionen angeblich Deutschredender schwerlich 50 einzelne Menschen gefunden würden, die sich rühmen dürften, reindeutsch zu reden oder nur zu schreiben; eine Versicherung, die den Herrn Bischof gewaltig Wunder nahm. — Aber wohin verirre ich mich? Zurück zu unserm lieben Karlsbad und zu seinen schönen Bergen!

Der höchste unter diesen ist der sogenannte Dreikreuzberg, welcher auf das zu seinen Füßen tief versteckte Städtchen von der südöstlichen Seite hinabsieht, und seine Schatten noch immer über dasselbe hinstreckt, wann in der ebneren Welt die Sonne schon einige Stunden lang über den Gesichtskreis emporgestiegen ist. Dieser Berg würde der gefährlichste Nebenbuhler des schönen Hirschsprungs sein, wenn der Aufgang zu demselben minder ungebahnt und minder beschwerlich wäre, und wenn die schönsten und erhabensten Ansichten, die sein Gipfel, besonders nach dem Erzgebirge hin, gewähren könnte, nicht durch Gebüsch und Waldicht, die das Umherblicken unthulich machen, verloren gegangen wäre.

Aber noch hat sich kein Findlater gefunden, der diesem herrlichen Berge ebendenselben Dienst leistete, wodurch der Hammerberg und der Hirschsprung so ausnehmlich verschönert wurden. Dagegen hat mißverstandene Frömmigkeit seinen Scheitel mit drei hohen Kreuzen geziert, wovon das mittelste den Stifter unsers Glaubens, die andern aber die zugleich mit ihm gekreuzigten beiden Schächer in ihrem Marterthume darstellen. Wozu nun vollends diese beiden letzten dienen sollen, und welche sittliche Zwecke man dabei beabsichtiget haben möge, die nicht eben so gut durch den Anblick heutiger Galgen und Räder erreicht werden könnten, ist schwer zu errathen.

Will man zur Abwechslung sich zuweilen auf ebener Erde ergehen, oder ist man Schwächling genug, um das Bergsteigen nicht ertragen zu können, so ist auch dafür jetzt, wiewol gleichfalls ohne Zuthun der Regierung, durch den herrlichsten Fuß- und Fahrweg von Kies gesorgt worden, wozu Privatpersonen vor einigen Jahren die Kosten zusammenschossen. Man geht, wenn man diesen schönen Lustweg einschlagen will, nach dem westlichen Ende der Stadt, wo die beiden Kaffee- und Ballhäuser, das Sächsische und das Böhmische, liegen. Des ersten hat der hohe Adel, des andern der Bürgerstand sich bemächtiget; denn leider! ist man auch hier, wie in manchem andern Bade, noch unverständig genug, eine ziemlich scharfe Grenzlinie zwischen beiden Ständen an einem Orte zu ziehen, wo die bürgerlichen Verhältnisse gar nicht in Betracht kommen sollten. Doch muß ich zur Ehre vieler Adeligen hinzufügen, daß man die Gesellschaft in und vor dem Böhmischen Kaffeehause gewöhnlich sehr vermischt findet, weil ein großer, vielleicht der größte Theil der Adeligen so viel guten Sinn mit

hieher zu bringen pflegt, daß er lieber in vermischter Gesellschaft sich entweilen und vergnügen, als in den beschränkten Kreisen seines Gleichen sich langweilen mag. Vor diesem Versammlungshause ist ein geräumiger, von vielen Baumreihen beschatteter, viereckiger Platz, der bei unsicherer Witterung eine höchsterwünschte Wandelbahn für die der Bewegung bedürftigen Brunnengäste darbieten würde, wenn der Inhaber des Kaffeehauses, zu seinem eigenen offenbaren Vortheile, die geringen Kosten daran wenden wollte, den niedrigen Grund dieses Platzes mit Kies erhöhen zu lassen, wovon man in dem daranstoßenden Töpelbette einen unverbrauchbaren Vorrath findet. So wie der Platz jetzt ist, kann er nur bei anhaltend trockner Witterung begangen werden. Bei jedem etwas reichlichen Regen bleibt das Wasser, weil der Steinboden es nicht verschlucken kann, darauf stehen und verwandelt ihn in einen Teich, wie wir während unsers Hierseins schon mehr als Einmahl erlebt haben. Da der erwähnte Herr Kaffeewirth sich für die Erlaubniß, die um diesen Platz herum angelegte Reitbahn zu benützen, von Jedem, der während seines Hierseins Gebrauch davon machen will, einen Dukaten erlegen läßt, so würde, scheint's, diese Einnahme mehr als hinreichend sein, jede nothwendige Verbesserung damit zu bestreiten. Dadurch würde denn auch dieser schöngelegene und schattenreiche Platz zu einem Vereinigungspunkte der gesammten Brunnengesellschaft werden, die Gesellschaft würde dabei gewinnen, und die Kasse des Herrn Wirths würde, allem Ansehen nach, gleichfalls gar nicht übel dabei fahren.

Von diesem Platze aus läuft nun der schöngeebnete, immer trockne Fußweg, so wie auf dem entgegengesetzten rechten Ufer der Töpel die neuangelegte Kunststraße

für die Fahrenden, zwischen den mahlerischen, hier und da durch Kunst verschönerten Felsenwänden der dieses enge Thal begrenzenden Berge hin, und bleibt dabei immer an der Seite des an ihm hinspielenden und hinmurmelnden Bergflusses, den er in allen seinen Krümmungen, beinahe eine halbe Meile weit, nämlich bis zu dem Eisenhammer, und von da, minder geebnet, bis zu einem neuangelegten Porzellanwerke hin, begleitet. Die Ansichten, die man auf jedem Punkte dieses Weges hat, sind entzückend schön. Hier ungeheure, auf einander gepackte Felsenmassen zwischen Gesträuch und Waldicht; dort, auf der Plattform eines solchen Felsenklumpens, ein von dankbaren Brunnengästen errichteter Chinesischer Sonnenschirm; nicht weit davon, auf einer andern Felsenhöhe, ein der Frau Herzoginn von Kurland von einer Gesellschaft ihrer Verehrer gewidmeter Tempel *); wiederum ein niedlicher Ruhesitz, dem Sächsischen Prinzen Anton zu Ehren, Antons-Ruhe genannt; weiterhin die sogenannte Stahls-Ruhe, ein von einer dreistämmigen, herrlichen und mächtigen Buche laubenmäßig überschatteter, etwas erhöhter Platz, dem man den Namen, als eine wohlverdiente Belohnung für den Herrn Kreishauptmann von Stahl, beigelegt hat, durch dessen unermüdete Mitwirkung alle diese Verschönerungen bewerkstelligt worden sind. Dieser Platz steht durch einen den Berg allmählig hinaufschleichenden Seitenweg mit dem darüber hinlaufenden Findlaterschen Wege und dessen nicht weit davon befindlichen Dankbarkeitstempel in Verbindung, so daß man hier die Wahl

*) Das reizende Flußthal, in welches man aus diesem Tempel hinabsieht, ist, der Herzoginn zu Ehren, nach ihrem Namen, die Dorotheen-Aue genannt worden.

hat, sich entweder bergauf zu jenem zu erheben, oder den im Thale fortlaufenden niedrigen Weg noch weiter zu verfolgen. Zieht man diesen letzten vor, so gelangt man hart an dem Ufer der hier lautmurmelnden Töpel zu einigen neben einander liegenden gewaltigen Felsenblöcken, in welche man einen, ein paar Personen fassenden Sitz, Sitz der Freunde genannt, eingehauen hat. Unter den Inschriften, womit die Seitenwände dieser Steinmassen bekleidet worden sind, zeichnet sich nur die eines Engländers aus. Sie lautet:

An der Seite eines Freundes
duftet süßer die Rose,
stumpfen die Spitzen der Dornen sich ab *).

Noch etwas weiterhin erblickt man über sich, auf der rechten Seite, hoch am Berge, den Findlaterschen Tempel, und links, nach der Papiermühle hin, überschaut man das herrliche Wiesenthal, in welchem die Töpel in vielen mahlerischen Krümmungen und mit eben so vielen kleinen Fällen über zerbröckelte Felsen, womit ihr Bett übersäet ist, lautmurmelnd herunterhüpft. Und hier hat man abermahls die Wahl, entweder die schöne Straße, auf der man bis zu dieser Stelle gekommen ist, noch weiter, etwa bis zur Papiermühle und dem Eisenhammerwerke, bei welchem ein Gasthof liegt, zu verfolgen, oder einen die Bergwand rechts hinanlaufenden Pfad einzuschlagen, auf dem man auch hier wieder zu dem hohen Findlaterschen Wege gelangen kann. Allein dieser Pfad ist so steil, und läuft so schnurgerade hinauf, daß, außer uns Dreien, wol nur wenige

---

*) By a friends side, the rose exhales sweeter, and the thorns point becomes blunt.

Brunnengäste hier sein mögen, welche in Versuchung gerathen, ihn zu erklimmen. Wenigstens ist uns, so oft wir ihn hinauf- oder hinabstiegen, keiner von ihnen begegnet.

Du siehst, liebe Schwester, aus dieser kurzen, dürftigen und unvollständigen Beschreibung, daß die schaffenden Kräfte der Natur, und nunmehr auch, seit einigen Jahren, der verschönernde Fleiß der Menschen, gewetteifert haben, das gute Karlsbad und seine Umgebungen, nicht bloß zu einem Engländischen, sondern zu einem englischen oder Wonnegarten zu bilden, der, wenn keine andere Menschen als solche, die noch in dem Stande der Unschuld leben, hineingelassen würden, uns von dem Aufenthaltsorte und der Seligkeit unserer ersten Stammältern eine ziemlich treffende anschauliche Vorstellung geben könnte.

Nur Zweierlei würde noch daran fehlen: die Milde des Himmelstrichs und die Freigebigkeit des Bodens, welche Adams Wonnegarten eigen gewesen sein sollen. Nackt z. B. könnte man hier nicht gehen, ohne daß die paradiesischen Wonnegefühle dadurch oft sehr empfindlich unterbrochen werden dürften, wiewol nicht zu läugnen ist, daß die hiesigen Weiber der untersten Klassen durchgängig barfuß zu gehen pflegen. Aber die Luft ist hier so scharf, die Witterung so unbeständig, daß Jedem, welcher der Gesundheit wegen hieher reiset, recht sehr zu rathen steht, sich mit doppelter Kleidung, einer leichtern und einer wärmern, ja, wofern er eine empfindliche Haut hat, allenfalls auch mit wirklichen Winterkleidern zu versehen. Was aber die Fruchtbarkeit des hiesigen Bodens betrifft, so ist derselbe so weit davon entfernt, etwas anders als Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Holzäpfel aus

freier Hand und ohne Mitwirkung des menschlichen Fleißes zu spenden, daß selbst Vieles von Dem, was die Bewohner dieser Gegend an Landesfrüchten im Schweiß ihres Angesichts erzielen, von der unschmackhaftesten und schlechtesten Art ist. So gehört z. B. das Fleisch, welches man hier isset, durch die Bank zu dem magersten, dürresten und zähesten, welches irgendwo gefunden werden mag; und die Gartengewächse, besonders diejenigen, welche nicht über, sondern in der Erde wachsen, z. B. Kartoffeln, Möhren und andere Wurzelgewächse, reichen den unsrigen das Wasser nicht. Die hiesigen Eßkartoffeln sind nicht besser, als diejenigen, die wir, weil sie nur zur Fütterung für's Vieh gebraucht werden, Schweinekartoffeln nennen; und die jungen Möhren, die bei uns so lieblich schmecken, sind hier lange nicht so zart, saftig und süß, als unsere alten, wenn sie den ganzen Winter hindurch im Keller gelegen haben. Dazu kommt, daß die Kochkunst hier noch in ihrer Kindheit, man möchte sagen, noch im Stande der Unschuld sich befindet, welches um so viel merkwürdiger ist, da Karlsbad zu einem Lande gehört, dessen Hauptstädte, Wien und Prag, ihrer hochgebildeten Kocherei wegen, zu den berühmtesten in Europa gehören sollen. Zum Beweise, daß dieses Urtheil über die hiesige Kochkunst weder auf Erdichtung noch Uebertreibung gegründet ist, wird Dir der Umstand dienen, daß wir, die wir in diesem Punkte doch so leicht zu befriedigen, und daneben gewohnt sind, uns aus einer oder zwei Schüsseln satt zu essen, uns hier jedesmahl vier Gerichte auftragen lassen müssen, um sicher zu sein, wenigstens eins darunter zu finden, welches gesunde Zähne zermalmen, unverdorbene Magen verdauen, und unverwöhnte Zungen und Gaumen ohne Abneigung

schmecken mögen. Selbst das Hauptgericht der Böhmen und Oestreicher, die allbeliebten Hühnel, weiß man hier dadurch, daß man sie des Morgens, nachdem sie eben geschlachtet worden sind, in dem heißen Sprudelwasser abbrühet, und dann unmittelbar darauf in den Topf oder an den Spieß steckt, so zähe zu machen, daß das beste Gebiß sie oft nicht zu zerkauen vermag. Was aber die Gaumelei dadurch einbüßet, das gewinnt der Beutel. Wohlfeiler, als hier, kann man, bei der gegenwärtigen beispiellosen Theurung aller Lebensmittel, sich wol nirgends satt essen. Eine aus vier Gerichten bestehende Mahlzeit kostet für die Person nicht mehr als 45 Kreuzer Papiergeld, oder 10 Ggr. unsers Geldes; und die Gaben oder Portionen, die man zu diesem geringen Preise erhält, werden Einem so reichlich zugemessen, daß zwei derselben hinreichend sind, drei mit gesunder Eßlust begabte Personen völlig damit zu sättigen.

Was aber die Aehnlichkeit dieser Gegend mit dem alten Paradiese, trotz den eben beschriebenen Abweichungen, wiederherstellt, das ist die Menschenart, von welcher dieses neue Paradies bewohnt wird. Doch diese verdient, daß sie nicht mit müden Fingern und nicht mit einer stumpfen Feder beschrieben werde. Also für diesmahl und bis zu einem nächsten Briefe — Punkt! Lebe wohl, liebe Sophie!

Zwölfter Brief.

Derselbe an Dieselbe.

Karlsbad, den 16. des Heumonds 1805.

Ich versprach, liebe Schwester, am Schlusse meines letztes Briefes, Dir etwas über die Menschenart zu sagen, von welcher Karlsbad bewohnt wird, und ich sah ganz deutlich, wie schelmisch Du bei dieser Stelle lächeltest, und es drollig fandest, daß ein Kuck=in=die=Welt, wie ich, sich schon herausnehmen wolle, über Menschen zu urtheilen. Aber lache, so viel Du willst; ich werde es doch thun. Warum sollte ich denn auch nicht? Wenn man neun lange Jahre schon, d. i. den zehnten Theil des gewöhnlich=höchsten Menschenalters, unter Menschen gelebt hat, und einige vierzig Meilen weit, durch zehn Herren Länder, zwischen lauter Menschen hingereiset ist, und bald mit diesem, bald mit jenem zu thun gehabt hat; wenn man endlich schon drei Wochen lang an einem Orte lebt, wo man Menschen aller Stände und aller Länder, vom Kaspischen Meere an bis zum Tejo, und von da bis nach Haiti und so weiter hin, tagtäglich vor sich auf= und niederwallen und ganz öffentlich — Brunnen trinken sieht: so darf man, sollte ich meinen, sich denn doch wol auch schon für fähig halten, Menschen von Affen und Bären zu unterscheiden, und dabei zu bemerken, ob sie freundlich oder barsch, gefällig oder ungefällig, fleißig oder faul, ehrlich oder Schelme sind. Auch will ich ja Dir nicht mein Urtheil allein, sondern unser Urtheil darüber ge=

ben; und wir Drei — Karl, Großvater und ich — werden zusammengenommen denn doch wol eben so viel urtheilen können und dürfen, als jeder andere einzelne Brunnengast, er sei vom Kaspischen Meere oder von Haiti hergekommen. Wenigstens glaub' ich, unsere Ansprüche auf dieses Menschenrecht, oder vielmehr nur auf ein bescheidenes Drittel desselben, behaupten zu müssen; und so vernimm denn, liebe Sophie, was ich über die guten Karlsbader Dir zu sagen habe.

Sie sind das einfachste, gutmüthigste, fleißigste und redlichste Völkchen, welches uns auf allen unsern Reisen bis hieher vorgekommen ist. Das ist viel gesagt, ich fühle es, aber kein Tittelchen mehr, als wahr ist. Großvater ist geneigt, dieses Urtheil über alle Böhmen (Ausnahmen, die es überall giebt, abgerechnet) auszudehnen; wenigstens glaubt er, versichern zu dürfen, alle diejenigen Bewohner dieses Landes, die er bei seiner vorjährigen Querreise durch dasselbe kennen lernte, so gefunden zu haben. Er schwelgte damahls, so lange er innerhalb der Grenzen Böhmens lebte, in Menschengenuß; und Du erinnerst dich wol noch, daß er ganz berauscht, nicht von Wein — denn der Böhmische hatte ihm nicht sonderlich behagen wollen — sondern von Freude über alle die lieben, herzigen, freundlichen und braven Böheimer, die ihn auf den Händen getragen hatten, heimkehrte. Wenn es erlaubt wäre, vom Einzelnen aufs Ganze, also auch von unsern lieben Prager Freunden (mache Deinen Knix, Sophie! so oft Du künftig diesen Namen hörst; und ich sage Dir voraus, Du wirst ihn, wenn wir zurückkehren, oft zu hören bekommen!) auf alle ihre Landsleute zu schließen, so würde ich keinen Augenblick anstehen, diesem großväterlichen Urtheile beizutreten. So aber bleibe ich, wie billig, vor

der Hand und bis wir, nach abgelaufener Brunnenzeit, Böhmen durchreisen werden, bei unsern Karlsbadern allein stehen, und fodere Jeden auf, gegen das allgemeine Lob, welches ich, der strengsten Gerechtigkeit gemäß, ihnen hier ertheilt habe, etwas einzuwenden. Aber Du sollst mir nicht aufs bloße Wort glauben; ich will Dir Thatsachen geben.

Daß sie einfach an Kleidung, Sitten und Lebensart sind, viel einfacher, als die Bewohner ähnlicher Oerter, wo so viele Fremde zusammenströmen und so viel Ueppigkeit mitbringen, zu sein pflegen, lehrt der Augenschein. Lege Dich nur einen Augenblick mit mir ins Fenster, und schaue hinab; was siehst Du? Jene nacktbeinigen Frauen und Jungfrauen, die Du bei dem öffentlichen Wasserbehälter Gefäße reinigen, oder in ungeheuern Eimern, die zwei unserer Dienstmägde für ihre zarten Gliedmaßen viel zu schwer finden würden, Wasser die Bergstraße hinaufschleppen siehst, sind — nun, was meinst Du? — sind, großen Theils wenigstens, ehrbare Bürgerfrauen und Bürgertöchter, die sich keinen Augenblick schämen oder scheuen, alle die Geschäfte, die unsere vornehmen Dienstmägde durch ihre Unterdienstboten auf unsere Kosten thun lassen, selbst zu verrichten. Unterscheidest Du darunter jene beiden Fräulein oder Demoisellen, wenn Du willst, wovon die Eine der Lea, die Andere der Rahel gleicht, die eben jetzt in dergleichen gewaltigen Eimern, dreimahl so groß als die unsrigen, Sprudelwasser zu Großvaters Bade den Berg herauf nach unserer Wohnung tragen? Nun, wofür hältst Du sie? Es sind die beiden wackern Töchter unsers rechtlichen Herrn Hauswirths, eines kaiserlichen Beamten, des hiesigen Herrn Postkontrolörs, welche Alles, wozu man sonst Dienstmägde hält (die aber in diesem

Hause nicht gehalten werden, ungeachtet die beiden obern Stocke mit Fremden besetzt sind), selbst verrichten. Sie reinigen das Haus, sie bedienen die eingemietheten Fremden, sie waschen für sie, sie besorgen ihnen die Bäder, sie holen ein, was ihre Bedürfnisse heischen, sei der Weg auch noch so weit, sei die Witterung auch noch so unfreundlich, und das mit einer Bereitwilligkeit, mit einer Freundlichkeit, mit einer Hurtigkeit, daß wir vor Beschämung oft nicht wissen, wo wir hinsehen sollen. Sie sind sogar eifersüchtig auf die Ehre, jede Dienstleistung, die wir nöthig haben, z. B. uns das Essen aus dem Speisehause zu holen, selbst zu verrichten, ungeachtet dieses füglich von unserm Bedienten geschehen könnte, dem sie fast gar keine Bedientenarbeit übrig gelassen haben. Die gute Mutter dieser freundlichen und arbeitsamen Töchter, die nicht minder freundlich und arbeitsam ist, geht gerade eben so schlicht und putzlos gekleidet einher, als unsere liebe Aeltermutter — Du erinnerst Dich doch ihres Anzuges noch? — beinahe ein Jahrhundert lang einhergegangen war, da wir in ihrem fünf oder sechs und neunzigsten Jahre sie persönlich kennen zu lernen die Freude hatten. Und denke nicht, daß das Haus, welches wir bewohnen, eine von den seltenen Ausnahmen mache, auf die man in unserm prachtschwülstigen und üppigen Zeitalter auch wol an andern Orten noch zuweilen stößt; o nein! ebendieselbe Altdeutsche Einfachheit der Kleidung, der Sitten und der Lebensart, welche in diesem Hause uns so freundlich anspricht, herrscht, so weit unsere Blicke reichen, hier überall. Sie scheint hier öffentlicher Ton, allgemeine Sitte zu sein. Glückliches Karlsbad!

Ueber die Gutmüthigkeit und uneigennützige Dienstfertigkeit der guten Bewohner dieses Orts

läßt sich unter den hier anwesenden Fremden Jahr aus Jahr ein nur Eine Stimme hören, und dieses steht mit Dem, was wir selbst darüber beobachten und erfahren konnten, im vollkommensten Einklange. Schwerlich können diese schönen geselligen Tugenden an irgend einem andern Orte in höherem Grade und in größerer Allgemeinheit herrschen, als sie hier an uns und, wie wir von Allen rühmen hören, auch an andern Fremden geübt werden. Das ist eine Aufmerksamkeit auf unsere kleinsten Bedürfnisse, das ist eine Sorgfalt für unsere möglichgrößte Bequemlichkeit, das ist eine Wachsamkeit über alle Diejenigen, welche etwas zum Verkauf ausbieten, damit wir ja nicht übervortheilt, oder durch schlechte Waare hintergangen werden mögen, wie wir sie noch nirgend fanden! Und alle diese Aufmerksamkeiten, alle diese Bemühungen und Dienstleistungen, die wir unverlangter Weise in jeder Stunde des Tages erfahren, wofür? Für nichts! oft für weniger als nichts; denn nicht selten dringen sie uns eine Sache, die wir kaufen wollen, unentgeltlich auf, um uns eine Ausgabe zu ersparen. Selbst die Kleinigkeit, die man bei der Abreise für die Aufwartung zu bezahlen pflegt, hängt ganz von dem guten oder kargen Willen des Gebers ab, und wird nicht als eine schuldige Bezahlung, sondern als ein Geschenk angesehen, wofür man sich, trotz alles Sperrens, die Hand, oder wenn man diese zurückzieht, den Arm küssen zu lassen, nicht verhindern kann.

Großvater wohnte vergangenes Jahr bei der drei und achtzigjährigen Mutter unserer jetzigen braven Hauswirthinn, einer sehr rechtlichen, für ihr hohes Alter noch immer sehr rüstigen und thätigen Witwe, die einen kleinen Handel mit Kaffee, Zucker, Gewürz und deßgleichen treibt, von der er so viele Beweise von

Liebe und Güte erhielt, daß er sie noch jetzt nicht anders als **Mutter**, und zwar **seine** Mutter, nennen kann. Diese war auf Alles, was seine Bequemlichkeiten und seinen Vortheil betraf, so mütterlich aufmerksam, und zugleich so eifersüchtig auf das Vergnügen, Alles, was er nöthig hatte, selbst zu besorgen, daß er sich und seine kleinen Bedürfnisse sorgfältig vor ihr verstecken mußte, wenn er nicht zugeben wollte, daß sie bei jeder Gelegenheit sich selbst auf ihre alten Beine machte, und die Stadt durchlief, um das für ihn aufzusuchen, auszuwählen und einzukaufen, was er nöthig hatte. Und da half kein Bitten, kein Zurückhalten! Er mußte sie machen lassen. Auch diesmahl überhäuft diese gute alte Mutter, ungeachtet wir nicht bei ihr wohnen, ihn und uns mit Merkmahlen ungeheuchelter Liebe.

Ein ähnliches Beispiel von Gutmüthigkeit, uneigennütziger Dienstfertigkeit und Menschenfreundlichkeit hat uns, während unsers Hierseins, ein armer — Schuster aufgestellt. Eine edle weibliche Seele, Großvaters vieljährige Freundinn, die ich kränken würde, wenn ich durch nähere Bezeichnung sie kenntlich oder nur errathbar machen wollte, hatte, schon vor unserer Ankunft, die gegenwärtige Hungersnoth, worunter die benachbarten armen Gebirgsbewohner zum Theil erliegen, dergestalt zu Herzen genommen, daß sie, bei dem unfreundlichsten Wetter und auf den scheußlichsten Wegen, von Niemand begleitet, schon zweimahl hingereiset war, um an Ort und Stelle zu untersuchen, ob, wo und wie diesen bedauernswürdigen Geschöpfen, wo nicht geholfen, doch wenigstens einige Erleichterung verschafft werden könnte? Nachdem sie bei diesen Besuchen Alles, vielleicht mehr als ihr mäßiger Vermögenszustand er-

laubte, mit edler Selbstvergessenheit in den Schooß der Elendesten unter den Hinschmachtenden ausgeschüttet hatte, fing sie an, auch einige ihrer Bekannten und Freunde unter den hiesigen Brunnengästen durch eine treue Darstellung Dessen, was sie gesehen und erfahren hatte, zu rühren, und sie dadurch, ohne Zudringlichkeit versteht sich, zur Mitwirkung zu bewegen. Diese hielten sich verpflichtet, auf ebendemselben Wege wiederum auf einige Andere zu wirken; und so geschah es, daß in die treuen Hände der menschenfreundlichen Armenpflegerinn von Zeit zu Zeit kleinere und größere Scherflein zur Vertheilung unter ihre ausgehungerten Pfleglinge im Gebirge flossen. So oft nun auf diese Weise ein Sümmchen zusammengebracht, und mit Dem, was sie selbst von Zeit zu Zeit noch übrig zu haben glaubte, vereiniget war, bediente sie sich des obenerwähnten Schusters, um das jedesmahlige Labsal durch ihn sofort an den Ort seiner Bestimmung hintragen zu lassen. Hier hatte sie mit einem Geistlichen Abrede darüber genommen. Dieser empfing die Beiträge aus den Händen des Schusters, und sorgte für die sichere Austheilung derselben. Als nun der ehrliche Mann nach seiner ersten Sendung zurückkehrte, und die wohlthätige Senderinn ihm den verdienten Lohn reichen wollte, trat er mit Befremden zurück, und fragte: ob, da er zur Unterstützung seiner leidenden Mitmenschen in diesen bedrängten Zeiten unmittelbar nichts beitragen könne, man ihm denn nicht wenigstens die Freude gönnen wolle, seine Beine für sie in Bewegung zu setzen? Kurz, er schlug mit unbeweglicher Festigkeit jede Belohnung dafür aus, und bat nur, als um eine ihm zu erweisende Gefälligkeit, daß man auch zu jeder künftigen Sendung sich dieser seiner Beine bedienen, und ihm nicht

die Kränkung anthun möge, einen Andern dazu zu gebrauchen. Was sagst Du zu diesem Edelmuthe? Ich sehe die Thräne, die Dir aus den Augen quillt, küsse sie in Gedanken weg, und füge nur noch hinzu, daß man, um diesem großherzigen armen Manne auf eine seiner würdige Art und in seinem Sinne zu lohnen, auf den Gedanken gerieth, ihm, außer den dem Prediger zu überliefernden versiegelten Päckchen für bestimmte Arme, noch eine kleine Summe offen und mit der Vollmacht anzuvertrauen, sie nach eigenem Gutfinden unter solche Nothleidende zu vertheilen, die ihm einer Unterstützung am meisten zu bedürfen scheinen würden. —

Ich habe ferner gesagt: daß unsere Karlsbader auch außerordentlich fleißige Leute seien; und Großvater merkte dabei an, daß ich das zu erinnern nicht einmahl nöthig gehabt hätte, weil es sich von selbst verstände. Denn, setzte er hinzu, gute Menschen sind immer und ohne Ausnahme, so weit ihre Kräfte reichen, auch gute Arbeiter; und faule Bäuche können niemahls gute Menschen, wenigstens nicht im vollen Sinne des Wortes, sein. Faulheit, fuhr er fort, verschlechtiget, Arbeitsamkeit verbessert und veredelt, aus leichtbegreiflichen Ursachen, die menschliche Gemühtsart, so wie Wasser nicht bloß frisch und gut bleibt, so lange es in Bewegung ist, sondern auch durch Bewegung sich reiniget und verfeinert, aber von dem Augenblicke an, da es stillsteht, zu verderben und endlich stinkend zu werden beginnt. Ich fühle die Wahrheit dieser Bemerkung, glaube aber doch auch, daß es nicht schaden kann, Dich auf diesen schönen Zug in dem Umrisse von unsern Karlsbadern, den ich Dir hier hinpinsele, besonders aufmerksam zu machen.

Schwerlich wird man an irgend einem andern Orte von gleicher Bevölkerung mehr arbeitsame Hände zählen, als wir hier, wohin wir blicken, überall in Bewegung sehen. Noch sollen wir an Werktagen den ersten müßigen Karlsbader mit untergeschlagenen Armen in seiner Wohnung wahrnehmen, oder aus dem Fenster gaffen, oder öffentlich unthätig umherschlendern sehen. Alle, Jung und Alt, Männer und Weiber, liegen vielmehr zu jeder Tageszeit, entweder ihren häuslichen Geschäften, oder den Arbeiten ihres Kunstfleißes ob. Die meisten Häuser dieser Stadt sind, dem untersten Geschosse nach, Werkstätte, und bei weiten die meisten Erzeugnisse des hier herrschenden vielseitigen Kunstfleißes sind, jedes in seiner Art, von ganz vorzüglicher Güte und Vollkommenheit. Dahin gehören allerlei Arten von Metall-, besonders Stahl- und Zinnarbeiten, die zu den besten in Deutschland gezählt werden; ferner die in gar großer Menge hier verfertigten Nädler-, Töpfer-, Tischler-, Glasschleifer-, Gewehrschmiede-, Beutler- und Täschnerwaaren. Wer, wenn er auch in einem der entferntesten Winkel Deutschlands lebt, und nie selbst hiehergekommen ist, hat nicht schon Karlsbader Messer, Scheren und andere hier verfertigte niedliche Sachen von eingelegter Stahlarbeit gesehen? Welches Frauenzimmer hat jemahls die ganz vorzügliche Güte der hiesigen Stecknadeln zu erproben Gelegenheit gehabt, ohne zu wünschen, sich für ihr ganzes Leben damit versorgen zu können? Die hiesige Papiermühle wird für die beste in ganz Böhmen gehalten. Es wird auch unverbrennbares Papier darin verfertiget. Die hiesigen Töpfer besitzen das Mittel, die von ihnen gedrehten Gefäße auf eine wohlfeile und doch dauerhafte Weise zu vergolden, oder mit einer ins Grünliche spielenden Goldverglasung

zu überziehen, welche ihnen ein artiges Ansehen giebt, und besonders bei töpfernen Oefen für Prachtzimmer mit Vortheil angewandt werden kann. Die meisten dieser Arbeiter können durch dreivierteljährigen Fleiß im Herbste, Winter und Frühlinge kaum so viel hervorbringen, als ihnen in der dreimonatlichen Brunnenzeit von den Badegästen abgekauft wird; und schon jetzt, in der Mitte des Heumonds, sieht man einzelne Buden der Stahlarbeiter beinahe völlig ausgekauft, und bis auf einige wenige Kleinigkeiten gänzlich leer. Ein Beweis, daß die hier verfertigten Sachen gut und preiswürdig sein müssen.

Ich habe Dir endlich auch die Redlichkeit unserer guten Karlsbader gerühmt; und das mit Recht, meine ich. Du solltest sie nur selbst sehen, diese ehrlichen und treuherzigen Gesichter, die Einem hier überall und in großer Allgemeinheit vorkommen; und der bloße Anblick würde Dich schon überzeugen, daß sie auch dieses Lob, das beste, welches man einem Menschen ertheilen kann, recht sehr verdienen. Noch mehr würdest Du davon durchdrungen werden, wenn Du, wie wir, Gelegenheit hättest, ihnen etwas abzukaufen oder etwas von ihnen machen zu lassen, und nun die äußerst billigen Preise erführest, welche die meisten von ihnen ihren Waaren oder ihren Bemühungen setzen. Gewiß würdest Du, wie Großvater, in den allermeisten Fällen es für unrecht und filzig halten, ihnen etwas abzudingen oder abzuziehen. Großvater ist während seines vorjährigen Hierseins davon so völlig überzeugt worden, daß er beim Einzuge in unsere diesjährige Wohnung gar nicht gefragt hat, was wir dafür geben sollen; fest versichert, daß man am Ende uns keinen Kreuzer mehr abfodern wird, als die Wohnung, den hiesigen Preisen nach, werth

ist *). Nur da fragen wir nach und rechnen wir nach, wo wir glauben, daß die guten Menschen sich zu ihrem Nachtheile verrechnet haben.

Wie schön würde es um die Menschheit stehen, wenn diese Redlichkeit, diese Treue überall herrschend wären! Freilich werden auch hier, wie überall, sich wol einige Ausnahmen von der Regel finden; allein da uns, während unsers Hierseins, noch keine dergleichen vorgekommen ist, so können wir nur von der Regel, und nicht von der Ausnahme reden. Auch sagt man, daß das gute Völkchen sich selbst, Einer den Andern, bewache, damit nicht der gute Ruf Aller durch die Unredlichkeit eines Einzigen leiden möge.

Du siehst, liebe Sophie, daß wir Ursache haben, mit unserm Aufenthalte in Karlsbad vollkommen zufrieden zu sein. Im Schooße der schönsten und herrlichsten Natur, umgeben von stillen, einfachen, treuherzigen und redlichen Menschen, den Bewohnern dieses Ortes, und umschwärmt von Fremden aller Länder und aller Stände, welche den oft widerwärtigen Verhältnissen der Heimath entschlüpft sind, und die beunruhigenden und erbitternden Leidenschaften der Eifersucht, des Neides, des Unmuths, des Hasses u. s. w. größtentheils dahinten gelassen haben, und nun hier in Frieden und Freundschaft mit allen Menschen leben — was könnte uns noch fehlen, um die Tage unsers hiesigen Aufenthaltes in vollkommener Zufriedenheit und Freude hinzubringen? Was uns noch fehlen könnte? Ein weiterer Himmel, besseres Wetter, regelmäßigere Geschäfte (denn

*) Dies hat am Tage unserer Abreise sich auch vollkommen bestätiget.

Der Herausgeber.

was ist alles Andere ohne diese?) und — Ihr, alle ihr lieben Zurückgelassenen, Vater, Mutter, Großmutter, Schwestern und Freunde, deren weite Entfernung von uns unsere Zufriedenheit bitter beschränkt, und unsere frohesten Empfindungen oft mit wehmüthiger Sehnsucht endigen läßt. Ja, wenn ihr Alle bei uns wäret! Der Gedanke, daß das nicht ist, nun einmahl nicht sein konnte, packt mich, und windet mir die Feder aus der Hand.

Nachschrift von Karl.

Alles, was Eduard hier von den Karlsbadern gerühmt hat, das ist wahr. Ich kann es bezeugen, und Großvater auch; und so muß es ja wahr sein! Aber Eins hat er vergessen, was doch auch lobenswerth an ihnen ist. Sie sind auch gewaltig höfliche Leute. Anfangs dachte ich, wenn sie uns so kamen, sie wollten uns nur damit zum Besten haben; denn — denke einmahl! — sie nannten uns Herr von und Ihre Gnaden oder Gnoden, auch wol gnädiger oder gestrenger Herr, ein paarmahl sogar die jungen Prinzen, und den Großvater Ihre Erzellenz. Bei jeder Gelegenheit wollten sie uns die Hand oder den Arm küssen; und zogen wir die zurück, so sagten sie doch wenigstens: ich küss' Ihr Gnoden die Hand. War Großvater krank, so hieß es nicht: ich höre, daß Sie Kopfschmerzen haben, oder daß Sie sich eine Erkältung zugezogen, an Bauchweh u. s. w. gelitten haben; sondern: ich höre, daß Sie Kopfschmerzen zu haben belieben, daß Sie sich eine Er-

kältung zuzuziehen, an Bauchweh zu leiden beliebt haben. Das war mir denn doch zu arg; ich kehrte ihnen jedesmahl den Rücken zu, und machte ihnen das bekannte Gesicht, was ihr dort zu Hause mein Bärengesicht zu nennen beliebt. Aber Großvater sagte mir: ich thäte den guten Leuten Unrecht; sie wollten uns nicht zum Besten haben; sie wollten nur recht höflich gegen uns sein, und wüßten das nicht besser anzufangen. Herren von seien hier und im Oestreichischen überhaupt fast alle Menschen, die rechtlich gekleidet einhergehen, namentlich die Gelehrten, die Betitelten und die Kaufleute. Damit wolle man aber diese gerade nicht für Edelleute erklären, sondern man setze das liebe von nur deßwegen ihren Namen vor, um nicht nöthig zu haben, ihre Titel, wenn sie dergleichen hätten, zugleich mit zu nennen. Statt also zu sagen: wollen der Herr Geheime-Ober-Kreis-Steuer- und Accise-Einnehmer Eduard, oder haben der Herr Geheime-Kriegs-, Schul-, Berg- und Domänen-Rath Karl u. s. w., sprächen sie lieber in aller Kürze: wollen Herr von Eduard so gütig sein, oder haben Herr von Karl gehört, u. s. w. Das bloße von vertrete dann die Stelle des unermeßlichen Titels, den man oft nicht kenne, oft aber auch, seiner Unermeßlichkeit wegen, nicht über die Zunge bringen könne. Was die Benennungen: Ihre Gnoden, Ihre Exzellenz u. s. w. betreffe, so hätten die Karlsbader, wie die Oestreicher und Böhmen überhaupt, sie sich nur so angewöhnt, weil hier in Karlsbad, so wie in den Hauptstädten, Wien und Prag, so viel Adel zusammenströme, daß oft der zweite oder dritte Mann, der Einem aufstoße, ein gnädiger Herr oder eine Exzellenz sei. Da man nun aber es den Leuten nicht an

der Nase ansehen, oft sogar, wenn sie redeten, es ihnen nicht einmahl anhören könne, ob sie gnädige und exzellente, oder ganz gemeine, wo nicht gar untergemeine Menschen seien, so wolle man sie, besonders wenn sie Ausländer und unbekannt wären, lieber in Bausch und Bogen begnädigen und beexzellenzen, als Gefahr laufen, einen gebornen Gnädigen, oder eine durch Brief und Siegel gestempelte Exzellenz wie einen ehrlichen schlichten Bürgersmann zu behandeln, worüber der Gnädige leicht sehr ungnädig werden könnte. Die Gewohnheit endlich, Einem die Hand zu küssen, rühre vermuthlich noch aus den Zeiten her, da bei weiten die größte Zahl der Böhmen Sklaven oder, welches einerlei ist, Leibeigene waren. Diese hätten damahls, gleich Hunden, ihren adeligen Zwingherren, zum Zeichen der Unterwürfigkeit, bei jeder Gelegenheit die Hand lecken müssen; und das sei ihnen endlich so zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden, daß ihnen noch jetzt, nachdem sie seit einigen zwanzig Jahren schon durch den edlen Kaiser Joseph frei geworden, noch immer das Wasser in den Mund ströme, so oft sie die Hand eines Herrn oder einer Frau von erblickten, und daß sie sich nicht enthalten könnten, darüber hinzustürzen, um einen derben Schmatz darauf zu drücken. Die bloße Redensart aber: ich küsse Ihnen die Hand, bedeute hier zu Lande kein Tittelchen mehr, als bei uns die Versicherung: ich bin Ihr gehorsamer Diener, wodurch bekanntlich Keiner sich verbindlich mache, dem Andern die Schuhe zu putzen, sondern Jeder nur zu erkennen geben wolle, daß er höflich sei, und deßwegen sich nicht weigere, den Andern für einen rechtlichen Menschen zu halten, auch wenn es

sich, beim Lichte besehen, finden sollte, daß er weit davon entfernt sei.

Siehst Du nun, liebe Sophie, daß ich Recht hatte, unsere Karlsbader auch ihrer Höflichkeit wegen zu rühmen?

Grüß Dich Gott, Schwesterle!*)

Dreizehnter Brief.

Karl an Lilla.

Prag, den 1. August 1805.

Wir sind in Prag, liebe Lilla! Weißt Du, was und wo das ist? — Nein! — Das dachte ich wol; wußte ich vor sechs Wochen es doch selbst noch nicht. Prag ist eine große, große Stadt, die wol hundert Thurmspitzen gen Himmel streckt; es ist die Hauptstadt vom Böhmerlande, liegt mitten drin, an einem Strome, der die Moldau heißt. Nun laß Dir von Sophien oder von der Minna das Bild von Böhmen, ich meine die Karte davon, zeigen; da wirst Du es vor Augen liegen sehen. Aber wie wirst Du es sehen? Als eine Erbse groß; und man gebraucht doch wol vier bis fünf Stunden, um rings herumzugehen. So betrügen Einen die Karten! Man muß die Länder selbst durchstreichen, wenn man Länderkunde erwerben will.

---

*) Eine in Böhmen übliche Begrüßungsformel unter Brüdern und Schwestern.

Aber ich will Dir noch nicht von Prag, sondern nur erst von der Reise erzählen, die wir in drittehalb Tagen von Karlsbad bis hierher gemacht haben. Es war eine prächtige Reise; merke auf, gute Lilla!

Wir trennten uns von unsern guten Karlsbadern, sie sich von uns, mit nassen Augen. Es ging zunächst den Prager Berg hinauf. Das ist ein beschwerlicher Berg. Der abscheuliche, mit zerbröckelten Steinen ganz übersäete, steil aufwärts laufende Weg will nimmer ein Ende nehmen. Die Pferde müssen sich beinahe die Seele aus dem Leibe arbeiten, ehe man hinaufkommt. Wir brachten eine Stunde darauf zu. Möchte die ausgeleerte Kasse, aus welcher der angefangene, aber leider! ins Stocken gerathene Straßenbau diesen bösen Berg hinab bestritten werden soll, sich recht bald wieder anfüllen, damit das unterbrochene gute Werk, zum Heil der Reisenden, der Fuhrleute und der Pferde, vollendet werden könnte!

Als wir endlich oben waren, fanden wir eine der schönsten Kunststraßen, die es geben mag. Da gedachte ich meiner Sünden; denn es fiel mir schwer auf's Herz, daß ich in einem meiner frühern Briefe auf die braven Böhmen, ihrer schlechten Straßen wegen, fast grimmig gescholten, und dabei so ins Allgemeine hingeschwatzt hatte, als wenn es gar keine gute Wege in ganz Böhmen gäbe. Jetzt weiß ich, daß das nicht wahr ist. Die Straße von der Stelle an, wovon ich rede, bis Likowitz ist musterhaft schön. Das Gestein, woraus sie gebaut wurde, ist Basalt; ein schwärzlicher und sehr harter Stein, der, nach der Meinung vieler Minerkundigen, ein Erzeugniß unterirdischer Feuerschlünde sein soll. Diese Steinart ist hier in Böhmen, längs der südlichen Grenze des Erzgebirges hin, sehr gewöhn-

lich; auch soll in dieser ganzen Strecke, wie schon in der Nähe von Karlsbad, viel Lava gefunden werden.

Zwischen Karlsbad und Likowitz kamen wir bei einer prächtigen alten Burg vorbei, die auf einem spitz zulaufenden, hohen und steilen Felsenberge liegt. Sie heißt die Engelsburg. Wir haben nun auf unserer Reise schon viele alte Burgen gesehen, aber eine so schöne, als diese, ist uns noch nicht vorgekommen. Leider! ist sie nicht mir, sondern Eduarden zugefallen, weil sie nicht auf meiner, sondern auf seiner Seite lag. Du weißt doch schon, daß wir auf den glücklichen Einfall gekommen sind, die ganze Welt, je nachdem Das, was wir von ihr kennen lernen, uns links oder rechts liegt, unter uns zu theilen? Warum sollten wir nicht? Haben wir nicht eben so viel Recht dazu, als Pitt und Bonaparte? Sie sind doch auch nur Menschen, wie wir; und was dem Einen Recht ist, kann dem Andern nicht Unrecht sein. Das behaupte ich; und ich will sehen, wer es mir streitig machen soll.

Bei Likowitz verließen wir die schöne Straße, womit die Böheimer meine übereilten Vorwürfe stillschweigend so bündig widerlegt haben, und schlugen links einen bösen Landweg ein, der uns nach Schönhof, einem dem Grafen von Czernin gehörigen Landgute, bringen sollte, welches wegen seiner herrlichen Gartenanlagen mit Recht berühmt ist. Wir erreichten diesen Landsitz kurz nach Mittag.

Schon zu Karlsbad hatten wir die Ehre gehabt, der Frau Gräfinn von Czernin und ihrem Sohne, sammt dem verständigen Führer desselben, Herrn Celenka, persönlich bekannt zu werden. Wir wurden daher sehr gütig aufgenommen, und nachdem wir die Ansprüche des Magens und des Gaumens reichlich be-

friedigt hatten, von den genannten freundlichen und lieben Personen in die weiten Gartenanlagen geführt, wo wir die übrigen, hier befindlichen Glieder dieser edeln Familie auch kennen lernen sollten.

Du wirst mir nun wol nicht zumuthen, gute Lilla, daß ich Dir von Dem, was wir hier sahen und bewunderten, eine umständliche Beschreibung machen soll. Da müßte ich Dir ein Buch schreiben; und das kann ich nicht, und wenn ich es auch könnte, so möchte ich es nicht. Des Bücherschreibens ist ja ohnehin schon kein Maß und Ziel mehr; ich, meines Orts, will diese schreckliche Sündflut nicht vergrößern helfen. Alles, was ich mir erlaube, ist, Dir Großvaters Urtheil über diesen Garten herzusetzen, und eine und die andere Anlage auszuheben, die unter den vielen übrigen mir so ganz vorzüglich schön zu sein schienen. Das großväterliche Urtheil lautet so: »Unter allen ähnlichen Lust= und Prachtgärten, die ich je gesehen habe, zeichnet dieser durch edle Einfachheit, durch stille Anspruchlosigkeit, durch eine weise Vermeidung jeder Art von Ueberladung, und durch eine eben so verständige als bescheidene Benützung alles Dessen, was die Natur hier dem Verschönerungssinne zur Bearbeitung darbot, sich ganz besonders aus.« »Seht,« fuhr er fort, »wie der sinnreiche Schöpfer dieser Anlagen jene ehrwürdigen einzelnen Eichen von seltener Schönheit und Stärke aus dem Gebüsche, worin sie versteckt standen, hervorzuziehen wußte, um die eine zum Mittelpunkte dieses freundlichen Rasenplatzes, die andere zur Lehne und zur Ueberdachung jenes einladenden Ruhesitzes zu machen! Bewundert mit mir die versteckten Kunstgriffe, wodurch er das unbeträchtliche Gewässer, welches die Gegend darbot, zu zwingen wußte, sich noch einmahl so breit

und wichtig zu machen, als es war, um hier geräumige Teiche, dort einen breiten Fluß, an andern Stellen, und zwar gerade da, wohin sie gehörten, kleine und größere Wasserfälle, ja sogar einen mächtigen Wassersturz zu bilden, der von der Höhe eines wildbewachsenen Felsenberges hinab in den am Fuße desselben befindlichen Teich toben muß! Fühlt in eurem eigenen Staunen die große Wirkung, welche hier, auf diesem zu einem der herrlichsten Plätze geebneten Bergrücken, die dem Erzherzoge Karl und seinen Kriegsthaten gewidmete Spitzsäule von seltener Höhe*), dort auf einer noch höheren Bergfläche, jener erhabene, echtgothische, trotz seinen vielen Spitzen doch ebenmäßige Tempel macht, der Leichtigkeit und Festigkeit, Zierlichkeit und Einfachheit, luftige Durchsicht und Ehrfurcht gebietende Größe und Erhabenheit auf eine Weise verbindet, die uns bei den größten Denkmählern dieser Bauart, z. B. an dem Thurme des Straßburger Münsters, so sehr in Erstaunen setzt! Endlich laßt uns dem weisen Erfinder und Anordner dieser Anlagen noch besonders dafür danken, daß er den so gewöhnlichen Fehler ähnlicher Anlagen vermied, Gebäude verschiedenes Geschmacks, aus verschiedenen Zeiten und aus den entlegensten Ländern, z. B. aus Alt-Griechenland, aus Neu-Italien, aus China, Japan, Otahiti u. s. w. so bunt durch einander und so nahe an einander hinzupflanzen, daß das Ganze dadurch zu einer buntscheckigen Probekarte aller Bauarten wird, und daß der verständige Beschauer nicht wenig betroffen wird, sich in Zeit von fünf Minuten aus einem Zeitalter in das andere, aus einer Weltgegend in die andere, aus Deutschland nach

*) Sie ist, wenn ich recht gehört habe, 200 Fuß hoch.

Egipten, aus Egipten nach China, aus China nach den Südsee-Inseln, wie durch einen Zauberschlag, fortgerissen zu sehen. Hier hat man sowol die übertriebene Anhäufung solcher Bauverschönerungen mit weiser Mäßigung vermieden, als auch klüglich dafür gesorgt, daß jede derselben einen ihr angemessenen Platz in hinreichender Entfernung von der andern erhielt; und so wirkt jede, was sie wirken soll, ohne den andern in ihren Wirkungen durch zu große Nähe Eintrag zu thun.«

So urtheilte Großvater darüber. Was mich betrifft, der ich, weltbekanntermaßen, mich auf das Urtheilen ganz und gar nicht verstehe, es müßte denn sein, daß es den Geschmack der Kartoffeln, des Brots, der Milch und des Wassers beträfe, worüber ich so gut als Einer in Europa zu urtheilen mir anmaßen darf, ich kann nur sagen: daß ich (unsern eigenen Garten ausgenommen, der mir unter allen am meisten gefällt, weil er — unser Garten ist) keinen andern kenne, der mir so schön geschienen hätte, als dieser. Besonders hat mir darin gefallen ein ganz herrlicher, von Gebüsch und Bäumen eingeschlossener Rasenplatz, in dessen Mitte eine majestätische Buche prangt, und dessen Grenzlinie ringsumher hart an dem Gebüsche ein Streif mannichfaltiger, dicht an einander gepflanzter Blumen, gleich einem breiten vielfarbigen Bande, bezeichnet. Rings um den Stamm der ehrwürdigen Buche blühet ein ganz dichter Blumenwald, wobei man die einzelnen Pflanzen so geschickt gewählt hat, daß die einen zu blühen anfangen, wann die Blütezeit der andern zu Ende geht. An der Seite dieses reizenden Platzes steht, auf etwas erhöhtem Grunde, eine von den obgedachten tausendjährigen Eichen, die ihre untersten Aeste so erstaunlich weit ausstreckt, daß sie brechen müßten, wenn man ihnen

nicht an den Enden eine starke Stütze gegeben hätte. Um den Stamm dieses gewaltigen Baumriesen her hat man einen Ruhesitz angelegt, zu dem man, ich weiß nicht wie viele Stufen hoch, hinaufsteigt. Kein Sonnenstrahl kann das weite und dichte Laubdach darüber durchdringen.

Ferner hat mir ganz besonders wohl gefallen der obenerwähnte prächtige Wassersturz, und der Gothische Tempel, und eine gewaltig hohe Brücke, die ein hiesiger Zimmermeister über eine tiefe Schlucht zwischen zwei Bergen mit einer Kühnheit in die Luft gehängt hat, daß Einem die Haare dabei zu Berge stehen; endlich auch ein in der Wildniß auf einer Anhöhe liegendes Bethäuschen, Kapelle genannt, und ein schauerliches Grabmahl in einer Felsenhöhle, die, wie es heißt, der Herr Graf von Czernin zu seiner eigenen Ruhestätte bestimmt hat. Das Bethäuschen hat folgende schöne Inschrift:

Gütiger,
Gutes gieb mir,
auch wenn ich nicht darum bitte!
Böses wende von mir,
fleh' ich auch sehnlich darum!

Die erwähnte Felsenhöhle muß man, ehe man hineingeht, erst durch eine Fackel erleuchten lassen, denn sonst ist sie stockfinster. Inwendig sieht man alsdann, dem Eingange gegenüber, einen kleinen klaren Bach aus der Felsenwand rinnen, und unter einem daselbst errichteten alterthümlichen Sarge (Sarkophag) aus Stein nach der entgegengesetzten Seite der Höhle hinrieseln, wo er seinen Ausfluß in eine enge Bergschlucht hat. Folgende, in die Felsenwand eingegrabene Worte lieset man beim Schein der Fackel:

Wenn ich liege und schlafe
in Frieden,
so laß einigen stillen, redlichen Herzen
mein Andenken werth sein.
Kein Fluch und keine Lästerung
beschwere meine Grube.

Der Gedanke, in diesem stillen und kühlen Schlafgemache Tod und Leben, den Sarg und die lebendige Quelle, mit einander zu vereinigen, worauf uns Großvater aufmerksam machte, ist zwar sehr sinnreich; aber die schauerliche Finsterniß des Orts und die gruftmäßige Eingeschlossenheit desselben, wollen mir, ehrlich herausgesagt, doch nicht recht gefallen, gerade darum nicht gefallen, weil der Zweck, den Eintritt in diese Höhle recht schauerlich zu machen, nur gar zu gut erreicht worden ist. Ich verglich sie mit dem lachenden, immergrünen Rosenhügel in dem Pappel- und Akazienhaine unsers Gartens, wo Großvater schlafen will, und konnte mir doch nicht verhehlen, daß ich lieber da, als hier, zur Ruhe gehen möchte. Ich kann die Todtengrüfte überhaupt nicht leiden; weil man da so eingesperrt und verschlossen liegt, und weil der todte Körper dadurch verhindert wird, sich wieder mit der mütterlichen Erde zu vermischen, und zum Besten nachbleibender Menschen und Thiere nützliche Pflanzen zu nähren. Ich dachte an die Verse, von welchen Großvater einmahl sagte, daß wir sie an den jungen Obstbaum hängen könnten, welcher auf seinen Grabhügel, wenn er erst darunter liegen wird, gepflanzt werden soll, damit er sich von seinen Ueberresten nähre und Früchte für arme Kinder trage:

Ha! auferstehn, ja, auferstehn,
In diesem Bäumchen, werd' ich jung und schön;
Indeß ihr andern armen Wichte
In euren Grüften modert bis zum Weltgerichte!

Doch was gehen uns, Dich und mich, die Gräber an? Wir haben ja eben erst angefangen, auf's Leben loszugehen.

Zum Leben, zur Freude berufen,
Hüpft unser Eins scherzend die Stufen
Des höheren Daseins hinan.
Was kümmern uns Gräber und Särge?
Wir sind ja erst Kinder und Zwerge,
Noch lange nicht Weib oder Mann.
Erst wann uns der Graukopf einst nicket und wackelt!
Wann's Flämmchen des Lebens schon knistert und flackert,
Und fürder nicht wärmen, nicht leuchten mehr kann:
Dann zeige dich, Knöchler, dann bin ich dein Mann!

Der junge Graf und drei junge Gräfinnen, seine freundlichen Nichten, die ihren Robinson auch gelesen haben, und ihn nicht umsonst gelesen haben wollten, führten uns nach einer Gegend des Gartens hin, wo sie rühmlich beflissen sind, im Schweiße ihres Angesichts die natürliche und arbeitsame Lebensart nachzuahmen, wovon Freund Robinson auf seiner Insel uns das rühmliche Beispiel gab. Der Platz, worauf sie diese Uebungen anstellen, war vor einigen Jahren noch roh und wild, und es gehörte keine geringe Anstrengung dazu, ihn zu ebnen und urbar zu machen. Hier mußten Vertiefungen ausgefüllt, dort Erdreich weggekarrt, Büsche ausgerodet, Steine abgelesen, der harte und ungleiche Boden umgegraben, eine bewohnbare Hütte erbaut, gepflanzt, gegätet, behackt und begossen werden. Das Alles that und leistete das junge Pflanzvölkchen mit bewundernswürdiger Emsigkeit und Ausdauer; und es war so eifersüchtig auf die Ehre, Alles selbst und ohne Mithülfe gethan zu haben, daß es sich jede Handreichung Anderer hartnäckig dabei verbat. Du kannst Dir denken, wie angenehm es unserm Großvater war, seinen

Wunsch, Kindern und jungen Leuten durch die Geschichte Robinsons Neigung zu einer natürlichen und arbeitsamen Lebensart einzuflößen, hier abermahls so schön erfüllt zu finden!

Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort.

Auf den Anhöhen von Schönhof erblickt man eine vom Erzgebirge ablaufende Reihe sonderbar gestalteter Vorberge, die abgerundet und zugespitzt, wie Heuschober und Zuckerhüte, einige auch in andern scharfabgeschnittenen Formen, einzeln dastehen, und entweder gar nicht, oder nur durch eine niedrige Schwunglinie von dem Fuße des einen bis zum Fuße des andern, mit einander verbunden sind. Einige darunter steigen zu einer so beträchtlichen Höhe auf, daß man sie gegen zehn Meilen weit am Gesichtskreise hervorragen sieht. Diese ausgezeichnete Bergreihe zieht sich von hier bis nach Leitmeritz, und von da, wie ich höre, bis tief in Schlesien hinein. Die meisten darunter sind fast ganz kahl, und so schwärzlich von Farbe, daß man schon deßwegen geneigt ist, sie für Erzeugnisse ehemahliger Feuerschlünde zu halten.

Um von Schönhof wieder auf die Poststraße zu kommen, muß man erst ein paar Meilen weit auf einem ungebauten Wege fahren, welcher freilich nicht zu den angenehmsten gehört. Dann aber führt Einen auch die schönste Kunststraße von Basalt ununterbrochen bis nach Prag.

Aber ehe ich weiter reise, mußt Du, liebe Lilla, mir schon erlauben, hier erst eine kleine Lobrede auf die Böhmischen Posten zu halten. Ich weiß nicht, rührt es von der allgemeinen Gutartigkeit der Menschen in diesem Lande, oder von den weisen Anordnungen der Regierung her, aber sicher scheint es zu sein — wenig-

stens versichern es Alle, welche unser Vaterland in mehren Richtungen durchreiseten, als wir — daß man in ganz Deutschland kein so wohleingerichtetes Postwesen, als hier und im Oestreichischen überhaupt, findet. Unsere eigene Erfahrung, so weit diese reicht, stimmt damit auf das vollkommenste überein. Nirgend haben wir von Raste*) zu Raste so artige, gefällige und willige Postbeamten, nirgend so freundliche und billige Postknechte gefunden, als hier. Nirgend hat man uns so hurtig weiter befördert, nirgend weniger mit uns gezankt, nirgend, in Verhältniß zu der jedesmahligen Beschaffenheit des Weges und der Pferde, uns besser und schneller gefahren, als hier. Auch das ist einzig in seiner Art, daß Keinem mehr Pferde aufgedrungen werden, als er verlangt. Bei dem Allen läßt man uns hier, trotz der jetzigen ungeheuern Theurung des Getreides, die in Böhmen mehr als irgendwo zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen ist, für das Pferd auf die Meile doch nicht mehr als 37½ Kreuzer Papiergeld bezahlen, welches in unserer Münze nur 7 Ggr. und einige Pfennige macht, indeß man in andern Ländern, wo die Theurung noch nicht so hoch gestiegen ist, das Postgeld schon bis zu 12 Ggr. erhöht hat. Das ist doch Alles äußerst billig und lobenswerth, und verdient doch wol, als etwas Musterhaftes, zur Nachahmung aufgestellt zu werden? Nicht wahr, gute Lilla?

Unter den Städten, die wir durchreiseten, bot uns keine etwas Merkwürdiges dar. Saaz und Slan, die Hauptstädte der nach ihnen benannten Kreise, sind die beträchtlichsten darunter. Eine unter diesen Städten hat einen gar drolligen Namen; sie heißt — Jungfer

---

*) Station.

Teinitz, weil sie ehemahls einem Jungfern- oder Nonnenkloster gehörte, welches jetzt aber aufgehoben ist. Der Name eines andern Orts, wo wir die letzte Nacht zubrachten, war uns, so lange wir ihn nur geschrieben gesehen hatten, unaussprechlich. Man schreibt ihn nämlich Strzdogluk. In der Aussprache, wofern unser Ohr sie richtig aufgefaßt hat, lautet er Tschedekluck. Dergleichen unaussprechliche Namen und Wörter, in welchen fünf oder sechs Mitlauter ohne Selbstlauter angegeben werden müssen, finden sich in der Böhmischen Sprache, besonders auch unter den Böhmischen Dörfernamen, viele; woher denn auch die sprichwörtliche Redensart: es sind mir Böhmische Dörfer, rühren mag; wofür die Franzosen: es ist Hebräisch, oder Arabisch, für mich, zu sagen pflegen.

Gegen verschiedene Verfahrungsarten beim hiesigen Landbau fand Großvater Einiges zu erinnern. Eins besonders, worauf er uns aufmerksam machte, leuchtete auch mir ein. Du bist ja, meine ich, eine Freundinn von der Landwirthschaft; Du wirst es also wol nicht ungern sehen, wenn ich dieses, mit Großvaters Worten, so weit ich sie wiedergeben kann, hersetze.

Wenn man Altenburg in Obersachsen zurückgelegt hat, und nun weiter südlich reiset, so bemerkt man, daß die Aecker mit jeder Meile schmäler werden; bis sie endlich in der Gegend von Reichenbach anfangen nur noch drei Fuß breit zu sein. Diese Zerschneidung der Aecker in lauter schmale Streifen haben wir von da an überall bis in die Mitte des Saazer Kreises gefunden, wo jene Streifen nach und nach wieder etwas breiter zu werden beginnen. Der Zweck davon soll sein, die überflüssige Feuchtigkeit abzuleiten, damit die Saat dadurch nicht ersäuft werden möge.

In Gegenden, wo unter einer sehr dünnen Erdschichte entweder fester Thon steht, oder gar Felsengrund vorhanden ist, wo folglich das überflüssige Wasser gar nicht, oder doch nur langsam eingesogen werden kann, mag diese Zerstückelung der Aecker vielleicht von der Nothwendigkeit geboten worden und vernünftig sein. Allein daß man eben diese Verfahrungsart, durch blinde Nachahmung, auch in andere Gegenden, z. B. in den fruchtbaren Saazer Kreis, wo dies nicht der Fall ist, übertragen hat, das scheint gar nicht weise zu sein. Großvater zeigte uns bei einigen frischaufgeworfenen Gräben, daß die fruchtbare, aus schwarzer Damm-Erde bestehende Erdschichte hier zwei Fuß und darüber dick ist, und daß auf dieselbe kein steifer Thon, sondern nur eine Lehmschicht folgt. Wozu denn hier jene schädliche Zerstückelung? Weil der Grund niedrig und feucht ist? Aber ist er das im Magdeburgischen und Halberstädtischen nicht in mancher Gegend auch? Und doch hat man in diesen reichen Kornländern jene Verfahrungsart keinesweges nöthig gefunden. Man sorgt nur dafür, daß der Acker in der Mitte durch Aufwärtspflügen einen Rücken bekomme, und daß von da an das Erdreich auf beiden Seiten bis zu der Wasser- oder Grenzfurche etwas abhängig werde. Dann senkt sich die Feuchtigkeit auf beiden Seiten bis zu diesen Furchen, und wird von ihnen abgeleitet; und wo dieses nicht hinreichend befunden wird, da legt man Abzugsgräben an; wobei denn doch lange nicht so viel vom Boden, folglich auch von der Saat verloren geht, als hier, wo die vierte Furche jedesmahl zur Wasserfurche gemacht wird, in welcher folglich wenig wachsen kann.

Das Schlimmste dabei ist, daß diese schmalen und in der Mitte zugleich erhöhten Beete auch nur sehr

unvollkommen bearbeitet werden können. Man sieht sich nämlich durch die Schmäle der Beete gezwungen, nur ganz kleine Eggen zu gebrauchen, die das gepflügte Land, besonders da, wo schwerer und steifer Boden ist, unmöglich kleinharken können. Der Gebrauch einer Walze findet hier vollends gar nicht Statt. Wir haben daher häufig so bearbeitete und schon bestellte Beete gesehen, die mit großen Erdklumpen ganz übersäet waren, durch welche die damit bedeckten Samenkörner völlig erstickt werden müssen.

Die Folge von diesem Allen ist, daß auf einem so zerschnittenen und so bearbeiteten Acker ein Fünftel weniger geerntet wird, als er, ohne jene Zerstückelung, tragen würde Davon kann man sich auch durch den Augenschein überzeugen. Wir sind in der ersten Hälfte des Saazer Kreises, wo diese Verfahrungsart herrscht, bei ganzen Breiten des schönsten schwarzen Bodens vorbeigefahren, worauf, trotz der diesjährigen großen Fruchtbarkeit, sicher weniger Getreide stand, als unsere leichten Sandländer in mittelmäßigen Jahren zu liefern pflegen. Auch ist es auffallend, daß die Saaten hier in eben dem Maße reicher werden, in welchem die Aecker an Breite wieder zunehmen. Der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Prag muß diese Bemerkung bisher noch entgangen sein.

Nahe vor Prag fuhren wir über den sogenannten weißen Berg, wo einst die berühmte Schlacht geliefert wurde, welche die Böhmen, die Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige gewählt hatten, gegen die Oestreicher und Baiern verloren. Ich kann Dir nicht beschreiben, liebe Lilla, wie beklommen man sich fühlt, wenn man dergleichen Mordfelder betritt, und an die Tausende denkt, die hier in den Staub hingestreckt wur-

den und in ihrem Blute sich wanden, bis die wohlthätige Hand des Todes sie von ihrem Jammer erlösete! — Ich kann nicht weiter schreiben! Das verwünschte Schlachtfeld hat mir's grün und gelb vor den Augen gemacht. Lebe wohl, liebe Lilla!

Vierzehnter Brief.

Eduard an Minna.

Prag, den 5. August 1805.

Das Reiseleben, liebe Minna, ist doch wirklich ein köstliches Leben! Nicht bloß deßwegen, weil man so angenehm dabei fortgerollt wird; auch nicht bloß deßwegen, weil man so viel Neues und Schönes dabei sieht, hört, lernt und genießt; sondern vornehmlich auch deßwegen, weil man an jedem neuen Tage gleichsam in ein neues Dasein übergeht, sich in eine neue Lage, in neue Verhältnisse und Umstände versetzt sieht, gleichsam zu einem neuen Leben hervorgeht, welches von dem gestrigen Leben oft himmelweit verschieden ist. Man hat Mühe, die verschiedenen Arten des Daseins, die man nach einander oft so schnell durchgeht, an einander zu reihen, und sich bewußt zu bleiben, daß man heute noch dasselbe Ding oder Wesen ist, was man gestern und ehegestern war; so verschieden sind unsere heutigen Gefühle, unsere heutigen Umgebungen und unsere heutigen Genüsse von denen, die wir gestern hatten! Das Leben hat, so lange man reiset, keinen Augenblick Zeit, stillzustehen und alltäglich oder gar langweilig zu werden; sondern, gleich einem schnellfließenden und klaren

Bache, schießt es wohlgemuth und lustig dahin, und läßt in jedem Augenblicke neue Gegenstände, eine neue Erde und einen neuen Himmel in sich abspiegeln. Da versuche es einmahl die Langweile, die Uebersättigung, die Trägheit, die zu Hause selbst den muntersten Burschen zuweilen beschleichen, sich unsers Kopfes oder unsers Leibes zu bemächtigen! Sie vermögen es nicht. Der klare Strom des Lebens, worin wir schwimmen, reißt uns schnell bei ihnen vorüber; sie haben das Nachsehen; indeß alle unsere Kräfte und Gefühle immer in frischer und herrlicher Spannung bleiben.

Deßwegen kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß unser künftiges Leben nach dem Tode ein solches Reiseleben von Stern zu Stern, von Welt zu Welt, sein werde; und daß der liebe allmächtige Gott bloß deßwegen eine solche Unendlichkeit von Welten geschaffen habe, damit sie die ganze endlose Ewigkeit hindurch vorhalten können, und nie der Augenblick entstehe, wo eins seiner unsterblichen reisenden Geschöpfe mit der Bereisung derselben zu Stande komme. Wenigstens scheint mir dieses ewige Reiseleben — auch ein himmlisches! — ein viel lustigeres und seligeres zu sein, als das Leben, worin die Dichter uns, bei ewiger Faulheit, das ewige Halleluja! singen lassen.

Sonach wäre das Leben, welches wir jetzt führen, ein Vorschmack von demjenigen, welches wir nach dem Tode führen sollen. Auch mußte es ja, wie dieses, erst durch eine Art von Tod, durch schmerzhafte Trennung von euch, ihr Lieben! erkauft werden. Glücklicher Weise ging dieser Tod, wie der eigentliche, gleichfalls schnell vorüber, und machte dem neuen herrlicheren Leben Platz. Schon bei Richmond, unserer lieben Herzoginn Garten, fünf hundert Schritt von euch, war er verschmerzt

und vergessen. Nun, da ich einmahl weiß, wie geschwind es damit geht, lache ich jedem künftigen Tode ins Angesicht.

Großvater, der sich schelmischer Weise immer ein Fest aus den Ueberraschungen macht, die er für uns zu bereiten weiß, pflegt uns von den merkwürdigsten Oertern, wohin wir jedesmahl reisen, vorher so viel als gar nichts zu sagen. Da labt er sich denn, wenn wir ankommen, und so viel Unerwartetes finden, recht nach Herzenslust an unsern weit aufgeklappten Augen und an den Ausrufungen der Bewunderung, die uns Schlag auf Schlag aus den offenen Mäulern fahren. Erst wenn wir an Ort und Stelle zur Ruhe gekommen sind, kommt er unserer kleinen Bemerkungsgabe zu Hülfe, und lenket unsere Aufmerksamkeit auf Dies und Das, was so recht eigentlich für uns ist, und wovon er wünscht, daß wir es recht ansehen, recht merken, fassen und behalten mögen.

So hat er es nun auch diesmahl mit uns und dieser großen Stadt gemacht. Wir reisen von hier nach Prag, hieß es, als wir zu Karlsbad einpackten. Immerhin, dachten wir; ohne etwas Sonderliches dabei zu empfinden. Denn da wir von Prag weiter nichts, als die Prager Freunde kannten, und diese, zu unserm Bedauern, noch einige Tage in Karlsbad zurückbleiben mußten, so galt es uns gleichviel, obs nach Prag oder sonst wohin ginge. Wir hatten der Städte nun schon so viele gesehen, daß der bloße Name einer uns noch unbekannten Stadt weiter nichts Anziehendes für uns haben konnte. Wir reiseten also ziemlich gleichgültig ab, und wurden durch keine überspannte Sehnsucht nach dem diesmahligen Ziele unserer Reise gehindert, alles Gute und Schöne, worauf wir unterweges stießen, besonders

das herrliche Schönhof mit seinen lieblichen Gartenanlagen, in völliger Unbefangenheit und so recht nach Herzenslust zu beachten und zu genießen.

Als wir nun aber am dritten Tage die Höhe des weißen Berges, wo Karl das Kanonenfieber kriegte, hart vor Prag erreicht hatten, und jetzt an die Stelle kamen, wo man in den weiten Kessel und in die darin verborgen liegende Welt von Häusern, Palästen, Klöstern und Kirchen, die einen Wald von Thürmen in die Höhe recken, hinabblickt; da hättest Du sehen sollen, wie wir plötzlich die Augen aufrissen und den Mund aufsperrten, als wenn wir in Begriff ständen, versteinert zu werden! Seht da Prag! sagte der Großvater; und das war vor der Hand Alles, was er uns davon zu vermelden hatte. Erst nachdem wir ein Oh! und Ach! nach dem andern abgekrähet hatten — denn eine so große und schon von außen sich so prächtig zeigende Stadt hatten wir noch nie gesehen — und es nun zum Fragen kam, was Dies und Das und Jenes sei? fing er an, so gut es im schnellen Hinabfahren geschehen konnte, unsere Neugier vorläufig ein wenig abzufüttern.

Und nun wirst auch Du wol zu erfahren wünschen, was für eine Stadt unser Prag denn eigentlich sei; was wir darin gesehen haben, und wie es uns darin gefalle? Nicht wahr, Minna? Ich sehe Dein freundliches Kopfnicken, und möchte Dir recht herzlich gern willfahren, wenn ich nur wüßte, wie ich es anfangen soll. Nicht, als wenn ich des Stoffs wegen in Verlegenheit wäre; o nein! Nichts in der Welt wäre leichter, als Dir ein ganzes Buch über Prag zu schreiben. Da brauchte ich ja nur, wie wol mancher andere Reisebeschreiber sich auch aus der Sache zu ziehen weiß, ein anderes schon geschriebenes und gedrucktes Buch: Beob-

achtungen in und über Prag, von einem reisenden Ausländer, in zwei Theilen, vor mir hinzulegen, alle Morgen fünf oder sechs Bogen durchzulesen, dann mit dem Buche in der Tasche umherzulaufen, um nachzusehen, was der Mann recht, und was er falsch bemerkt habe, hierauf endlich sein Wahres mit etwas andern Worten abzuschreiben, sein Unwahres aber hübsch weitläufig zu berichtigen, so würde Dir sicher ein Buch daraus hervorwachsen, welches seine vollen dreißig bis vierzig Bogen zählte. Und das ohne Mühe und Arbeit, das beschwerliche Abschreiben ungerechnet. Aber würde Dir und Deines Gleichen mit einem solchen Buche denn auch gedient sein? Ich zweifle; es müßte denn der Fall eintreten, daß Dein gutes Geschick, gleich dem unsrigen, Dir auch einmahl Gelegenheit verschaffte, selbst nach Prag zu reisen. Aber selbst in diesem Falle würde das genannte, schon seit 1787 gedruckte Buch Dir zu Deinen Zwecken eben so gut genügen können, als es uns zu den unsrigen genüget. Denn auch Du würdest ja an Ort und Stelle bald merken und durch Erkundigung erfahren können, wo der Verfasser recht gesehen und wo er sich geirrt hat.

Am besten wird es also wol sein, daß ich mich auf einige mit Großvaters Hülfe selbstgemachte Bemerkungen und erkundigte Angaben einschränke, welche eines Theils dazu dienen können, Dir einen ungefähren Begriff von dieser Stadt zu geben, und welche andern Theils für Leute unsers Fachs und unsers Geschmacks gerade nicht ganz unangenehm zu lesen und nicht ganz unnütz zu wissen sind.

Prag gehört zu den größten und prächtigsten Städten in Deutschland. Man nennt es unmittelbar nach Wien und Berlin. Von seiner Größe wirst Du Dir

einen Begriff machen können, wenn ich Dir sage, daß es wol zwei gute Meilen in Umfange haben mag, wobei denn aber doch zu wissen ist, daß die Mauer auch einige häuserleere Plätze, z. B. die ganze östliche Seite des schönen Laurenzberges, mit einschließt. Die Zahl der Einwohner wird auf 70,000 Kristen, 10,000 Juden und 10,000 Mann Besatzung, also zusammengenommen auf 90,000 Köpfe geschätzt. Für eine so weite Stadt freilich nicht viel; aber es gab auch Zeiten, wo die Bevölkerung dieses Orts wenigstens noch einmahl so stark war. Die Verlegung des Hoflagers nach Wien, Unduldsamkeit, Glaubenswuth und Kriege haben sie entvölkert.

Die Stadt liegt, wie ich schon erwähnt habe, in einem weiten, von Bergen und Anhöhen rings umher eingeschlossenen Kessel, den die Moldau durchströmt. Schade, daß einige dieser Berge, die nördlichen und östlichen nämlich, unfruchtbar sind, und daher ein kahles, ödes und schwärzliches Ansehen haben! Wäre dieses nicht, glichen sie alle dem schönbebauten lachenden Laurenzberge auf der Westseite, so würde Prag auch in Ansehung seiner Lage die meisten Städte Deutschlands weit hinter sich zurücklassen. Es besteht eigentlich aus fünf, mit einander verbundenen, und gleichsam zusammengewachsenen Städten, dem Hradschin, einer Anhöhe, worauf die kaiserliche Burg, verschiedene andere Paläste und gegen 200 geringere Häuser liegen, der sogenannten kleinen Seite, der Altstadt, der Neustadt, wozu auch die alte Beifeste, der Wischerad genannt, gerechnet wird, und der Judenstadt. In diese letzte aber muß ich Jedem, der seine Nase nicht auf der Straße gefunden und den guten Sinn für Reinlichkeit noch nicht ganz verloren hat, aus guten

Gründen rathen, nur hineinzublicken, nicht hineinzugehen. Denn ohne empfindliche Kränkung der Geruchsnerven und ohne Theilnahme an dem hier herrschenden Israelitischen Schmutze würde es dabei nicht abgehen.

Wenn ich Prag eine prächtige Stadt nannte, so ist das freilich nicht von allen Straßen, noch weniger aber von allen Häusern in denselben zu verstehen. Die meisten von jenen sind krumm und enge, und ziemlich schlecht gepflastert; die meisten von diesen, zwar durchgängig steinerne, aber doch nur zu bürgerlichen Gewerben eingerichtete, folglich nicht zur Schau aufgestellte Gebäude. An Kirchen hingegen, an ehemahligen Klöstern, an Palästen und andern palastähnlichen Prachtgebäuden, worunter besonders der gräflich Clamsche und der gräflich Czerninsche Palast hervorragen, ist Prag so reich, vielleicht reicher, als irgend eine Hauptstadt von ähnlicher Größe. Den allermeisten darunter wäre indeß wol zu wünschen gewesen, daß ihre Erbauer einen größern und reinern, das Bunte, Krause, Kleinliche und Ueberladene verschmähenden Geschmack gehabt haben möchten. Kirchen zählte man hier einst nicht weniger, als 90, Klöster 40. Von diesen letzten hat Josephs Verbesserungsgeist nur ein paar, gleichsam zum Andenken an die verschwundenen, zurückgelassen; und von jenen sind auch schon viele, z. B. diejenigen, welche den aufgehobenen Klöstern gehörten, eingegangen. Immer aber sind noch viel mehr davon vorhanden, als für die jetzige Menschenzahl in Prag nöthig wären.

Die öffentlichen Plätze dieser großen Stadt sind weder regelmäßig und schön, noch für die Bevölkerung des Orts geräumig genug. Der Viehmarkt und der Roßmarkt in der Neustadt gehören zu den größten.

Auf dem sogenannten großen Ringe, dem Hauptmarktplatze der Altstadt, sieht man das meiste Gewühl. Einer der öffentlichen Plätze aber gehört, des Gebrauchs wegen, der davon gemacht wird, zu den Schamtheilen Prags, die man vor den Augen der Fremden und aller rechtlichen Menschen hinter Wall und Mauer verbergen sollte. Dies ist der Markt der Juden, den sie Trändelmarkt, soll heißen Trödelmarkt, nennen. Etwas Scheußlicheres, als den Anblick, den dieser mitten in der Stadt gelegene Platz Tag vor Tag darbietet, kann man sich in dieser Art kaum denken. Hier wird nämlich besonders mit alten Kleidungsstücken, sogar mit den ekelhaftesten Lappen und Lumpen, die man bei uns, Gottlob! nur noch zuweilen in den Gräben der Landstraßen erblickt, wo landstreichende Bettler sie, sammt ihrer Besatzung, abgeworfen haben, und mit andern alten Dingen gehandelt, welche mehre hundert hier umherquerlende schmutzige Juden aus der untersten, ärmsten und rohesten Klasse, mit der den Ungebildeten dieses Volks eigenen Unverschämtheit den Vorübergehenden schreiend unter die Nase halten, und nicht bloß feil bieten, sondern gewaltsam aufzudringen und aufzuzwingen beflissen sind. Die verpestete Luft, die man hier einathmet, verbunden mit dem schändlichen, alle Sinne beleidigenden Anblicke der schmutzigsten Lumpen, ausgeboten von eben so schmutzigen Menschen, deren Inneres, dem Ansehen nach, ihrem Aeußeren gleicht, erregt Ekel und Abscheu, und treibt jeden rechtlichen Menschen so geschwind als möglich von dannen. Wie konnte man diesen ekelhaften, der Gesundheit nachtheiligen Trödel- und Lumpenhandel seit so vielen Jahren schon auf einem öffentlichen Platze mitten in der Hauptstadt dulden, und ihn nicht, wenn er einmahl geduldet werden sollte, schon

lange aus den Ringmauern der Stadt hinaus auf irgend einen offenen Platz verweisen, wo die verpestenden Dünste und der Seuchenstoff, der jenem Bettlerkrame häufig genug ankleben mag, von dem freien Luftstrome, zum Theil wenigstens, hinweggeführt werden könnten! Wie mag das Gesundheitsamt zu einer so gemeinschädlichen Ungehörigkeit so lange haben schweigen können? oder, wenn es redete und aufmerksam darauf machte, wie mag die Ordnungsaufsicht es bei sich selbst und bei der Regierung verantworten können, daß sie noch immer nicht darauf achtete? Unbegreiflich!

An öffentlichen Wandelbahnen innerhalb der Ringmauer ist diese Stadt noch ärmer. Die einzige, die sie hat, ist die sogenannte neue Allee in der Neustadt, die in einer doppelten Baumreihe von wilden Kastanien besteht, und ungefähr 5 — 600 Schritt lang ist. Allein unglücklicher Weise konnte sie, wenn die Straße dadurch nicht zu sehr verengt werden sollte, nur ungefähr 10 Fuß breit sein, so, daß nicht mehr als höchstens fünf Menschen ohne Drang neben einander gehen können. Da sie nun gleichwol der einzige öffentliche Ergehungsplatz innerhalb der Stadt ist (wofern man nicht etwa die Moldau-Brücke für einen zweiten gelten lassen will), so entsteht an schönen Sommerabenden ein solches Gedränge daselbst, daß das Auf- und Abgehen in einer so engen eingeschlossenen Bahn dadurch sehr beschwerlich wird.

Ich erwähnte der Moldau-Brücke. Diese, welche zu den ersten in Europa gehören soll, gereicht der Stadt zur großen Zierde. Sie hat 16 weite Bogen, und soll — denn selbst habe ich sie, wie Du wol denken kannst, nicht gemessen — 1790 Fuß lang und 36 breit sein. Sie hat auf beiden Seiten hinreichend breite Fußwege

von Plattsteinen, und man hat durch eine ganz einfache, sehr vernünftige Anordnung dafür gesorgt, daß kein Gedränge und kein beschwerliches Zusammenstoßen zwischen Kommenden und Zurückkehrenden darauf Statt finden kann. Es ist nämlich für Jeden, der über diese Brücke geht, zum Gesetz gemacht worden, daß er denjenigen Fußweg einschlage, der ihm rechts liegt. Dieses einfache Mittel macht jeden Zusammenstoß unmöglich, weil nunmehr auf jedem der beiden Wege nur nach einerlei Richtung gegangen wird. Auf der Elbbrücke in Dresden, und auf den größern Brücken in Italien, soll die nämliche Anordnung getroffen worden sein. Warum nicht überall? Selbst in London und Paris, wo bei dem ungeheuern Straßen- und Brückengewühle eine solche Einrichtung noch viel nöthiger wäre, hat Großvater sie nicht gefunden *).

Diese prächtige Brücke ist mit einer gar großen Menge von riesenmäßigen steinernen Standbildern ge-

---

*) Dergleichen kleine Mittel zur Bewirkung großer Bequemlichkeiten sollten von Reisenden häufiger bemerkt, und zum gemeinen Besten bekannt gemacht werden. Dahin gehört z. B. das höchsteinfache Mittel, welches man jetzt zu Paris angewandt hat, das Auffinden der Häuser, und das Zurechtfinden in der Stadt überhaupt, zu erleichtern. Man hat nämlich 1) in jeder Straße dik eine Reihe der Häuser mit lauter geraden Zahlen — 2. 4. 6. 8. 10. u. s. w. — die andere Reihe hingegen mit lauter ungeraden — 1. 3. 5. 7. 9. 11. u. s. w. — bezeichnet; 2) hat man, zu Vermeidung der großen, unbequemen Zahlen, jeder Straße ihre eigene, mit Nr. 1 anfangende Bezifferung gegeben; 3) haben alle, mit der Seine gleichlaufende Straßen rothe, und alle auf den Fluß zuführende Straßen schwarze Häuserzahlen erhalten. Wie einfach und wie bequem zugleich!

D. Herausg.

ziert, die freilich nur — Heilige darstellen, auch wol gerade nicht zu den ersten Meisterwerken gehören mögen, aber doch einen großen Anblick gewähren. Jeder Brückenpfeiler trägt auf jeder Seite eins derselben; es werden ihrer also wol 32 sein. Karl will auf jeder Seite 20, also überhaupt 40 gezählt haben. Kann sein; ich habe sie nicht nachgezählt. Einige darunter sind ganze Bilderhaufen oder Gruppen, andere nur einzelne Gestalten; zwei derselben, nämlich ein Kreuzbild, oder Crucifix, und ein heiliger Johannes von Nepomuck, sind von Metall. Das Kreuzbild ist auf Kosten eines Juden verfertiget worden, der, weil er den Gekreuzigten gelästert hatte, zum Tode verurtheilt war, der Strafe aber dadurch entging, daß er sich zu diesem Geschenke erbot.

Den heiligen Johannes von Nepomuck *) sieht man hier in Böhmen überall, besonders auf Brücken und bei oder über Brunnen, der öffentlichen Verehrung ausgestellt. Er ist der allgemeine Schutzheilige von Böhmen, und der Oberaufseher aller Brücken und Gewässer. Wenn Das, was die Heiligengeschichte von diesem Manne erzählt, der Hauptsache nach wahr ist, so hat er die Ehre, die ihm widerfährt, verdient; und selbst uns andern Freigläubigen, die wir nichts von Heiligen wissen, muß in diesem Falle sein Andenken lieb und werth sein. Vernimm, was Großvater uns davon mitgetheilt hat.

Schon als Kind zeichnete Johannes sich durch stillen Frommsinn und ungewöhnliche Artigkeit aus. Er wählte den geistlichen Stand, und wurde in der Folge

*) Nepomuck, ein Böhmisches Dorf, war sein Geburtsort, Johannes sein Name.

Hofprediger eines Königes von Böhmen, welcher Wenzel IV. hieß. Dieser Wenzel war anfangs ein ganz guter Herr; in der Folge aber wurde er — vermuthlich, weil die Schmeichler und Heuchler ihn verdarben — ein Wüterich. Herrscher dieser Art sollen immer sehr argwöhnig sein, und überall Gespenster, will sagen Ungetreue und Verräther, sehen. Das war denn auch mit Wenzel der Fall. Selbst seine Frau, die Königinn, wurde ein Gegenstand seines Argwohns. Da nun Johannes von Nepomuck ihr Beichtvater war, und die Zwanggläubigen oder Katholiken verpflichtet sind, alles Böse, was sie gedacht oder gethan haben, in der Beichte zu offenbaren, so glaubte Wenzel hinter die Geheimnisse seiner Frau nicht besser kommen zu können, als wenn er ihren Beichtvater durch Bestechungen vermöchte, ihm Alles zu entdecken, was die Königinn ihm gebeichtet hätte. Das ist nun aber gegen die Pflicht eines Beichtigers, der beim Antritte seines Amts das Gelübde einer unverletzlichen Verschwiegenheit ablegen muß. Ungeachtet daher Wenzel den guten Johannes durch die größten Versprechungen zur Gewissenlosigkeit zu verleiten suchte, so blieb dieser doch seiner Amtspflicht standhaft treu, und weigerte sich mit unerschütterlicher Festigkeit, irgend etwas von Demjenigen auszuplaudern, was die Königinn ihm anvertraut hatte. Nun kehrte Wenzel die rauhe Seite vor, und versuchte, den frommen Mann durch schreckliche Drohungen wankend zu machen; allein auch dieses Mittel blieb ohne Wirkung. Der königliche Wüterich ließ ihn hierauf, sagt man, foltern; allein abermahls umsonst! Dem tugendhaften Priester galt, selbst unter den Martern, die man ihn leiden ließ, sein Gewissen über Alles; er entdeckte nichts. Als er in der Folge von einer Kapelle außerhalb der

Stadt, wo er seine Andacht zu verrichten pflegte, gegen Abend zurückkehrte, bemerkte ihn der am Fenster stehende argwöhnige König, und ließ ihn zu sich rufen. Es wurden hierauf noch einmahl alle Arten von Verheißungen und Drohungen angewandt, um ihn zur Verrätherei zu bewegen, aber immer vergebens. Der Wüterich befahl endlich, ihn nach der Brücke hinzuschleppen, und von da hinab in den Strom zu stürzen. Der heilige Mann — jetzt denke ich, wird er auch Dir heilig sein — hörte sein Todesurtheil ruhig an, blieb seiner Pflicht auch in diesem schrecklichen Augenblicke treu, und — ließ sich hinabstürzen! Heiliger Nepomuck, bitte für uns, daß wir in jeder Lage unsers Lebens bereit und tüchtig befunden werden mögen, diesem deinen herrlichen Beispiele zu folgen! Seitdem ich diese lehrreiche Geschichte weiß, kann ich die Bildsäulen des ehrwürdigen Mannes, auch wenn sie noch so schlecht gearbeitet sind, nie ohne Rührung ansehen.

Das Uebrige, was der Aberglaube hinzugedichtet hat, z. B. daß man an der Stelle, wo sein entseelter Körper im Wasser lag, glänzende Sterne auf der Oberfläche schimmern, oder, nach Andern, eine Feuerflamme auflodern sah; daß man dadurch in den Stand gesetzt wurde, ihn aufzufischen und zu begraben; daß man 300 Jahre danach ihn wieder ausgrub, und den Körper zwar verweset, seine Zunge aber, die in dem Augenblicke des Ausgrabens sich wieder röthete, völlig so unversehrt, wie die eines Lebenden, gefunden habe, und daß Papst Benedikt XIII. ihn deßwegen in die Zahl der Heiligen versetzte — das Alles wirst Du mir wol erlassen.

Um noch einmahl zu der Brücke zurückzukehren, so ist es sehr zu bedauern, daß der große und schöne Anblick, den sie gewähren könnte, dadurch viel verloren

hat, daß an ihren Enden die Häuser auf beiden Seiten gegen den Fluß zu hervortreten, so daß die Brücke dadurch, ich weiß nicht wie viele Schritte weit, bloß als verlängerte Straße, und noch nicht als Brücke erscheint. Die Elbbrücke in Dresden soll daher, weil sie diesen Fehler nicht hat, sondern völlig frei über den mächtigen Strom ausgespannt dasteht, und mit Einem Blicke übersehen werden kann, viel größer und erhabener erscheinen, als diese, ungeachtet jene etwas kürzer ist.

Derjenige Theil der Stadt, welcher vornehmlich gesehen zu werden verdient, ist der sogenannte Hradschin, ein ziemlich beträchtlicher Hügel am westlichen Ende der Stadt und am Fuße des weißen Berges. Dieser Hügel trägt zuvörderst die weite kaiserliche Burg, die aus zwei großen Vierecken, welche geräumige Höfe einschließen, und einem langen Seitenflügel besteht; ferner die erhabene Altgothische Domkirche, die, wenn sie vollendet worden wäre, zu den größten und merkwürdigsten Gebäuden dieser Art, die es je gegeben haben mag, gehört haben würde; dann viele große, prachtvoll ins Auge fallende Paläste, unter welchen, außer dem erzbischöflichen, besonders der gräflich Czerninsche als einer der schönsten sich auszeichnet, und gegen 200 kleinere Gebäude. Die Aussicht, die man von diesem hohen Prachthügel hinab auf die in dem Stromthale sich ausdehnende prächtige Stadt und gegen ihre weitkreisigen Bergumgebungen hat, ist bewundernswürdig groß und erhaben.

Bei der Burg ließen wir uns die Stelle zeigen, wo einst, im Jahre 1618, die beiden kaiserlichen Abgeordneten nebst ihrem Geheimschreiber von oben herab zum Fenster herausgeworfen wurden. Du wirst von diesem Geschichtsumstande, der nächsten Ursache des dreißig-

jährigen Krieges, wol schon gehört haben. Bei der Höhe des Sprunges, den man jene Herren machen ließ, hätten sie unstreitig die Hälse brechen müssen, wenn sie nicht glücklicher Weise auf einen Misthaufen gefallen wären. Der lächerliche Umstand, daß der treugehorsame und unterthänige Schreiber, der zuletzt hinabgeworfen worden war, beim Aufstehen nichts Eiligeres zu thun hatte, als die beiden Herren Abgeordneten demüthig um Vergebung zu bitten, daß er sich erdreistet habe, ihnen auf den Leib zu fallen, ist Jedermann, vermuthlich auch Dir, bekannt.

Die innere Pracht der Domkirche antwortet ihrer äußern Erhabenheit. Außer einem in der Mitte stehenden Prachtgrabe (Mausoleum) der Könige von Böhmen, und verschiedenen an der inwendigen Seite der Kirche, wie gewöhnlich, angebrachten kleinen Beikirchen oder sogenannten Kapellen, welche reich verziert sind, verdient vornehmlich das prächtige Grabmahl des guten Johannes von Nepomuck gesehen zu werden, dessen einzelne, sehr ins Große gearbeitete Theile alle aus gediegenem Silber sind. Diese bestehen 1. aus einem silbernen Sarge, der einen kristallenen einschließt, worin die Ueberbleibsel des Heiligen verwahrt werden; 2. aus vier silbernen Engeln, welche den Sarg halten; 3. aus vier andern Engeln von gleichem Stoffe, die den Prachthimmel (Baldachin) darüber halten; und endlich 4. aus verschiedenen Aschenkrügen und andern Zierrathen, gleichfalls aus Silber gearbeitet. Das Ganze muß einen hohen innern Werth haben.

Da Karl und ich noch niemahls das Innere eines Klosters gesehen hatten, so ersuchte Großvater unsere gefälligen Begleiter, uns nach dem großen und prächtigen Prämonstratenser-Stifte zu führen, welches gleichfalls auf

dieser Anhöhe liegt. Wir wurden daselbst sehr freundlich aufgenommen und überall umhergeführt. Die Glieder dieses Ordens tragen lange weiße Kleider, die ihnen sehr gut stehen. Man zeigte uns das Innere einiger Zellen, in welchen die jüngern Ordensgeistlichen sehr eifrig den Wissenschaften obzuliegen schienen; die schöne Kirche mit einer, dem Ansehen nach, nicht großen, aber wunderbar stark und volltönenden Orgel, und endlich die Natursammlung und den Büchersaal. Die erste soll zwar nicht zu den großen und vollständigen gehören; aber für uns, Karln und mich, war doch sehr viel Neues und Merkwürdiges darin. In dem Büchersaale machte es unserm Großvater Freude, auch solche Werke offen hingestellt zu sehen, welchen sonst der Eingang in Klöster strenge untersagt war; ein Beweis, daß die abergläubige Unduldsamkeit gegen abweichende Meinungen Anderer, welche sonst in Klöstern herrschte, hier nicht mehr gebilligt werden muß. Die Aussicht, die man von der Höhe dieses Klosters über die ganze Stadt und ihre Umgebungen hat, ist entzückend schön und groß.

So viel für heute! In meinem nächsten Briefe — denn ich denke von hier aus, wenn Gott Zeit und Lust dazu verleihet, Dir noch einmahl zu schreiben — will ich das Merkwürdigste, was uns hier vorgekommen ist, ausheben und so kurz, als mir möglich sein wird, zusammenfassen. Für jetzt nimm mit der allgemeinen Versicherung fürlieb, daß es uns hier überaus wohl geht, daß man uns mehr Aufmerksamkeit, Güte und Liebe beweiset, als wir verdienen, und als wir ohne Beschämung und Rührung annehmen können. Lebe wohl, liebe Minna!

Funfzehnter Brief.

Eduard an Minna.

Prag, den 5. August 1805.

Du siehst, ich halte Wort, gute Minna! Aber ob ich auch werde leisten können, was ich Dir versprach: »das Merkwürdigste, was uns hier vorgekommen ist, kurz zusammenzufassen,« das steht dahin. Es ist des Merkwürdigen und Neuen für uns hier gar zu viel und gar zu vielerlei. Wie soll ich es anfangen, eine vernünftige Auswahl darunter zu treffen?

So viel sehe ich auf den ersten Blick ganz deutlich ein, daß ich, wenn ich dieses Briefes Ende finden soll, auf alle Beschreibungen von Häusern, Palästen, Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden, so wie der vielen, Prag zur Ehre gereichenden, Natur-, Kunst- und Büchersammlungen, gänzlich Verzicht thun, und mich nur an solche allgemeine Bemerkungen halten muß, die ich, mit Großvaters Hülfe, über den hier herrschenden öffentlichen Geist, und das Eigenthümliche, wodurch die guten Prager, so wie die Böhmen überhaupt, sich von Andern zu unterscheiden scheinen, gemacht haben mag.

Je länger wir hier leben, und je mehr Menschen wir hier kennen lernen, desto geneigter werden wir, das wohlverdiente Lob, welches ich den Karlsbadern zu ertheilen mich gedrungen fühlte, im Ganzen genommen und Ausnahmen abgerechnet, auch über die Prager, ja über alle Böhmen, auszudehnen. Es ist unbeschreiblich, mit welcher zarten Aufmerksamkeit, mit welcher, selbst für uns, die wir überall, wo unsere Reise uns hinführte,

so viel Liebe fanden und dadurch schon verwöhnt wurden, beinahe beispiellosen Liebe und Güte wir hier behandelt werden. Die Zahl unserer Prager Freunde hat sich herrlich vergrößert; und durch was für Menschen! Wahrlich durch lauter solche, die zu dem edelsten Aushub der Menschheit gehören. Wie sie heißen, diese lieben vollherzigen Menschen? Diese Frage kann ich Dir nur erst bei unserm Wiedersehen beantworten. Das Schicksal der Briefe ist heuer, da die Regierungen selbst Eingriffe darein thun zu dürfen glauben, ungewiß. Die unsrigen könnten in Hände fallen, für die sie nicht geschrieben sind; diese könnten sie, da sie einer Reisebeschreibung ähnlich sehen, mir nichts dir nichts und ohne alle Ausmerzung Dessen, was nur für euch und nicht für die Welt geschrieben ist, unter die Presse schieben; und da könnten denn auch diese, uns so werth gewordenen Namen zugleich mit an die große Glocke gehängt werden. Das würde aber den Herzen unserer lieben Prager Freunde wehe thun; denn da sie edle Menschen sind, so sind sie auch bescheidene Menschen, welche nicht zur Schau ausgestellt werden wollen. Also bis zu unserm Wiedersehen, liebe Minna! Da soll Deine Neugier in vollem Maße befriedigt werden.

Möglich, daß unser gutes Geschick uns gerade nur auf solche Menschen stoßen ließ, die zu den besten in Prag gehören mögen! Möglich, sogar wahrscheinlich, daß die größere Menge auch hier, wie überall, aus Mittelgut besteht, aus Menschen, meine ich, die weder gut noch böse sind, oder besser, in welchen Gutes und Böses, wie gewöhnlich, durch einander gemischt ist! Höchstwahrscheinlich endlich, daß es auch hier, wie überall, einen verhältnißmäßigen Ausschuß von bösen Menschen giebt! Aber so ist es denn doch immer merkwürdig, daß

während unsers fünfwöchentlichen Aufenthalts und Herumreisens in Böhmen, uns nicht Einer aufstieß, der uns eine nicht gute Seite zeigte *), ungeachtet unter Allen, mit welchen wir zu thun hatten, auch nicht Einer sich fand, bei dem, vernünftiger Weise, irgend eine Ursache zur Zurückhaltung und Verstellung gegen uns denkbar war. Sollte uns das nicht zu der Meinung berechtigen, daß die Böhmen ein besonders guter Menschenschlag sein, und ungewöhnlich viel Gutmüthigkeit, Sanftmuth, Treuherzigkeit und Redlichkeit besitzen müssen?

Andere, welche dieses Volk länger zu beobachten, und genauer, als wir, kennen zu lernen Gelegenheit hatten, stimmen zwar diesem Urtheile im Ganzen völlig bei, behaupten aber, daß in Ansehung der Gemüthsart sich ein merklicher Unterschied zwischen den Deutschen Böhmen und den Böhmischen Böhmen, d. i. den Slavischen- oder Altböhmen finde. Diesen letzten, die aber nur noch in den untersten Klassen mit den Deutschen Böhmen vermischt sind, geben sie, wie allen Slavischen Völkern, Verschlagenheit und Falschheit bei knechtischer äußerer Demuth Schuld. Wir, unsers Orts, haben keine Gelegenheit gehabt, etwas davon zu bemerken. Wol aber haben wir während unsers Aufenthalts

*) Eduard vergaß bei dieser Stelle, daß wir den berüchtigten Bücherräuber Haas, zwar nicht persönlich, aber doch seinem ehrlosen Gewerbe nach, so wie seine Nebenräuberhöhlen, Buchläden genannt, zu Karlsbad und Prag, kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Dieser schamlose Mann ist aber auch kein Böhme. Seine Haupthöhle, worin er selbst lebt, ist in Wien.

D. Herausg.

in Böhmen einen neuen Beweis erlebt, wie sicher die Regierung auf die Gutmüthigkeit, Geduld und treue Anhänglichkeit aller Böhmen rechnen kann. Indeß bei der allgemeinen unerhörten Theurung der Lebensmittel und der für die ärmern Klassen daraus entstandenen wirklichen Hungersnoth, in verschiedenen andern Ländern, selbst in der Hauptstadt des Kaisers, wo doch die Noth bei weiten nicht so hoch gestiegen war, als hier, der Empörungsgeist sich zu regen begann, und durch Kriegsmacht gedämpft werden mußte, begnügten sich die ausgehungerten Böhmen, im Stillen zu seufzen, im Stillen zu hungern, und weder durch lautes Murren, noch viel weniger durch irgend eine Art von Gewaltthätigkeit sich an der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu vergreifen. Wie wenig bedurfte es bei einem so geduldigen, ruhigen und treugesinnten Volke einer sogenannten geheimen Polizei, bestimmt, das Innere des häuslichen Familienlebens zu belauschen, und Spuren von Untreue und Landesverrätherei auszugattern, wo nichts als Treue, Biedersinn und kindliche Ergebenheit gegen die Regierung gefunden wird.

Die öffentliche Noth hat hier Tugenden entwickelt, wozu es in glücklicheren Zeiten an Veranlassungen gefehlt haben würde; Tugenden, deren Andenken in den Jahrbüchern der Menschheit aufbewahrt zu werden verdient. Man hat die mindere Armuth ihre Brosamen mit der größern Armuth theilen sehen; und selbst viele der Großen und Reichen, welche bei der Noth ihrer gein gern Brüder oft so unempfindlich zu bleiben pflegen, haben Beweise von Wohlthätigkeit gegeben, die bei Einigen bis zu wirklichen Aufopferungen gingen. Besonders haben sich zwei der Edelsten dieses Landes dabei ausgezeichnet, deren ehrwürdige Namen nicht bloß Dir,

sondern auch der Menschheit genannt zu werden verdienen. Der Eine ist der hiesige Erzbischof, Fürst von Salm, der Andere der edle Graf Rottenhan, der als kaiserlicher Minister an der Spitze der Gerechtigkeitspflege steht. Sobald die öffentliche Noth begann, setzte der Erste seine Tafel und seine ganze Hofhaltung zu der Beschränktheit einer sehr einfachen bürgerlichen Haushaltung herab, um das dadurch Ersparte den Nothleidenden zufließen zu lassen. Statt der 20 — 30 Schüsseln kostbarer Speisen, womit seine Tafel sonst besetzt zu werden pflegte, befahl er, ihm nicht mehr als höchstens vier, aus Hausmannskost bestehende Gerichte aufzutragen. Alle Feste und Prachtgastmahle hörten auf. Er hatte für seinen Neffen einen Palast zu erbauen angefangen, der bis zur Hälfte schon emporgestiegen war, und dessen Vollendung ihm am Herzen lag. Diesen Bau, seine Puppe, ließ er abbestellen, und bis auf bessere Zeiten verschieben. Man will wissen, daß er um Weihnachten aus die Kardinalswürde erhalten habe; weil aber die Bekanntmachung dieser seiner Erhebung mit kostbaren Festlichkeiten und mit andern großen Ausgaben verbunden gewesen wären, so legte er die ihm darüber zugekommene Urkunde auf die Seite, und verheimlichte das ihm darin zuerkannte Recht auf höhere Ehrenbezeigungen. Dagegen ließ er und läßt noch heute tagtäglich hundert hungrige Arme in seinem Palaste speisen, und unter Andere Tag für Tag eine gar große Menge Brot und andere Lebensmittel vertheilen. Welch ein schönes Beispiel, von einem Manne gegeben, dessen Stande man sonst so wenig Gemeinsinn und so wenig Theilnahme an öffentlichen Drangsalen zuzutrauen pflegt!

Der Graf Rottenhan sah, nach beendigter vor-

jähriger Ernte, kaum voraus, was für jeden aufmerksamen Beobachter so leicht vorauszusehen war, daß eine fürchterliche Theurung eintreten werde, als er auf allen seinen Herrschaften und weitläufigen Besitzungen den gemessenen Befehl gab, keine Handvoll Getreide zu verkaufen, sondern Alles zunächst für seine Unterthanen aufzuschütten; wobei er ein für allemahl festsetzte, daß diesen, wie hoch die Kornpreise auch immer steigen würden, der Strich *) nie höher als zu 12 Gulden oder 6 Rthlr. verkauft werden solle. Dieser Befehl ist nun auch bis heute pünktlich befolgt worden, ungeachtet der gewöhnliche Preis für den Strich bisher 50 Gulden und darüber war. Aber damit lange noch nicht zufrieden, ließ er mehre hundert Zentner Reiß verschreiben, und sowol diesen, als auch eine Menge Korn und Brot unter seine ärmeren Unterthanen unentgeltlich vertheilen, womit bis heute noch immer fortgefahren wird. Gott segne den hochherzigen Mann! und möge sein schönes Beispiel recht Viele zur Nachfolge reizen!

Andere Große und Reiche in Böhmen haben sich eben so thätig bewiesen, der allgemeinen Noth durch reichliche Spenden zu steuern. Ueberhaupt scheint auch hier, wie in andern katholischen Ländern, die Mildthätigkeit gegen Arme zu den allgemeinsten und geübtesten Tugenden zu gehören. Und doch — welch ein seltsamer Widerspruch! — kann man schwerlich an irgend einem andern Orte mehr Arme oder vielmehr eigentliche Bettler von Handwerk sehen, als gerade hier. Alle Straßen, alle öffentlichen Plätze und besonders alle Zu-

---

*) Das hiesige Getreidemaß, welches beinahe zwei Berliner Scheffel enthält.

gänge zu den Kirchen sind damit angefüllt. Der Anblick so vieler zerlumpten und elenden Menschen, die gegen die vielen Prachtgebäude, vor welchen sie die Vorübergehenden anfallen, einen so grellen und widerwärtigen Abstich machen, erregt bei Jedem, der an solches Unwesen noch nicht gewöhnt ist, Grausen und Entsetzen. Woher dieser auffallende Widerspruch gegen die anerkannte Mildthätigkeit der Bewohner dieser Stadt? Großvater glaubt, ihn zwei Ursachen zuschreiben zu müssen: dem gemeinen katholischen Kirchenglauben und dem Mangel einer guten Armenanstalt. »Jenem Kirchenglauben zu Folge,« sagt er, »gilt das Almosengeben, wozu auch das Beschenken der Kirchen, der Klöster und der Geistlichen gerechnet zu werden pflegt, für die erste und verdienstlichste aller kristlichen Tugenden, und wird, als sölche, den Gläubigen am meisten und am stärksten eingeschärft. Natürlich will daher Jeder, auch wenn er nach andern Tugenden, die, seiner Meinung nach minder renten, nicht sehr lüstern ist, doch wenigstens von dieser Haupttugend etwas erwerben, um der dafür verheißenen überwiegenden Belohnungen in diesem und jenem Leben mit theilhaftig zu werden. Wo aber viele Hände zum Geben ausgestreckt werden, da strecken sich auch viele zum Nehmen aus. Man findet es so bequem, ohne Mühe und Arbeit, von der Frömmigkeit Anderer zu leben! Natürlich muß also in Ländern, wo dieser Glaube herrschend ist, wo unvernünftige oder habsüchtige Pfaffen wol noch obenein den Unverstand oder die Arglist haben, die Armuth als etwas Verdienstliches, die Wohlhabenheit hingegen als etwas Gefährliches, wo nicht gar als etwas Sündliches, zu schildern, die Zahl der muthwilligen Bettler wachsen, die Zahl der fleißigen und erwerbsamen Menschen hingegen

verhältnißmäßig abnehmen. An solchen Orten und in solchen Ländern fühlt man denn auch weder die Nothwendigkeit, noch den Nutzen und das Wohlthätige guter Armenanstalten, wodurch die Straßenbettelei gehindert werden kann; und wollte die Obrigkeit dennoch dem Unwesen der Bettelei ein Ende zu machen versuchen, so würde es vermuthlich nicht an Frömmlern fehlen, die ihr das, als einen Eingriff in das göttliche Recht der Bettelei, übelnehmen und ihr entgegenarbeiten würden.

Man muß indeß gestehen, daß die große Zahl der Aufgeklärten und Gutdenkenden, welche Prags Ringmauer einschließt, das Bedürfniß einer bessern Armenpflege schon lange stark und lebhaft empfunden hat, und von Herzen bereit sein würde, der Obrigkeit die Hand dazu zu bieten; allein die Obrigkeit selbst scheint bisher geglaubt zu haben, daß die rechte Zeit dazu noch nicht gekommen sei. Vielleicht will sie, daß das Uebel erst den höchsten Grad der Abscheulichkeit erreichen soll, um sich einer größern und allgemeinern Bereitwilligkeit zur Mithülfe auf Seiten der Einwohner Prags zu versichern. Ist dieses wirklich ihr Zweck, so darf man hoffen, daß er nunmehr nächstens werde erreicht werden. Denn höher kann das Unwesen der Straßenbettelei, und zugleich der laute Unwille, den alle Gutgesinnte darüber äußern, hier schwerlich steigen. Noch vor kurzen soll, wie glaubwürdige Leute uns erzählen, eine Gesellschaft von begüterten Großen, durch angestellte Ritterspiele, eine Summe von 30,000 Gulden zusammengebracht, und als eine Beihülfe zur Verbesserung des Armenwesens eingesandt haben, mit dem Versprechen: daß man mehr zu thun bereit sei, sobald zu jener allgemein gewünschten Verbesserung ernstlich ge-

schritten werde. Allein man hat nicht erfahren, daß irgend eine heilsame Verbesserung die Folge davon gewesen.

Das ist nun aber um so viel auffallender und betrübter, weil der schöne Gemeinsinn, der vielen Böhmen so vorzüglich eigen zu sein scheint, durch Vorgänge solcher Art leicht geschwächt und in seinen Wirkungen gehemmt werden könnte. Von diesem Gemeinsinne, von diesem regen Triebe, etwas für Vaterland und Vaterstadt zu thun, hat unter andern der bekannte Freiherr von Wimmer seit einigen Jahren hier ein sehr glänzendes Beispiel gegeben. Auf der Südseite von Prag lag eine weite Strecke eines sehr unfruchtbaren und größtentheils unbebauten Bodens, die der sonst so schönen Gegend zur Unzierde und der Stadt zum Vorwurfe gereichte. Herr von Wimmer kaufte alle diese Steppen an sich, und bestimmte sie zu öffentlichen Anlagen für seine Mitbürger, welchen es auf dieser Seite der Stadt an Ergehungsplätzen bisher gänzlich fehlte. Das war aber kein leichtes Unternehmen, weil ein zu Anpflanzungen brauchbarer Boden erst geschaffen werden mußte. Herr von W. nahm zu diesem Behuf Alles, was in und außerhalb der Stadt viele Meilen weit an Dungmitteln und fruchtbarer Erde zu haben war, in Beschlag, und ließ es mit unermeßlichen Kosten zu Wasser und zu Lande herbeifahren. Damit wurde der unfruchtbare Boden Schuh hoch überzogen; und wo Bäume stehen sollten, wurden weite und tiefe Löcher ausgegraben, die denn wieder mit Dung und fruchtbarer Erde angefüllt werden mußten. Bis dahin war die Gegend um Prag noch ziemlich arm an guten Obstarten gewesen. Um diesem Mangel abzuhelfen, ließ Herr von W. viele tausend Stück der edelsten Ar-

ten aus Frankreich und andern Ländern, nebst einigen hundert tausend Weinstöcken aus Burgund kommen, um mit diesen letzten die in seinen Steppen liegenden kahlen Hügel in Weinberge zu verwandeln. Dies Alles wurde nun mit einem beispiellosen Eifer und mit einem ungeheuren Kostenaufwande betrieben; und so entstanden innerhalb einiger Jahre unermeßliche Treibereien für die feinsten Obstarten, weite herrliche Obstpflanzungen im Freien, schöne Kunststraßen mit Schattenbäumen bepflanzt, ein besonderer Lustgarten, dem öffentlichen Vergnügen gewidmet, eine Meierei zum Behuf einer Herde des schönsten Rindviehes, aus der Schweiz und aus Tirol verschrieben, und lustige Weinberge, die ein Gewächs zu liefern angefangen haben, welches an Geschmack und Geist sich dem Burgundischen nähert, und eine Veredelung aller Böhmischen Weinarten verheißt. Alle diese Anlagen stehen nun Jedermann zu jeder Zeit offen, und ihr Schöpfer geht in seiner edlen Großmuth gar so weit, daß er seinen Gärtnern mehrmahls ernstlich untersagt hat, Bemerkung davon zu nehmen, wenn etwa einige der Lustwandelnden der Versuchung, Obst abzubrechen, nicht sollten widerstehen können. Du wirst gestehen, daß das Alles von einem Gemeinsinne zeiget, wie er in unsern selbsüchtigen Zeiten höchstselten gefunden wird!

Eine andere bürgerliche Tugend, die in Ländern, wo der Zwangglaube herrscht, so selten zu gedeihen pflegt, die Duldsamkeit in Glaubenssachen, haben wir hier gleichfalls in schönster Blüte zu sehen die Freude gehabt; eine Frucht der herrlichen Aussaat von menschenthümlichen Gesinnungen, die der unsterbliche Joseph mit rastlosem Feuereifer auszustreuen beflissen war. Vergebens haben arglistige Priester und von die-

sen geleitete schwachköpfige Staatskünstler, die das alte Reich der Dummheit, des Aberglaubens und der verdammlichen Glaubenswut nur gar zu gern wiederherstellen möchten, nach Josephs Tode, die schöne Saat zu zertreten und die Keime derselben auf jede ihnen mögliche Weise zu zernichten gesucht; es ist ihnen, Gottlob! bei der großen Mehrheit der Aufgeklärten in allen Ständen damit bis heute noch nicht gelungen. Unter des genannten Kaisers milder und lichtvoller Regierung hat sich ein Geschlecht von helldenkenden, durch alle Stände verbreiteten Menschen gebildet, in deren sicherem Busen jene reine Aussaat, trotz allen Bemühungen der Verdüsterer, Unkraut mit vollen Händen darein zu streuen, sich zu erhalten, zu keimen, aufzuschießen und liebliche Früchte der Menschheit zu tragen fortfährt. Dieses neue Geschlecht wohlgebildeter Menschen weiß von keinem Unterschiede der Glaubenszünfte mehr; es ehrt und liebt Jeden nach dem Grade seiner Aufklärung und Sittlichkeit, und nicht nach dem Maße seines Kirchen- oder Zunftglaubens. Man sei hier, wer man wolle, Gemeingläubiger, Freigläubiger, Krist, Türke oder Jude; ist man nur ein braver Mensch, so kann man der Achtung und des Wohlwollens jener aufgeklärteren Böhmen in allen Ständen, selbst bei einem nicht geringen Theile der unter Josephs weiser Regierung besser gebildeten Priesterschaft, gewiß sein. Großvater erlebte hievon vergangenes Jahr in Karlsbad ein ihm eben so unerwartetes, als erfreuliches, Beispiel. Es starb nämlich eine Freigläubige, die Mutter eines dortigen Arztes, und ihr Leichnam wurde, gleich dem einer Gemeingläubigen, mit allen den Feiergebräuchen zur Erde bestattet, wodurch man sonst nur die echten Kinder der herrschenden Kirche zu ehren pflegte. Die

ganze Geistlichkeit begleitete in feierlicher Amtskleidung den Zug, und verrichtete in dem Sterbehause sowol, als in der Kirche und auf dem Kirchhofe, alle Gebete und Gebräuche, welche die Kirche für solche Gelegenheiten vorgeschrieben hat.

Wie stach dagegen das schändliche Beispiel von glaubenswütiger Unduldsamkeit ab, welches einige Jahre früher an eben diesem Orte die Juden — also gerade diejenigen, die unter allen Menschen am meisten wünschen müßten, größere Duldsamkeit auf Erden verbreitet zu sehen — an einem ihrer Glaubensbrüder bewiesen? Der jüdische Arzt Block, berühmt durch seine Verdienste um die Naturgeschichte, starb zu Karlsbad am Schlage. Da dieser gelehrte Mann, nach Art der Berliner aufgeklärten Juden, sich von dem Zwange der, in sittlicher Hinsicht völlig werthlosen jüdischen Gebräuche schon lange freigesprochen hatte, so trug er auch zu Karlsbad kein Bedenken, sich aus einer kristlichen Küche speisen zu lassen. Seine stockdummen und unduldsamen Glaubensgenossen, darüber erbittert, hatten nun kaum sein plötzliches Hinscheiden in Erfahrung gebracht, als sie, 40 bis 50 an der Zahl, nach dem Hause des Gestorbenen rannten, unter lautem Geschrei und wütigen Lärmen hineindrangen, der Leiche die Bekleidung abrissen, ihr Schläge und Stöße versetzten, sie anspuckten und auf jede andere pöbelhafte Weise beschimpften und mißhandelten. Vergebens flehete die tiefgebeugte Witwe, unter einer Flut von Thränen, sie um Gottes Barmherzigkeit willen an, ihrer und ihrer Kinder zu schonen, und durch ein so unmenschliches Betragen sie nicht vollends in Verzweiflung zu stürzen. Sie fuhren fort, zu wüten, warfen die meist entblößte Leiche, wie ein verächtliches Aas, auf einen Mistwa-

wagen, und führten sie so, immer lärmend und fluchend, nach ihrem Begräbnißplatze ab, wo sie dieselbe an einem schimpflichen Orte, unter fortwährenden Mißhandlungen, einscharrten. Der Witwe drangen sie hierauf, unter Androhung ähnlicher Mißhandlungen, für dieses entehrende Begräbniß eine Summe von funfzig Dukaten ab!

Wir würden diesen scheußlichen Vorgang für eine grobe Erdichtung halten, wenn er uns nicht von glaubwürdigen Personen, welche Augenzeugen davon gewesen waren, wörtlich so erzählt worden wäre. Großvater, der von jeher ein eifriger Vertheidiger der Juden war, und keine Gelegenheit vorbeiließ, größere Duldsamkeit und Menschlichkeit gegen dieses von aller Welt verstoßene und bedrängte Volk zu predigen, gerieth beim Anhören dieser Geschichte in sichtbare Verlegenheit. Er schob zwar Alles auf die unmenschliche Härte, womit wir Kristen selbst dieses bedrückte Volk zu behandeln, und es dadurch feig, niederträchtig, gefühllos, boshaft, ehrlos und viehisch zu machen uns erlaubten; aber da man ihm hierauf auseinander setzte, was der große, menschenfreundliche Joseph Alles gethan habe, um dieses so tief gesunkene Volk, wenigstens in seinen Staaten, zu heben und zu vermenschlichen; wie er ihnen erlaubt habe, nicht bloß Handwerke zu lernen und zünftig zu werden, sondern auch Landeigenthum zu erwerben und sich des Ackerbaues zu befleißigen; wie er, um ihren Ehrgeiz und ihren Muth zu wecken, ihre junge Mannschaft in die Kriegsrollen habe einschreiben lassen; wie er sie eingeladen habe, sich der kristlichen Schulen für ihre Kinder zu bedienen; wie er Denen, die demnächst durch erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeiten sich auszeichnen würden, versprochen habe, daß sie

zu Schullehrern und Hochlehrern oder Professoren angestellt werden sollten *); und wie das Alles bei diesem, nur zum Schachern, Wuchern und Gaunern aufgelegten Volke ohne alle Wirkung geblieben sei: schien er anfangs gar nicht zu wissen, was er dazu sagen sollte. Er wußte es aber doch, und kehrte bald mit einem tiefen Seufzer zu der Behauptung zurück: dazu haben wir dies unglückliche Volk gemacht, und wundern uns nun, es so zu finden! wundern uns mächtig, daß entmenschte Menschen, die achtzehn Jahrhunderte hindurch in dem Zustande der Verworfenheit, wie unreines Vieh, an dessen Vertilgung gearbeitet wird, gehalten wurden, nun nicht gleich auf die erste Einladung, zur Menschlichkeit zurückzukehren, sich bereitwillig zeigen, ihren längstgewohnten Koth sofort zu verlassen, und sich zu höheren Standpunkten in der menschlichen Gesellschaft aufzuschwingen. Es würde vielmehr, umgekehrt, das allergrößte Wunder gewesen sein, wenn das Gegentheil sich ereignet hätte. Was man in einer Reihe von 1800 Jahren angenommen hat, schüttelt sich nicht in Einem Tage oder Jahre ab; und der Ueber-

---

*) Es wurde ihnen sogar zur Pflicht gemacht, ihre jüdischen Namen gegen selbstgewählte kristliche zu vertauschen, um auch dadurch den Einsturz der zwischen Kristen und Juden aufgeführten menschenfeindlichen Scheidewand befördern zu helfen. Zwei der schmutzigsten hiesigen Schacherjuden hatten damahls den schelmischen Einfall, sich gerade die beiden berühmtesten Namen des Jahrhunderts beizulegen. Der Eine nannte sich Voltaire, der Andere Hans Jakob Rousseau. Beide leben noch; aber Beide sind nach dieser Umtaufe geblieben, was sie vorher waren. Den letzten haben wir persönlich kennen zu lernen das Vergnügen gehabt.

gang von Niedertracht zum Edelsinn ist bei weiten nicht so leicht und nicht so schnell gemacht, als man bei jenen Vorwürfen irriger Weise vorauszusetzen scheint. Alles Gute, wie in der Natur, so in der Sittenwelt, will Zeit zum Keimen, zum Wachsen und zum Reifen haben. Man gönne auch der dem Judenthume gewünschten Verbesserung ihre Zeit; man werde nur auch hier nicht müde zu ackern, zu säen, zu pflanzen, zu begießen und zu reinigen; man rechne dabei wenig auf das in seinen alten Formen bereits ausgetrocknete und steifgewordene Geschlecht der Erwachsenen, desto mehr aber auf die wächserne Bildsamkeit der Jugend, und sorge dafür, selbst durch Staatsgewalt, wo es anders nicht geschehen kann, daß diese junge Anzucht, dem jüdischen Verderben entrissen, zu verständigern, bessern und edleren Menschen ausgebildet werden möge. So wie die Juden im Ganzen jetzt noch sind, und nothwendig sein und bleiben müssen, so lange zu ihrer Entjudung nicht ernstlicher und durch größere Maßregeln geschritten wird, sind sie für jeden Staat, der sie in großer Anzahl duldet, ein wahrer Krebsschaden, der an seinen besten Lebenskräften nagt, indem sie den das Land bereichernden Handel ganz unfehlbar in aussaugende Wucherei verwandeln. Das lehrt, unter vielen andern Beispielen, auch das des verarmten Böhmens zu laut und zu unwidersprechlich, als daß man es länger noch bezweifeln könnte. Man sei doch also endlich einmahl folgerecht, und schicke entweder alle Juden, ohne Ausnahme, nach Neuholland, um sie dort sich unter einander nach Belieben bewuchern, begaunern und verschlingen zu lassen, oder man treffe doch endlich einmahl ernstlichere Anstalten, ihren Kindern, auch wider Willen der Alten, eine menschlichere Erziehung zu verschaf-

fen! Die mittlere Maßregel zwischen diesen beiden äußersten, diejenige, welche man in allen kristlichen Staaten gegen dieses geächtete Volk mehr oder weniger bis dahin angenommen und befolgt hat, ist gerade die grausamste und gemeinverderblichste von allen.

Was meinst Du, liebe Minna, sollte Großvater Unrecht darin haben? Mir will's scheinen, daß die Wahrheit auf seiner Seite sei.

Handel, Gewerbe und Kunstfleiß blühen hier und in ganz Böhmen nicht vorzüglich. Die Werkstätte der hiesigen Goldarbeiter, welche ihrer Kunstgeschicklichkeit wegen berühmt sind, und eine Zichorienbrennerei ausgenommen, die ein Landsmann von uns, Herr Delorme, angelegt hatte, weiß ich Dir kein, durch Umfang und Trefflichkeit sich auszeichnendes, Gewerkhaus hier zu nennen. Das ist um so viel befremdlicher, da es den Böhmen weder an Arbeitsamkeit und an Lust und Fähigkeit zum Kunstfleiße, noch ihrem Lande an Erzeugnissen fehlt, die sich vielfältig verarbeiten und veredeln ließen. Woher, fragte ich mehr als einen verständigen Mann, diese befremdliche Erscheinung? und erhielt auch darauf die Antwort: woher anders, als von den Juden! Und wie denn das? fragte ich weiter; und man antwortete: die Juden haben das Geld des Landes in ihre Säckel zu spielen gewußt, aber sie besitzen keinen Kunstfleiß, sie besitzen nicht einmahl Neigung und Fähigkeit zum großen Handel, destomehr aber zum Geldwucher und zur kleinlichen Schacherei. Den Kristen hingegen, welche Lust und Fähigkeiten zum Kunstfleiße haben, fehlt es durchgängig an dem zu großen Unternehmungen erfoderlichen Gelde. Wollen sie Summen dazu aufnehmen, so kann es nur bei Juden geschehen; und diese sind gewohnt, dem Wuchergesetze, welches sie

zu umgehen wissen, zu Trotz, ihr Geld nicht anders, als zu 20 von hundert, selbst auf sicheres Unterpfand, auszuleihen. Dabei aber kann kein Unternehmer bestehen; daher auch keine beträchtliche Gewerkhäuser für uns! — Ich lasse die Wahrheit dieser Erklärung, da ich, sie zu untersuchen, keine Gelegenheit habe, auf sich selbst beruhen.

Großvater erinnert mich, daß es Zeit ist, diesen langen Brief zu schließen, weil wir noch unser Gepäck in Ordnung bringen müssen. Morgen geht's weiter. Wohin? Zunächst nach Leitmeritz. Dort werden wir uns einschiffen, um die schöne zweitägige Elbfahrt bis Pirna zu machen, wovon uns Großvater voriges Jahr schon so viel Herrliches erzählte. Arme Minna! Warum kannst Du das neue Vergnügen, welches uns bevorsteht, nicht mit uns theilen? Wie gern träte ich Dir die eine Hälfte davon ab, wenn ich die andere mit Dir zugleich genießen könnte! Uebermorgen um diese Zeit fließen wir vielleicht schon dahin. — Hurrah!

Sechzehnter Brief.

Großvater an Mutter Lotte.

Auf der Rhede von Leitmeritz, am Bord der drei Knaben, den 8. August 1805.

Nachdem wir, liebe Mutter Lotte, uns zu Lande genug versucht haben, wollen wir es nunmehr auch einmahl mit dem Wasser aufnehmen. Seit 5 Minuten befinden wir uns hier auf der Rhede von Leitmeritz,

hart neben der hohen und langen steinernen Brücke, welche die beiden Elbufer verbindet, am Bord des obgenannten Fahrzeuges, einer von unsern Freunden für uns ausgerüsteten Schaluppe, die sie nach uns Dreien haben benennen, und mir, dem ältesten der drei Knaben, den Oberbefehl darüber mit unbeschränkten Vollmachten anvertrauen wollen; so daß es nun ganz von mir abhängt, meinen Lauf, wohin ich will, zu richten, und nach jedesmahligem Gutfinden entweder anzuhalten und vor Anker zu gehen, oder unter Segel zu bleiben.

Unsere Fahrt soll eine Entdeckungsreise werden. Wir sind nämlich entschlossen, so weit es gehen will, schnurgerade gegen den Nordpol hin zu segeln, um zuvörderst auszumachen, ob die Erde daselbst, wie verlauten will, wirklich eingedrückt gleich einer Pomeranze, oder spitzrund wie das dünne Ende eines Hühner- oder Enten-Eies sei. Dann wollen wir links und rechts alles Fleißes in das Weite hinausschauen — wir haben zu diesem Behuf Jeder einen Taschengucker beigesteckt — ob es uns vielleicht gelingen wolle, die so lange umsonst gesuchte nordöstliche oder nordwestliche Durchfahrt endlich auszufinden. Unsere Mannschaft ist voll Muth und Entschlossenheit, das Schiff mit jedem zu einer solchen Reise erfoderlichen Bedarf reichlich ausgerüstet, der Wind vollkommen günstig, das Wetter vortrefflich. Das Alles läßt auf große Erfolge hoffen.

Da unser Lothse noch auf sich warten läßt, so schwatzen wir nun, denke ich, um nicht ganz müßig zu bleiben, unterdeß ein Wörtchen über unsere letzte kleine Reise von Prag bis zu dieser Rhede. Du weißt, liebe Mutter Lotte, daß es mir nicht gegeben ist, dem Geschäfte des süßen Garnichtsthuns auch nur Minu-

ten lang obzuliegen, ohne mich dadurch vernichtet zu fühlen.

Unsere Abreise von Prag war wehmüthig-angenehm; jenes, weil wir die meisten unserer lieben Prager Freunde dahintenlassen mußten; dieses, weil ein Theil derselben uns 3—4 Meilen weit bis zu einer gräflich Chotekschen Herrschaft begleiten wollte, wo ein schöner großer Garten ist, die Insel genannt, indem er auf der einen Seite von der vorbeifließenden Moldau, auf der andern von einem Arme derselben eingeschlossen wird. Wir müssen diesem weiten und schönen Garten das Zeugniß geben, daß er sehr gut ist; nur Schade, daß er an dem zu Schönhof einen gar zu bösen Landsmann hat, der ihn schier verdunkelt. Es wäre ihm zu rathen, noch zehn Meilen weiter von ihm wegzurücken. Einen bösen Nachbar zu haben, ist eins der schlimmsten Dinge, die uns hienieden begegnen können.

Wir brachen daselbst, unter wehmüthig-dankbaren Empfindungen, zum letzten Mahl das Brot mit dem Ueberreste unserer lieben Prager Freunde. Da es aber endlich zur bittern Trennung kommen sollte, fand es sich, zu meinem nicht geringen Befremden, daß diese, sonst so treuherzigen und redlichen Menschen, von deren Biedersinn ich bis auf diesen Augenblick so vollkommen überzeugt gewesen war, daß ich meine Seele und Seligkeit in ihre treuen Hände zu legen kein Bedenken getragen haben würde, sich dennoch erlaubt hatten, mich — kannst Du es glauben, Mutter Lotte? — auf eine recht hinterlistige und hämische Weise zu täuschen und zu hintergehen. Da ich mich nämlich in Prag bei ihnen erkundigte, ob ich denn auch hier auf diesem Landsitze frische Postpferde, oder, in Ermangelung derselben, Miethpferde würde bekommen können, hieß es: aller-

dings! und sie selbst würden das Nöthige deßhalb schon besorgen. Das sagten sie mit einer so ehrlichen Miene, daß es mir selbst im Traume nicht einfallen konnte, die Wahrheit dieser Versicherung auch nur ganz leise zu bezweifeln. Und doch war's — es thut mir weh, indem ich's niederschreiben muß — geradezu erflunkert. Es waren hier — und das hatten sie recht gut gewußt — weder Post-, noch Miethpferde zu haben. Die einzigen, die zu haben waren, und die ich nun, durch ihre Treulosigkeit gezwungen, nothwendig annehmen mußte, waren — die ihrigen. Die, womit ich hierhergekommen war, hatten sie ingeheim schon für sich in Beschlag genommen, um sich derselben zu ihrer Rückfahrt zu bedienen. Ich fühlte mich durch diese Ueberlistung so betroffen, daß ich beim letzten Umarmen der Falschen fast kein Wort hervorbringen konnte, und mit überfließenden Augen in den Wagen sprang. Gott vergebe den lieben bösen Menschen ihre Arglist; lasse sie doch aber auch, damit sie ihr Unrecht gehörig erkennen und bereuen mögen, überall, wohin sie kommen, Leute finden, die ihnen eben so mitspielen, wie sie uns mitgespielt haben!

Wir fuhren nun mit den uns angelisteten Pferden nach Doran, einer bis dahin dem Freiherrn von Wimmer gehörigen großen Herrschaft, die er aber gerade an dem Tage unsers Hierseins für 800,000 Gulden verkaufen ließ; weil er zum Behuf des bevorstehenden Krieges abermahls die Verpflegung des ganzen Oestreichischen Heeres übernommen hat; ein Geschäft, wozu in den gesammten Staaten des Kaisers schwerlich noch ein Zweiter sich so in jeder Hinsicht eignen mag, als er, weil schwerlich außer ihm noch irgend Jemand anders so großen Reichthum, so viele Verbindungen mit

thätigen und sachkundigen Menschen, so viele eigene Kenntnisse aller Hülfsquellen und eine so gewaltige Thätigkeit mit so vieler Bravheit verbindet. Dieser merkwürdige, dem Oestreichischen Staate jetzt schier unentbehrliche Mann fing seine Laufbahn mit der Uebernahme des zur Erbauung der Festung Theresienstadt erfoderlichen Fuhrwerks an. Weil aber sein geringes Vermögen nur in 20—30,000 Gulden bestand, so fühlte er sich, da er kaum erst angefangen hatte, sich des übernommenen Geschäfts zu entledigen, schon so erschöpft, daß sein Umsturz unvermeidlich gewesen wäre, hätte nicht Kaiser Josephs Adlerblick einen eben so braven als thätigen Mann in ihm bemerkt, an dessen Erhaltung dem Staate gelegen wäre. Dieser richtigen Bemerkung zufolge, ließ er ihm nicht nur die Staatskassen zu Vorschüssen öffnen, sondern übertrug ihm auch nach und nach, da der Mann sich seines Vertrauens immer würdiger zeigte, das gesammte Bauwesen beider neuanzulegenden Festungen, Theresienstadt und Josephsstadt, sammt allen dazu gehörigen Lieferungen. Ein ungeheures Unternehmen für einen Mann von so geringen eigenen Hülfsmitteln! Von Wimmer führte es zur vollkommenen Zufriedenheit seines Fürsten glücklich aus, und erwarb dabei, auf dem Wege des Rechts, ein so großes Vermögen, daß er in dem bald darauf eintretenden Türkenkriege, und späterhin in dem langen und blutigen Franzosenkriege die Verpflegung aller Oestreichischen Heere übernehmen konnte.

Alles, was wir, sowol in Prag, als auch besonders hier zu Doran, von diesem merkwürdigen Manne hörten, und was ich schon vergangenes Jahr, da ich ihn persönlich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, in seinem ganzen offenen und geraden Wesen ausgedruckt

fand, erwarb ihm unsere große Hochachtung. Von dem edeln Gemeinsinne, womit er Prag verschönerte, hat euch, denke ich, einer meiner Gefährten schon erzählt. Freigebigkeit und Großmuth treibt er, oft selbst gegen Unwürdige, bis zur Verschwendung; und das ist die einzige Klage, welche seine Geschäfts- und Rechnungsführer einstimmig gegen ihn erheben. Was er aber insonderheit seinen Unterthanen auf allen seinen weitläufigen Gutsbesitzungen bisher gewesen sein muß, das kann man jetzt, beim Verkauf von Doran, in den verweinten Augen der lautjammernden Bewohner dieser Herrschaft lesen. Ueberhaupt muß man bekennen, daß die Böhmischen Bauern, besonders auf solchen Gütern, die, bei Aufhebung der Klöster, der Glaubenskasse (Religionsfonds genannt) zufielen und für diese verkauft wurden, jetzt zu den begünstigtesten gehören, die es geben mag. Kaiser Joseph fing nämlich bei der Einziehung dieser Güter und bevor er sie verkaufte, damit an, die von der Leibeigenschaft durch ihn befreiten Bauern auch der lästigen und gemeinschädlichen Herrendienste gegen ein sehr unbedeutendes Abkaufungsgeld zu überheben, indem er verordnete, daß für einen Handdienstag nicht mehr als 6 Kreuzer (ungefähr 15 Pfennig), und für einen Spanndienstag nicht mehr als 30 Kreuzer (6 ggr.) erlegt werden sollten. Dabei lud er alle Gutsbesitzer ein, diesem von ihm gegebenen Beispiele zu folgen; und zu meiner Freude, wie zu ihrem Ruhme, kann ich hinzufügen, daß die allermeisten sich sogleich bereitwillig dazu finden ließen. Ueberhaupt bemerkt man jetzt unter den Adeligen dieses Landes einen Geist der Menschlichkeit und der Milde gegen ihre Unterthanen, der manchen andern in andern Ländern zum Muster aufgestellt zu werden verdiente.

Der liebe Name unserer Prager Freunde hat sich zu Doran in den weitern unserer lieben Böhmischen Freunde ausgedehnt. Wir fanden hier nämlich alle die Herzlichkeit und Liebe wieder, die wir in Prag zurückgelassen hatten; und erst am dritten Tage wollte es uns gelingen, uns aus den festen Banden einer überschwänklichen Gastfreundlichkeit, womit man uns umstrickt hatte, wieder loszuwickeln, um unsere Reise über Theresienstadt bis hierher fortzusetzen.

Diese neue Festung scheint, so weit das ungelehrte Auge eines friedliebenden Laien es zu beurtheilen vermag, von unbezwinglicher Haltbarkeit zu sein. Sie ist, unweit Leitmeritz, nach allen Regeln der neuern Befestigungskunst, zwischen zwei Armen der Eger und in der Nähe der Elbe, ganz von Backsteinen auf einem so niedrigen Grunde erbaut, daß sie, sobald es erfodert wird, rings umher leicht unter Wasser gesetzt werden kann. Gnade Gott den armen Preußen, die sie einmahl erobern sollen! Sie werden ein schweres Stück Arbeit zu bestehen haben.

Wir wunderten uns nicht wenig, die Eger, die wir kürzlich noch bei Karlsbad als ein so kleines und bescheidenes Flüßchen gekannt hatten, daß wir ganz vertraulich und ohne daß sie es im Mindesten übelnahm, durch sie hinfahren konnten, hier auf einmahl sich so breit und tief machen zu sehen, als wenn sie einer der Hauptströme Deutschlands wäre. Aber Hochmuth kommt vor dem Falle. Fünfhundert Schritte weiter hin wird sie schon von der Elbe verschluckt, die kurz zuvor mit der sich gleichfalls ihr andrängenden Moldau schon eben so verfahren ist. Du siehst, liebe Mutter Lotte, daß man sich nicht breit machen und sich den Großen nicht

andrängen soll, wenn man nicht zu Falle kommen und nicht verschluckt sein will!

Leitmeritz guckt von der stolzen Anhöhe, auf der es sich erhebt, auf den herrlichen Elbstrom hinab, der zu seinen Füßen majestätisch vorbeiflutet, und über denselben hin, ich weiß nicht, gegen wie viele von jenen merkwürdigen Spitzbergen, von welchen Karl euch geschrieben hat, die, gleich Unteroffizieren, aus den Kettenreihen des Erzgebirges in die Ebene hervorgetreten sind, und einzeln dastehen, als wenn sie die übrigen anführen sollten. Einige große und schöne Gebäude, z. B. der bischöfliche Palast und ein ehemahliges Kloster, gereichen — aber in diesem Augenblicke steigt endlich der Lothse an Bord! Man lichtet die Anker; die Segel werden gehißt; schon schwellt ein sanftes Südlüftchen sie an. Gehabe Dich wohl, Leitmeritz! Wir schwimmen von dannen; und ich — lege, wie es sich gebührt, nunmehr mein Tagebuch an.

Um die wahre Zeit unserer Abfahrt sternkundig zu bestimmen, stellten wir zuvörderst eine Beobachtung an der unbedeckten Sonne an. Der Nürnbergische messingene Sonnenring, dessen wir uns dazu bedienten, zeigte 9 Uhr, 14 Minuten, 2 Sekunden Vormittags. Merke Dir, liebe Mutter Lotte, diese Zahlen; so wirst Du am Ende unserer merkwürdigen Entdeckungsreise genau berechnen können, nicht bloß wie viele Tage, sondern auch wie viele Stunden, Minuten und Sekunden wir, nach Weltumsegler Art, darauf werden verloren haben.

Wir haben in diesem Augenblick gen Westen und Südwesten ein ganzes Dutzend der obgedachten Kegelberge im Gesicht, die dieser Gegend ein ganz eigenes Ansehen geben. Oestlich und nordöstlich dehnen sich, von Leitmeritz her, minder hohe und längliche Weinberge uns zur Seite aus. Die weite Wasserfläche, auf der wir, durch Hülfe einer sanften Strömung und des leichten Südlüftchens, welches uns kaum merklich von hinten anfächelt, still und lieblich dahingleiten, steht wie ein unermeßlicher blanker Spiegel um uns her, der uns die Küstenberge rechts und links in seiner nachgebildeten Unterwelt zum zweiten Mahle sehen läßt. Die ganze Natur, vor, hinter, neben, über und unter uns steht so still, so klar, so lachend und so feierlich da, als wenn sie den großen Ruhetag nach vollendeter Schöpfung noch einmahl begehen wollte. Und siehe! rings um uns her ist Alles gut, Alles herrlich; und wir, Deine beiden Knaben und ich, ihr alter Mitknabe, wissen vor Wohlbehagen uns nicht zu lassen, und schreien vor Uebermuth: Hurrah!

Wünsche uns Glück, liebe Mutter Lotte! Wir sind noch keine halbe Stunde unter Segel, und schon ist es uns gelungen, eine merkwürdige Entdeckung zu machen. Sie besteht in drei Inseln, zwischen welchen wir in diesem Augenblicke hinsegeln, und Besitz von ihnen nehmen, indem wir unsere Schnupftücher flaggen lassen, und auf das hohe Wohl unsers gnädigsten Herzogs ein Gläschen Melnicker *) leeren. Es sind drei niedrige Eilande; dem Ansehen nach, noch unbewohnt; denn nir-

*) Der beste unter den Böhmischen Landweinen.

gend zeigt sich uns eine Hütte, und nirgend sehen wir Rauch aufsteigen. Desto ausgemachter ist das Recht unserer Besitznahme, wiewol wir, auch wenn sie seit Jahrhunderten wirklich schon bewohnt gewesen wären, nach dem Vorgange und Beispiele anderer Entdecker, uns dadurch gar nicht irre machen zu lassen brauchten. Das Recht des Besitzstandes gilt nur in Europa; selbst da nur noch hier und da, und, nach heutigem Völkerrechte, nur so lange noch, als es einem Mächtigeren gefällt, es gelten zu lassen. In den jüngern Welttheilen hingegen nimmt, hergebrachtermaßen, jeder Entdecker, was er zuerst erblickt, unbekümmert, ob es schon seine Herren habe, oder nicht. Meine beiden Gefährten, der Schiffslieutenant Eduard und der Speise- oder Proviantmeister Karl — zu diesen Würden habe ich Beide, ihren Fähigkeiten gemäß, erhoben — haben mir die Ehre erwiesen, die größte dieser drei Inseln nach meinem Namen die Großvater-Insel zu nennen. Ich selbst habe dagegen, aus Erkenntlichkeit, die beiden andern nach ihren eigenen Namen, die eine Eduards-, die andere Karls-Eiland, benannt. Der Straße, welche die letzten beiden von einander trennt, gaben wir einstimmig die Benennung Sophienstraße; und einer kleinen, an der östlichen Küste der Großvaterinsel bemerkten Bucht, die einen guten Ankergrund zu haben scheint, den Namen der Großmutter-Bai. Den genauesten Beobachtungen zu Folge, die wir auf der Homannschen Karte von Böhmen anzustellen Gelegenheit hatten, liegen diese Inseln zwischen dem 31. und 32. Grade der östlichen Länge und dem 50. und 51. Grade der nördlichen Breite. Die überschießenden Minuten und Sekunden zu bestimmen, waren wir unvermögend.

Eine Stunde unterhalb Leitmeritz verwandelt sich die Bühne. Die Berge rücken näher zusammen; die Ansichten werden schauerlich und erhaben. Nackte, nur sparsam noch mit Baumkrüppeln, Gesträuch und Weinstöcken bekleidete Felsenberge steigen rechts und links aus dem von ihnen beengten Wasserspiegel empor. Hier und da guckt über ihre Schultern und Häupter ein noch höherer Bergriese, der den schmalen Himmel über uns noch mehr beengen hilft. Die Natur gewinnt ein rauhes und wildes Ansehen; aber plötzlich erheitert sie sich wieder, und wird, wenigstens an den Fußgestellen der Berge, auf beiden Seiten lachend und milde. Wir sind dem Dorfe Lochtowitz gegenüber, berühmt wegen des vielen und schönen Obstes, welches hier gewonnen, und aus diesem Bergwinkel in sehr großer Menge nach Berlin, Hamburg und Petersburg verfahren wird. Fehlte es uns nicht an Mannschaft, so würde ich ernstlich darauf denken, hier einen Pflanzort anzulegen. Die schöne blühende Gegend ist überaus einladend dazu.

Land! Land! erschallt es in diesem Augenblicke, nachdem wir abermahls eine gute Stunde zwischen Felsen und Klippen hingesegelt haben, vom Mastkorbe herab. Du glaubst nicht, liebe Mutter Lotte, wie süß dieses kleine Wort uns andern Seefahrern in die Ohren tönt; besonders wenn man, wie wir, so lange schon zwischen Himmel und Erde geschwebt hat, und seinen Mundvorrath mit jeder Stunde kleiner und kleiner werden sieht! Was man uns verkündiget hat, ist wieder eine Insel. Wir können sie in diesem Augenblicke schon, vom Verdecke herab, ganz deutlich vor uns liegen sehen. Sie ist stark bewachsen; aber wie es scheint, weder mit

Kokos-, noch mit Brotfruchtbäumen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß wir von beiden für die Seefahrer so wohlthätigen Fruchtbaumarten während unserer ganzen Fahrt noch nirgend eine Spur finden konnten, da doch Cook und andere Weltumsegler vor uns ihrer überall so viele fanden! Sollten sie aus dem Pflanzenreiche sich auf einmahl ganz verloren haben? Frage doch den Herrn Hofrath Helwig darum; der muß es ja wissen, weil es zu seinem Fache gehört. Unser Proviantmeister, der, wie Du Dich wol noch erinnern wirst, von jeher so außerordentlich feine und scharfriechende Nüstern hatte, will dagegen Muskaten-, Nelken- und Zimmtgerüche wittern, und behauptet steif und fest, daß wir auf eine Gewürzinsel gestoßen seien. Der Schiffslieutenant hingegen, der schärfer sehen als riechen kann, erklärt das gesammte Gesträuch der Insel, so weit wir es übersehen können, für lauter Hasel- und Brombeerstauden. Meine eigenen alten Augen können vollends gar nichts Anders, als Elbweiden herausbringen. Wer von uns recht gerochen oder recht gesehen habe, das mögen die Götter wissen! Die Sache näher zu untersuchen, ist unthulich; denn nirgend will sich auch nur die kleinste Bucht, geschweige denn ein sichrer Hafen zum Einlaufen zeigen. Wir müssen daher die Entscheidung einem glücklichern Nachfolger überlassen, und begnügen uns, die Insel im Vorbeifahren in Besitz zu nehmen, und sie, Deiner kleinen frommen Lilla zu Ehren, die Lilla-Insel zu nennen. Vier der mehrerwähnten Kegelberge von verbranntem Ansehen, die man hier im Gesicht hat, und welche nachbarschaftlich zusammengetreten zu sein scheinen, als wenn sie sich mit einander berathen wollten, machen sie für Jeden, der diese Gewässer nach uns befahren wird, unverkennbar.

Erschrick nicht, liebe Mutter Lotte! Wir nähern uns dem entscheidendsten Augenblicke unsers Lebens! aber ehe ich mit der Gefahr, der wir entgegenfließen, Dich bekannt mache, schlucke, bitte ich, erst einige Tropfen Naphtha hinunter, um den Anblick der Gefahr, worin Du Dein Fleisch und Blut erblicken wirst, ertragen zu können.

Wir haben den Schreckenstein im Gesicht, und eine starke Strömung treibt uns unaufhaltbar darauf zu. Der bloße Name wird Dir sagen, worauf es ankommt. Ein nackter, drohender Felsenberg, der jenen furchtbaren Namen führt, steigt senkrecht am Rande des Gewässers empor, und von seiner alten kahlen Scheitel herab drohen die von Uhu's, Käuzen und Fledermäusen bewohnten zackigen Trümmer einer längst zerstörten Burg, an welche ein noch wohnliches Gebäude sich lehnt, worin ein Böhmischer Burggraf hauset. Die vorbeiwogenden Fluten schaudern vor Entsetzen über den dräuenden Anblick hoch auf, und verursachen dadurch eine allgemeine Brandung, welche unter lautem Zischen, Aechzen und Brausen zerbrochene Wogen und schneeweißen Gischt gen Himmel spritzt. In diese schreckliche Brandung werden wir in diesem Augenblicke vom Strome hingerissen. Alle unsere Anker, selbst der Nothanker, den Eduard aus einer Karlsbader Stricknadel ungemein sinnreich gedrehet hatte, sind dahin! Lebt wohl, Vater, Mutter, Großmutter, Schwestern, Freunde! Das Verhängniß reißt uns unwiderstehlich dahin *).

---

*) Große Felsenblöcke, die hier einst im Strome lagen, der an dieser Stelle wirklich einen kleinen Fall hat, mögen den Schiffen damahls in der That ein wenig gefährlich gewesen sein, und den Namen Schreckenstein, wie ver-

Erhole Dich, liebe Mutter Lotte! Dein Fleisch und Blut ist geborgen, die Gefahr überstanden. Wir schwimmen wieder in einem ruhigen Wasser, und weiden unsere Augen an dem schönen Felsenberge und an seinen mahlerischen Trümmern. Da er uns jetzt nicht mehr schrecklich ist, so sind meine braven Gefährten, die auch bei dieser Gelegenheit eine seltene Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit an den Tag gelegt haben, auf den Einfall gerathen, ihn umzutaufen, und ihn, ihrem abwesenden Freunde zu Ehren, den Konradsstein zu nennen. So wird er nun auch wol bis ans Ende der Tage heißen! weil die Erdbeschreiber nicht ermangeln werden, Bemerkung davon zu nehmen.

Unser geschäftiger und auf Alles, was die Küche angeht, höchstaufmerksamer Proviantmeister berichtet mir, daß unsere Lebensmittel zu Ende gehen. Zum guten Glücke zeigt sich uns zu gleicher Zeit Land, und wir unterscheiden sogar am Fuße des nächsten Vorgebirges ganz deutlich eine Stadt, von der unser Steuermann, der diese Weltgegend schon in frühern Zeiten befahren hat, versichert, daß sie, so wie das Land umher, nicht von Menschenfressern, sondern von zahmen Leuten bewohnt werde, die uns nichts zu Leide thun würden. Die Stadt, sagt er, werde in der Landessprache Aussig genannt. Ich finde, jener Angabe zu Folge, nichts Bedenkliches dabei, hier anzulegen, und mit meiner

---

sichert wird, veranlaßt haben. Jetzt, da jene Felsenblöcke längst gesprengt sind, verdient der unschädliche Felsenberg eine minder schreckliche Benennung.

Mannschaft ans Land zu gehen, um neue Lebensmittel und Erfrischungen einzunehmen.

Wir haben uns herrlich erquickt, und fühlen uns nun wieder stark genug, jeder Gefahr und jedem Ungemache von neuen Trotz zu bieten. Das Land bringt unter andern einen recht guten Wein, Portsgaller genannt, aber in so geringer Menge hervor, daß es wol nur wenige Deutsche geben mag, die sich rühmen dürfen, ihn gekostet zu haben. Die Eingebornen fanden wir, wie der Steuermann sie uns geschildert hatte, als gute, friedfertige Menschen, die recht gern mit sich handeln ließen, und uns nichts zu Leide gethan, vielweniger uns aufgefressen haben. Wir setzen nun unsere Fahrt, immer nördlich steuernd, fort; und unserm Logbuche zu Folge, welches schon eine ziemliche Zahl von Meilen angiebt, können wir so sehr weit vom Nordpole nicht mehr entfernt sein. Gleichwol ist unser Meer noch immer frei von Eise; Seehunde und Wallfische wollen sich auch noch nicht zeigen. Sollte der Himmelsstrich hier in eben dem Maße wärmer geworden sein, als er in unserm Vaterlande heuer kälter geworden ist? In diesem Augenblicke entdecken wir zwei hohe Spitzberge, die über andere Bergklumpen hervorragen. Sollten wir die Höhe von Spitzbergen erreicht haben?

Mit nichten! Was wir für Spitzbergen hielten, ist, wie wir nunmehr deutlich sehen, festes Land, welches uns in Nord-nord-osten liegt. Die erwähnten beiden Berge sind, bis über das zweite Drittel ihrer beträcht-

lichen Höhe hinaus, mit dichtem Gehölz bewachsen. Von da an steigen auf ihren Schultern nackte Felsen gen Himmel, die das Ansehen alter Burgen haben. Nach der Aussage unsers alten erfahrnen Steuermanns wird der eine von den Eingebornen der Ziegenberg, der andere der Sperlingsstein genannt. Beide liegen in einer ziemlichen Entfernung von einander.

Eine neue Erscheinung! Nord-nord gen Osten erhebt sich abermahls hart am Strande ein gewaltiger Felsenklumpen, der auf seiner platten Scheitel mit drei hölzernen Kreuzen bepflanzt ist. Was mögen diese Kreuze bedeuten? Sollten arme Schiffbrüchige in dieser Gegend hausen, und die Vorbeisegelnden durch dieses Nothzeichen um Hülfe anflehen wollen? Die Sache verdient, untersucht zu werden.

Ich befahl, beizulegen; allein der Steuermann versicherte, daß wir uns dieser Kreuze wegen nicht zu bemühen brauchten. Felsen und Zeichen wären ihm wohl bekannt; und diese letzten hätten eine ganz andere Bedeutung, als diejenige, die meine Vermuthung ihnen liehe. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nämlich wären drei Nonnen vor Schwedischen, sie verfolgenden Reitern bis auf diesen Felsen geflohen; und da jene wilden Krieger ihnen selbst bis hieher nachgelaufen wären, hätten sie lieber sterben, als sich ihnen ergeben wollen. Sie hätten sich daher von der Höhe des Felsens hinab in den Strom gestürzt, und wären von diesem, ihrem Wunsche gemäß, verschlungen worden. Zum Andenken an diese Heldenthat, und zum ermunternden Beispiele für andere fromme Jungfern, hätte man jene Kreuze gerade

an der Stelle errichtet, wo sie hinabgesprungen wären; und zum Beweise der Wahrheit dieser Geschichte würde der Felsen bis auf den heutigen Tag noch immer der Jungfernstein genannt. Wir ehrten das Andenken der drei Heldinnen, und segelten weiter.

Die Begebenheiten drängen sich. In diesem Augenblicke — es ist Abends um 6 Uhr — ereignet sich wieder ein merkwürdiger Umstand. Die ununterbrochenen Bergketten, die den ganzen Tag auf beiden Seiten rechts und links neben uns vorbeigelaufen sind, weichen jetzt plötzlich vor uns zur Seite, und eröffnen uns einen weitern Gesichtskreis, als uns während unserer ganzen heutigen Fahrt zu Theil geworden ist. Aber auch diese neue, erweiterte Bühne soll nicht von Bestand sein. Indem ich dieses schreibe, springt einer der breitesten, höchsten und prächtigsten Berge gerade vor uns auf, und stellt sich dem uns tragenden Strome mit seiner ganzen mächtigen Breite in den Weg. Auch ist er oben, wo das Waldicht aufhört, mit himmelanstrebenden Felsen gekrönt. Wie der Strom es machen werde, durch ihn, oder über ihn, oder bei ihm hinzukommen, und ob nicht die Welt hier für uns ein Ende haben werde, steht dahin. Wir werden es morgen erfahren; denn ich bin entschlossen, hier anzulegen, und die Nacht, die bekanntlich keines Menschen Freund ist, am Lande zuzubringen, bevor wir es wagen, mit dem gedachten Bergriesen, der sich uns so drohend entgegenstellt, anzubinden. Der Ort unserer Landung ist einem prächtigen gräflich Thunschen Schlosse, Tetschen genannt, gegenüber, welches, auf einem aus dem Wasser emporsteigenden Felsen, ru-

hend, unterwärts auf den Strom hinab, ringsumher aber, in geringer Entfernung, gegen einen Kranz von herrlichen Bergen schaut. Die ganze Gegend ist unbeschreiblich schön. Wir begrüßen sie, indem wir das Land betreten, mit folgendem

Landungsliede.

Nach der Weise: Das waren mir selige Tage.

Hurrah! ihr Gefährten, laßt schallen,
Hurrah! ihr Karthaunen, laßt knallen
Ein fröhliches, lautes Hurrah!
Begrüßet die freundliche Küste,
Und labt euch nach Herzensgelüste
Mit Früchten des Landes! Hurrah!

Wir pflügten des Meeres Gebreite,
Und spähten in endloser Weite,
Doch immer vergebens, nach Land.
Wir sahen das Wasserfeld schwellen,
Und schwebten auf taumelnden Wellen;
Das tröstende Sonnenlicht schwand.

Da standen die Himmel in Flammen,
Da rollten die Donner zusammen,
Da knackten die Fugen der Welt.
Wie stiegen die schäumenden Wogen!
Wir stiegen mit ihnen, und flogen
Hinauf, zu des Himmels Gezelt,

Und wieder hinab, in die Schlünde
Der niemahls ergründeten Gründe

Zu Wallfisch und Robben hinab.
Schon dachte nun Jeder, er finde
In jedem der gräßlichen Gründe
Sein wassergepolstertes Grab.

Da schallte vom Mastkorb hernieder,
Entzückend, wie Mozartsche Lieder,
Das wiederbeseelende: Land!
Urplötzlich verstümmten die Stürme,
Es sanken der Wogen Gethürme,
Der Schleier des Himmels entschwand.

Die Fläche ward ringsum ein Spiegel,
Und vor uns stieg Hügel an Hügel
Empor aus der spiegelnden Flut.
Die Arme des Hafens umfingen
Das Schifflein so gastlich! Nun singen
Wir fröhlich, und schwenken den Hut!

So schiffen wir Alle, und schweben
Auf Wogen des Schicksals durchs Leben,
Und werden mit Stürmen bekannt.
Oft sehn wir kein Sternlein mehr blinken;
Oft drohet das Fahrzeug zu sinken;
Doch plötzlich erblicken wir Land!

Hurrah! ihr Gefährten, laßt schallen,
Hurrah! ihr Karthaunen, laßt knallen
Ein fröhliches, lautes Hurrah!
Begrüßet die freundliche Küste,
Und labt euch nach Herzensgelüste
Mit Früchten des Landes! Hurrah!

Unser lautes Hurrah! hatte die Eingebornen an den Strand gelockt, ein gutmüthiges, gastfreundliches, herziges Völkchen, welches uns mit offenen Armen empfing. Wie ein Vater von seinen Kindern, wie Kinder, nach langer Abwesenheit, von ihren Aeltern aufgenommen werden, so wurden wir es von diesen einfachen, lieben Menschen, die sich dem schönen Kranze unserer Böhmischen Freunde für immer so herzlich angeschlossen haben! Liebe Mutter Lotte! Wie reich wirst Du uns wiederkehren sehen! Sollte, was der Himmel verhüten wolle, Menschenhaß oder nur Menschensattheit je einen Versuch machen, sich Deines noch unbefangenen Herzens zu bemächtigen, so laß doch, rathe ich Dir, Alles stehen und liegen, und reise, so geschwind Du kannst, nach Böhmen, um Dein Menschengefühl, Deine Fähigkeit, Menschen zu genießen, und Deinen Glauben an Menschen wieder anzufrischen. Was der Sprudel zu Karlsbad den körperlichen Süchtlingen ist, das sind für die Süchtlinge an Geist und Herzen die vielen braven Menschen, welche dieses Land in seinem Schooße hegt. Gott verleihe Euch Allen einen so frohen Abend und eine so süße Nacht, als Eure drei glücklichen Knaben hier, in einem der schönsten Winkel der Welt, unter dem gastfreundlichen Dache dieser gutmüthigen Seelen verleben!

Siebzehnter Brief.

Eduard an seinen Vater.

Schloß Tetschen, den 9. August 1805.

Großvater will, daß ich ihn ablösen und sein Tagebuch fortführen soll. Leicht gesagt; aber auch gethan?

Ich will versuchen, was meine Schultern tragen können, und wende mich dabei an Dich, mein guter, lieber Vater, überzeugt, daß Du Nachsicht mit mir haben, und nicht mehr von mir verlangen wirst, als ich leisten kann. Ich bin ja noch kein Großvater; natürlich kann ich also auch noch nicht als ein Großvater schreiben. Ich schreibe Dir als Dein Eduard, schlecht und recht; und Du wirst gütig-väterlich damit fürlieb nehmen.

Es ist Morgens um 5 Uhr, da wir uns aus den Armen unserer letzten Böhmischen Freunde — denn heute sollen wir dieses liebe Land verlassen — loswinden, und uns wieder an Bord begeben. Eine so dichterisch-schöne Frühstunde, ein so herrliches Erwachen der Welt um uns her haben wir noch nie erlebt. Möchte ich nur den zehnten Theil davon Dir so beschreiben können, wie ich es vor mir sehe und in mir fühle! Aber wer vermag das! — Die Elbe, hier, wo wir abfahren, noch glatt wie ein Spiegel, weiterhin aber, wo sie, auf abschüssigem Boden von Bergen gedrängt und zu einer Krümmung gezwungen wird, unwillig rauschend und wogend, dampft ihr Morgenopfer gen Himmel. Man sagt, es soll Menschen geben, die aus einem Munde beten, singen und fluchen können. Gerade so kommt mir hier die Elbe mit ihrem Morgenopfer und mit ihrem gleichzeitigen Toben vor. Aus den Wänden und Klüften der Berge auf beiden Seiten wickeln neugeborne Wolken und Wölkchen sich los, und hangen, bevor sie sich höher schwingen, als wollten sie erst ihre jungen Flügel trocknen und schwebend den Gebrauch derselben versuchen, an Baumgipfeln und Klippen, von dem Goldlichte der aufgehenden Sonne bestrahlt. Still und feiernd, ich möchte sagen, anbetend, steht die ganze hohe und liebe Natur um uns her. Kein Lüftchen wagt es, zu ath-

men, kein Blättchen, zu flüstern; und doch in diesem Augenblicke, in welchem unser Fahrzeug von der glatten Spiegelfläche hinab auf einmahl in das unruhige Wogengetümmel gleitet, welch plötzliches Aufkochen des Stroms! welch Aufzischen und Aufspritzen schäumender Wellen, die auf Leben und Tod mit einander kämpfen, und sich einander zerschlagen, daß ihr Schaum uns ins Angesicht spritzt! Die ewigen Berg- und Felsenmassen auf beiden Seiten, welche diesen Unwillen des Gewässers durch ihr Vortreten erregt haben, stehen,

Das Haupt in Sonnenstrahlen,
Den Fuß in nächtlichen Schatten,
Die Lenden mit Wolken umgürtet,

still und ruhig, wie wahre Größe sich immer zeigt, daneben, und lächeln mitleidig auf das kleinliche Toben da unten hinab. Nicht lange, so haben wir den Kampfplatz hinter uns, und unser Fahrzeug gleitet nun wieder, wie zuvor, über einen blanken Spiegel dahin, der das von ihm zurückgeworfene Gold der Sonne mit jungen, eben erst ausgehauchten Wölkchen verschleiert, damit es nicht gar zu grell uns in die Augen springe. Die Elbe scheint noch zu rechter Zeit gemerkt zu haben, daß Nachgeben weiser als Trotzbieten sei, und hat, statt sich in einen ungleichen Kampf mit dem ihr in den Weg getretenen Hünenberge einzulassen, klüglich eine zwischen ihm und einem ähnlichen Riesen befindliche Schlucht benützt, um sich still davon zu schleichen. — Hier giebt mir Großvater die Feder zurück, die er mir bei den obigen Worten: »Wer vermag das?« mit einem: »Kleinmüthiger!« aus der Hand riß, und die vorstehenden 40 — 50 Zeilen mit einer Art von Begei-

sterung auf das Papier warf. Ich ließ mir das recht gern gefallen; denn nun mag auch er, was er geschrieben hat, verantworten; ich fahre in meinem Tone fort.

Die Berg- und Felsenklüfte, durch welche der Strom uns fortreißt, werden von hier an immer wilder, schauerlicher und erhabener. Noch nie habe ich eine so große und herrliche Natur gesehen. Wie oft fallen mir Hölty's Worte dabei ein:

O, wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu sein!

Die Berge auf beiden Seiten, welche ununterbrochene Ketten bilden, sind sammt und sonders hoch und steil, bis an den dritten Theil ihrer Höhe mit herrlicher Waldung bekleidet, und über derselben mit nackten Felsen gekrönt, die aus ungeheuern, von der Hand der Natur schichtweise auf einander gepackten Quadern bestehen, wovon jeder, wenn er unten läge, einen Felsenhügel darbieten würde. Einige derselben sind wirklich herabgestürzt, und liegen als Bergtrümmer, theils im Strome, aus dem sie hervorragen, theils an den Ufern desselben. An einigen Stellen rauscht ein Gießbach herab, und unterbricht durch sein Plätschern die schauerliche Stille, die zwischen diesen Felsenbergen herrscht. Einzelne Fischerhütten und kleine freundliche Ortschaften erblickt man, unter Bäumen versteckt und an den Felsenwänden hangend, bald auf der einen, bald auf der andern Seite des Stroms. Es thut Einem wohl, innerhalb dieser wilden Bergklüfte Spuren menschliches Daseins zu sehen.

Um acht Uhr erreichten wir Böhmens Grenze. Hier müssen Reisende ihre Pässe vorzeigen, und zugleich an-

geben, ob sie etwas Mauthbares bei sich führen, oder nicht. Die Sache war in zwei Minuten abgethan. Von Durchsuchen unsers Gepäcks war gar nicht die Rede, noch weniger von einem Geschenke für milde Behandlung und schnelle Abfertigung. Großvater hatte vergangenes Jahr versucht, seine Dankbarkeit dafür an den Tag zu legen; allein es war ihm nicht damit gelungen. Selbst der Guldenzettel, den er für die Magd des Hauses, die ihm Wein geglühet hatte, verstohlner Weise auf den Küchentisch warf, wurde ihm, da er schon wieder im Schiffe war, von dem wackern Einnehmer zurückgebracht und mit Gewalt wieder aufgedrungen. Sage nun selbst, Vater, ob wir nicht alle Ursache haben, den lieben Böhmen gut zu sein, und ob wir nicht recht undankbare und gefühllose Menschen sein müßten, wenn wir dieses Land ohne wehmüthige Empfindung verlassen könnten? Indem ich dieses schreibe, sitzen Großvater und Karl mit gestützten Köpfen da, und sehen unaufhörlich rückwärts. Mir selbst ist so bänglich und so weinerlich zu Sinne, daß ich die Feder niederlegen muß.

Wir sind nunmehr in Sachsen. Die Berge auf beiden Seiten des Stroms bleiben zwar sich noch immer gleich; aber es ist hier mehr Leben zwischen ihnen. Das macht, die Sachsen benützen die unerschöpflichen Sandsteinschätze jener Berge, indeß die Böhmen von den ihrigen fast gar keinen Gebrauch zu machen scheinen. Hier sieht man überall Menschen beschäftiget, welche Bruchstücke lösen und an den Bergwänden herabrollen lassen, Andere, welche sie unten zu Quadern behauen, und wiederum Andere, welche sie in Schiffe laden, um sie zunächst nach Pirna zu bringen, von wo aus sie, den

Elbstrom hinab, in die weite Welt verfahren werden. Warum die Böhmen es nicht eben so machen mögen? Sie werden durch ein sonderbares Vorrecht der Sachsen daran gehindert, dessen Entstehung und Begründung uns unbekannt geblieben sind. Indeß nämlich die Sächsischen Schiffer stromaufwärts, über die Grenze hinaus, bis nach Leitmeritz, vielleicht noch weiter, fahren dürfen, ist die Böhmische Schifffahrt durch die Landesgrenze beschränkt. Will man von hieraus weiter ins Sächsische hinabfahren, so muß man bei dem ersten Sächsischen Elborte anhalten, um erst die Erlaubniß dazu zu erkaufen. Ein eigenes Vorrecht! Sonst pflegen kleinere Staaten durch benachbarte größere im Handel und Gewerbe beschränkt zu werden; hier ist es umgekehrt. Auch wir haben so eben das Unangenehme davon empfunden. Als wir nämlich Schandau, einen kleinen Sächsischen Brunnenort, erreicht hatten, mußten wir anlegen, und unser Schiffer verfügte sich nach dem Steueramte, um die Erlaubniß, uns bis nach Pirna zu bringen, einzukaufen. Es dauerte lange, ehe er seine Abfertigung erhielt. Endlich kehrte er zu uns zurück, begleitet von einem Sächsischen Schiffer, den wir gegen die Gebühr an Bord nehmen mußten, um uns zur Erhaltung des Sächsischen Schifferrechts eine gewisse Strecke weit von ihm begleiten zu lassen.

Unter den Felsenbergen, die sich jetzt in unserm Gesichtskreise erheben, zeichnen sich zwei aus, die unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich ziehen, der Lilienstein und der berühmte Königsstein. Beide sind durch den Elbstrom von einander getrennt, sonst ziemlich nahe

Nachbaren. Der erste ist der schönste und höchste, der andere hingegen, der für unüberwindlich gehaltenen Feste wegen, die er trägt, der merkwürdigste von beiden. Jener ist nur auf seinem Gipfel, wo er spitzsäulig zuläuft, mit einer nackten Felsenkrone geschmückt, dieser hingegen erscheint auf seiner ganzen Süd=, Ost= und Nordseite als eine einzige ungeheure Felsenmasse mit senkrechten, ihrer Höhe wegen völlig unersteiglichen Wänden. Nur auf der Westseite desselben ist der einzige mögliche Aufgang, der aber durch ein paar Kanonen von oben herab jedem Feinde unzugänglich gemacht werden kann.

Gern wären wir zu diesem berühmten Felsenneste hinaufgeklettert, um sein Inwendiges zu besehen; allein es wird dazu eine schriftliche Erlaubniß von der Regierung erfodert, die wir nicht hatten. Wir mußten uns also für dasmahl diese Neugier vergehen lassen.

Von hier an wird das Elbgestade wieder im höchsten Grade felsenreich, wild und erhaben. Man unterliegt zuletzt dem Gefühle des Staunens, und sieht, indem man sich der Stadt Pirna nähert, es gar nicht ungern, daß die Berge und Klippen endlich einmahl anfangen, sich zu senken, und nur noch auf dem rechten Ufer als eine aus mächtigen Quadern aufgeführte, aber hier und da schon verwitterte Mauer bis zu dem genannten Orte fortzulaufen. Der Mensch, ich meine den gewöhnlichen, kann, scheint es, den Anblick des Flachen und Kleinen länger, als den des Großen und Erhabenen, ertragen.

Pirna ist eine mittelmäßige, aber durch Handel und

Gewerbe sehr belebte Stadt, mit einem alten Bergschlosse, welches neben andern Bestimmungen auch die eines Gefängnisses erhalten hat. Der bloße Vertrieb der in den obenbeschriebenen Elbbergen gebrochenen und behauenen Sandsteine ist für diesen Ort eine bedeutende Nahrungsquelle. Er zeichnet sich aber auch, wie die meisten Sächsischen Städte, durch mehr als Einen Zweig des diesem Lande so vorzüglich eigenen Kunstfleißes aus. Besonders blühen hier beträchtliche Kattunwirkereien, und aller Elbhandel zwischen Sachsen und Böhmen muß durch die Hände der hiesigen Kaufleute gehen. Wir verließen hier das Schiff, um unsere Reise nun wieder zu Lande fortzusetzen.

Wir sind in Dresden. Wie viel Sehenswürdiges, Schönes und Prächtiges schließt dieser Name ein! Aber werde nur nicht bange, lieber Vater! Du sollst mit meinen Beschreibungen verschont bleiben. Es wäre ja Unsinn, sich darauf einzulassen, wenn man nur ein paar Tage hier sein kann. Dies ist unser Fall. Ich sage Dir daher nur, daß wir seit ehegestern, da wir hier ankamen, jeden Augenblick benützt haben, um von den unzähligen Sehenswürdigkeiten dieser prächtigen und kunstreichen Stadt das Sehenswürdigste denn doch — auch anzustarren. Für unsere blanken Dukaten, versteht sich; denn umsonst ist hier, wie in London, der bittere Tod! Aber Großvater wird überall, wo es etwas zu sehen giebt, für uns zum Verschwender. Die Dukaten fliegen ihm mit einer Leichtigkeit aus der Hand, als wenn es Zahlpfennige wären. In dem sogenannten grünen Gewölbe that es mir denn doch leid darum. Denn was hat man am Ende davon, diesen unermeßlichen Prunk von

Gold, Silber, Perlen und Edelgesteinen angestaunt zu haben? Wie viel besser würden diese ungeheuern todten Schätze verwandt worden sein, wenn man sie am Ende des siebenjährigen Krieges in Pflaster verwandelt hätte, um die dem Lande dadurch geschlagenen, noch heute nicht ganz verharschten tiefen Wunden damit auszuheilen! —

Eine Merkwürdigkeit, die größte und erfreulichste von allen, auf die wir hier gestoßen sind, und die wir unentgeltlich erfahren haben, da sie doch ihre zwei gerändelten Dukaten unter Brüdern werth gewesen wäre, will ich Dir denn doch nicht vorenthalten, mein lieber Vater! Es ist eine von dem jetzigen edlen Kurfürsten ausgeübte Handlung der Gerechtigkeit, die seinem Herzen zur Ehre gereicht. Du kennst, denn Du bist ja hier gewesen, den sogenannten großen Garten auf der Südseite der Stadt, der mehr zu einem Fasanengehege, als zu schönen Gartenanlagen, benützt worden ist. Als einer der Vorfahren des Kurfürsten dieses Gehege zu seinem Jagd= und Tafelvergnügen anlegen ließ, mußten Bürger, welche hier ihre Gärten, Wiesen und Aecker hatten, den Grund und Boden dazu hergeben. Es wurde ihnen zwar Vergütung dafür verheißen, aber — nie gewährt, so oft sie auch flehend darum nachsuchten. Diesen, der Regierung zum Vorwurf gereichenden Umstand erfuhr nun neulich, ich weiß nicht durch welchen glücklichen Zufall, der jetzige Kurfürst, und sein großes Herz, empört über den Gedanken, Etwas zu besitzen, was seine Vorfahren ungerechter Weise ihren Unterthanen entrissen hatten, zwang ihn, sofort eine Untersuchung darüber anstellen zu lassen. Diese Untersuchung ergab nun die Wahrheit der Sache; und der Kurfürst — Gott segne ihn dafür! — ließ den Beeinträchtigten, oder vielmehr ihren Erben, nicht bloß den damahligen

Werth der Grundstücke, sondern auch die Zinsen davon bei Heller und Pfennig ausbezahlen. Diese schöne Handlung, sagte Großvater, verdient zwar, wenn wir die Dinge bei ihrem rechten Namen nennen wollen, noch nicht den Namen einer großmüthigen und edlen, sondern nur den einer gerechten; aber o, fügte er hinzu, möchten alle Fürsten und alle ihre Unterthanen nur erst die Pflicht der Gerechtigkeit, die heiligste und unerlaßlichste von allen, auszuüben gelernt haben! Wie gern wollten wir ihnen die Großmuth erlassen, die alsdann nicht einmahl mehr nöthig sein würde!

Wer Preiswürdiges preiset, der darf auch, meine ich, Das, was ihm tadelswürdig zu sein scheint, mit Bescheidenheit zu tadeln sich nicht scheuen. Dem zu Folge gestehe ich Dir, lieber Vater, daß uns Etwas hier aufgefallen ist, was man unter der Regierung eines so haushälterischen Fürsten und an einem so prachtvollen Orte zu finden nicht erwarten sollte. Ich meine die Vernachlässigung einiger öffentlichen Prachtgebäude und Anlagen, z. B. des sogenannten Zwingers und des ehemahligen Brühlschen, jetzt Kurfürstlichen Gartens, die einst so unermeßliche Summen kosteten, jetzt aber, da sie seit vielen Jahren schon nicht mehr in Bau und Besserung erhalten wurden, überall Spuren des Verfalls und der Zerstörung darbieten. Der Anblick des allmähligen Hinsinkens in Unordnung und Zertrümmerung hat etwas so Widerwärtiges! Wie ist es möglich, daß Jemand sich diesem unangenehmen Gefühle Preis geben kann, wenn es nur bei ihm steht, es von sich abzuhalten! Ich möchte, sagte der Großvater, der Mann nicht sein, der einen Fürsten reizte, Prachtgebäude, wie diese, mit Kosten aufzuführen, welche seine und des Staates Kräfte überstiegen; aber wo dergleichen nun einmahl dasind,

und durch ununterbrochene Nachhülfe und Ausbesserung mit so geringen Kosten erhalten werden könnten, da möchte ich eben so wenig ihre Vernachlässigung und ihren Verfall bei meinem Fürsten, bei seinem Volke und bei der Nachwelt zu verantworten haben. Der Brühlsche Garten war zwar gerade kein vollendetes Musterbild für dergleichen Anlagen, aber er verdiente doch, schon seiner herrlichen Lage wegen, vermöge welcher er den majestätischen Elbstrom, die herrliche Brücke, die ganze Neustadt und eine der blühendsten Gegenden umher beherrscht, wenigstens so, wie er ehemahls war, erhalten zu werden *).

Morgen reisen wir über Meißen und Hubertsburg nach Leipzig ab. Da wir daselbst, nach Großvaters Berechnung, an einem Posttage ankommen werden, so wollen wir euch dieses unser kleines Tagebuch von da aus schicken, drei Tage danach — uns selbst.

Wünsche uns Glück, lieber Vater! wir sind nur noch 21 Meilen weit von euch entfernt, und wenn es der hiesigen Post — wir sind in Leipzig — gegen die Gewohnheit Sächsischer Postämter gefallen sollte, uns ein wenig schnell zu befördern, so sind wir nach Verlauf zweier Stunden schon wieder auf der Landstraße, und fliegen Euch und unserm lieben Braunschweig zu. Es ist hohe Zeit, daß wir nach Hause kommen, um wieder zu werden und zu sein, was wir vor unserer

*) Um gerecht zu sein, müssen wir jedoch bemerken, daß wir an Einer Stelle dieses Gartens eine angefangene Ausbesserung wirklich wahrgenommen haben.

Der Herausg.

Reise waren — unbedeutende Knaben, und weiter nichts! — denn sonst möchte der Himmel wissen, was man noch Alles aus uns machen könnte. Unsere Stocks fallen jetzt mit jedem Tage fürchterlich. In Böhmen waren wir bekanntermaßen Ihre Gnoden und kleine Prinzen, in Dresden die kleinen Mosjehs, zu Eulenburg die lieben Thierchen, und hier in Leipzig endlich gar die kleinen Luderchen! Und dazu müssen wir noch korschamer Diener! sagen, weil diese zärtliche Benennung eine Liebkosung sein soll!

Von dem schönen, reinlichen, lebendigen, betriebsamen, hochhäusigen und erkerreichen Leipzig kein Wort! Eine Silbe darüber zu sagen, wäre schon mehr, als ich auszusprechen berechtigt bin. Auch ist ja mein Herz mir schon davongelaufen, und bei Dir, mein guter Vater. Der Verstand steht auf dem Sprunge, es eben so zu machen. Was bleibt mir da noch übrig, als die Feder weit weg zu schleudern, und in Gedanken mich Dir ganz und gar in die Arme zu stürzen! Bald, bald — o, des Entzückens! — wird es in der Wirklichkeit geschehen!
